

VOLKESLAND



Aufbruch ins Unbekannte

Eine Gemeinschaftsproduktion von
Markus Heitz
und der
Schreibwerkstatt
der Bezirkszentralbibliothek „Mark Twain“
Berlin, Marzahn-Hellersdorf



unter Leitung von
Renate Zimmermann

Illustrationen:
Isabell Geger, Antje Püpke, Annika Baartz,
Vivienne Pabst, Tim Gärtner

Impressum
1. Auflage 2023
Volkesland – Aufbruch ins Unbekannte
von Markus Heitz und der Schreibwerkstatt Marzahn
www.mahet.de
www.berlin.de/bibliotheken-mh/angebote/schreibwerkstatt-fuer-jugendliche/

Herausgeber:
Förderverein Stadtbibliothek Marzahn-Hellersdorf e.V. und Renate Zimmermann
www.berlin.de/bibliotheken-mh/wir-ueber-uns/foerdereverein/
renate-zimmermann.com/

Umschlaggestaltung: Antje Püpke, Berlin
Illustrationen: Isabell Geger, Antje Püpke (S. 111), Annika Baartz (S. 10),
Vivienne Pabst (S. 268), Tim Gärtner (S. 305)
Satz & Layout: Antje Püpke, www.die-illustration.de
Lektorat: Juliane Föhlich, Renate Zimmermann, Berlin
Finanzierung: Förderverein Stadtbibliothek Marzahn-Hellersdorf e.V.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

© Förderverein Stadtbibliothek Marzahn-Hellersdorf e.V.
Berlin-Marzahn, 2023

ISBN: 978-3-00-076858-3

Danke!

Allen Autorinnen und Autoren sei an dieser Stelle herzlich gedankt für die Bereitschaft, ihrer Fantasie alle Freiheiten einzuräumen und fremde Welten zu erforschen. Besonderer Dank geht an Markus Heitz für die Ideenfindung und Plot-Entwicklung, die geduldige und schnelle Beantwortung aller Fragen, für die Tipps zwischendurch, das gründliche Lesen, den Prolog und das Finale.

Juliane Föhlich war eine sehr hilfreiche Co-Lektorin und hat viel Zeit und Nerven in die Fehlertilgung investiert. Dafür gebührt ihr großer Dank! Danke an Isabell Geger für die wunderbaren Illustrationen. Die Künstlerin Antje Püpke hat mit der Gestaltung dem Buch auch in diesem Jahr zu der ansprechenden Optik verholfen, was bei dieser Seitenstärke doppelt schwierig war. Von Beginn an ist sie eine treue und zuverlässige Mitspielerin, wofür ihr nicht genug zu danken ist.

Nicht zu vergessen der Förderverein Stadtbibliothek Marzahn-Hellersdorf e.V., mit dessen finanzieller Unterstützung diese Schreibprojekte ermöglicht werden. In diesem Jahr stiegen die Kosten aufgrund des Umfangs um das Doppelte. Ohne ihn gäbe es keinen Storytausch!

INHALT

<i>Vorwort</i>	4
<i>Hintergrund und Aufgabe des Rates von Volkesland Markus Heitz</i>	6
1. <i>Istoria Pia Vahl</i>	10
2. <i>Gehenna Klaudia Szatmari</i>	24
3. <i>Vaeneth Candy Krüger und Leonie Dittrich</i>	40
4. <i>Allabastye Cassy</i>	66
5. <i>Kaiserreich Aodori Henriette Sitterlee</i>	83
6. <i>Skland Nathan Schidlowski</i>	97
7. <i>Schwarzeich Flo</i>	106
8. <i>Offusus Nele Bosse</i>	111
9. <i>Feyvandar Luise Döring und Charlotte-Irmelin Piotrowski</i>	134
10. <i>Barakis Sophia Spahr</i>	143
11. <i>Nebelland Zora Draebert</i>	149
12. <i>Avani Juliane und Johanna Föhlisch</i>	155
13. <i>Newalya Neela Haus</i>	197
14. <i>Sturminseln Vivian Victoria Nestler</i>	208
15. <i>Feninsula Paula-Carlotta Kelm</i>	240
16. <i>Ile of stars Paula Albrecht</i>	250
17. <i>Cethera Vivienne Pabst</i>	268
18. <i>Potok Mara Helena Weinkauff</i>	297
19. <i>Qart'Hadashit Tim Gärtner</i>	305
20. <i>Alvaheights Juliane und Johanna Föhlisch</i>	347
21. <i>Namenloses Land Andreas Stange</i>	425
22. <i>See hinter dem Hügel Julia Schwarz</i>	447
23. <i>Solea Bianca Sprotte</i>	452
24. <i>Der Schacht Josefina Meise</i>	502
25. <i>Asaron Eddie Neumann</i>	516
26. <i>Kartanien Paul Richter</i>	557
27. <i>Othala Novalee Steinig</i>	567
<i>Dank des Rates von Volkesland Markus Heitz</i>	581
<i>Feedback der Teilnehmer und Teilnehmerinnen</i>	582
<i>Feedback von Markus Heitz</i>	591

VORWORT

STORYTAUSCH – WAS IST DAS EIGENTLICH?

Für die einen in dreizehn Jahren fast so selbstverständlich wie Ostern und Weihnachten geworden, bedarf es für die anderen und weitaus meisten vermutlich einer Erläuterung.

Begonnen hat alles 2011 mit der Gründung der Schreibwerkstatt für Jugendliche in der Marzahrer Mark-Twain-Bibliothek. Schnell war klar, dass neben den monatlichen Treffen auch noch was anderes her musste, etwas, das es in der Form noch nicht gab. Wie wäre es, mit einem Autor oder einer Autorin innerhalb eines Jahres gemeinsam ein Buch zu schreiben? Natürlich gekrönt durch eine Abschlusslesung mit Präsentation des gedruckten Werkes! Gesagt – getan. Der erste Co-Autor war schnell gefunden. Mit Jochen Till erlebte die Gruppe einen humorvollen Sonntags-Familienausflug, der schnell skurrile Züge annahm. Der Spaß war groß und die Lust auf die Fortsetzung dieser Schreibidee ebenso, bis sie nun im 13. Durchgang quasi zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Begleitet haben uns über die Jahre zum Beispiel Dietmar Wischmeyer, Alf Ator, Franziska Hauser, Iny Lorentz, Thomas Brüssig, Vincent Kliesch u.v.m. Mehr dazu inklusive der Texte findet man auf der Webseite der Bibliothek. Einige Bücher sind vor Ort auch noch erhältlich.

Hatten wir es uns über die Jahre schon fast gemütlich eingerichtet in routinierten Abläufen, hob 2023 aber ALLES aus den Angeln. Zunächst konnten wir unser Glück kaum fassen, DEN Fantasy-Autor Meister Mahet an unserer Schreibseite begrüßen zu dürfen, der mit seiner Zusage auch gleich das perfekte Konzept mitlieferte. Kaum hatten wir das emotional verarbeitet, saßen wir auch schon im Dezember 2022 mit ihm zu einem Arbeitstreffen zusammen und legten den Schreibplan in trockene Tücher. Die Begeisterung war so groß, dass 29 junge Autorinnen und Autoren mit dem Meister in die geliebten fantastischen Welten aufbrechen wollten. Die Strategie war klar. Es galt, 27 Nachbarländer von Volkesland in friedlicher Absicht zu erkunden, dem Rat drei Zwischenberichte mittels Brieftaube zu schicken und innerhalb von acht Monaten den Reisebericht zu schreiben. Der Rat hat die Tauben mit Anweisungen und Ratschlägen für die Kundschafter zurückgeschickt, deren Befolgung oft für dramatische Wendungen im Geschehen sorgte. Unklar war, wie lang der Abschlussbericht sein sollte (durfte).

Da wir in den vergangenen zwölf Jahren immer gut ohne Seitenlimit ausgekommen waren, gab es keinen Anlass, neue Regeln einzuführen. Dass die Fabulierlust im fantastischen Metier so groß sein würde, war die nächste Überraschung, weswegen uns nun erstmalig ein richtig dicker Wälzer vom Stapel gelaufen ist.

Und noch eine Neuerung ist zu vermelden: Erstmals erscheint unsere Storytausch-Geschichte in diesem Jahr mit ISBN und ist somit im Buchhandel erhältlich, aber auch weiterhin in der Mark-Twain-Bibliothek.

Sie, liebe Leserinnen und Leser können sich nun auf viele, aufregende und spannende Abenteuerreisen voller Gefahren zu Land und zu Wasser, voller Intrigen, Kämpfe, Kriege und Fabelwesen aller Art freuen. Aber soviel sei verraten: Das Gute siegt (fast) immer!

Viel Vergnügen wünscht Ihnen

Renate Zimmermann

Leiterin der Schreibwerkstatt und Strippenzieherin

VOLKESLAND



DER HINTERGRUND

von Markus Heitz

Ihr lebt in einem beschaulich kleinen, mittelalterlichen Reich, in dem Magie und Zaubernde durchaus vorkommen, es verschiedenste Wesen zwischen und unter den Menschen gibt, die alle friedlich miteinander umgehen.

Aber lange litt das Land unter einer sehr despotischen Königsfamilie.

Die wechselnden Herrscherinnen und Herrscher saßen zweihundert Jahre lang auf dem Thron, ließ keine Fremden hinein und auch niemanden hinaus. Sämtliche Informationen dazu und die alten Karten wurden fast vollständig vernichtet. Mehr als Umrisse gibt es nicht mehr. Die Königsfamilie fürchtete sich vor allem, was sie nicht kannte. Sie sah die Zukunft am besten gesichert, wenn die Bewohner innerhalb der Grenzen blieben.

Abgeschnitten von der Außenwelt und eingesperrt im eigenen Land, hat man vergessen, was es an Ländern und Wundern jenseits der Grenze gibt. Die alten Beziehungen zu den einstigen Nachbarn sind über mehr als zweihundert Jahre eingeschlafen. Bald gab es nur noch Geschichten und Gerüchte über die Außenwelt, ab und zu mal eine verirrte Brieftaube.

Dann wurde die Königsfamilie von Mutigen gestürzt. Das Unrecht gegen die Bevölkerung war zu groß geworden. Eure Heimat bekam nach dem Sturz der Herrscherfamilie den neuen Namen **VOLKESLAND**, denn es wird von nun vom Volk selbst regiert.

Ein Rat wurde von den Einwohnern gewählt und entscheidet gemeinsam. Alle Hautfarben, Ethnien und Wesen mit Verstand sind darin vertreten.

Und natürlich möchte der Rat wissen, was um das Land herum in den letzten zweihundert Jahren geschehen ist.

Dazu braucht es Männer, Frauen und sonstige Wesen, die in Volkesland leben und wagemutig genug sind, ihre Heimat zu verlassen, die Umgebung zu erkunden und Karten anzulegen, vielleicht sogar Kontakt zur Bevölkerung und Regierungen aufzunehmen und mit den Erkenntnissen zurückzukehren.

Eine neue Ära soll beginnen – und ihr seid ein Teil davon!

DIE AUFGABE FÜR MUTIGE ABENTEURER UND ENTDECKER

Nachdem die Wirren des Umsturzes in eurer Heimat überwunden sind, sendet der Rat Ausrüfer in jeden Winkel von Volkesland. Und die Nachrichten klingen aufregend!

*„Höret, ihr alle, die ihr mutig, neugierig und unerschrocken genug seid!
Der Rat von Volkesland sucht euch!“*

Ihr werdet in alle Richtungen über die Grenzen gehen und schauen, was sich bei unseren Nachbarn getan hat.

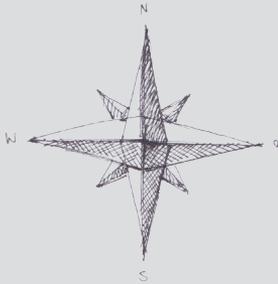
- * Legt Karten an, zeichnet ein, was ihr seht, und berichtet dem Rat mit den Brieftauben, die ihr bei eurer Abreise erhaltet, regelmäßig über eure Fortschritte, damit wir wissen, wie es euch ergeht und was ihr alles Spannendes erlebt habt.*
- * Welche Wesen leben da, was gibt es Unbekanntes – schildert es uns.
Der Rat wird euch hernach umgehend Hinweise, Bitten und Anweisungen geben, auf was ihr nach euren Entdeckungen besonders achten sollt.*
- * Für jene, die gerne zur See unterwegs sind: Setzt Segel und bereist die Inseln.
Für jene, die lieber den großen Fluss erkunden, der bei uns entspringt: Geht an Bord und folgt seinem Verlauf, tragt Stromschnellen, Wasserfälle, die Landschaft an den Ufern, die Lebewesen darin ein – aber geht nicht von Bord.*

Und wer noch weiter in die Fremde will, der fahre auf dem Großen Fluss in die weit entfernt liegenden Länder. Auch dort warten Abenteuer auf euch.

Doch auch in Volkesland kann noch etwas entdeckt werden: Wir haben unter dem Palast der verhassten Königsfamilie einen tiefen Schacht gefunden, an dessen Boden in vierhundert Schritt ein Gang nach Norden führt. Wer sich gerne unter Tage herumtreibt, den laden wir zur Erkundung ein.

Meldet euch beim Rat, und ihr erhaltet alles, was ihr benötigt, um unsere Umgebung zu erkunden. Es spielt keine Rolle, ob ihr arm oder reich seid, ob Frau, ob Mann, ob Wesen, ob Tagelöhner oder Kaufmann, ob Krieger oder Barde – werdet mit eurem Aufbruch zu Forschern und Entdeckerinnen, und jeder auf seine Weise.

Der Rat erwartet nicht von euch, dass ihr mit Schätzen beladen zurückkehrt, sondern mit Geschichten und randvollen Karten, an denen wir uns erfreuen können.



Zieht los und erkundet!

Mögen die guten Mächte mit euch sein, dass euch nichts Böses widerfährt. Und falls doch, sollt ihr damit umgehen können.

Erfüllt die Freundschaft zu unseren Nachbarn mit neuem Leben.“

Das lasst ihr euch nicht zweimal sagen!

Welche Pläne ihr immer bis jetzt für eure Leben hattet, ihr werft alles über den Haufen. Es warten Ruhm, Abenteuer und aufregende Begegnungen in Ländern voller Magie, Gefahren und Möglichkeiten.





1 | ISTORIA

von Pia Vahl

EIN ERSTES KAPITEL

Gab es eine Geschichte, die noch nicht existierte?

Wiederholte sie sich nicht ständig? Sei es die Geschichte der Zivilisation, welche von Kriegen und Auseinandersetzungen geprägt war, aus denen niemand zu lernen schien oder den zahlreichen Büchern, die sich alle an derselben Idee eines einzigartigen Helden orientierten. Gab es in dieser Welt nicht unzählige Geschichten wie meine, die sich in ihrer bedeutungslosen Eintönigkeit immerzu wiederholten?

Gab es eine Geschichte, die noch nicht existierte?

Wann meine Geschichte begann, wusste ich nicht. Ob sie bereits zum Zeitpunkt meiner Geburt begonnen hatte, konnte ich beim besten Willen nicht sagen. Für mich begann sie, als ich die Grenzen von Volkesland überquerte und mich einer neuen Welt gegenüber sah. Ich hatte nie damit gerechnet, jemals die Möglichkeit zu haben, mein Heimatland zu verlassen. Seit Generationen hatte kein einziger Bewohner die Grenzen überschritten. Immerhin hatte die Königsfamilie dies angeordnet. Doch das Land, welches unter deren Herrschaft gelitten hatte, gab es nun nicht mehr. Die Monarchie wurde nach Jahren der Tyrannei gestürzt. Es hatte einige Zeit gedauert, bis das Land wieder organisiert war, doch letztendlich war der Umbruch gelungen. Mehr als das. Denn dies war die Geburtsstunde von Volkesland gewesen. Ein Land, in dem das Volk, welches aus den verschiedensten Wesen bestand, über sich selbst regierte. Und der Rat, der nun an der Spitze stand, hatte das gesamte Volk um Hilfe gebeten, um in die umliegenden Länder zu reisen und diese zu erkunden. Denn während der monarchischen Herrschaft waren andere Länder, ihre Bewohner, Traditionen und tausende von Geschichten verloren gegangen. Es war an der Zeit, 200 Jahre der selbstverschuldeten Ausgrenzung hinter sich zu lassen und zu überwinden, um sich in die Welt neu eingliedern zu können.

Hier stand ich also. Im Rücken die nördliche Grenze von Volkesland und vor mir ein kleines Fleckchen Land, das auf der schemenhaften Karte, welche der König aufbewahrt hatte, kaum zu erkennen gewesen war. Dennoch hatte es sich ergeben, dass ich diesen Fleck erkunden sollte. Vielleicht brauchte es keine gigantische Fläche, um

zu einem einzigartigen Ort zu werden. Und ich war mehr als bereit herauszufinden, welche Geheimnisse man hier zu finden vermochte.

So dachte ich zumindest zu Anfang. Doch mehrere Wochen des Herumwanderns, ohne fündig zu werden, setzte meinem Gemüt deutlich zu. Es war frustrierend. Dabei war ich mir nicht einmal sicher, wonach ich eigentlich suchen sollte. Also stapfte ich weiter. Das Land hatte nicht viel mehr zu bieten als einen Wald mit diversen kleinen Lichtungen und Sümpfen, welche die Reise zusätzlich erschwerten.

Kleine Wesen, die für mich wie Feen aussahen, kreuzten des Öfteren meine Wege und saßen auf den kleinen Stängeln von farnefrohen Blumen. Manchmal glaubte ich, dass sie mich beobachteten.

Sie schienen die einzigen Wesen in diesem Land zu sein. Zumindest war mir bis zu diesem Zeitpunkt kein anderes unter die Augen gekommen und Spuren hatte ich ebenfalls keine bemerkt.

Ich spürte, wie die Einsamkeit auf mir lastete. Mehrere Wochen ohne jeglichen sozialen Kontakt war ich nicht gewöhnt. In Volkesland traf man zu jeder Tageszeit auf Leute oder Feste. Lächelnd dachte ich an die kleine Hütte, in der ich lebte. Sie war nahe der Bibliothek gelegen, die seit der Reform wesentlich gefüllter war. Es war angenehm zu sehen, wie sie sich weiter füllte und füllte. Jede Woche trafen neue Lieferungen an Büchern und Schriftrollen ein, die in dem Palast oder in anderen Gebieten im Land gefunden wurden.

Und trotzdem wurde ich dort nicht fündig. Ich verstand den Grund dafür nicht, doch ich hatte das ständige Gefühl, auf der Suche zu sein.

Ich seufzte und legte die Karte, die ich versuchte zu füllen, neben mir auf dem Stein ab und starrte in den nur schemenhaft zu erkennenden Sonnenuntergang. Der heraufziehende Nebel versperrte mir die Sicht und brachte eine noch immer recht winterliche Kühle mit sich.

Tröstend zog er sich um die hohen Kiefern und Fichten und läutete damit den Beginn der Nacht ein.

Ich verweilte noch einen Moment, bevor ich mich aufrappelte, um ein Lager für die Nacht zu suchen.

In diesem Augenblick bemerkte ich die Bewegung aus dem Augenwinkel. Erschrocken zuckte ich zusammen, als sich eines der kleinen Wesen neben mir auf dem Felsen niederließ. Ihre leicht schimmernden kleinen Flügel schwirrten in der Luft, nicht unähnlich einem Insekt. Die Haut war leicht bläulich, sodass man meinen konnte, es wäre krank. Doch die kleinen Beine zappelten freudig in der Luft, während mich das Wesen frech angrinste. Ich kniff die Augen leicht zusammen, aber

ich verstand beim besten Willen nicht, was es sagen wollte. Es begann nun auch mit den kleinen Ärmchen herumzufuchteln und in der Luft umherzuspringen. Als das Wesen bemerkte, dass ich kein bisschen von dem verstand, was es mir mitteilen wollte, flog es davon. Ich zögerte kurz, bevor ich hinterher ging.

Das Wesen führte mich fernab der mir bekannten Wege, während der Nebel immer dichter wurde, sodass ich die Bäume um mich herum kaum noch wahrzunehmen vermochte und über alle möglichen Wurzeln und Gestrüpp stolperte. Mein Zeitgefühl schien mich zu verlassen. Ich konnte nicht einschätzen, wie lange ich dem leuchtenden, verschwommenen Punkt vor mir folgte. Meine Hose wurde von Dornen zerrissen und meine Füße begannen zu schmerzen.

Nach einer mir ewig vorkommenden Zeit, lichtete sich der Nebel und ich trat auf eine kleine Lichtung im Wald. Ich war schon öfter an dem kleinen Bach vorbeigekommen und hatte mich über die nahegelegene, zugeschüttete Höhle gewundert. Was bei Tag einen friedvollen und lieblichen Eindruck gemacht hatte, stellte sich bei Nacht als ein mysteriös wirkender Ort dar. Das Mondlicht tauchte das Wasser in silbernen Glanz, doch die Steine drum herum wirkten mit ihren viel zu großen Schatten beängstigend und stumpf. Kein Wind wehte durch die Gräser und kein Tier durchstreifte die Umgebung, sodass die Lichtung vollkommen still dalag. Diese Stille war fast beängstigender als die langegezogenen Schatten der umliegenden Fichten, die starr zum Himmel emporragten.

Das kleine Wesen war verschwunden. Ich glaubte zu träumen, als mein Blick auf die Höhle fiel, die ich bereits einmal betrachtet hatte. Zu diesem Zeitpunkt war sie eindeutig verschüttet und nicht zugänglich gewesen. Doch der Eingang war sperrangelweit offen. Es wirkte beinahe verlockend, hineinzugehen, trotz der Dunkelheit, die mich anzuspringen schien.

Mehrere Minuten stand ich lediglich am Rand der Lichtung und starrte die Höhle an, als würde sich die Illusion im nächsten Moment wieder auflösen. Doch es passierte nichts dergleichen. Stattdessen hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden, was den gesamten Ort noch bizarrer machte. Allerdings war die Sonne bereits vollkommen vom Himmel verschwunden und es wurde immer kälter. Außerdem wollte ich nicht herausfinden, welche Tiere sich hier bei Nacht herumtrieben, weshalb ich mich unter einem nahegelegenen Felsvorsprung zusammenrollte und die Augen schloss.

Es dauerte lange, bis ich eingeschlafen war.

Ich erwachte erst, als die Sonne bereits hoch am Horizont stand und die Lichtung wieder in goldenes Licht tauchte, was mich das beängstigende Szenario von letzter Nacht beinahe vergessen ließ. Verschlafen rappelte ich mich auf und schaute in die

Augen des kleinen Wesens. Erschrocken schrie ich auf und stieß mir meinen Kopf am Felsen. Ein stechender Schmerz jagte durch mich hindurch, sodass ich das Fluchen nicht unterdrücken konnte.

„Verdammte Fee“, knurrte ich und starrte das Wesen an. Es lachte mich aus. Zumindest verstand ich das schrille Summen als solches, was mich noch wütender machte. Kräftiger als nötig klopfte ich mir den Dreck von meinem Gewand und machte mich auf den Weg zum Bach, um meiner morgendlichen Hygiene nachzugehen.

Die Höhle hatte sich nicht verändert. Der Eingang klaffte noch immer als dunkles Loch in der Steinwand. Es war so dunkel, dass man nicht einmal errahnen konnte, wo dieser Weg hinführen würde.

Zieht los und erkundet! hatte es in dem Ausruf des Rates gelautes. Mögen die guten Mächte mit euch sein, dass euch nichts Böses widerfährt. Und falls doch, sollt ihr damit umgehen können. Ich starrte das Loch in der Wand an und seufzte. Ich war wohl kaum hergekommen, um meine Zeit in einem sumpfigen Wald mit nervigen summenden Feen zu verbringen. Entschlossen stand ich auf und wendete mich der Höhle zu.

Fast, als hätte die Fee meine Gedanken erraten, tauchte sie wieder neben mir auf und setzte sich wie selbstverständlich auf meine Schulter, wie um zu sagen: „Keine Sorge, ich komme mit.“ Für einen kurzen Moment überlegte ich, sie einfach abzuschütteln. Doch letztendlich kam ich zu dem Entschluss, dass ich Gesellschaft – sei es auch nur von einer kleinen blauen Fee – in einer dunklen Höhle gut gebrauchen konnte.

Dann setzte ich mich in Bewegung und betrat die Höhle.

Die Luft war muffig und abgestanden. Staub und Dreck traten mir in die Augen und ich musste blinzeln. Mein Hals begann bereits zu kratzen, und ich hustete den Staub aus meiner Lunge. Auch die kleine Fee musste mehrere Male niesen.

Den Staub aus der Luft wedelnd, ging ich weiter. Der Gang führte hinunter in die Erde, was zwar zum einen bedeutete, dass es feuchter und somit weniger staubig werden würde, zum anderen würde es jedoch auch kühler werden, sodass ich mir meinen dünnen Umhang fester um die Arme zog. Die Fee fungierte als minimale Lichtquelle. Gerade so weit, dass ich den ebenen Boden und die ausgearbeiteten Wände betrachten konnte. Darauf waren verschiedene Abbildungen zu sehen. Sie zeigten die unterschiedlichsten Landschaften mit kleinen, mir größtenteils unbekannteren Tieren. Ich sah Burgen oder Schlösser, welche majestätisch auf großen Hügeln thronten. Auf anderen Bildern konnte ich Meere und Strände erkennen, welche sich über mehrere Meter an der Wand entlang zogen.

Die künstlerischen Feinheiten konnte man nur bewundern. Trotz der bereits verblassten Farben zeugten die Abbildungen von imposanten Farbverläufen wie auf dem abgebildeten Sonnenuntergang, den ich zu Beginn des Ganges gesehen hatte.

Stauend folgte ich dem Tunnel hinab in die Tiefe. Erstaunlicherweise nahm die Temperatur nicht weiter ab. Tatsächlich war es angenehm und meine Füße führten mich immer schneller voran. Mein Puls schoss vor Aufregung und Vorfreude auf das, was sich am Ende befinden würde, in die Höhe.

Die Fee auf meiner Schulter zappelte munter mit den Beinen. Ihre Fersen, die sich dabei immer wieder in meine Haut bohrten, spürte ich nicht mehr als kleine Nadelstiche.

Warum sie mir in die Höhle gefolgt war, war mir schleierhaft, da ich Feen in Geschichten als himmel- und sonnennahe Wesen empfunden hatte.

Doch das sollte mich nicht weiter stören, denn insgeheim war ich dankbar für die Anwesenheit der kleinen Fee. Sie gab mir eine gewisse Sicherheit, von der ich nicht wusste, wo ich sie einordnen sollte.

Es dauerte nicht lange, bis der Tunnel in einen großen Hohlraum zu münden schien. Ich erkannte nicht viel in der Dunkelheit, doch meine Schritte hallten von Wänden wider, die weit entfernt wirkten. Ähnlich stellte ich mir den ersten Flug eines Kükens vor, der bis zu diesem Zeitpunkt sein Nest nie verlassen hatte und sich im nächsten Augenblick der endlos scheinenden Welt gegenüber sah. Das Licht der Fee schien im Anblick der schier großen Felsengrotte abzunehmen.

„Sieh an, ein Mädchen verliert sich in meinem Geschichtenschatz.“ Ich erstarrte. Mein Herz schien einen Satz aus meiner Brust zu machen. Es hätte mich nicht gewundert, wenn ich es vor mir auf dem Steinboden hätte liegen sehen.

Die Stimme hallte von allen Seiten wider und dröhnte in meinem Kopf nach, sodass ich sie nicht einordnen konnte. Nicht, dass es eine Rolle gespielt hätte, da ich in der Dunkelheit sowieso nicht dazu in der Lage war, überhaupt zwei Meter weit zu schauen.

Die kleine Fee auf meiner Schulter summte leise vor sich hin. Sie schien nicht im mindesten alarmiert zu sein.

Ich verkniff mir die Frage, um wen es sich bei der sprechenden Person handelte und lauschte stattdessen auf das Atmen einer Person.

Doch das Einzige, was ich hörte, war Stille. Es kam mir so vor, als würde sie unendlich laut von den Wänden widerhallen und mich dabei gleichzeitig in sich einhüllen.

Plötzlich entflamte neben mir eine Fackel und ich schrie erschrocken auf. Immer mehr von ihnen leuchteten auf. Ohne die Berichte, die ich an den Rat geschrieben

hatte, hätte ich das, was ich sah, im Nachhinein selbst nicht mehr beschreiben können: Eine Bibliothek, wie sie noch niemand zu Gesicht bekommen hat und in der ich jetzt meinen Brief verfasste. Sie ist gigantisch und gefüllt mit so vielen Karten und Geschichten, dass ich sie nicht zu zählen vermag. Der Höhlenraum ist ebenso riesig, sodass es mich nicht wundern würde, wenn er die Größe des Landes haben würde. Die Regale scheinen kein Ende zuzunehmen, weshalb ich es kaum wage, mich dort hineinzubegeben, aus Angst, ich werde mich in dem Labyrinth aus Büchern verlaufen.

Bis heute war ich mir sicher, dass diese Formulierung dem, was mir gegenüberstand, kaum gerecht wurde. Doch an den Geruch konnte ich mich noch immer erinnern. Er verfolgte mich in meinen Träumen: der Geruch nach Buchseiten, wie man sie aus den Bibliotheken und Buchläden kannte, nur um einiges intensiver.

Einige Minuten lang war ich unfähig, mich zu bewegen. Ich starrte voller Ehrfurcht in das Labyrinth aus Büchern. Mein Kopf versuchte das Bild verzweifelt in irgendeinen Kontext zu bringen, doch von so etwas hatte ich noch nie zuvor gehört.

„Was verschlägt dich in diese Gegend, Kind?“ Ich drehte mich erschrocken um. Ein zerbrechlicher alter Mann mit langem, weißem Bart stand mir gegenüber, gestützt auf einen holzigen Gehstock. So fragil wie er auch wirkte, seine hellen grünen Augen stachen deutlich hervor.

Ich versuchte meine aufkommende Angst zu unterdrücken. Ohne Erfolg. Dabei war ich eben aus jenem Grund hergekommen, das Land und dessen Bewohner kennenzulernen.

„Ich grüße Euch. Mein Name lautet Mavis Baldwin. Ich bin Gesandte aus Volkesland und gekommen, um dieses Land zu studieren“, versuchte ich so selbstbewusst wie möglich zu sagen. Leider zitterte meine Stimme so sehr, dass es nicht funktionierte.

„Sei gegrüßt, Mavis Baldwin aus Volkesland.“ Der Mann verbeugte sich tatsächlich vor mir. Aus Reflex tat ich es ihm gleich. Dabei flog die Fee, die bis zu diesem Zeitpunkt auf meiner Schulter gehockt hatte, zu ihm hinüber und ließ sich summend auf dessen Gehstock nieder.

„Willkommen in Istorìa.“ Istorìa. Dieses Fleckchen Land hatte tatsächlich einen Namen. Ich musterte den Mann mir gegenüber. Auch er musterte mich und eine unbehagliche Stille entstand.

Dann begann er zu sprechen: „Es ist lange her, dass sich ein Mensch aus deinem Land hierhergewagt hat. Ich nehme an, dir ist nicht bewusst, wo du dich befindest, Menschenkind.“ Zögernd schüttelte ich den Kopf und mein Herz begann noch

schneller zu schlagen. „Du stehst hier in der wandernden Bibliothek von Istoria. Einem Ort, um den sich mehrere hundert Mythen ranken. Die Bücher hier seien verflucht.“ Er schaute mich aufmerksam an.

„Inwiefern?“, verlangte ich zu wissen. Der Mann antwortete nicht.

„Du benötigst es, Kind.“ Ich starrte ihn an. Benötigen? Was?

„Tausende Geschichten. Tausende von Möglichkeiten. Eine Wahl, die zu treffen verlangt wird.“ Er drehte sich um und verschwand in den Gängen der Bibliothek. Perplex sah ich ihm hinterher.

Dass hier ein Zauber im Spiel war, war keine Frage. In Volkesland war ich bereits des Öfteren mit Magie in Berührung gekommen. Ich selbst beherrschte keine. Und die meiste Zeit konnte ich mich damit abfinden. Ich hatte ein angenehmes Leben. Meine Familie lebte nur zwei Straßen weiter, ich arbeitete in einem kleinen Buchgeschäft, traf mich regelmäßig mit engen Freunden und besaß selbst ein kleines Haus.

Und dennoch verspürte ich diese dauerhafte Sehnsucht, wenn ich ein aufgeschlagenes Buch vor mir hatte oder den unendlichen Himmel betrachtete. Es fühlte sich egoistisch an, mehr zu wollen. Einzigartig zu sein, obwohl man sich nicht beschweren konnte. Es gab Zeiten, da hatte ich mir gewünscht, todkrank zu sein, nur um besonders zu sein. Um beachtet zu werden, auch wenn ich das theoretisch nicht nötig hatte.

Und dann waren da diese Geschichten. Erzählungen von fernen Ländern, fremden Kulturen und Abenteuern. Von längst vergangenen Zeiten und untergegangenen Hochkulturen.

Manchmal war ich mir nicht sicher, ob ich Bücher für ihren Zufluchtsort, den sie mir boten, lieben oder sie für das stetige vor Augen führen meiner unwichtigen Existenz verabscheuen sollte. Manchmal weckten sie eine solche Sehnsucht, dass die Realität kaum auszuhalten war.

Meine Geschichte war wie jede andere auch. Unwichtig und lediglich ein minimaler Bestandteil einer ewigen Weltgeschichte. Es gab keine Geschichte, die noch nicht erzählt worden war.

Vielleicht war es egoistisch, etwas Besonderes sein zu wollen. Eine Geschichte zu schreiben, die einzigartig war. Und dennoch würde ich behaupten, dass es kein Wesen auf der Welt gab, welches nicht danach strebte. Womöglich war das sogar der Grund, warum es überhaupt dazu kam, dass sich die Geschichten immer aufs Neue wiederholten. Ein Teufelskreis, verdammt für die Ewigkeit. Deprimiert ließ ich mich auf den kühlen Boden fallen. Die Fee summte leise um mich herum, als wolle sie mich zum Aufstehen ermuntern. Doch der Hoffnungslosigkeit, welche mich auf einmal überkam, konnte sie mit ihrem Gesumme nicht entgegenwirken.

Dann sah ich ein Buch aus dem nahegelegensten Regal fallen. Ich starrte es an. Lediglich um sicher zu gehen, schaute ich mich um, doch wie zu erwarten, sah ich keine Menschenseele. Langsam erhob ich mich und ging auf das Buch zu. Als ich nur noch wenige Schritte entfernt war, fing es an zu leuchten und schlug mit einem lauten Knall auf. Erschrocken und mit weit aufgerissenen Augen wich ich zurück.

Die Seiten schlugen selbstständig immer schneller um, während es heller leuchtete. Ich schloss die Augen. Ich kniff sie so fest zusammen, dass es beinahe wehtat. Ich hörte lediglich meinen schnellen Atem, der nicht langsamer werden wollte.

Dann hörte ich die Vögel. Und das Rauschen der Blätter. In der Ferne hörte ich einen reißenden Fluss, der gigantisch sein musste. ‚Sane‘, schoss es mir durch den Kopf. Der Name des Flusses. Es war ein Fluss aus einem meiner Lieblingsbücher *Die Reisen der Daphne*.

„Daphne!“ „Hey Daphne. Hörst du mich?“ Sie öffnete die Augen. Lachend setzte sie sich auf, als sie Nolan näherkommen sah.

„Müssen wir schon weiter?“, fragte Daphne seufzend.

„Ganz genau, du Tagträumerin. Der Prinz wartet nicht gern“, entgegnete Nolan grinsend und half ihr hoch. Daphne verdrehte die Augen. Prinz Elias gab ihnen so viel Zeit, wie sie benötigten, um Informationen zusammenzutragen. Laut eines Spions plante der Rat eine Intrige gegen Elias’ Vater, den König. Sollte der König dabei sterben, würde die gesamte Demokratie, die über die letzten Jahrzehnte unter großem Blutvergießen geschaffen wurde, in sich zusammenfallen. Daphne mochte nicht an die Erzählungen aus der Zeit davor denken. Unterdrückung und Gewalt beherrschten das Volk von Venzor.

Daphne selbst hätte laut den Idealen der alten Welt auf Grund ihrer Abstammung keinen Platz in diesem Land verdient. Auch viele andere würden den Umbruch sicher nicht überleben. Umso wichtiger war es, dass sie als Omada, einer geheimen Organisation, die dem Prinzen direkt unterstellt war und für Sicherheit im gesamten Land sorgte, einen Angriff verhindern mussten.

Entschlossen schwang Daphne sich auf ihr Pferd und folgte ihrem besten Freund zurück in die Stadt, um sich mit den anderen zu treffen.

Lachend preschten sie dabei durch den Wald. Daphne genoss das Lachen ihres Freundes und den Wind in ihrem Gesicht. Das Gefühl von Freiheit, welches sie beim Reiten so liebte, durchströmte sie. Während sie dem Weg folgten, wurden sie immer schneller, bis die Baumstämme um sie herum nur nach als Schemen zu erkennen waren und der Himmel über ihnen hinweg zog.

Doch nach einiger Zeit kamen die weitgeöffneten Stadttore in Sicht und sie mussten ihr Tempo zügeln. Schwer atmend verfielen Daphne und Nolan in den Schritt. Ihre Wangen waren vom Wind gerötet und ihre Haare verfilzt. Von den Blicken der Wachen ließen sie sich

jedoch nicht stören und ritten, noch immer vom Adrenalin durchströmt, durch das Tor.

„Nur um das klarzustellen: Ich war eindeutig schneller als du“, posaunte Nolan neben ihr und biss herzlich in seinen Apfel, den er sich aus der Satteltasche gezogen hatte.

„Das glaubst auch nur du“, erwiderte Daphne schmunzelnd.

Zufrieden ritten sie durch die Straßen der lebhaften Stadt. Hier und da blieben sie stehen, um mit Bekannten und Freunden zu reden oder sich eine Erfrischung am Brunnen zu genehmigen.

Doch als sie am vereinbarten Treffpunkt ankamen, legte sich ihre Laune. Schweigend stiegen sie ab und banden die Pferde an der Tränke an, um auch sie mit Wasser zu versorgen.

Sie betraten den Hinterhof auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Von da aus gelangten sie in einen unscheinbaren Salon, dessen Geheimtür in der Abstellkammer jedoch in ein imposantes Kellergewölbe führte. Sie versicherten sich mehrmals, dass ihnen keiner gefolgt war, bevor sie in die Kammer schlüpfen und der Treppe hinunter folgten.

Mehrere Personen hatten sich auf dem Teppichboden versammelt. Vor ihnen standen unangerührte Getränke und Speisen. Daphne folgerte daraus, dass es keine positiven Nachrichten auszutauschen galt.

„Wenn wir dann vollständig sind, lasst uns beginnen“, erklärte Elias, der hinten an der Wand lehnte.

„Leo fehlt noch“, erwiderte Nolan und setzte sich ebenfalls. Niemand antwortete. Daphne hielt in ihrer Bewegung inne und sah in Elias' versteinertes Gesicht.

„Es tut mir leid.“ Seine Stimme klang heiser. Doch Daphne wollte es nicht wahrhaben. Sie hatte vor einigen Stunden noch mit Leo gesprochen. Sie hatten sich über belanglose Witze seinerseits unterhalten und ein wenig herumgealbert. So wie sie es seit ihrer Kindheit getan hatten und auch in Zukunft tun würden.

Tränen traten ihr in die Augen. Ihre Kehle begann bei dem Versuch, das Schluchzen zu unterdrücken, zu schmerzen. Alles begann zu schmerzen. Luftschnappend ging sie zu Boden. Tränen tränkten ihr Gesicht und Schmerzen zerrissen ihre Brust. Die Stimmen überschlugen sich in ihrem Kopf und eine Machtlosigkeit und Erschöpfung, wie sie sie noch nie erlebt hatte, überkamen sie. Elias und Nolan waren auf der Stelle bei ihr.

„Daphne, es tut mir so leid. Vielleicht, vielleicht hätte ich“, setzte Elias an, doch Daphnes verzweifelter Schrei unterbrach ihn.

„Was hast du getan?“, flüsterte sie am Boden. Elias zitterte. Seine Augen glänzten vor Kummer. „Es tut mir leid“, flüsterte er nur wieder.

„Was hast du getan?“, fragte sie beinahe teilnahmslos und setzte sich langsam auf. Elias schluckte, sah ihr jedoch fest in die Augen, als er zu sprechen begann.

„Er wusste, was für ein Risiko es war, sich in das Haus des Ratsvorsitzenden zu schleichen, Daphne. Sie müssen uns auf die Schliche gekommen sein. Er war ein starker Mann. Er hat gekämpft.“

Seine Stimme wurde, während er redete, immer leiser, bis sie kaum noch zu verstehen gewesen war. Daphne wollte einen Ton hervorbringen. Irgendetwas sagen. Doch es war ihr nicht möglich. Würde sie den Mund öffnen, so wusste sie, würde ihre Trauer kein Ende finden.

„Was haben sie ihm angetan?“, fragte Nolan an ihrer Stelle. Sein Gesicht war genauso von Trauer gezeichnet. Elias' Blick wandte sich nun ihm zu. Der Rest der Gruppe starrte betreten und in eigenen Gedanken versunken auf den Boden.

„Sie haben ihn gefoltert“, antwortete er. Auch wenn er es zu überspielen versuchte, zitterte Elias' Stimme.

„Gefoltert?“, fragte Amren am anderen Ende des Raumes bitter. „Wohl eher verstümmelt.“ Elias schloss die Augen.

„Wie der Prinz bereits sagte, wir wussten alle, auf welches Risiko wir uns einlassen.“ Die Stimme des Mannes, welcher sich in das Gespräch eingemischt hatte, klang unbekümmert. Daphne verstand nicht, wie ein Mensch so wenig Mitgefühl für einen Kameraden erübrigen konnte, wenn sie doch alle füreinander sterben würden. Zumindest war Daphne davon ausgegangen.

„Deswegen muss man niemanden in den Tod schicken“, knurrte Amren.

„Wieso hast du ihn gehen lassen, Elias?“, flüsterte Daphne. Sie traute sich nicht zu lauter zu sprechen.

„Du hast ihn sterben lassen“, flüsterte Daphne. „Du hast ihn sterben lassen“, schrie sie und sprang auf. Sie wusste nicht, woher diese Wut kam. Sie wusste nur, dass sie so intensiv und präsent in ihr wütete, dass sie kaum noch die anderen Menschen um sich herum wahrnahm.

Sie hatte so viel durchgestanden. Sie hatte sich von ihrem Mann abgewandt und war selbstständig geworden. Sie hatte sich als Frau bewiesen und in einer Welt, in der Männer herrschten, überlebt. Und Leo war ebenso wie Nolan und Amren immer ein Teil davon gewesen. Der Gedanke des klaffenden Lochs, den er in dieser Welt hinterlassen hatte, konnte sie nicht ertragen.

Daphne musste aus diesem stickigen Keller. Übelkeit stieg in ihr hoch und sie rannte. Rannte die Treppen hinauf. Auf die Straße, die noch immer in bunten Farben strahlte und auf der sich Leute glücklich miteinander unterhielten. Glück. Daphne wusste in diesem Moment nicht einmal mehr, was das eigentlich war. Ihr Blick verschwamm und ehe ich mich versah, starrte ich an die dunkle Höhlendecke.

Tränen rannen mir über das Gesicht und ich bekam keine Luft. Am ganzen Körper zitternd, versuchte ich, mich aufzusetzen, um mich zu orientieren. Doch es dauerte eine ganze Weile, bis ich mir zutraute, nicht erneut zusammenzubrechen. Erst dann gestatte ich meinen Gedanken, zurück zu Daphne und ihren Freunden zu wandern.

Ich starrte das Buch vor mir an. Die Reisen der Daphne. Die aufgeschlagene Seite berichtete von dem Verlust, den die Protagonistin durchlebte. Wie sie, ohne es wahrzunehmen, zum Haus des Ratsvorsitzenden eilte und ihn letztendlich ermordete. Der Tod von Leo war der dramatische Wendepunkt gewesen, der das Buch damals so spannend gemacht hatte. Jetzt gruselte ich mich etwas vor mir selbst. Warum duldeten man in Büchern Kriege, Kämpfe und Intrigen und las über den Tod von Charakteren, im realen Leben hingegen würde man es verabscheuen? Warum faszinierten uns solche dunklen Geschichten so sehr? Ich hatte es immer damit erklärt, dass es mich ablenkte. Dass es für Spannung sorgte, wo es in meinem Leben nur Eintönigkeit gab. Doch wo waren wir gelandet, wenn wir Kriege brauchten, um uns von einer Welt abzulenken, in der es diese zu genüge gab?

Ich fasste mir an die Brust. Es war, als würde ich den Schmerz des Verlusts, den die Frau ertragen hatte, in mir spüren. Diese Verzweiflung, von der ich glaubte, sie beim Lesen verstanden zu haben, nahm mir fast die Luft zum Atmen.

Ich hob das Buch vorsichtig auf. Ich wagte es nicht, darin zu blättern. Was auch immer das für ein Ort sein sollte, es war bizarr. Ich hatte noch nie von einer Magie gehört, welche Wesen in Geschichten aufnehmen konnte. So stellte ich es mir zumindest vor.

Meine Neugier war geweckt. Was versteckte sich hinter all diesen Büchern? Wie funktionierte es? Sollte ich es wagen, noch ein weiteres Buch aufzuschlagen?

Aus dem Augenwinkel kam die Fee klingelnd auf mich zu. Aufgeregt schwirrte sie um meinen Kopf herum und spendete mir damit das nötige Licht. Die Fackeln, die vereinzelt angebracht waren, halfen nur notgedrungen.

Lächelnd stellte ich das Buch zurück in das Regal und bestaunte die anderen Bücher. Es schien in dieser Bibliothek keine Ordnung zu geben. Weder nach Alphabet noch nach Größe oder Textart konnte ich mich orientieren, weshalb mir nichts anderes übrigblieb, als den Regalen in den hinteren Teil der Höhle zu folgen. Doch diese schien kein Ende zu nehmen. Irgendwann blieb ich stehen, aus Angst, ich würde mich in diesem Labyrinth aus Regalen verirren, wenn ich noch tiefer hineinging.

Mein Blick fiel auf ein dickes Buch mit vergoldetem Einband. Vorsichtig zog ich es aus dem Regal und pustete die Staubschicht herunter. Der Weg des Kampfes. Ich schmunzelte. Dieses Buch hatte ich vor einigen Wochen regelrecht verschlungen, weil es eines der ersten Bücher war, das einen weiblichen Protagonisten besaß. Vor der Reform war das anders gewesen.

Der Weg des Kampfes handelte von dem weitentfernten Königreich Arkadia. Die Protagonistin Aideon war eine Kriegerin, welche zum Schutz der Prinzessin Poloma abgesetzt wurde. Denn dessen Schwester Themis war entführt worden.

Man ging von einem Putsch aus, doch letztendlich entwickelte sich ein Krieg mit dem verfeindeten Nachbarland. Mit den zahlreichen unerwarteten Wendungen, welche mir das Buch beschert hatte, war es zu einem meiner Lieblingsbücher geworden. Begeistert blätterte ich an das Ende des Buches. Ich wollte nicht erneut den Schmerz, wie ich ihn als Daphne vernommen hatte, spüren. Denn das Ende des Buches war von zahlreichen Festen nach einem langandauernden Krieg geprägt und fast ausschließlich positiv beschrieben. Nach dem letzten Buch konnte ich dies eindeutig brauchen. Vorsichtig schlug ich die letzte Seite auf. Wie zuvor auch leuchtete das Buch in einem hellen Licht auf, sodass ich die Augen fest zusammenkneifen musste.

Das Feuer spiegelte sich in ihren Augen. Sie wartete auf die Tränen, doch sie kamen nicht. Vielleicht hatte sie bereits zu viel verloren, um jetzt noch die Kraft zum Weinen zu haben.

Sie dachte an Poloma und Conrad. An die Bürger von Elisor, welche den unerwarteten Angriff der feindlichen Gruppen nicht überlebt hatten. Sie dachte an die unzähligen Kinder, die nun ohne Vater aufwachsen mussten. Väter, die in diesem Feuer brannten. Nicht einmal eine Beerdigung wurde ihnen mehr gegönnt, um sich verabschieden zu können. Sie hätte noch Unmengen mehr Opfer dieses Krieges aufzählen können, doch zu ihrem eigenen Schutz tat sie es nicht.

Am meisten schmerzte Vedas Verrat. Wo auch immer sie sein mochte, Aideen wusste, dass sie ihre Freundin verloren hatte. Womöglich schon lange vor diesem Kampf, auch wenn sie es nicht wahrhaben wollte.

„Aideen, du verpasst die Feier.“ Themis lächelte sie glücklich an. Sie trug seit langem wieder einen Blumenkranz im Haar. Und ihr Kleid war in einem sanften Blauton gehalten. Nicht mehr schwarz, um zu trauern. Doch Aideen ließ sich nicht täuschen. Egal wie bunt sie sich kleidete, Themis war nicht über die Trauer hinweg, den der Tod ihrer Schwester Poloma ihr bereitet hatte. Sie konnte es nur deutlich besser verstecken als Aideen.

„Wie kannst du das nur?“, fragte Aideen leise. Themis' Lächeln verschwand.

„Wir sind es ihnen schuldig, glücklich zu sein. Was bringt uns ein Sieg, wenn wir mit ihm nichts anfangen?“, erwiderte sie nach einer Weile.

„Ist es das denn? Ein Sieg?“

Was machte ein einziger Sieg im Verhältnis von tausenden Verlusten?

„Ja“, antwortete Themis nach kurzem Schweigen. „Versteh mich nicht falsch, ich kenne die Zahlen der Gefallenen und ich weiß auch, dass es unzählige Trauernde gibt. Letztendlich sind wir alle Opfer des Krieges.“ Sie holte zitternd Luft. „Aber hast du die Kinder gesehen, die im Fluss gespielt haben? Oder die Frauen, die gerade durch den Ballsaal tanzen? Oder der Wald, der wieder blüht? Es bringt uns nichts, wenn wir den Toten hinterher trauern oder uns nur um die Zukunft sorgen, Aideen. Die Menschen und die Natur beginnen sich zu

erholen. Und wir haben es genauso verdient. Also komm mit zu den anderen. Sie vermissen dich.“ Aideon wusste, dass sie nicht nur ihre Abwesenheit auf dem Fest meinte. Der Krieg war nun schon seit drei Monaten vorüber. Sie hatte das Gefühl gehabt, seit drei Monaten tot zu sein. Nachts träumte sie von den Schreien. Dem vielen Blut und von Conrad. Vor allem von Conrad. Und tagsüber? Tagsüber wurde sie in allem daran erinnert, was sie verloren hatte.

Während des Krieges hatte sie sich nichts Schlimmeres vorstellen können, als diese stetige Ungewissheit und Angst. Doch niemand hatte sie darauf vorbereitet, dass das Danach noch viel schlimmer war. Dieser andauernde Schmerz und die Wut, die einfach nicht von ihr weichen wollte.

Aideon starrte auf das Feuer, in dem die Toten brannten, welche an diesem Tag geborgen wurden. Jeden Tag fanden sie auf dem verlassenen Schlachtfeld Tote. Um Krankheiten und Massengräber zu vermeiden, wurden sie verbrannt.

„Okay.“ Themis blinzelte kurz erstaunt. Doch dann lächelte sie und nahm Aideon bei der Hand. Schweigend führte sie sie zurück. Zurück zu ihrer Familie.

Als ich erwachte, liefen mir die Tränen stumm die Wangen hinab. Erneut überfielen mich die Emotionen. Ich versuchte mir einzureden, dass es sich lediglich um eine Geschichte handelte. Dass es völlig sinnlos war, deswegen Tränen zu vergießen. Doch ich wusste, dass es anders war.

Ich wischte mir die Tränen aus dem Gesicht und rappelte mich auf. Die Höhle sah noch genauso aus wie zuvor. Durch das Licht, welches die kleine Fee noch immer spendete, fielen die riesigen Schatten der Regale auf mich. Doch ich nahm sie nicht als bedrohlich wahr. Ganz im Gegenteil. Sie lösten ein tiefes Gefühl von Geborgenheit und Erkenntnis in mir aus.

„Du hast es also vollbracht, Menschenkind“, ertönte die Stimme des alten Mannes. Ich drehte mich zu ihm um. Er lächelte zufrieden.

„Was ist dies für ein Ort?“, fragte ich erneut. Der alte Mann schmunzelte.

„Ein Tor zu den verschiedensten Geschichten und Welten.“

„Warum in einer Höhle?“, wollte ich weiterwissen.

„Oh, eventuell wird sie als nächstes als alte Ruine erscheinen. Das kann man nicht vorherbestimmen.“

„Und wozu? Wozu bin ich hier?“ Meine Stimme zitterte leicht.

„Ich denke, diese Frage kannst du dir mittlerweile selbst beantworten. Ich bin hier, um dich zu warnen. Verlass die Höhle so schnell du kannst. Nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hat, wandert sie weiter.“ Sie? Redete er von der Bibliothek?

Ein Beben ließ die Regale um mich herum wackeln und ich zuckte erschrocken zusammen. Ich drehte mich zu dem alten Mann um, doch er war bereits verschwunden. Panisch suchte ich nach der kleinen Fee. Diese machte mich klingelnd

auf sich aufmerksam, da sie bereits Richtung Ausgang geflogen war. Ich zog meinen Mantel enger um mich und rannte ihr hinterher. Das Beben wurde immer lauter und der Boden begann zu schwanken. Ich stolperte mehrere Male, bevor ich mein Gleichgewicht wiederfinden konnte.

Feiner Sand bröselte auf mich herab. Entsetzt starrte ich an die Decke. Risse bildeten sich dort und zogen sich über die gesamte Höhle. Verdammt. Ich zwang meine Beine dazu, schneller zu laufen, wobei ich darauf vertraute, dass mir die Fee den richtigen Weg wies, denn ich hatte jegliche Orientierung verloren.

Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis ich den Ausgang erreicht hatte. Ich hastete den Gang hinauf, ohne die Wandmalereien eines weiteren Blickes zu würdigen. Meine Erleichterung war grenzenlos, als ich das Sonnenlicht am Ende des Ganges erblickte. Schwer atmend ließ ich mich auf dem weichen Grasboden nieder und holte schnappend Luft. Mein ganzer Körper zitterte vor Anstrengung. Doch ich hatte es geschafft. Erschöpft rollte ich mich auf den Rücken und schloss die Augen. Das Klingeln der Fee verriet mir, dass auch sie es sicher geschafft hatte.

Meine Gedanken wanderten zurück zu Aideen und Themis. Eigentlich war ich davon ausgegangen, dass ich mich auf einem fröhlichen und ausgewogenen Fest vergnügen würde. Stattdessen hatte ich mich erneut in einer trauernden Person wiedergefunden. Das es an mir lag, glaubte ich nicht. Vielmehr fragte ich mich, ob die Protagonistinnen in ihrer Einzigartigkeit tatsächlich das perfekte Leben führten. Ob sich ihre Geschichten so sehr von meiner eigenen unterschieden? Gehörte nicht zu jedem Leben Angst, Schmerz, Verzweiflung, Trauer und Unsicherheit? Genauso wie Freude und Liebe waren sie ein stetiger Begleiter in jeder Geschichte. In jedem Leben. Sie machten das Leben weder besser, noch schlechter. Sie machten es ganz einfach lebenswert. Sie sorgten dafür, dass man Erfahrungen und Fehler machen konnte. Und jeder ging einzigartig aus diesen hervor. Jeder auf eine andere Weise und zu einem anderen Zeitpunkt. Ich lächelte. Ich wusste nicht, ob es das war, was die wandernde Bibliothek von Istorica mir sagen wollte. Doch ich war stolz, diese Erkenntnis erlangt zu haben. Ich öffnete die Augen und blickte in ein wunderschönes und einzigartiges Bild aus Himmel und Wolken. So, wie sie sich ständig veränderten, veränderten auch wir uns.

Letztendlich war das Leben wie ein Buch. Einige Kapitel waren traurig, einige waren voller Freude und andere waren aufregend. Doch wenn man die Seiten niemals umschlug, würde man nie erfahren, was das nächste Kapitel für Abenteuer bereithielt.

Ich dachte an die zahlreichen Lebewesen in Volkesland, die alle dabei waren, ihre eigene Geschichte zu schreiben. Es gab also noch unzählige Geschichten und Kapitel, die darauf warteten, gelebt zu werden.



2 | GEHENNA

von Klaudia Szatmari

I. DIES PROFECTIONIS

Vanth

Dienstag. Es ist kalt. Dunkel. Das Los der Zuteilung auf die Erkundung vom Land Gehenna kam wie gerufen. Mein ganzes, erbärmliches Leben schien nun endlich einen Sinn zu ergeben.

Man sagte mir, meine Visionen könnten mir auf der Reise helfen. Nun, eine allzu große Hilfe waren sie mir bis jetzt leider nicht.

Sie konnten mir nur den Weg aus der Stadt zeigen, aber sobald ich mit dem Pferd auf das Land gekommen war, schien meine Orientierung immer schlechter zu werden.

Die Karte des Rates war mir leider auch keine große Hilfe, da Gehenna zu einem der unbekanntesten und gefürchtetsten Länder zählte. Keiner wusste, was passierte, wenn man die östliche Landesgrenze erreichen würde. Manche dachten, man würde vom Tod höchstpersönlich geholt werden. Andere berichteten, dass ihre Haut sich verätzte oder sie durch den bloßen Wind gehäutet würden.

Alles äußerst angenehme Einladungen, muss ich sagen. Sehr viel schönere Tode, als die, die mir im Keller der Kirchen versprochen wurden.

Nun aber, was ich von meiner Reise berichten kann: Je mehr ich östlich ritt, konnte ich durch die ansteigende Kälte und Dunkelheit wahrlich bestätigen, dass ich mich auf der richtigen Route befand. Manchmal stieg dunkelgrauer Nebel auf, der, je weiter wir uns von Volkesland entfernten, durch rote und dunkelblaue Farb-Akzente intensiver wurde. Dieser Nebel war gepaart mit dem Geruch von Eisen und leichter Verwesung. Ein süßer Duft.

Nachdem die Grenze erreicht wurde, schien sich das Tageslicht einer vollständigen Dunkelheit ergeben zu haben. Leider muss ich berichten, dass mir meine Haut nicht von meinen Knochen fiel oder Satan vor mir erschien.

Nach einem langen Ritt durch dichte Wälder schien der Nebel die weiterführende

Umgebung so sehr einzunehmen, dass man nur noch einen dunkelblau-lila Himmel mit roten Wolken vernahm, der sich durch die Farbe des Nebels mit der des Himmels vermischte. Ansonsten konnte ich durch die gesichteten fledermausartigen Kreaturen, von denen wir informiert wurden, erkennen, dass ich im Lande Gehenna war.

Je weiter ich in die Tiefe des Landes eindrang, desto mehr nahmen die Kälte und der Geruch von Verwesung und Fleisch zu. Die Erde war trocken mit schwarzer Erde und die Luft wurde scheinbar immer dicker. Weit und breit schien es keinerlei Zivilisation zu geben, doch am Horizont war allmählich die Spitze eines Turms zu erkennen.

Narthia. Das Schloss aus den Legenden.

Weitere Berichte werden folgen, sobald der Wald durchquert und etwas Erwähnenswertes gesichtet wurde.

Mein Kopfbrummt und meine Sicht war wie von einem dicken Nebel umgeben. Ich wusste gar nicht, wo ich war, denn mein Körper fühlte sich wie betäubt an. Mein Kopf war ebenfalls viel zu schwer, um ihn zu heben. Einen Versuch, meine Augen zu öffnen, wagte ich erst gar nicht. Trotz meines kläglichen, bereits im Vorhinein aussichtslos erscheinenden Zustandes, probierte ich dennoch mich zu erheben – keine Chance, ich war wie gelähmt. In dem Moment, in dem ich meine Augenlider öffnen wollte, durchzog meinen Kopf ein stechender Schmerz, der mir das Gefühl gab, als würde mein Schädel aufgebrochen werden. Entkräftet ließ ich meinen Kopf wieder auf den harten Untergrund sinken und gab mich der wohligen Dunkelheit hin.

2. VISUS IN SCOPUM

Vanth

Ich habe aufgehört, die Tage zu zählen, die bereits vergangen sind, seitdem ich zu meiner Reise aufgebrochen bin. Ich verfügte über nicht mehr allzu viel Nahrung, was bedeutete, dass ich entweder mein Ziel demnächst erreichen, mich auf die Jagd begeben oder mich mit dem Hungertod als mein vermeintliches Ende auseinandersetzen müsste. Angesichts dieser Tatsachen würde die letzte Möglichkeit immerhin etwas mehr Aufregung in diese öde, ereignislose Reise bringen.

Dachte ich zumindest.

Vier Nächte, nachdem ich den ersten Bericht entsandt hatte, vernahm ich etwas Eigenartiges. Ich sichtete nun vermehrt die Kreaturen, welche der Grund waren, weshalb wir auf die Erkundung geschickt wurden. Dies müsste bedeuten, dass ich nun den Großteil des Waldes durchquert hatte und bald an seiner Grenze ankommen sollte. Nachdem ich eine recht unruhige Nacht hinter mir hatte, geplagt vom Krächzen der fledermausartigen Kreaturen, stieß

ich auf ein regungsloses Exemplar. Ich stieg von meinem Pferd ab und versuchte es genauer zu betrachten.

Es war ungefähr so groß wie ein Luchs, lange dünne Beine und Arme und seine graue, bläuliche Haut klebte förmlich an seinem Skelett. Seine Flügel waren gebrochen, dies reichte jedoch aus, um eine mögliche Spannweite von ungefähr zwei Metern zu erkennen. Die Haut dort wirkte fast schon ledrig, die Spitzen der Flügel, welche denen eines Drachen glichen, hatten kleine, graue Hörner. Das war jedoch nicht der Teil, der mich am meisten verstörte. Am angsteinflößendsten war das Gesicht, welches einer Ratte ähnelte. Ich starrte auf einen großen, schmalen Kiefer und spitze Zähne, die krumm angeordnet waren. Die Zunge war violett und hatte eine gespaltene Spitze, die halb aus dem Maul der Kreatur ragte. Der Kopf war gekrönt von zwei kleinen Ohren, welche durch ihre Dicke und Größe fast schon wie Hörner wirkten. Das Tier war hässlich und schön zugleich. Ich war wie hypnotisiert, als wäre es unmöglich, meine Augen von dem Anblick zu meinen Füßen abzuwenden. Es stank nach Verwesung und füllte meine Lunge beim Einatmen mit einer so dicken Luft, dass ich dachte, ich würde ersticken. Ich zog meinen Mantel vor mein Gesicht und versuchte, eine Probe von seinem Speichel und seiner Haut zu entnehmen. Doch nachdem ich das Messer an seine Haut führte, fing das Metall an, sich in flüssiges Eisen zu verwandeln. Nun, dann also keine Probe. Ich zögerte kurz und schaute mich nach möglichen Freunden unseres toten Exemplars um, welche mich jede Minute aufspüren könnten. Sie mussten seine Leiche aus meterweiter Entfernung riechen können. Die langen Schlitze, die wahrscheinlich sein Riechorgan darstellten, klafften aus seinem Kopf, was mich zu dem Schluss kommen ließ, dass diese Kreaturen einen gut ausgeprägten Geruchssinn besitzen mussten.

Sollte ich es wagen? Ich musste erfahren, weshalb sie ausgebrochen waren. Und wenn mir meine Visionen bis jetzt nichts gebracht haen, könnten sie mir vielleicht jetzt behilflich sein. Langsam zog ich meinen schwarzen Handschuh aus und legte meine Hand auf den knöchigen Rücken des Tiers. Ohne, dass ich etwas dagegen tun konnte, schoss mein Kopf reflexartig nach hinten. Starr waren meine Augen auf den trüben Himmel gerichtet. Meine Hände verkrampften sich. Mir wurde schwindelig und ich konnte noch fühlen, wie meine Augen sich verdrehten. Dann wurde es dunkel.

Ich blinzelte. Mich durchzog eine Eiskälte und roter Nebel trübte meine Sicht. Ich befand mich vor dem Schloss. In der Luft? Ich war in eine der letzten Erinnerungen des Tieres geschlüpft und schaute in ein Zimmer, in dem ein Mann auf einem Bett saß und etwas betrachtete. Ich konnte nur den Rücken des Mannes sehen, aber er wirkte in sich gekehrt, fast schon nachdenklich – irgendwas sagte mir, dass noch mehr in seinem Gesicht zu lesen sein musste. War er vielleicht gekränkt? Er trug eine lila Weste mit goldenen Verzierungen und darunter ein weißes Hemd. Seine dunklen, aschigen Haare lagen auf seinen breiten Schultern auf.

Ich fühlte Schmerz, Hass, Wut, das Bedürfnis nach Vergeltung. Unkontrollierte Emotionen durchquollen meinen Geist. Doch als ich nach mehr suchen wollte, drehte sich der Mann langsam zu mir um.

Das letzte, was ich sah, war ein blutrotes Auge und ein Gesicht, welches sich mit einer Narbe auf der linken Gesichtshälfte zu einem zynischen Grinsen verzog. Erst jetzt sah ich den Dolch, den er in seiner Hand hielt. Ein eindringlicher Blick fokussierte mich. Dann wurde es schwarz. Als mich der Schwindel wieder klarsehen ließ, musste ich abrupt nach Luft schnappen.

Wen oder was hatte ich da gesehen? War er es gewesen? Warum quälten ihn in dem Moment solche Emotionen?

Ich hob meinen Kopf und blickte Richtung Horizont. Ich befand mich am unteren Graben des Schlosses, welches mich mit seinem roten Nebel fast schon zu sich rief. In sich hinein, nach dem Mann suchend, bei dem ich wusste, dass er der Grund für meine Reise hierher war: Lord Levithan.

Ich weiß nicht wie viel Zeit vergangen ist, seitdem ich das erste Mal erwacht war, doch auf einmal wurde ich von einer mysteriösen Männerstimme geweckt. Diese schien jedoch nicht allein zu sein, denn kurz nachdem ich die erste Stimme vernahm, hörte ich noch eine zweite, welche etwas höher und unsicherer klang. Diesmal versuchte ich gar nicht erst, meinen Kopf zu heben und die Augen zu öffnen, sondern lauschte den Stimmen. Ich musste herausfinden, wo ich überhaupt war und was sie mit mir vorhatten.

„Nein, wir machen das jetzt wie geplant. Bis jetzt hat alles doch sehr gut funktioniert, wie du siehst!“, sagte eine tiefe Männerstimme. „Aber wer garantiert dir, dass es weiterhin so funktionieren wird?“, fragte die höhere, etwas unsichere Stimme.

„Du siehst doch, dass wir ihr Vertrauen durch die Berichte gewonnen haben. Wir haben bis jetzt jedes Mal eine Antwort erhalten, sie kaufen uns ab, dass wir Vanth sind“, beantwortete der Mann mit der tieferen Stimme.

„Aber Sir, seid ihr sicher, dass wir so weiter machen und dass wir den letzten Bericht nutzen sollen, um an das Geld zu kommen?“ Wieder vernahm ich die Unsicherheit in seiner Stimme. Schwindel überfiel meinen Geist. Alles fühlte sich weit weg an, fast schon wie ein Traum. War es ein Traum? Ehe ich weiter versuchen konnte, dem Gespräch der beiden Männer zu lauschen, merkte ich, wie mein Kopf anfang, sich erneut zu drehen. Mein Körper wurde schwerer und schwerer. Dunkelheit bäumte sich vor meinem inneren Auge auf. Ich spürte, wie ich kurz davor war,

das Bewusstsein zu verlieren. Das Letzte, was ich noch vernehmen konnte, waren Schritte in meine Richtung, die in meinem Schädel widerhallten, bevor die Dunkelheit mich erneut überkam.

Als ich das nächste Mal wach wurde, schienen die Männerstimmen verstummt zu sein. Jedenfalls hörte ich sie nicht mehr. Vorsichtig blinzelte ich gegen das schwache Licht an. Trotzdem blendete es mich und ich brauchte einen weiteren Moment, bis ich meine Umgebung erspähen konnte. Mein Schädel brummte nach wie vor. Ich schien mich in einer Art Abstellkammer zu befinden, die jedoch zu einem recht großen Anwesen gehören musste, da es sich um eine ungewöhnlich große Kammer handelte. Sie muss ebenfalls zu einem sehr wohlhabenden Haus gehören, denn die Wände gegenüber von mir wurden von zahlreichen, dunkelbraunen Regalen mit akkurat aufgestellten Gläsern, Konserven, Kisten und Weinflaschen geziert. An der rechten Wand standen Fässer und ein brauner Schrank mit zwei Kisten darauf. Neben mir standen weiteren Regale und ein Tisch mit einer Maschine, die einem recht alten Modell einer Nähmaschine ähnelte. Links von mir konnte ich eine Tür erspähen, die mit zwei kleinen Fässern, die am wenigsten vollgestellte Wand im Vergleich zu den anderen war. In der Mitte des Raumes befand sich ein großer langer Holztisch, der bereits leichte Gebrauchsspuren aufzeigte. Nachdem ich mich mit meiner Umgebung bekannt gemacht hatte, versuchte ich mich aufzurichten und merkte sofort meine Fesseln, die mir ins Fleisch meiner Handgelenke schnitten. „Okay, erst aufstehen und versuchen etwas zu finden, womit ich sie durchschneiden kann“, dachte ich, während ich suchend meinen Blick durch die Kammer streifen ließ, in der Hoffnung, etwas Scharfes oder Spitzes zu erblicken. Doch auch nachdem ich mit den Augen den ganzen Raum mehrfach durchsucht hatte, fand ich leider nichts, womit ich mich befreien konnte. Erschöpft gab ich meinen Versuch auf und versuchte mir einen anderen Plan zu überlegen, wie ich hier rauskommen würde. Nachdem mein Geist mehrere Möglichkeiten durchforstete, wurde dieser immer träger und gab sich irgendwann der Müdigkeit und Erschöpfung hin und ich verfiel in einen unruhigen Schlaf.

Ich wurde durch das Knallen einer Tür abrupt geweckt. Ruckartig schlug ich meine Augen auf und war bereits darauf vorbereitet, einen der beiden Männer vor mir zu sehen. Doch es war keiner im Raum, ich war immer noch allein. Ich erblickte ein kleines Tablett neben mir, auf dem ein lächerlich winziges Stück Brot lag und einen Krug mit einer durchsichtigen Flüssigkeit.

Ich richtete mich auf und versuchte etwas vom Brot zu essen. Während ich versuchte die mickrige Speise, welche für mich dagelassen wurde zu essen, bemerkte

ich ein schimmerndes Objekt auf der rechten Seite gegenüber von mir an der Wand, wo die Konserven aneinandergereiht waren. Es wirkte wie ein langes silbernes Objekt. Könnte es sein, dass ...? Bingo! Etwas Scharfes! Bevor ich mich versuchte aufzurichten, lauschte ich, um sicher zu stellen, dass niemand in meiner Nähe war. Nachdem ich fünf Minuten gewartet hatte und nichts hören konnte, richtete ich mich vorsichtig und langsam auf. Leichter Schwindel überkam mich, doch nachdem sich mein Körper wieder langsam an das Stehen gewöhnte, wurde meine Sicht schärfer. Nachdem ich mein Gleichgewicht wieder erlangte, bewegte ich mich mit langsamen Schritten auf das Regal vor mir zu. Ich versuchte, so leise wie möglich zu sein, da ich nicht wusste, ob meine Kammer bewacht wurde und wie dünn die Wände waren. Man konnte nie sicher genug sein. Nachdem ich das Regal erreichte, bestätigte sich mein Verdacht. Beim Gegenstand handelte es sich tatsächlich um einen Dolch. Ich drehte mich um und versuchte, mit den Händen auf dem Rücken den Dolch so zu drehen, dass die Klinge zu mir zeigte und ich so meine Fesseln durchschneiden konnte.

Nachdem ich dies bewerkstelligen konnte, probierte ich durch Auf- und Abwärtsbewegungen meines Oberkörpers, das Seil, welches meine Hände zusammenhielt, durchzutrennen. Nachdem ich merkte, dass das so gut wie gar nicht funktionierte, versuchte ich den Dolch in die Hand zu nehmen und damit das Seil durchzutrennen. Nach mehreren Versuchen, diesen im richtigen Winkel zu halten und damit das Seil durchzuschneiden, ohne mich dabei zu verletzen, gelang es mir, das Seil so weit durchzutrennen, dass ich meine Hände befreien konnte. Ich rieb mir meine wunden Handgelenke und verstaute den Dolch im Bund meines Rockes an meinem Rücken, sodass mein Umhang ihn bedeckte. Ich würde ihn definitiv noch brauchen, da war ich mir sicher.

Ich setzte mich wieder in meine Ecke und aß mein Brot zur Hälfte auf, die andere Hälfte verstaute ich im kleinen Säckchen, welches an meiner Taille an meinem Rock hing. Ich bewegte mich zur Tür und versuchte zu lauschen und herauszufinden, ob die Männer da waren oder nicht. Als ich nichts hörte, versuchte ich die Tür mit einer meiner Haarnadeln zu öffnen. Nach mehreren Versuchen klackte das Schloss und ich öffnete die Tür so leise und langsam, wie ich nur konnte. Ich riskierte einen kurzen Blick nach draußen, sah jedoch nichts. Der kleine Flur war schwarz und keine Menschenseele war zu sehen. Das war meine Chance, dachte ich. Nachdem ich langsam in den Flur schlich, suchte ich die Treppe, die nach oben führte. Ich stieg die Treppe hoch und versteckte mich am Ende des Ganges und schaute mich um. Es war komplett dunkel, woraus ich schlussfolgerte, dass es wahrscheinlich mitten in der Nacht war. Ich schien mich in der Küche des Hauses zu befinden und suchte den Eingang zum nächsten Raum. Ich schlich durch die Küche und gelangte zum

Wohnzimmer des Hauses, wo ich abrupt stehen blieb. Vor der Tür saß ein Mann. Ruhig atmend lehnte er mit dem Kopf an der Wand hinter sich und schnarchte friedlich. In dem schwachen Licht, welches die Glut im Kamin noch spendete, konnte ich erkennen, dass er eine Art Uniform trug, die der eines Generals ähnelte. Sein Schwert hing in der ledernden Scheide von seinem Gürtel und lag fast rechtwinklig zu seinen ausgestreckten Beinen auf dem Boden.

Langsam schlich ich in seine Richtung und überlegte, wie ich an ihm vorbeikommen könnte. Mit jedem Schritt konnte ich weitere Details erkennen. Viele schillernde Anstecker zierten seine Schärpe. Sein Haar fiel ihm strähnig ins Gesicht. Er konnte nur wenig älter als ich sein. Da kam mir ein weiterer Gedanke: Kann das einer meiner Entführer sein? Aber er wirkte so friedlich in seinem schlafenden Zustand.

Ruckartig schüttelte ich meinen Kopf. Ich konnte nicht noch mehr Zeit mit diesen wirren Gedanken verschwenden. Ich musste hier raus.

Der Mann schien mit seinem Körper die komplette Tür zu bewachen. Suchend schaute ich mich im Wohnzimmer um und entdeckte ein Fenster, welches nicht ganz geschlossen war. ‚Das muss es sein‘, dachte ich und bewegte mich auf das Fenster zu. Doch bevor ich auch nur die Hälfte des Weges geschafft hatte, blieb ich abrupt stehen. Der Mann an der Tür schien sich zu bewegen.

Doch er drehte sich nur etwas zur Seite und ich atmete erleichtert aus. Bevor ich meinen Fluchtplan fortsetzen konnte, griff ich suchend den Bleistift und ein Blatt Papier, welches auf dem Schreibtisch rechts von mir lag und steckte sie mir ebenfalls in meinen Gürtel. Abrupt hielt ich inne. Dieser Schreibtisch. Irgendwas in mir veränderte sich und rüttelte eine längst verdrängte Erinnerung wach. Reflexartig bückte ich mich und betrachtete eines der linken Tischbeine. Verdammt. Zu dunkel. Mein Herz begann zu rasen. Ich musste einfach sichergehen, immer noch in der Hoffnung, mich zu irren. Mit der Hand fuhr ich langsam über das geschwungene Holz. Da. Tiefer als in meiner Erinnerung fühlte ich etwas. Eine Kerbe und daneben – ja, da war es ganz deutlich, ein V. Langsam fuhr ich es mit den Fingern nach, damit ich sichergehen konnte, dass mir mein Verstand keine Streiche spielte. Aber es gab keine Zweifel. Klar und deutlich ertastete ich das V, dass etwas schief und wackelig in das Tischbein geritzt war. Tränen schossen mir in die Augen. Das war er. Das war er wirklich, der Schreibtisch, unter dem ich als Kind gespielt hatte, wenn mein Vater arbeitete. Blitzartig wurde es mir bewusst. Das war nicht nur der Schreibtisch meines Vaters, das war auch sein Haus. Das Haus meiner Kindheit. Ein Knarren riss mich aus meinen Erinnerungen. Meine Atmung wurde hektischer. Egal was das hier alles in mir wachrüttelte, ich musste hier raus.

Vorsichtig lief ich weiter zum Fenster, öffnete es, doch während ich mein Bein zum Rausklettern ansetzte, rutschte ich ab und stieß eine Statue neben mir um.

Verdammt. Das wars.

Sofort wusste ich, dass der Mann wach war und ich sofort hier raus musste.

„Halt! Sie ist wach! Haltet sie auf!“, schrie der Mann durch das ganze Haus. Ehe ich weiter nachdenken konnte, ließ ich mich aus dem Fenster fallen, rasselte mich auf und rannte los.

Instinktiv rannte ich Richtung Stall, in der Hoffnung, dort ein Pferd zu finden, mit dem ich verschwinden konnte. Panisch blickte ich mich im Sprint immer wieder um. Da hörte ich ein Wiehern. Etwas seitlich, an einem Halfter angebunden, entdeckte ich ein gesatteltes Pferd. Mein Glück war mit mir. So schnell ich konnte, löste ich den Knoten und sprang auf seinen Rücken. Doch gerade als ich losreiten wollte, sah ich einen Mann direkt auf mich zulaufen. Ich deutete dem Pferd an, sich umzudrehen und in die andere Richtung zu laufen. Alles passierte so schnell, dass ich nicht nachdachte, nicht zögerte, doch da hörte ich ihn und erstarrte.

„Du wirst unseren Plan nicht so einfach zerstören!“, zischte der Mann atemlos. Ohne mich zu ihm umzudrehen, wusste ich sofort, wer das war. Seine Stimme drang tief in meinen Kopf ein, hallte in meinen Gedanken und Erinnerungen wider, trieb mir die Tränen in die Augen. Es war nicht nur mein Entführer, nein. Es war der meistgesuchte Hexer des ganzen Landes. Und, was noch schlimmer war – mein totgeglaubter Vater.

„Du ... du lebst?“, stammelte ich. „Wie kann das sein?“ Würde ich jetzt nicht auf diesem Pferd sitzen, würde ich definitiv ins Straucheln geraten.

„Tja. Ich hätte auch nicht gedacht, dass es sich bei unserer neuesten Geisel um meine Tochter handelt, aber wie macht man sonst heutzutage Geschäfte, ne?“, spuckte mein Vater mir die Worte vor die Füße. Ich brachte nichts anderes als ein klägliches „Warum?“ raus. Daraufhin lachte mein Vater hämisch auf und zeichnete mit seinem Schwert Kreise in den Sand.

„Nun, die Frage stellst du mir nicht als Erste. Wenn ich ehrlich bin, habe ich mir diese Frage auch schon tausendmal selbst gestellt. Aber wie soll ich mich sonst als Ausgestoßener über Wasser halten, hä? Und dann noch hier draußen in dieser Einöde? Dieses Haus, unser Haus ...“, er senkte den Kopf, korrigierte sich dann aber hastig. „Mein Haus ist das Einzige weit und breit. Hier ist nichts mehr. Nichts.“ Perplex sah ich ihn an. Erwartete er jetzt wirklich Mitleid von mir? Sein Blick landete wieder auf mir. Sofort verließ mich mein Mut wieder.

„Lass mich gehen“, presste ich leise hervor. „Nein, Prinzesschen. Ich brauche dich noch. Du bist das, wo nach ich mich seit fast einem Jahrzehnt sehne. Also komm

schon, steig ab und lass dich in meine Arme sinken!“ Mit einem falschen Lächeln breitete er seine Arme weit aus, doch ich rührte mich nicht. „Du willst nicht mich! Du willst mich als Pfand. Du willst nur deine Macht zurück!“ Endlich fand ich meine Stärke wieder. „Nein, Prinzesschen, nein, jetzt sei nicht so.“

„Hör auf zu lügen und so zu tun, als würde ich dir etwas bedeuten. Dir hat Macht schon immer mehr bedeutet als ich.“ Aus dem Augenwinkel konnte ich sehen, wie mehrere Männer hinter mir mit Stöcken oder Speeren in Position gingen. Mein Pferd wieherte nervös. „Lass mich gehen!“ Diesmal starrte ich ihm eindringlich in die Augen.

„Bestimmt nicht. Ich habe nicht so lange gewartet, dich endlich zu finden, um dich dann einfach so gehen zu lassen. Ich brauche dich. Und du, Prinzesschen wirst mir helfen! Du wirst mir helfen, wieder nach Hause zu kommen, wieder der Herrscher über dieses Land zu werden!“

„Einen Scheiß werde ich tun! Lass mich gehen!“ Langsam war meine Geduld zu Ende. Ich versuchte zu zählen, wie viele Männer inzwischen hinter uns standen, aber ohne den Kopf auffällig zu drehen, war es mir fast unmöglich.

„Ich bin der rechtmäßige Führer des Clans und wäre ich nicht damals von der alten Königsfamilie reingelegt worden, wäre ich das auch immer noch! Diese Drecksfamilie sorgte dafür, dass wir fliehen mussten und ich meiner Position beraubt und verbannt wurde. Nun ist es an der Zeit, dass unserer Land Gehenna wieder zu seinem einzig wahren Besitzer zurückkommt.“ Besitzer? Das hatte er nicht wirklich gerade gesagt. „Du bist doch nicht der Besitzer, geschweige denn der rechtmäßige Herrscher! Auch wenn ich damals noch ein Kind war, so bin ich mir doch sehr sicher, dass du zwar das Oberhaupt warst, aber die Clans immer zusammen regiert haben. Hör also auf, dich für etwas zu halten, was du nie warst. Und jetzt ist der Lord der rechtmäßige Regent.“ Bei dem Gedanken an ihn, erwachte diese Wärme in mir, die ich seit unserer Prophezeiung jedes Mal fühlte, wenn ich an ihn dachte. Ich musste lächeln und legte mir die Hand auf die Brust.

„Wir waren uns sicher, dass du dich auf den Weg machen wirst, um deine Kraft mit Lord Levithan zu vereinen, doch das kann ich nicht zulassen. Für eine lange Zeit haben wir immer wieder versucht, das richtige Mädchen zu finden, und jetzt ist es endlich so weit. Du wirst uns nach Hause führen.“

Ich war sprachlos. Ich wusste gar nicht, welcher Teil in seiner kleinen Rede mich am meisten schockierte. Den Teil, dass er von meiner Verbindung mit dem Lord wusste, oder der Teil, dass die einzige Intention meines Vaters die ist, die Macht zurückzubekommen, die er damals durch seine Unfähigkeit verloren hat.

Das Gefühl von Wut breitete sich in mir aus und brachte mich dazu, meine Hände zu Fäusten zu ballen. Ich schluckte und versuchte so, meine Emotionen

unter Kontrolle zu bekommen. „Aber du würdest es ja sowieso nicht verstehen. Kinder sind und bleiben einfach immer etwas naiv. So sind sie halt. Aber das macht es ja auch so einfach. Du musst wissen, ich hätte wirklich nicht geglaubt, dass du entkommen wirst, aber Jeremiah ist scheinbar wirklich dümmer als dumm. Er kann nicht mal jemanden richtig festhalten. Naja, man muss am Ende ja wohl doch immer alles selbst machen.“

Ich wollte etwas erwidern, doch meine Worte blieben mir im Hals stecken. Enttäuscht. Wütend. Verletzt. Alles auf einmal.

Es wollte einfach nicht in einen Kopf hinein, wie er so selbstüchtig sein und nur an Macht denken konnte. Wie er das Leid, welches er damals über uns alle, ein ganzes Land gebracht hatte, nicht sehen konnte. Wie kann ein Mensch, der auch noch mein Vater sein soll, nur aus Machtgier und ohne Vernunft handeln? Nur wegen seiner Allianz mit der alten, grausamen Königsfamilie, die ihm Macht und Reichtum versprochen, hatten wir alles verloren. War ihm das Wohl unseres Volkes, unserer Gemeinschaft so egal? Tränen liefen mir über die Wangen und ich saß weiterhin wie erstarrt auf dem Pferd. Doch plötzlich bekam ich eine Idee. Auch wenn mein Vater wie ein machtsüchtiges Monster wirkt, ist er trotzdem noch ein Mensch.

Ich stieg vom Pferd ab, schritt langsam auf ihn zu und nahm seine Hand. Ich ließ die Erinnerungen und die Schmerzen, die ich und alle anderen durch die Flucht und Zerstörung von Gehenna erfahren hatten, durch mich fließen. Sie erfüllten erst meinen Geist, dann auch meinen Körper. Sie flossen durch mich, wie mein Blut, breiteten sich weiter aus, bis in meine Hände und Fingerspitzen. Und schließlich auch in seine. All das, was mich seither quälte, all das Schreckliche, was ich erlebt hatte, zeigte ich jetzt meinem Vater.

Das Dorf brannte. Überall schrien Kinder, Frauen, Männer. Alle liefen umher und versuchten ihr wenig Hab und Gut, welches noch zu retten war, zusammenzusuchen. Das Dorf glich einem Schlachtfeld und tote Körper der Clanmitglieder lagen überall. Männer, Frauen auch Kinder wurden durch die Flucht und den Angriff der alten Königsfamilie umgebracht.

Im nächsten Moment sah man ein kleines rothaariges Mädchen, welches weinend auf ein Pferd gehievt wurde.

„Bringt sie in Sicherheit“, sagte eine weibliche Stimme dem Mann, der auf dem Pferd saß. Der Blick der Frau war von Schmerz erfüllt und ihre Wangen waren nass vor Tränen. Ihre Kleidung war blutüberströmt und sie hielt ihre Hand vor ihren blutenden Bauch.

„Sorgt dafür, dass sie in Sicherheit aufwächst und eines Tages zurückkehren kann.“ Ihre Stimme brach zusammen, während sie sprach und dem Mädchen mit letzter Kraft liebevoll über den Kopf streichelte.

„Keine Sorge. Sie wird eine Kindheit ohne all dieses Leid erfahren“, antwortete der Mann und zog das Mädchen fester an sich. Die Frau gab ihr einen Kuss auf die Stirn und sank kraftlos zu Boden. „Leb wohl, Vanth! Leb wohl mein Kind!“

„Jetzt beeil dich doch endlich!“, schrie die Nonne Vanth an und fuchtelte wild mit den Armen. „Was kann denn an Gemüse schneiden so schwer sein? Kind, wir haben es dir doch so oft gezeigt, warum kriegst du es nicht hin? Alle anderen Waisenkinder bekommen es doch auch auf die Reihe!“ Das kleine Mädchen mit den roten Haaren war nun älter geworden und versuchte sich am Schneiden von Gemüse in einer Klosterküche, in der sie scheinbar aufwuchs. Unter den Worten der Nonne zuckte sie zusammen und lautlos liefen Tränen über ihre blassen Wangen.

Im nächsten Moment sah man sie allein in einem Wald, den sie durchstreifte und traurig an einem Fluss zusammensackte. Man hörte nur das Plätschern des Flusses und ein leises Schniefen. Das Schniefen wurde stärker und übertönte die Geräusche des Waldes, indem sich das Mädchen befand.

„Hey du! Jetzt hab dich doch nicht so“, sagte eine jüngere männliche Stimme und lachte dabei. Das Mädchen war nun auf dem Hof des Klosters und vor ihr standen vier Jungen, die sich einen Ball zu spielten. „Du bist selbst schuld! Leute, die nicht hier geboren wurden, gehören nicht her. Genauso wie du, Abschaum!“, sagte einer der anderen Jungen und kicherte weiter mit seinen Freunden. Das Mädchen ging mit gesenktem Kopf in Richtung des Klosters und Tränen kullerten ihr über die Wangen. „Ja genau, geh weg! Hier will dich eh keiner haben du Abschaum!“ Gehässig lachten die Jungen und die Erinnerung verblasste.

Ich öffnete meine Augen und sah in die meines Vaters. Eine Träne kullerte ihm über die Wange und er sah mich mit einem schmerzerfüllten Blick an. Langsam nahm ich meine Hand aus seiner. „Ich wusste gar nicht, dass du so etwas durchmachen musstest“, stammelte er und senkte seinen Blick zu Boden.

„Meine letzten Jahre waren die Hölle. Nachdem unser Zuhause zerstört wurde, wurden wir überlebenden Clanmitglieder verfolgt. Die Königsfamilie wollte sicher gehen, dass niemand mehr übrig war, der Anspruch auf das nun verwaiste Gehenna erheben konnte. Sie wollten das Land nur für sich. Du hast das nicht sehen wollen, obwohl es dir so viele gesagt haben.

Durch deine Allianz mit ihnen und deine Naivität ... Du wurdest reingelegt und

hast unsere komplette Familie zerstört. Deinetwegen starb Mutter an diesem Tag.“ Ich musste innehalten und wischte mir lautlos eine Träne aus dem Gesicht. „Aber jetzt, da Volkesland eine neue, freie Regierung hat, sah ich meine Chance, endlich nach Hause zurückzukehren. Und nicht nur ich werde heimkehren. Ich werde dafür sorgen, dass alle anderen Überlebenden ebenso zurückkehren können. Ich musste all diese Jahre meine Identität als Clan-Erbin geheim halten. Ich musste als Waise in einem Kloster aufwachsen und auf den Tag warten, an dem mir durch die Prophezeiung die Verbindung zu Lord Levithan gezeigt wurde. Dieser Tag gab mir wieder Hoffnung. Ich war mir sicher. Ich würde alles dafür geben, zurück nach Gehenna zu kommen, meine Position als rechtmäßige Clan-Erbin an der Seite des Lords anzutreten und dem Clan neues Leben zu schenken. Ich wusste, dass ich Gehenna mit ihm wieder aufbauen werde. Durch meine Visionen erkannte ich, dass er mein Seelenverwandter ist und ich nur mit ihm zusammen einen Neuanfang starten kann.“ Als ich an den Lord dachte, wurde mir wieder so wohlig warm, dass ich ganz genau wusste, ich tat das Richtige.

„Als ich dann mitbekam, dass der Hohe Rat Freiwillige sucht, die die Nachbarländer erkunden, wusste ich, dass ich so nach Hause kommen würde. Das Kloster wollte mir all die Jahre nicht helfen und keinerlei Hilfsmittel für so eine Reise zur Verfügung stellen. Sie hielten mich immer für verrückt, wenn ich ihnen von meiner Heimat erzählte. Doch nachdem ich erfuhr, dass die neue Regierung jedem Reisenden Proviant, ein Pferd und etwas Geld für die Erkundung der Länder zur Verfügung stellte, musste ich diese einmalige Chance ergreifen.“

Ich sah meinen Vater hoffnungsvoll an und wartete auf eine Reaktion. Zuerst wich er meinem Blick aus. Ich sah ganz deutlich, wie er überlegte und seine Gedanken kreisten. Genau das war mein Ziel mit den Erinnerungen. Vielleicht war nach all den Jahren noch etwas Menschlichkeit in ihm zu finden.

„All das Leid war dein Werk. Du hast es mit deinen machtgerigen Taten ausgelöst. Du hast dafür gesorgt, dass hunderte unserer Familienmitglieder ausgelöscht wurden.“ Schwer schluckte ich die Worte hinunter und ließ meinen Vater die Wut, die ich bei den Erinnerungen daran empfand, spüren. „Doch noch ist es nicht zu spät. Noch kannst du alles ändern und zu einem neuen Anfang beitragen. Du kannst mir helfen, einen Neuanfang zu gestalten und deine Gräueltaten wieder gut machen. Ich bitte dich, Vater. Du schuldest es mir. Bitte lass mich gehen und gib mir die Möglichkeit, nach all den Jahren unseren Clan wieder zu vereinen, die Kraft unserer Clans zu entfalten und ihm neues Leben zu schenken, unsere Familien und Mitglieder wieder zusammenzuführen und ihnen allen ein neues, vertrautes und liebevolles Zuhause zu geben. Für uns alle zusammen.“

Nach meinen letzten Worten war ich nun auch zu Tränen gerührt. Meine Hände zitterten und ich schaute meinen Vater hoffnungserfüllt und flehend an. Ich hoffte so sehr, dass er endlich verstand, was er mir angetan hatte. Aber all meine Wut schien zu verrauchen, als würde sie einer tiefen Sehnsucht weichen. Eine Sehnsucht, die all die Jahre immer da war, aber nie an die Oberfläche drang. Doch jetzt war mir alles egal. Ich war so kurz vor meinem Ziel. Alles, was mich aufhielt, war er. „Soll er doch meine Trauer sehen“, dachte ich nur und gab mir keine Mühe mehr, meine Tränen zurückzuhalten. Stille legte sich zwischen uns und mein Vater schaute mir in die Augen. Eine weitere Träne lief seinen Wangen hinunter und er nahm meine Hände.

„Meine Tochter. Wie konnte ich so blind sein? Wie konnte ich meine Familie vergessen und so besessen von Macht sein, die ich bereits vor Jahren verloren habe? Oh Vanth, ich hoffe du kannst mir nach all den Jahren verzeihen. Bitte, reite davon und finde Lord Levithan, um eure Verbindung zu besiegeln und diese ein für alle Mal mit neuem Leben zu beflügeln.“

Bei diesen Worten hüpfte mein Herz und es breitete sich wieder diese wohlige Wärme in mir aus. Ein Lächeln schlich sich auf meine Lippen und ich drückte die Hände meines Vaters fester. Ich zog ihn in eine innige Umarmung. „Oh Vater. Ich danke dir. Du weißt gar nicht, wie viel mir das bedeutet. Nicht nur ich werden es dir danken, sondern auch unsere neue Familie. Du wirst deine Vergangenheit wieder gut machen können und einen völligen Neuanfang finden, das verspreche ich dir. Danke.“ Noch eine Weile standen wir Arm in Arm da. Ich weiß nicht wie lange, aber als wir uns losließen, sahen wir uns in die Augen. Das erste Mal erblickte ich Liebe in seinem Blick. Der Hass, mit dem er mich zu Beginn angeschaut hatte, war verschwunden und dem Stolz und Bewunderung gewichen. „Mach dich los, Kind. Mach dich auf den Weg zu deinem Neuanfang.“ Damit ließ ich die Hände meines Vaters los und stieg auf mein Pferd.

Mit einem ‚Danke‘ blickte ich noch ein letztes Mal zu meinem Vater und brach dann auf. Auf zu einem Neuanfang. Auf nach Hause.

3. NEBULA

*Der Nebel wurde stärker... er vernebelte mir den Kopf...
Nahm mir die Sicht.
Schwanden nun meine Kräfte? Wie weit kann ich meinen Sinnen noch vertrauen? Habe ich mir zu viel zugetraut?
Werde ich finden, wonach ich suche?*

Tage mussten vergangen sein, seit ich auf dem Weg zu Lord Levithan war. Ich war mir mittlerweile sicher, dass ich die Grenze zu Gehenna übertreten hatte, da die Umgebung sich dem Nebel annahm. Nachdem ich einigen dieser toten Kreaturen über den Weg gelaufen war, war ich mir ziemlich sicher, dass ich auf der richtigen Spur war.

Durch meine Verbindung mit Levithan merkte ich, wie es mich förmlich in die Richtung des Schlosses zog. Ein Schloss, welches ich schon mehrmals in meinen Visionen gesehen hatte und von dem ich wusste, dass ich dort Levithan finden würde.

Nachdem der Nebel immer rötlicher und dicker wurde, wusste ich, dass ich nicht mehr weit entfernt war. Die Bäume waren weiterhin komplett kahl und ihre Äste ragten wie kahle, dünne Dornen empor. Am Horizont, welcher sich auch zu einem leichten Lila und Dunkelblau verfärbte, ragte die Spitze des alten und riesigen Schlosses empor.

Es stand auf einem Hügel und besaß sechs kleine spitze Türme und einen größeren Turm in der Mitte. Es wurde von einem roten Licht von unten beleuchtet, welches den Anschein gab, dass die Fassade diese Farbe hätte. Doch wenn man ihr näherkam, sah man, dass sie in ein dunkles Grau getränkt war. Hinter dem Schloss stiegen zahlreiche Berge empor.

Als ich nun fast vor dem Schloss stand, bemerkte ich schnell, dass dieses von einer steinernen Mauer umrandet war und ein einziges eisernes Tor Zutritt gewährte. Ich stieg vom Pferd ab und führte es an den nächsten Baum, an dem ich es anband. Ich legte meine Hand gegen das schwere Tor und versuchte dieses aufzuschieben. Die Tür gab mit sehr viel mehr Leichtigkeit als gedacht nach und offenbarte einen kahlen Hof. Ein sehr eigenartiger Geruch stieg in meine Nase und brachte mich leicht ins Wanken. Ich stolperte in den Hof und lief geradewegs zur gigantischen Tür des Schlosses. Doch bevor ich dieses öffnen konnte, durchfuhr meinen Geist ein Gefühl von wohliger Wärme, welche mich kurz ins Stolpern brachte. Ich taumelte nach hinten und ehe mein Körper gegen den harten Stein schlug, merkte ich, wie ich von sanften Händen aufgefangen wurde. Doch der Anblick meines Retters blieb mir vorerst verborgen, denn das Einzige, was ich noch mitbekam, war ein sanftes Aufheben eines geschwächten Körpers und eine sehr tiefe, aber warme Stimme, die mir beruhigende Worte entgegen flüsterte.

Ich wachte in einem pompös dekorierten Raum auf. Das Bett, in dem ich lag, war ein Doppelbett, das mit goldenen Ranken und Verzierungen an den Ecken seiner Säulen gestaltet war. Das Kopfbrett war ebenfalls mit Blättern, Dornen und Ranken

geschmückt. Langsam richtete ich mich auf und sah mich weiter um. Das Zimmer war recht groß und hatte einen Kleiderschrank sowie einen riesigen Spiegel und einen Schminktisch, auf dem ein Kleid lag. Alle Möbel waren in Gold gehalten, an deren Ecken und Rändern wurden die Muster vom Bett wieder aufgenommen. Ich stieg aus dem Bett und lief zum Kleid, welches auf dem Schminktischstuhl lag. Es war in einem wunderschönen Dunkelblau gehalten, hatte silberne Akzente an seinen Schultern und Ärmeln. Das Korsett war weiß, ebenfalls mit silbernen Verzierungen, welche wie Dornen ineinander verschlungen waren. Der Rock war aus einem sanften Samt, der sich in mehreren Lagen angenehm auf meiner Haut anfühlte. Ohne weiter darüber nachzudenken, stieg ich in das Kleid und schaute in den Spiegel. Ich richtete mein Haar, indem ich es kämmte und die Seiten wegflocht. Zufrieden sah ich mich im Spiegel an und sah, wie angegossen mir das Kleid doch passte.

Ich verließ mein Zimmer und stieß auf einen imposanten Flur, welcher mehrere Räume an jeder Seite hatte. Am Ende des Flurs fand ich eine Treppe, welche ich runterging. Ich wusste nicht ganz, wohin ich wollte, doch etwas in mir zog mich in den Ballsaal. Die wohlige Wärme, die ich zuvor das letzte Mal beim Erreichen des Schlosses gespürt hatte, breitete sich wieder in meiner Brust aus. Diesmal wurde sie von einer Art Kribbeln begleitet. Als ich an den zwei großen Türen zum Ballsaal angekommen war, hielt ich kurz inne. Was würde mich hinter den Türen erwarten? Ich kannte den Lord doch gar nicht. Ich hatte ihn noch nie gesehen. Konnte ich meinen Visionen und Gefühlen so sehr vertrauen? Bevor ich weiter spekulieren konnte, legte ich meine Hand auf die Türklinke und drückte sie hinunter.

Der Ballsaal, war in einer Mischung aus Gold und Silber gehalten. Die Blätter, Dornen und Ranken, die in meinem Zimmer waren, waren hier an den Wänden ebenfalls zu sehen. Der Boden war dafür recht schlicht, aber das alte Parkett glänzte so prachtvoll, dass ich mich fast darin spiegelte. Doch was meinen Blick noch mehr einfing, war die Person, die scheinbar auf mich gewartet hatte. In der Mitte des Raumes stand ein Mann, in einen Anzug, der den gleichen Blauton hatte wie mein Kleid. Seine langen, schwarzen Haare waren zur Hälfte mit einem blauen Band zusammengebunden. Als er sich umdrehte, sah er mich.

Zuerst sah er mein Kleid, schaute es sich von unten nach oben an und ein kleines Lächeln schlich sich auf seine Lippen. Dann wanderte sein Blick immer weiter höher und blieb an meinen Augen hängen, wo unsere Blicke sich trafen. Sein Gesicht war wunderschön. Es war, als wäre es aus Porzellan gefertigt worden. Es wirkte perfekt, außer einer kleinen Narbe an der rechten Seite, die oben an seiner Augenbraue anfang und bis zur Mitte seiner Wange runterging. Seine karamellfarbenen Augen strahlten, als er in meine blickte. In dem Moment, wo wir uns anschauten, wussten

wir, dass wir uns gefunden hatten. Wir wussten, dass die Visionen und Gefühle, die wir hatten, richtig waren. Obwohl wir uns noch nie gesehen hatten, wussten wir, dass wir füreinander geschaffen waren. Wir wussten, dass wir den Clan neu erblühen lassen würden. Und ich wusste, dass ich endlich zu Hause war.

„Ich habe dich gefunden.“



3 | VAENETH

von Candy Krüger und Leonie Dittrich

„Der Rat sucht Leute, die die Länder außerhalb Volkesland erforschen?“

„Das kann ja nur böse enden!“

Die Stimmen seiner Eltern hallten durch die unteren Räume, laut und voll von Spott. Natürlich fanden sie diese Idee schrecklich. Schließlich sprachen sie immer davon, wie wunderbar erfüllt unser Leben hier in Volkesland sei. Typisch Konservative. Humbug, das war das Beste, was der Rat überhaupt mal getan hatte, seit der Herrschaft des Königspaares.

„Das wäre doch die Möglichkeit für dich, Sage, das könnte dir mit deiner Heilkundelehre sehr gelegen kommen.“

Ein Lächeln breitete sich auf dem Gesicht seines Großvaters aus, als er in die grauen Augen seines Enkels guckte. Welcher gerade von seinem Buch aufblickte.

„Aber Großvater“, er wollte noch mehr sagen, als seine Worte von einem starken Husten seines Großvaters unterbrochen wurden. Seine Gesundheit wurde von Tag zu Tag schlechter. „Ich kann dich bei deinem Gesundheitszustand nicht alleine lassen.“

„Es heißt, außerhalb von Volkesland gibt es eine Pflanze namens Appoloria, sie hat die Fähigkeit, Leute zu heilen und den Tod hinauszuzögern. Nicht viele haben es geschafft, sie zu finden und keiner weiß, wo man sie findet. Wenn du sie zu mir bringen kannst, könntest du nicht nur mir helfen, sondern auch vielen anderen.“

Seine Pupillen weiteten sich. Eine Pflanze, die den Tod verzögern sollte? Das kann es nicht geben, oder doch? „Ich muss es herausfinden und meinen Großvater damit heilen“, dachte er sich. Und das waren nicht die einzigen Gedanken, die Sage in dem Moment durch den Kopf gingen. Seine Eltern würden ihn jedoch niemals in ein fremdes Land reisen lassen, geschweige denn allein. Es gab aber eine Person, die er fragen würde.

Daraufhin machte er sich auf den Weg zur Schmiede, mit dem Wissen, dass diese Idee wahrscheinlich bald den Bach runter gehen würde.

Die Schweißperlen tropften Atlas vom Gesicht, als ihre Worte Sage trafen.

„Ich gab mein altes Leben für mein jetziges auf. Also auch die Familie. Ich habe keinen Großvater mehr“, antwortete Atlas streng, während sie ein neues Schwert schleifte.

Es schien edel und verziert zu sein, war wohl eines ihrer neueren Modelle.

„Kannst dir deine blöde Idee in den Allerwertesten stecken, du Hornochse!“

„Jetzt überleg's dir doch nochmal, Atlas!“, widersprach Sage. „Du könntest mal mehr als deine dreckige Werkstatt und doofen Metalle sehen!“

Atlas würdigte ihn keines Blickes. Es schmerzte dann doch ein bisschen zu sehr.

„Außerdem schuldest du mir noch was, nicht wahr, meine Lieblingsschwester?“

Mit verdrehten Augen griff Atlas zur Flasche. Ihre Gesichtsfarbe ähnelte nun gänzlich der Flüssigkeit, die sehr wahrscheinlich in der Flasche hauste. Schon lange hatte sie aufgehört, normale Becher zu verwenden. Der Grund blieb offiziell unbekannt.

„Pah“, lachte sie auf. „Und dein Spatzenhirn hat sich auch schon einen Plan überlegt, was aus meiner Werkstatt werden soll?“

„Warum? Dachte, du machst einfach das Gleiche wie damals.“

Zähneknirschend schmetterte Atlas ihre Flasche, die sie einige Straßen weiter beim Töpfer gekauft hatte, auf den hölzernen Beistelltisch neben dem Brennofen. Ihr Betrieb lief relativ gut, seit sie vor einigen Jahren ins Zentrum der Stadt gezogen war. Die gemietete Wohnung an sich nutzte sie jedoch eher selten. Häufig war sie auch zu unchristlichen Zeiten in einem der wenigen Hinterräume der Schmiede aufzufinden, um dort noch bis zum frühen Morgen weiterzuarbeiten. Obwohl das Verhältnis zu ihren zwei oder drei Angestellten freundschaftlich und offen war, wollte Atlas sich nicht auf ihre Mithilfe verlassen. Atlas verließ sich nie auf jemanden.

„Wann gedenkst du, loszureisen“, fragte sie und würdigte ihren jüngeren Bruder keines Blickes. Möglicherweise aus Scham.

Augenrollend wendete er den Blick von ihr ab. „War das jetzt so schwer, Schwestertchen? Schließlich war ich nicht der, der dich verraten hat.“

Sage wusste nicht, warum genau er sie fragte, ihn zu begleiten, da sie wohl jede Art von Verachtung für ihn empfand. Vielleicht war es ja eine gute Möglichkeit für beide, sich endlich mal auszusprechen. „Es geht morgen Mittag los, der Rat stellt uns eine Kutsche bereit, mit der wir zu unserem Ziel gelangen können.“ Ein Schweißtropfen lief seine Stirn hinab wegen der prallen Hitze des Ofens und der Anspannung zwischen Atlas und ihm.

★

Grelle Sonnenstrahlen schienen durch die großen Fenster in das Gemach von Sage, als er die wichtigsten Sachen für die Reise in eine Tasche packte. „Vergiss das hier nicht“, schallte die rustikale Stimme seines Großvaters durch den Raum, als er Sage ein Notizbuch reichte. „Mein Tagebuch?“

„Schreib alles auf und berichte mir von deiner Reise, wenn du wieder heimkehrst. Die guten, aber auch die schlechten Momente der Reise werden dich prägen und dir helfen, viel über dich selbst zu erfahren“, versprach der Alte seinem Jüngling. „Natürlich, Großvater.“ Nachsichtig packte er das Buch ein und trat aus dem Haus, in dem er seit 18 Jahren wohnte. Es fiel ihm nicht schwer, diesen Ort hinter sich zu lassen, schließlich hatte er nie das Gefühl, hier ein Zuhause zu haben. Am Marktplatz entdeckte er die glänzenden weißen Haare seiner älteren Schwester. Ob sie wohl nüchtern war? Die Antwort stand wohl in den Sternen. Zögernd lief er auf sie zu. „Na dann, bringen wir es hinter uns, Schwesterchen“. Atlas funkelte ihn aus grauen Augen böse an. „Wenn meine Werkstatt in ein paar Tagen abgebrannt ist, weil der bucklige Bernhard die Leitung übernimmt, zahlst du mir alles zurück. Ist schon schlimm genug, dass ich dem jetzt mehr Kreuzer zahlen muss.“

„Wenn du diesem buckligen Bernhard so wenig vertraust, warum stellst du ihn dann ein?“

„Weil er mich nach einem Job gefragt hatte und ich ihm etwas schuldig war. Des Weiteren ist er einer meiner engsten Freunde.“

„Freund?“, hakte Sage skeptisch nach. „Nennt man so jetzt etwa so seine Saufkumpane, die einem die Haare zurückhalten, wenn man Kinderlieder lallt?“

„Halt dein loses Mundwerk, du Balg. Ich bin keine Alkoholikerin!“

„Wenn ich dich jetzt frage, ob ich mir deine Tasche ansehen dürfte, was würde ich dort finden? Zwei Flaschen Rum? Naja, wohl keine Erinnerungen an die Nächte, in denen du wie eine Irre durch die Stadt ranntest“, bemerkte Sage nun schnippisch und voller Arroganz.

„Nein, aber eine Faust, die dir dein loses Mundwerk schnürt, wenn du deinen Allerwertesten nicht sofort in die Kutsche verfrachtest.“ Die Pferde wieherten als Antwort und Sage bemerkte, dass er wohl oder übel dem Befehl seiner Schwester nachkommen sollte.

Die Kutsche war klein. Nicht viel Platz für Privatsphäre und Abstand, dachte er sich, als er sich in den Sitz gegenüber von Atlas drückte. „Warum hast du überhaupt zugestimmt, mit mir zu reisen, wenn du lieber in deiner kleinen Schmiede versauerst?“ Ein leichter Unterton von Trauer in seiner Stimme war nicht zu überhören.

„Aus demselben Grund, warum ich Bernhard einstellte.“ Fragend schaute Sage seine Schwester an. „Du hast etwas gut bei mir“, antwortete Atlas, bevor sie ihren Blick von ihm abwandte.

Die nächsten Stunden vergingen stillschweigend.

„Kannst du nicht mal schneller machen? Der Gaul bewegt sich unter deiner Führung noch langsamer als unser Alter, der fast am Abkratzen ist.“

„Rede nicht so über ihn, Großvater ist mehr ein Vater, als unserer es je war, aber das müsstest du schließlich am besten wissen.“ Er wandte den Blick zurück auf den Pfad und trieb das Pferd schneller an. Am Horizont war schon der Sonnenuntergang zu sehen. Eine Mischung aus rot und orange füllte den Himmel mit seiner Pracht. Der Wind wehte leicht durch seine hellblonden, fast weißen Haare, als er die Kutsche in die Abenddämmerung führte. „Wir müssen bald eine Pause machen, dem Pferd geht die Puste aus, außerdem können wir im Dunkeln nicht reisen. Zeigst du deine tollen Schmiedekünste und machst ein Feuer? Schaffst du das oder brauchst du Alkohol, um zu funktionieren?“

„Keine Sorge, deine Kleider brennen gut und lodern hell, wenn ich sie anzünde.“ Die Kutsche hielt an der Seite des Pfades. „Such du lieber nach Holz, du bist ja so vernarrt in die Natur! Würdest du nicht ständig deinen Kopf in unbekannte Kräuter stecken, würde vielleicht mal was Anständiges aus deinem Spatzenhirn kommen.“ Die Worte, die aus ihrem Mund kamen, waren voller Spott und Wut für ihren jüngeren Bruder.

Die einzige Antwort, die sie darauf bekam, war ein schnippisches Zungenschnalzen ihres Bruders und ein leises, aber genervtes ‚tch‘, bevor er sich auf den Weg machte, um Feuerholz zu holen. Als Sage außer Reichweite war, setzte sie sich auf einen alten Baumstamm, um sich ihrer Gedanken und Gefühle klar zu werden.

Sobald er außer Reichweite war, fing er an, die Steine, die auf dem Weg lagen, wegzutreten und zu murmeln, wie stur und welch ein Quälgeist Atlas doch war. ‚Soll sie doch zurück in ihre doofe Schmiede und sich im Alkohol versinken lassen‘, dachte Sage bitter, als er seine etwas lang gewordenen, platinblonden Haare zusammenband. Eifrig suchte er nach geeignetem Feuerholz, um es zurück zur Kutsche zu bringen.

„Hier hast du das Feuerholz“, sagte er, nachdem er es auf den Boden schmiss und die Rumflasche aus Atlas Tasche holte. „Was soll das werden?“ Der aggressive Unterton in ihrer Stimme war nicht zu überhören. Ein lautes Schmettern sorgte für Stille zwischen den beiden. Glasscherben und die bernsteinfarbene Flüssigkeit verteilten sich über die trockenen Fasern des Holzes. „Alkohol lodert hoch, wenn man es anzündet, habe ich gehört. Da dachte ich, wir sollten das gleich nutzen.“ Die Adern auf Atlas Stirn formten sich und ihre Hände ballten sich zu Fäusten beim Anblick und der Provokation von Sage. Sie stürmte mit gefährlich großen Schritten auf ihn zu, bis er ihren warmen Atem auf seiner blassen Haut spüren konnte.

„Ich ramme deine Visage gleich in deine dämlichen Kräuter, du Kobold. Dann zeige ich dir, was gut brennt. Jetzt mach dich endlich nützlich.“

„Du bist doch die begabte Schmiedin, also hole deine Feuersteine und mach Feuer, es wird kalt.“ Widerwillig und augenrollend holte Atlas die Feuersteine und

entfachte das Feuer, das beide für die Nacht warmhalten sollte. Sie saßen am Feuer und wichen dem Blick des anderen aus. Das Knistern und Lodern der Flammen übertönte die unangenehme Stille zwischen den beiden, als sie ihr Laib Brot gegen die Flammen hielten.

„Wie geht's den alten Wirtschaftsliberalisten bei dir zuhause?“ schnitt Atlas die bedrückende Stille zwischen den beiden. „Immer noch garstig und nur auf die große Menge der Gulden aus. Unsere altbekannten, narzisstischen Dorfärzte halt.“

„Scheint, als hätte sich immer noch nichts geändert. Ist ja auch kein Wunder bei den beiden.“

„Woher willst du wissen, dass sich nichts verändert hat? Du warst ja nie da.“

„Musst du immer darauf anspielen?“ Atlas sah aus, als würde ihr gleich Rauch aus der Nase qualmen, als sich ihr Blick dem Jungen zuwandte. „Das ist der Grund, warum wir uns nie ordentlich unterhalten können. Hak' es ab, du bist kein kleiner Junge mehr. Ich musste gehen, das weißt du ganz genau.“ Mit diesen Worten kehrte die erdrückende Stille zwischen den beiden zurück, bis Sage sie anschaute.

„Du hättest dich wenigstens verabschieden können, statt ohne Worte zu verschwinden.“ Das war einer der ersten Momente, in denen seine Worte ernst und nicht spöttisch waren.

„Ich halte die erste Nachtwache, ich kann deinen scheußlichen Anblick gerade nicht ertragen.“

Diese Worte trafen Sage wie ein Stein, was ihm nur noch mehr Grund gab, seine Entscheidung zu bereuen.

Die Sonnenstrahlen schienen durch das kleine Fenster der Kutsche. Ein neuer Tag begann.

Als Sage aus der Kutsche stieg, sagte er kein Wort zu Atlas, viel zu sauer über die Ereignisse von letzter Nacht. Er sattelte das Pferd und machte es für die nächsten Stunden der Reise fertig. „Du kannst dich in der Kutsche ausruhen, ich weck dich, wenn wir wieder anhalten.“ Seine Tonlage verriet, dass er keine Lust hatte, überhaupt ein Wort mit ihr zu wechseln, als er das Pferd an die Kutsche leinte und aufstieg. Ohne ein Wort stieg Atlas in die Kutsche, damit sie die Reise fortsetzen konnten, noch immer erschöpft von der Wache.

Die nächsten Tage und Nächte verliefen ähnlich mit wenigen Worten, bedrückender Stille und abweichenden Blicken. Beide waren zu stur, um überhaupt mit dem anderen zu reden, geschweige denn, sich zu entschuldigen. Es fühlte sich an, als würde die Zeit noch langsamer vergehen, je mehr sie sich anschwiegen.

★

„Sage, wach auf.“

„Sage!“, hörte er Atlas rufen. Dieses Biest konnte einem noch nicht einmal seinen wohlverdienten Schlaf gönnen. „Sage, jetzt erhebe deinen Allerwertesten und schau mal aus dem Fenster!“ Seine Schwester übernahm glücklicherweise die Kutschenföhrung, nachdem er die letzten Nachtwachen gehalten hatte. Widerwillig, aber genervt gab er dem Befehl seiner Schwester nach und betrachtete die Landschaft.

„Damit hast du wohl nicht gerechnet, hm?“, fragte Atlas ein bisschen zu selbstzufrieden.

Direkt vor Sages Augen befand sich nun ein Schild mit der Aufschrift ‚Väeneth‘.

Seit dem Föhrungswechsel waren die beiden gut in der Zeit geblieben, sogar zwei Tage vor dem ursprünglichen Termin eingetroffen. Atlas' Bruder blickte verschlafen durch die verwilderte Landschaft. Väeneth war ein kleines Dorf, umzingelt von tiefen Nadelwäldern, es war fast unmöglich, sich nicht zu verlaufen. Glücklicherweise war Atlas nüchtern genug, um den Trampelpfad vor ihrer Nase zu sehen. Auch, wenn ihr Gesicht etwas anderes verriet. In den letzten Monaten machten sich die Falten auf ihrer Stirn und die dunklen Augenringe so bemerkbar, dass er manchmal gar nicht glauben wollte, dass sie nur wenige Jahre älter als er war.

Arnold-Herbert Ziegenkutsch wohnte in einem kleinen Häuschen in der Mitte des belebten Marktplatzes. Die Gassen waren in Väeneth so verdammt eng, dass sie ihre Kutsche samt Pferden an einem der weiter draußen gelegenen Bauernhöfe zur Verpflegung unterbringen und ihre wenigen Habseligkeiten die restlichen 15 Kilometer selbst schleppen mussten.

Die Menschen in Väeneth waren in der Tat gewöhnungsbedürftig. Es war ein viel zu großes Gerammel auf viel zu kleinem Raum. Die Händler schrien um die Wette, um so ihre Ware so zu verkaufen.

„Würde mir ja stinken, wenn ich hier wohnen müsste“, bemerkte Atlas, als sie nach oben in die Wohnhäuser blickte. Es war beachtlich, wie sie es schafften, ihre Wäscheleinen von Haus zu Haus zu spannen. „Jetzt tu mal nicht so, als wäre deine Wohnung besser. Bin ja überrascht, dass du überhaupt eine hast“, erwiderte Sage, als er die Augen verdrehte.

Einige Zeit später standen sie vor einem einfachen Häuschen. Im Erdgeschoss schien ein Schuhmacher seine Arbeit zu verrichten. Schon in den wenigen Stunden, die das Geschwisterpaar in der Stadt verbrachte, war ihnen aufgefallen, dass jeder Händler sein Geschäft im Erdgeschoss des Hauses betrieb. Zwar war ihnen das nicht unbekannt, doch die Häufigkeit überraschte sie trotzdem.

Atlas richtete ihre Kleidung, bevor Sage gegen die Tür des Hauses klopfte. Wenig später öffnete ein alter Herr die Tür. Er selbst schien zwar jünger als ihr eigener

Großvater zu sein, jedoch war sein Gesicht weitaus mehr gezeichnet. Was auch immer der Arme erlebt haben musste, es ließ ihn immer noch nicht in Frieden.

„Guten Abend, Herr Ziegenkutsch. Mein Name ist Sage Collei Alaric und das ist meine Schwester Atlas Gwendolyn Alaric“, fing Sage an, zu sprechen.

„Unser werter Großvater hat uns informiert, dass Sie so gnädig sind, uns für die kommenden Wochen und Monate aufzunehmen“, übernahm Atlas.

Die dunklen Augen des Alten funkelten hinter seinen dicken Brillengläsern plötzlich grau auf.

„Ach, na was! So groß seid ihr geworden! Ich erkenne euch ja fast nicht mehr! Kommt rein, kommt rein!“ Der Mann hinter der Tür schien die Geschwister besser zu kennen als einige Verwandte, mit denen sie gesprochen hatten.

„Matthias, der Gute, hat mir schon viel von euch erzählt! Schaut mal, da drüben, ihr könnt euch vor das Feuer setzen, Abendessen sollte ebenfalls gleich soweit sein!“

Atlas und Sage setzten sich vollgepackt mit ihren Sachen auf die gemütlichen Stühle vor dem Kamin. „Ich bin Arnold-Herbert Ziegenkutsch“, stellte sich der grauhaarige Alte nochmals vor. „Für euch, meine Lieben, aber auch einfach nur Arnold“, zwinkerte er.

„Ihr seid also auf der Suche nach dem Kraut, wie hieß es gleich nochmal?“

„Appoloria“, gab Sage zurück.

„Mhm, da habt ihr euch ja eine Aufgabe gesetzt. Was habt ihr ausgeheckt, dass der Alte will, dass ihr dort draußen verhungert?“ Das Geschwisterpaar blickte sich fragend an.

„Appoloria“, überlegte der Alte laut. „Wartet mal hier, ich habe erst gestern Abend ein paar Bücher dazu herausgesucht.“

Als Arnold sich den Weg durch die leicht chaotische Stube bahnte, konnte man ein sanftes Summen aus der Küche vernehmen. „Sage, Großvater meinte, der Alte wohnt hier allein. Warum ist dann da eine liebliche Frauenstimme aus der Ecke dahinten zu vernehmen? Glaubst du, er hält sich Sklaven?“ Atlas' Bruder blickte sie nur verdutzt an.

„Was guckst du so! Wir wissen nicht, wie die Gesetze in dieser Stadt aussehen.“

„Wenn das Glück auch nur ein kleines bisschen auf meiner Seite spielt, schaffe ich es ja vielleicht, dich an ihn zu verkaufen. Jetzt, schau nicht so! Du bist Anfang 20 und bringst immer noch keine Enkel auf die Welt!“, äffte Sage ihre Eltern nach. „Und einen guten Mann brachtest du auch noch nie nach Hause, Gwendolyn.“

Atlas erhob ihre Hand ruckartig als Androhung, dass sie ihm in absehbarer Zeit eine kleben würde. „Hör auf. Du klingst ja fast schon so, wie unser Alter“, lachte sie schwach.

Das Thema ‚Wie werde ich eine angemessene Hausfrau‘ war zwischen Atlas und ihren Eltern schon immer ein angespanntes Thema gewesen und führte nicht selten, wenn nicht sogar täglich, zum Streit. Melancholisch verharrten ihre Augen auf dem lodernnden Feuer im Kamin. Es war schwer, Atlas‘ Gesicht in Momenten wie diesem zu lesen.

„Ah, hier sind sie!“, rief der alte Arnold von oben, bevor er sich auf den Weg zu ihnen machte. In seinen Armen waren dicke Bücher, die so verstaubt waren, dass man sie als solche schon fast nicht mehr erkannte. „Collei, Gwendolyn!“, rief der Alte, „schaut mal, hier drin müsstet ihr doch fündig werden, nicht?“

Die beiden Geschwister schrakten zusammen. Bisher nannten sie nur ihre Familie beim Zweitnamen. Aber natürlich, ihr Großvater hatte seinem Freund wahrscheinlich nur ihre Rufnamen in der Familie genannt. „Ich erschieße mich selbst, wenn wir alles durchlesen und nicht fündig werden“, scherzte Atlas mit einem Fünkchen Wahrheit.

„Camille, mach uns doch einen Tee, Weib!“, schrie Arnold, als er die Bücher auf Sages Schoß fallen ließ. Das Geschwisterpaar schaute sich fragend an. „Camille? Weib?“

Aus der Küche hörte man Wasser aufkochen und Tassen klirren, bevor eine junge Frau, etwa in Atlas‘ Alter, herausstolzigt kam.

„Ja, Großvater“, sprach sie mit dem schönsten Lächeln, welches die Geschwister seit langem sahen. Der Alte bemerkte die verdutzten Gesichter sofort.

„Camille, hast du etwa nicht unsere Gäste begrüßt?“ Das zierliche Mädchen stellte die Teekanne und die dazu gehörigen Tassen auf den kleinen Holztisch.

„Entschuldigt, es freut mich sehr, Sie beide kennenzulernen.“ Weder Sage noch Atlas konnten den Blick von ihr abwenden. „H-Hallo“, stammelte Sages Schwester ungeschickt.

„Mein Kind, lass unsere Gäste erstmal arbeiten. Fang du doch schon einmal mit dem Abendessen an.“ Während Atlas der jungen Dame hinterherschautte, öffnete Sage eines der dicken Bücher. Laut las er vor:

„Wo die Frau zum Sonnenaufgang zeigt, sollet ihr mit Wissen belohnt werden. Wo das Buch dann steht, sollet ihr zum Süden gehen. Wo auch der Tag sich seinem Ende nähert, sollet ihr fündig werden. Doch ehe die Dämmerung eintrifft, ist es zu spät.“

Er betrachtete das dazugehörige Bild der Appoloria-Blüte. Was sollte denn die Scheiße jetzt? Wochen über Wochen vergingen, in denen keiner der Geschwister so richtig einen Plan hatte.

„Ich hab's!“, rief Atlas genau zwei Monate später ein bisschen zu laut und zu auffällig, als sie gerade ein paar Äpfel beim Obsthändler einige Straßen weiter unten kaufen wollte.

„Was hast du? Einen an der Schüssel?“, entgegnete Sage genervt. „Nein, du blöder Esel. Jetzt denk doch mal scharf nach! Wer zeigt kontinuierlich nach Osten?“ Sage blickte sie stumm an und erwartete, dass seine Schwester jetzt auch noch den letzten Funken Verstand verlor.

„Mann, die kleine Statue am Brunnen, du Pfeife. Haste mal wieder nicht gesehen, weil dein fauler Hintern in der Kutsche schlief“, schnaubte Atlas. „Komm mit, du alter Sack“, rief sie, bevor sie ihren Bruder mit rollenden Augen Richtung Stadtmauer zog. Den Apfel bezahlte sie übrigens nicht.

Das Geschwisterpaar nahm den Trampelpfad zum Bauernhof, auf dem sie ihre Pferde abgestellt hatten. Atlas kam, wenn sie eine Idee hatte, immer auf Trab.

„Und wohin geht es dann?“, fragte Sage, leicht von seiner Schwester genervt.

„In die Bibliothek, mein Liebling“, erzählte Atlas zuckersüß. „Ich weiß jetzt, wo es hingehht!“

Mit den Pferden machten sie sich auf dem Weg. Atlas stolzierte voran und machte sich als Navigation semi-akzeptabel. Stundenlang ging es durch diverse Felder und Äcker, bis Sage stehen blieb. „Warte!“, schrie er. „Ich glaube, es türmt sich etwas auf.“

„Was soll sich schon auftürmen?! Ich türme mich gleich auf, wenn wir nicht bald da sind. Ich habe Hunger wie Sau.“

„Halt den Rand, Weib!“, äffte Sage den alten Arnold nach. Beide hatten sich während ihres Aufenthalts bei Familie Ziegenkutsch nicht selten über den Dialekt des Alten lustig gemacht.

Atlas lachte genervt. „Atlas, es fängt bald an zu regnen, schau doch, wie die Krähen und Raben sich verhalten!“

„Ach komm, das schaffen wir. Reiß dich einfach ein bisschen zusammen und mach deinem Gaul Feuern unterm Hintern!“

„Ein bisschen Feuer unterm Hintern“ gefiel den Pferden übrigens überhaupt nicht. Sage hatte recht und kurze Zeit später fing es wirklich an zu regnen. Es fing sogar an zu stürmen und es dauerte nicht lange, bis die Pferde flüchteten. Pitschnass mussten sie nun den unbekanntem Weg zur Bibliothek allein meistern.

★

Nach der endlosen und qualvollen Reise durch das Waldgebiet kamen sie endlich an ihrem Ziel an. Ohne Gaul, Vorräte, durchnässt und durchgefroren.

Die Siedlung war klein und von einem großen Wald umgeben. Dennoch waren

in dem ganzen Ort weit und breit keine Menschen zu sehen. Lief man jedoch tiefer in das kleine Dorf, fand man den Marktplatz. „Sind das Zwerge?“ Ein erstaunter Ausdruck zierte Sages blasses Gesicht.

„Ich dachte, die gibt es nur in Märchen.“ Atlas war ebenso erstaunt wie Sage. Er öffnete seine Tasche, um zu sehen, wie viele Vorräte sie noch hatten.

„Wir sollten unsere Vorräte auffüllen, bevor wir in die Bibliothek gehen, durch das Gewitter ist kaum noch etwas übrig.“ Ein kleines Nicken von Atlas reichte als Zustimmung, bevor sie sich auf den Weg zum Marktplatz machten. Dort gab es eine prächtige Auswahl an Beeren, Kräutern, Fisch, Fleisch, Brotlaiben, Werkzeugen, Schmuck, Körben, Alkohol und Wasser. Alles, was das Herz begehrt, war auf diesem Markt zu finden.

„Leg mal einen Zahn zu, wir haben noch viel zu tun, Atlas. Und Alkohol zu bewundern ist nichts, wofür wir Zeit haben. Dein Verhalten geht wirklich auf keine Kuhhaut“, sagte Sage, während er sich an einem Stand für Brotlaibe anstellte.

„Was macht ein junger Mann wie du in einem Ort wie diesem?“ Der Zwerg sah aus, als hätte er noch nie einen Menschen gesehen, dabei sah er doch ebenso menschlich aus. „Meine Schwester und ich sind auf der Durchreise, wir suchen nach etwas Bestimmtem.“

Ein Lächeln breitete sich auf dem Gesicht des Zwerges aus. „Na dann wünsche ich euch beiden einen angenehmen Aufenthalt hier in unserem Dorf.“ Während des Gesprächs zwischen Sage und dem Zwerg war Atlas damit beschäftigt, sich neuen Rum zu kaufen. Nachdem sie ihre Vorräte aufgefüllt hatten, machten sie sich auf den Weg zur nahegelegenen Bibliothek. Jedoch standen mehrere Zwerge vor dem Eingang, die so aussahen, als würden sie die beiden nicht so schnell hineinlassen. „Wohin des Weges, ihr Menschen?“, fragten die kleinen Lebewesen. Es schien, dass sie nicht so schnell nachgeben würden. „Was wollt ihr Winzlinge schon machen? Uns mit euren Stöckern stupsen?“

„Atlas!“ Beide mussten sich das Lachen verkneifen bei dem Anblick der kleinen Giganten mit ihren Stöckern, die sie fest in den Händen hielten. Das schien ihnen wohl nicht gefallen zu haben, da sie diese nun auf sie richteten. „Sagt uns, was ihr wollt, sonst kommt ihr an den Pranger.“

„Sicher, dass wir auf euren Zwergen-Pranger passen?“ Atlas konnte das Lachen nicht mehr unterdrücken. Nach einem Räuspern wandte Sage sich an die Zwerge. „Unser Verhalten ist nicht zu entschuldigen. Wir suchen nach einem bestimmten Buch, das uns zu einer Pflanze führen soll.“

„Und warum sollten wir euch vertrauen? Bestimmt sagt ihr eurem Rat Bescheid und sie nehmen uns alles weg.“

Einer der Gnome sprang auf. „Genau, ihr habt euch über uns lustig gemacht,

dafür solltet ihr bestraft werden.“ Sie kamen näher zu den beiden Geschwistern und richteten die gespitzten Stöcker gegen die Hüften der beiden.

„Unser Großvater ist sterbenskrank und wir brauchen die Pflanze, um ihn zu retten, danach verschwinden wir, versprochen. Und das Verhalten meiner Schwester tut mir leid.“

„Was wollt ihr, um uns da reinzulassen? Rum? Brot? Unseren Kopf?“ scherzte Atlas mit einem großen Grinsen auf ihrem Gesicht. Die kleinen Giganten flüsterten und murmelten untereinander, bevor sie ihre Augen wieder auf die beiden richteten.

„Zwei Flaschen Rum und 50 Kronentaler, außerdem werdet ihr dem Rat kein Wort über das berichten, was ihr hier findet.“

„Einverstanden.“ Beide Geschwister stimmten dem Vorschlag zu und besorgten das Gut.

Als sie alles zusammen hatten, brachten sie es den Bewachern der Bibliothek und wurden hineingelassen. Die mächtigen Türen öffneten sich und offenbarten den Stolz des kleinen Dorfes. Beide traten hinein, jedoch war es etwas schwer, sich umzusehen, da es draußen schon dunkel wurde. „Lass uns morgen anfangen zu suchen, ich bin viel zu müde“, gähnte Atlas. „Klingt gut, diese kleinen Quälgeister haben mich ebenso träge gemacht“, stimmte Sage zu.

Sonnenstrahlen kitzelten ihre Augenlider, als das Morgengrauen anbrach. Das Licht fiel in die Räume der Bibliothek und ließ das Gebäude in seiner Pracht und Fülle erstrahlen.

„Guten Morgen, Schlafmütze, du durchsuchst den westlichen Teil der Bibliothek und ich den östlichen, sag Bescheid, wenn du etwas Interessantes findest.“

Atlas, die noch immer auf dem Boden lag, richtete im Halbschlaf ihren Blick langsam auf Sage.

„Müssen wir gleich bei Morgengrauen anfangen? Dir liegt wohl nicht viel am Schlaf.“

Sage trank gerade etwas Wasser aus seiner Feldflasche. „Je früher wir fertig werden, desto früher kannst du zurück zu deiner Schmiede und deinen Saufkumpanen.“

„Stimmt auch wieder, hoffentlich steht die Schmiede noch. Der bucklige Bernhard ist sehr tollpatschig, daher hat er wahrscheinlich auch den blöden Buckel.“ Widerwillig stand Atlas auf und streckte sich. „Verirre dich nicht, ich will dich nicht auch noch suchen müssen.“ Beide liefen zu ihrer abgesprochenen Seite, Sage zum Osten und Atlas zum Westen der Bibliothek. Stunde um Stunde verging, während beide die erste von drei Etagen des Labyrinths von Bibliothek durchsuchten.

Während Atlas nur Bücher über die Königsfamilie fand, entdeckte Sage nur

Bücher über die Geschichte Vaeneths.

„Atlas, ich habe was gefunden!“, hallte es durch die Bibliothek.

„Wo bist du Sage? Ich bin keine Magierin!“

„Im Ostflügel, in der historischen Abteilung.“ Atlas lief zu dem Ort, wo die Stimme herkam.

„Wehe, es ist noch so ein doofes Kräuterbuch, denn das interessiert mich nicht.“

„Nein, das ist es nicht, guck doch!“ Das Buch, das Sage in den Händen hielt, war voller Staub, welchen er wegpustete.

★

„Ein Buch über die Geschichte von Volkesland vor der Abriegelung? Was ist daran jetzt interessant?“ Atlas Gesicht sprach tausend Worte.

„Willst du denn nicht wissen, wie es damals war?“

„Die Zusammenarbeit und Gemeinschaft?“

„Vielleicht war Volkesland damals nicht so kommunistisch wie heute.“

„Damals ist Vergangenheit, jetzt ist es ein kommunistisches Land, das versucht, alte Fehler rückgängig zu machen.“

„Hast du was Besseres gefunden?“ Der genervte Unterton in Sages Stimme war nicht zu überhören. „Nur Informationen über die Königsfamilie, nichts Interessantes.“ Die Langeweile stand Atlas auf die Stirn geschrieben. „Lass uns in den anderen Etagen weitersuchen, ich verrecke hier noch vor Langeweile. Weißt du überhaupt, wie das Buch aussieht, nach dem wir suchen?“

„Ich werde es schon finden, such du ganz oben und ich in der zweiten Etage.“

„Von mir aus, wir treffen uns in zwei Stunden wieder hier unten.“ Nach diesen Worten liefen beide in ihr Abteil und schauten sich weiter um. Beide suchten ihre Etagen auf den kleinsten Millimeter ab, Buch für Buch, aber sie fanden nicht das, was sie wollten. Nach zwei Stunden trafen sie sich wieder beim Eingang der Bibliothek.

„Hast du was gefunden?“ Sages Blick richtete sich auf seine große Schwester. „Außer den sinnlosen Stunden, die ich hier verschwendet habe, habe ich nichts gefunden, was auch nur im Entferntesten von Nutzen sein könnte.“

„Wieso bist du überhaupt mitgekommen, wenn du dich nur beschwerst? Auf deine ungehobelten Worte kann ich verzichten.“

„Immer noch – du hattest etwas gut bei mir.“

„Das schon wieder, du hättest von Anfang an bei deiner Schmiede bleiben sollen, wenn du sowieso nichts zu tun gedenkst.“

„Das wäre sinnvoller gewesen als deinem nutzlosen Geschwafel zuzuhören.“

„Du hast sowieso niemals jemandem zugehört.“

„Wieso sollte ich auch einem dummrissigen Hirnschwätzer wie dir zuhören?!“
„Lass doch dieses dämliche Geschwafel und halt den Mund! Du gehst mir so auf den Senkel!“

„Verschwinde und betrink dich, das sind schließlich die einzigen Sachen, die du gut kannst!“

Sages wütende Worte trafen sie. Ohne weitere Worte wandte sie den Blick ab und lief fort.

Er wusste nicht, wohin sie lief, aber es interessierte ihn auch nicht. Die Bibliothek war schließlich groß genug, damit beide ihre Freiheit hatten, um voneinander entfernt zu sein.

Er hatte schließlich besseres zu tun, als seiner Schwester nachzurennen. Als er sich umguckte, sah er ein kleines Licht in einem der Bücherregale im Ostflügel. Ob es von einem Buch oder einem Gegenstand war, wusste er noch nicht, aber das würde er gleich herausfinden. Neugierig lief Sage zu dem besagten Buchregal, um nochmal genau zu sehen, woher das Licht kam. Tief in Gedanken versunken, griff er nach einem Buch, ohne zu wissen, was daraufhin passieren würde. Ein lautes Rumpeln riss ihn aus den Gedanken. Einen Purzelbaum schlagend, fiel er in einen dunklen Raum.

„Das hat wehgetan“, rief er, sich den Kopf und die leichte Beule reibend, die er vom Sturz erhalten hatte. „Wo bin ich?“ Er schaute sich um, so gut es ging, um wenigstens zu sehen, wo er hineingeraten war. „Bin ich hinter einem Regal?“, murmelte er zu sich selbst, als er in Richtung des Lichtes schaute und den Ostflügel der Bibliothek zu sichten bekam. Als er sich umdrehte, bemerkte er den großen Raum, der sich ihm offenbarte. Er war dunkel und staubig.

★

Zu seinem Glück fand er eine Lampe. Der Raum erstrahlte in warmem Licht und offenbarte sein Geheimnis. Bücher? Warum sollte man sie verstecken, war das etwa Hexenwerk?

Die Verwirrung stand ihm ins Gesicht geschrieben, als er sich eins der Bücher aus dem Regal nahm. Alte Artefakte. Warum sollte man sie verstecken? Er durchblätterte das Buch und fand nichts, was ihnen weiterhelfen konnte. Minuten vergingen und sogar Stunden, in denen er alle Bücher nach Hinweisen auf die Pflanze durchsuchte. Nach einer Stunde hatte er endlich ein Buch mit der Aufschrift ‚Die Geheimnisse der Kräuterwelt‘ entdeckt. Könnte das die Antwort auf ihre Suche sein? Hastig blätterte er durch die Seiten des Buches, bis er auf einer Seite stoppte: ‚Das Geheimnis des Mondes Appoloria‘. Endlich, er hatte das Buch gefunden.

Geschwind eilte er zurück zu dem Licht, um das Buch Atlas zu zeigen, doch etwas stoppte seinen Weg. Er kam nicht mehr raus. Gefangen hinter einem Bücherregal zu sein, war wohl kein gutes Zeichen.

„Atlas! Schwing deinen Allerwertesten hierher und hol mich hier raus!“ Aber egal, wie oft er nach seiner Schwester rief, er bekam keine Antwort. Was machte sie denn? Wohl nichts Sinnvolles. Genervt lief er durch den Raum und sprach zu sich selbst, da ihm sowieso niemand zuhörte. „Hätten wir uns nicht getrennt, wäre das nicht passiert.“

Die Frustration in seiner Stimme war nicht zu überhören. Naja, er war ja der Einzige, der sich gerade sprechen hörte. Stunde um Stunde verstrich, seit er in dem Raum eingesperrt war. Was Besseres als Lesen hatte er wohl nicht zu tun, um sich die Zeit zu vertreiben.

„Wo ist denn eigentlich der dumme Bengel geblieben? Es ist schon Stunden her, seitdem ich seine Visage gesehen habe.“ Atlas kratzte sich am Kopf bei dem Gedanken, wo ihr trotteliger Bruder abgeblieben sei. „Ich wollte auch damals schon kein Verstecken mit ihm spielen, aber jetzt habe ich wohl keine andere Wahl, als nach ihm zu suchen.“ Stille hallte durch die Bibliothek, und keine einzige Spur zu Sage war zu finden.

„Sage? Sage?! Antworte mir doch“, hallte es durch den Ostflügel. Sein Blick wanderte in Richtung der Stimme. „Atlas? Ich bin hier, hinter dem Regal!“

„Na dann komm raus!“ Ihr Augenrollen war selbst in ihrer Stimme zu hören.

„Würde ich wissen, wie ich hier rauskomme, hätte ich es wohl schon getan, du Esel!“

„Fein, ich kann auch wieder gehen, dann kommst du erst recht nicht mehr hier raus“, bemerkte sie genervt. „Klar, verschwinde und lass mich alleine im Dunkeln, wie du es am besten kannst!“

„Halt den Rand, du Balg!“ Hätte sie ihm das lose Mundwerk stopfen können, wäre das schon längst geschehen. Nur leider stand ihr das Regal dabei im Weg.

„Warum musst du immer aggressiv werden?! Hasst du mich so sehr?!“

„Natürlich hasse ich dich! Immer musst du mich an meine Vergangenheit erinnern, du Balg, kannst du nicht endlich damit aufhören, du hast kein Recht, sauer auf mich zu sein.“

Ihr Gespräch artete schnell in einen großen Streit aus.

„Bei deinem Alkoholkonsum bin ich erstaunt, dass du dich überhaupt daran erinnerst!“

„Ich bin keine Alkoholikerin! Ich trinke nur manchmal nach dem Feierabend mit dem buckligen Bernhard.“

„Wenn dich das besser schlafen lässt, Schwesterchen.“

„Nenn mich nicht so! Außerdem kennst du mich gar nicht.“

„Wie denn auch? Du warst ja nie da! Und wenn du mal zuhause warst, haben du und unsere Alten sich nur gestritten.“ Ihre Stimmen wurden lauter und lauter, als sie sich durch das Regal anschrien. „Es ist nicht meine Schuld! Weißt du, wie sich das anfühlt, ständig nur zu hören: Wann bringst du mal einen Ehegatten nach Hause / Verhalte dich wie eine Frau / Wann bringst du Enkel und Ehre in dieses Haus. Weißt du, wie sich das anfühlt, du Esel?!“

Eine gedämpfte Stille folgte.

„Dann sei doch einfach mal wie eine normale Frau, Atlas. Rate mal, wer deinen heißbegehrten Platz der Familienschande einnehmen durfte, als sich Madame aus dem Staub gemacht hat!“ Sage wusste, dass er damit einen wunden Punkt traf. Blau glänzende Tränenperlen sammelten sich nun in Atlas' Augenwinkel. Ihre schlimmste Sorge, dass es ihrem kleinen Bruder nicht gut ging, bestätigte sich schlagartig.

„Wenigstens konnte ich einmal für mich selbst einstehen, du Weichling!“

„Wenigstens stehe ich zu meinen Fehlern und Sorgen, und trinke mir nicht die Birne weg!“

Du weißt doch nur, wie Wasser aussieht, weil du hoffst, dass man durch das Baden deine Fahne nicht mehr riecht!“

„Ich hoffe du verreckst in deinem Kerker voller Bücher. Dann hast du wenigstens irgendwas anderes in deinem Hirn als deine doofen Kräuter. Warum benutzt du deine Kräuter nicht mal, um dein loses Mundwerk für immer zu stopfen?!“, rief Atlas außer sich.

In einem Moment mit kühlem Kopfhätte sie solche Worte niemals gesagt. Doch ihre Wut auf Sage und auf sich selbst gewann die Oberhand. „Hey! Ich habe hier ein Buch gefunden.“

„Ach wirklich? Hätt' ich in einer Bibliothek nun wirklich nicht gedacht“, erwiderte Atlas unbeeindruckt. „Jetzt sei mal ruhig, es hört sich interessant an. Ich glaube, es könnte uns weiterhelfen.“

„Wie, weiterhelfen?“

„Na, mit unserem Problem hier“, antwortete Sage nachdenklich.

„Vielleicht sogar, mit mehreren Problemen auf einmal.“ Sage klang heiser, als ob er nicht glauben konnte, was er da fand. „Wirklich? Na, sag schon, was ist es?!“, fragte Atlas neugierig. „Das Handbuch für die Frau – wie verwöhne ich meinen starken Ehemann richtig? Der Klassiker für jede Hausfrau.“

„Ich hoffe du stirbst.“ fauchte Atlas ihren Bruder an.

Die Worte seiner Schwester trafen ihn wie ein Schlag in die Magengrube, aber

er wollte seine Haltung trotzdem beibehalten, um den Schmerz zu überdecken.

„Na, na, Schwesterlein. An deinem Mundwerk müssen wir aber nochmal arbeiten. Kein Wunder, dass du jeden Mann vergraulst.“ In diesem Moment brannte eine Sicherung bei Atlas durch. Alles um sie herum drehte sich vor Wut und sie wusste nicht mehr, wohin mit sich selbst.

Sage traf mit seinen Worten einen wunden Punkt.

„Du kleines Scheusal, bei den Worten Gottes, ich werde auf dein Grab spucken, solltest du jemals wieder da rauskommen“, schrie Atlas. Dadurch, dass es schon spät am Abend war, waren nicht mehr viele Besucher außer dem streitenden Geschwisterpaar in der Bibliothek. Es war also ganz zu Atlas' Glück, dass sie niemand anderes als ihr Bruder hörte.

„Wenigstens würdest du dich dann einmal verabschieden, du Vettel! Aber das sieht dir ähnlich, du hast es ja nicht so mit den ehrlichen Worten!“ Sages Worte wurden lauter und mit jedem Atemzug härter.

„Du kannst nicht immer noch darüber sauer sein, Sage! Es ist fünf Jahre her, nun mach mal einen Schlussstrich. Du wusstest ganz genau, dass dieser eine Tag kommen wird, ich habe dich so oft gewarnt!“ Auf beiden Seiten der Wand war nun ein leises Schniefen zu vernehmen. Beide Geschwister hatten ihr emotionales Ende erreicht.

„Holzkopf.“

„Lackaffe.“

„Vettel.“

„Lumpen.“

„Gewitterziege.“

„Furznickel.“

„Gnatzkopf.“

„Grillenfänger.“

„Grobschnauze.“

„Krautkopf.“

„Rotznase.“

„Pissnelke.“

Sage und Atlas schrien sich weiterhin an. Zwar nahm das Niveau ihrer Unterhaltung mit jedem Wort ab, doch die Beleidigungen wurden immer kreativer.

„Atlas?“, fragte Sage mit gebrochener Stimme.

„Was?“

„Verschwinde.“

Der Mond schien hell und klar, doch bald würde auch der neue Tag heranbrechen und Atlas wusste, dass sie spätestens dann ihren Stolz einmal herunterschlucken und versuchen musste, ihren Bruder aus dem Geheimzimmer der Bibliothek zu befreien. Müde und mit roten Wangen saß sie auf dem Dach der Bibliothek. Sie wollte so weit weg wie möglich von ihrem Bruder sein, um ihm wenigstens diesen Gefallen zu tun. Denn es fiel Atlas nicht leicht, ihre Liebe zu zeigen. Viel zu sehr hatte sie Angst davor, von Sage abgelehnt zu werden. Wie hätte das denn auch ausgesehen? Die große Schwester musste doch stark für ihren kleinen Bruder sein. Das war auch einer der Gründe, warum sie ihn so selten besuchte. Sie wusste, dass sie angefangen hätte, bitterlich zu weinen und um Vergebung zu bitten, wenn sie ihn zu lange angesehen hätte. Viel zu sehr schmerzte sie der Anblick ihres Bruders, dessen Gesicht dem des gemeinsamen Vaters ähnelte. Deswegen konnte sie nicht lange den Augenkontakt halten. Atlas schnippte den Deckel der Glasflasche herunter und fing an zu trinken. Das konnte sie immer noch am besten.

Gefangen in den einsamen vier Wänden, die ihm seine Freiheit nahmen, saß Sage auf dem kalten Boden dieses Raumes. Er wusste selbst nicht, warum er immer so wutentbrannt reagierte, wenn er seine Schwester sah, schließlich war es nicht ihre Schuld, dass ihn seine Eltern nach ihrem Auszug so behandelten. Jetzt verstand er, warum sie weggegangen war und das alles hinter sich gelassen hatte, nun war er in ihrer Position. Nie hätte er gewollt, so ein Biest zu sein, aber sich zu entschuldigen würde die Vergangenheit und die scheußlichen Worte auch nicht ungeschehen machen. Warum hatte er gesagt, dass sie verschwinden sollte, wenn das Einzige, was er immer wollte, war, dass sie genau das nicht getan hätte.

Nach allem, was sich ereignet hatte, war sie das Vorbild, dem er stolz hinterherjagte, seit er ein kleiner Junge war.

Eine weitere Stunde versuchte er vergeblich, aus diesem Raum hinauszugelangen.

Ohne Erfolg. Schließlich fing er an, das Buch 'Die Geheimnisse der Kräuterwelt' wieder und wieder zu lesen. Schließlich war ja genau das sein Spezialgebiet. Jedenfalls so lange, bis er eine vertraute Stimme hörte. Sie lallte lächerlich. Natürlich war seine Schwester mal wieder betrunken, wie immer, wenn sie besorgt, erschüttert oder wütend war.

★

„Sage?“ flüsterte Atlas leise vor der doppelten Wand.

Laut genug, dass ihr Bruder sie erkannte, aber leise genug, um zu merken, dass es ihr nicht gut ging. Ob es am Alkohol oder an den Emotionen lag, wusste er nicht. Schließlich kam es nicht oft vor, dass sie traurig war.

„Bitte antworte, Sage.“

„Was willst du, Atlas?“ Sage wollte nicht antworten, aber so schnell wie möglich aus dem verdammten Raum entkommen.

„Sage, ich liebe dich. Und das meine ich ernst.“

Atlas ließ sich vor der Wand hinplumpsen. „Du bist mein Bruder und ich liebe dich. Ich habe dich niemals weniger geliebt. Du bist mein Ein und Alles.“

Sage blieb stumm. Es war nicht so, als wollte er darauf nichts erwidern, es war eher so, als wäre sein ganzer Körper taub.

Atlas hörte etwas fallen. Auf der anderen Seite der Wand, brach Sage zusammen. Es waren die Sätze, die er sich seit Jahren gewünscht hatte, zu hören. Die Sätze, bei denen er gar nicht wusste, wie sehr er sie gebraucht hatte. Sätze, auf die er so lange gewartet hatte.

„Sage, du weißt gar nicht, wie sehr es mir weh tat, dich zu verlassen. Ich weiß, ich habe Mist gebaut und das nicht nur einmal. Ich wollte dich nie zurücklassen, aber es ging einfach nicht mehr. Ich konnte Mama und Papa nicht mehr ertragen. Ich weiß, dass ich mir sonst etwas angetan hätte“, schluchzte sie.

„Atlas, bist du betrunken?“

„Du Scheiß-Gaul, ich öffne dir hier mein Herz, und das ist alles, was du sagen kannst?!“, schrie seine Schwester.

„Atlas, sieh dich an. Du bist betrunken. Schon wieder.“

„Na und?!“ Atlas' Stimme wurde lauter. „Was geht dich das eigentlich an?!“

„Atlas“, nun schluchzte auch er, „ich mache mir Sorgen, Herrgott.“

Und wieder kamen in ihm die Bilder hoch. Jene Bilder, die ihn im Schlaf verfolgten. Nachdem Atlas unvorhergesehen das Elternhaus verlassen hatte, plagten ihn zahlreiche Alpträume. Fast nächtlich träumte er davon, seine Schwester nach Jahren der Stille leblos in der Ecke liegen zu sehen. Und nachdem er von ihrem Alkoholproblem erfuhr, erschienen ihm seine Träume mit der Zeit immer ein Stück realer. Jeden Tag hatte er Sorge, er würde sie verlieren.

Das war wohl seine größte Angst, selbst wenn sie sich nicht mehr nahestanden.

„Es ist nicht deine Sache, was ich aus meinem Leben mache!“

„Ich will doch nur nicht, dass ich dich leblos in deinem eigenen Erbrochenem auf der Straße finde!“

„Seit wann interessierst du dich für sowas?! Damals hatte es dich auch nicht interessiert, so anhänglich, wie du warst.“

Ihre Stimme wurde immer lauter und schroffer. Gerade, als er dachte, sie würden sich endlich wieder vertragen, wurde ihm wieder gezeigt, dass nur der Alkohol aus ihr sprach.

„Nüchtere aus und hol mich danach hier raus. Je schneller du deinen

Allerwertesten hochbekommst, desto schneller können wir wieder weg.“ Er sprach leise, damit sie seine gebrochene Stimme nicht mehr hören musste.

Nach ein paar Stunden, die wie Tage erschienen, brachte etwas Licht wieder Leben in den stickigen Raum.

„Sage?“, hörte man Atlas leise von der Gegenseite sprechen. „Es tut mir leid.“ Das war wahrscheinlich das erste Mal, dass er diese Worte von ihr zu hören bekam.

„Was genau? Die Worte, dass du deine Stimme immer gegen mich erheben musst oder dass du mich verlassen hast?“ Ein Seufzen war von der anderen Seite zu vernehmen.

„Alles, aber auch, dass ich dich so behandelt habe. Du hast dir nur Sorgen gemacht und das war auch berechtigt.“ Tränen schossen ihm in die Augen, als er diese Worte hörte, schließlich war das etwas, worauf er so lange gewartet hatte, es sich so sehr gewünscht hatte. „Schon in Ordnung, mir tut es auch leid, ich hätte sowas nicht zu dir sagen dürfen. Ich wollte mich nie mit dir streiten.“ Auch Atlas traten Tränen in die Augen. Dass ihr Bruder es ihr nicht übelnahm und ihr all diese Schandtaten verzieh, war etwas, von dem sie nie geglaubt hatte, es zu erfahren.

Ein paar stille Minuten vergingen, in denen beide versuchten, ihre Tränen aufzuhalten.

„Meinst du, du könntest mir hier raushelfen? Ich würde ungern noch mehr Stunden hier verbringen.“ Ein kleines Lachen war zu vernehmen. „Kommst du da etwa nicht allein raus? Du weißt doch anscheinend alles so gut.“

„Such einfach das Buch, das das Regal öffnet, Atlas.“ Das Augenrollen konnte man aus seiner Stimme heraushören, als er darauf wartete, dass er endlich aus diesem Raum rauskam.

„Woher soll ich denn wissen, welches es ist? Das sind bestimmt Hunderte!“

„Mach es doch einfach.“ Letztendlich fing Atlas an, Buch für Buch aus dem Regal zu holen oder zumindest zu versuchen, ihren Bruder dort rauszuholen.

*

Das Regal fing schließlich an, sich zu öffnen. Wie sie das zusammen geschafft hatten, war genauso ein Rätsel wie diese Pflanze, nach der sie suchten.

„Wir haben es geschafft, ich dachte schon, ich würde für immer in diesem Raum hocken.“ Erleichterung war wohl das Einzige, was Sage gerade empfand, da er nun endlich aus dem kleinen und stickigen Raum entkommen war.

„Du kannst dich gerne bedanken, ohne mich würdest du immer noch drin hocken, du Tölpel.“

Ein Grinsen breitete sich auf Atlas Gesicht aus, als sie ihren Bruder aus dem Raum holte.

„Ich weiß, ich weiß, danke.“

„Jedenfalls habe ich das Buch über die Pflanze gefunden.“

„Und was steht drin?“

„Es ist mal wieder mit einem Rätsel verbunden.“ Er griff nach dem Buch und öffnete die Seite über die Pflanze. „Komm schon, wir haben nicht ewig Zeit!“ Ungeduldig stand Atlas dort und wartete auf das Rätsel, das sie zu der Antwort führen sollte.

„Wo die Frau zum Sonnenaufgang zeigt, sollet ihr mit Wissen belohnt werden. Wo das Buch dann steht, sollet ihr zum Süden gehen. Wo auch der Tag sich seinem Ende nähert, sollet ihr fündig werden. Im Herzen des Waldes, so steht es geschrieben. Doch ehe die Dämmerung eintrifft, ist es zu spät.“

Die Antwort auf das Rätsel war wohl näher, als sie gedacht hatten. Jetzt mussten sie nur noch zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein. „Wir könnten Arnold-Herbert Ziegenkutsch fragen, möglicherweise kann er uns mehr dazu sagen“, schlug Atlas vor. Kurz darauf machten sie sich auf den Weg zu dem besagten Mann.

Bei dem guten Arnold angekommen, begrüßte er sie mal wieder mit offenen Armen. „Lange nicht gesehen, ihr Landstreicher!“

Die humorvolle Bemerkung von Arnold ließ zwar zu wünschen übrig, brachte aber ein Grinsen auf die Gesichter der Geschwister. „Eine ganz, ganz lange Geschichte.“ Atlas klang erschöpft, was nach den Tagen in der Bibliothek mehr als nur verständlich war. „Jedenfalls wollten wir fragen, ob du uns mit dem Rätsel helfen kannst“, sagte Sage, bevor er ihm das Buch reichte.

„Bei Vollmond, im Herzen des Waldes. Vollmond ist heute Abend. Sobald die Sonne untergeht, steigt er auf. Aber glaubt mir, in diesen Wald wollt ihr nicht gehen. Kaum einer kehrt lebendig wieder. Man nennt ihn den verbotenen Wald.“ Man konnte Arnold-Herbert Ziegenkutsch die Furcht ansehen.

„Na, das wird ja immer besser“, schnaufte Sage. „Erst Gnome, dann werde ich in einem kleinen Raum eingesperrt und jetzt auch noch ein Gruselwald? Was noch? Monster?“

Schweigen erfüllte den Raum.

„Mal was Neues in dieser langweiligen Stadt“, antwortete Atlas. „Der Wald befindet sich hinter der Bibliothek, immer Richtung Süden, dort, wo das Mondlicht das Herz des Walds trifft, dort findet ihr wonach ihr sucht. Na, dann gehen wir wohl dahin, mal gucken, ob wir lebendig zurückkommen. Wer weiß, vielleicht sind wir ja

eine gute Speise für die Wald-Monster!“

„Atlas! Das ist nicht lustig!“

„Etwas lustig“, erwiderte diese. „Dich fressen sie bestimmt zuerst, denn ich kenn mich in Wäldern aus, du würdest dich sofort verlaufen.“

„Das sehen wir ja dann, Brüderchen.“ Beide brachen in Gelächter aus, und sogar Arnold konnte sein Lachen nicht zurückhalten.

★

So gesagt, so getan. Die Geschwister brachen am frühen Morgen des nächsten Tages auf. Viel Gepäck trugen sie jedoch nicht mit sich, da sie nicht vorhatten, lange zu bleiben.

Ihre Pläne wurden jedoch schnell von kleinen Wesen beeinträchtigt.

„Boah, schau mal, Sage“, schrie Atlas ein bisschen zu laut und zu grell, „die sehen ja aus wie Menschen! Halt nur kleiner und hässlicher.“

Die kleinen Wesen, die sich als Gnome entpuppten, sahen sie empört an.

„Na hör mal her, Weib“, schrie eines der winzigen Schruppelfigürchen noch schriller, als Atlas es je gekonnt hätte, „wir sind keine Menschen! Wage es nicht, uns noch einmal als dieses Ungeziefer zu betiteln! Wir sind die Gnomius-Maximus-beta-Herfunkelus! Kurz, GMBH“, rümpfte er stolz die Nase.

„Aha. Und wie heißt du, mein Kleiner?“, fragte Atlas mit einer süßen Stimme.

„Max, und nenn mich nicht Kleiner, Weib!“ Max stach ihr mit einem Stock ins Bein.

„Und du?“

„Max“, antwortete ein anderer. „Und du?“ Atlas wendete sich dem Gnom mit dem weißen Bart zu. „Max.“

„Und du?!“, fragte die Schwester sichtlich verwirrt.

„Na Max, du blöde Gans!“

Sage wandte sich zu seiner großen Schwester.

„Die heißen hier alle Max. Frag mal, warum sie Gnomius-Maximus-beta-Herfunkelus heißen!“, zischte Sage.

Blöde Gans – diesen Ausdruck würde sich der Bruder noch merken.

„Okay, Maxi-Schatzlein“, sagte Atlas ungeduldig. „Wir sind auf der Suche nach einer Blüte.“

„Sieh dich um, Weib! Mach deine verkaterten Augen auf! Hier sind überall Blüten!“, rief der grummelige Max.

„Wir sind auf der Suche nach der Appoloria-Blüte. Sie schaut ungefähr so aus.“ Atlas bedeutete ihrem Bruder, dass er doch bitte das Buch auf der richtigen Seite

aufschlagen sollte. Hektisch kam er dem Befehl seiner Schwester nach.

„Oho, ihr Grünschnäbel seid also wirklich hier, um diese Blüte zu finden? Ich muss schon sagen, ziemlich faszinierend, dass ihr Dummschwätzer es wirklich bis hierhin geschafft habt.“

Sage antwortete nicht auf die anfänglichen Gemeinheiten und Beleidigungen.

Stattdessen fuhr er unbeeindruckt fort: „Könnt ihr uns helfen, diese Blüte zu finden? Daneben steht ein Rätsel:

Wo die Frau zum Sonnenaufgang zeigt, sollet ihr mit Wissen belohnt werden. Wo das Buch dann steht, sollet ihr zum Süden gehen. Wo auch der Tag sich seinem Ende nähert, sollet ihr fündig werden. Im Herzen des Waldes, so steht es geschrieben. Doch ehe die Dämmerung eintrifft, ist es zu spät.“

„Kommt drauf an“, meldete sich Max, einer der Gnome, der bisher noch nicht gesprochen hatte. Was springt dabei für Max, Max, Max, Max und mich heraus? Es muss schon was Ordentliches sein, ich muss schließlich meine Frau Max und meine Kinder Max und Max über die Runden bringen.“ Missbilligend sah er die Geschwister an. Atlas nahm etwas aus ihrer Tasche heraus. „Das hier“, sagte sie und nahm die Flasche mit der rot schimmernden, süß riechenden Flüssigkeit heraus. Es war Wein.

„Was machst du da?! Du kannst das doch nicht den Gnomen andrehen! Noch nicht mal du kommst mit den Nebenwirkungen zurecht!“, zischte ihr Bruder.

„Oho, was ist denn das?“

„Ein Getränk, damit deine Frau Max und deine Kinder Max und Max erträglicher werden“, zwinkerte Atlas, bevor sie zu Sage herüber schielte. „Hilft übrigens auch bei Brüdern.“

„Erträglicher?“, rief ein anderer Max verwundert. „Deal, nehmen wir!“

Die Gnome machten einen kleinen Handschlag und Lautruf untereinander. Es ähnelte einem satanistischen Ritual.

„Wo auch der Tag sich seinem Ende nähert, sollet ihr fündig werden. Doch ehe die Dämmerung eintrifft, ist es zu spät“, wiederholte ein anderer. „Der Westen ist damit gemeint. Ihr müsst in den Westen! Kommt mit, wir zeigen es euch!“

Und schon wanderten die Gnome mit den verwirrten Geschwistern Richtung Westen und sangen Lieder. Atlas ließ es sich nicht zweimal sagen und fing an, den Gnomen die wunderbaren Lieder aus ihrem Heimatdorf vorzulallen. Würden die Geschwister nicht so weit weg wohnen, könnte man meinen, Atlas hätte Freunde gefunden.

Einige Stunden vergingen und Sage war schon voller Sorge, die Gnome würden eigentlich gar nicht wissen, wo es lang geht. Doch kurz bevor er etwas erwidern wollte, blieb die Truppe stehen und startete auf einem Baum.

„Gerade noch rechtzeitig gekommen“, seufzte Max.

„Doch ehe die Dämmerung eintrifft, ist es zu spät“, wiederholte ein anderer. „Man kann die Blüte nur vom Morgengrauen bis zu den letzten Sonnenstrahlen erhaschen, solange sie an den Wurzeln wächst. Also solltet ihr zwei euch beeilen.“ So gesagt, so getan.

Und schon waren die Geschwister dabei, die faszinierend aussehende Appoloria-Blüte in ihrer pink-orangen Farbenpracht zu pflücken.

„Wir haben sie, Atlas“, rief Sage, „jetzt können wir Großvater endlich retten!“

„Ihr seid gar nicht mal so scheiße, wisst ihr das?“ Atlas flirtete mit einem schelmischen Grinsen. „Atlas!“

„Was denn? Unter anderen Umständen könnte ich mir durchaus vorstellen, meine Lieblinge mal in meine Schmiede einzuladen. Natürlich nach Feierabend“, zwinkerte die Ältere. Sage entnahm die Appoloria-Blüte vorsichtig aus dem Baumstamm.

„Kannst du alles gerne machen, wenn deine Schmiede noch steht, nachdem du den buckligen Bernhard damit wochenlang alleingelassen hast.“

„So ungern ich das auch zugebe, leider hast du da einen verdammt wunden Punkt erwischt.“ Atlas' Miene verfinsterte sich, als sie Sage spielerisch gegen die Schulter boxte. „Na gut, du Arsch. Lass uns auf Vaeneths Bauernhof zwei Pferde leihen und dann nichts wie weg hier.“

„Leihen?“

„Leihen.“ Die Geschwister grinnten sich an. Beide wussten genau, was das zu bedeuten hatte.

★

Eifrig und mit der Pflanze bewaffnet, eilten sie zurück zum Elternhaus. In der Hoffnung, dass es noch nicht zu spät war. Ihre Eltern waren zu dieser Zeit in der Dorf-Heilstätte, weshalb sie diese glücklicherweise nicht antreffen würden. Schnell brauten sie die Blüten der Pflanze zu einem Tee und begaben sich zum Gemach ihres Großvaters. Doch was sie dort antreffen sollten, war mehr als nur bedauerlich.

„Mutter? Vater? Ihr solltet doch bei der Arbeit sein, ist alles in Ordnung?“ Atlas war nahe bei der Tür. Es war ein befremdliches Gefühl, wieder an diesem Ort zu sein, einem Ort voller Erinnerungen an das, wovor sie weggelaufen war.

„Collei, dein, euer Großvater“, ihre Blicke wendeten sich zum Parkett, als man das Brechen ihrer Stimme laut und deutlich hören konnte. Kleine Wassertropfen trafen den kalten Parkettboden und die Stimmung des Raumes wurde eng und bedrückend.

„Nein das kann nicht sein!“ Auch bei ihm stiegen die Tränen in die Augen, als er an das Bett seines Großvaters trat. Er wollte es nicht glauben, es konnte nicht wahr sein, sie waren doch extra weit gereist, um ihn zu retten, und nun war alles umsonst? Sein Großvater schien friedvoll und sorgenlos, wenigstens war er nicht mit Schmerzen aus dem Leben gerissen worden, schien Sage sich zumindest einzureden. Er fiel auf seine Knie, nun nicht mehr fähig, seine Tränen zurückzuhalten.

Atlas war ebenso sprachlos, unfähig, etwas anderes zu tun, als wortlos auf den Boden zu gucken. Auch wenn sie ihre Familie verabscheute, konnte sie nicht leugnen, dass der Anblick ihrer weinenden Eltern, ebenso die Tränen ihres kleinen Bruders beim Anblick ihres toten Großvaters ihrem Herzen kleine Stiche versetzte. Atlas senkte langsam ihren Blick und nahm ihren Hut als Zeichen ihrer Trauer ab.

„Entschuldigung, Großvater“, sprach sie unter leisen Tränen. Das etwas zu hoch gewachsene Mädchen erinnerte sich in einer melancholischen Stimmung an ihren Großvater. Er war es, der ihr den Zweitnamen Gwendolyn verliehen hatte. Er war auch der Einzige, bei dem Atlas es nicht als Strafe ansah, wenn sie mit ihrem eigentlich verhassten Zweitnamen angesprochen wurde.

Tief saßen die Erinnerungen an die Abende, als Atlas als junges Mädchen heranwuchs, und Großvater ihr beibrachte, Alkohol zu trinken. Es war ein kleines Geheimnis zwischen den beiden. Ein Geheimnis, das Atlas mit ins Grab nehmen wollte, Großvater ihr wohl aber zuvorgekommen war. Oft saßen sie am Lagerfeuer in der Nähe der kleinen Lichtung und erzählten sich die eigenartigsten Geschichten. Einige beruhten auf wahren Begebenheiten, andere auf einer ernsten Basis. War es zu kalt für die frische abendliche Luft, verschanzten sich beide am Kamin des alten kleinen Bungalows. Großvater hatte nicht viel, aber ein gutes Herz und eine lebhafte Seele. Zur Weihnachtszeit gab es neben dem Hochprozentigen auch guten Glühwein. Großvater war der Einzige, der Atlas so annahm, wie sie war. Weil beide mehr als wortkarg waren, verstanden sie sich meist, ohne zu reden. Obwohl er es nie sagte, akzeptierte er seine Enkelin für die Schmiedin und Person, als die sie heranwuchs.

Und dafür war ihm seine Enkelin unfassbar dankbar.

Sage auf der anderen Seite saß aus Trauer zitternd auf dem Boden des Gemaches. „Es tut mir leid, dass ich dir nicht helfen konnte. Es tut mir leid“, flüsterte er unter Tränen.

Sein Großvater war mehr ein Vater für ihn als der richtige, nachdem seine Schwester fort war. Er lehrte ihn alles, was er nun wusste. Die Leidenschaft für Kräuter, Heilkunde und nun auch den Wunsch, Menschen zu retten und ihnen zu helfen, da er es bei seinem Großvater nicht mehr konnte. Dies würde nicht nochmal vorkommen, er würde es nicht mehr zulassen, jemanden zu verlieren. Er würde sein

Handwerk fortsetzen und ihn für alle Zeiten in Erinnerung halten. Er konnte nicht glauben, dass derjenige, der ihm, als er noch ein kleiner Bube war, seine Bücher vorgelesen hatte und ihm die Kunst der Kräuter lehrte, derjenige, der ihn zu dem Mann, der er jetzt war, erzogen hatte, nun aus dem Leben geschieden war.

Er schwor zu sich selbst, dass er dieses Handwerk fortführen würde, so wie es sein Großvater immer für ihn gewollt hatte.

„Atlas?“, flüsterte er leise in Tränen, „lass uns gehen.“

„Gehen? Wohin?“

„Zu dem Ort, an dem wir frei sein werden, lass uns unser Leben dort weiterführen und neu anfangen.“

„Die ausgeliehenen Pferde zurückgeben?“

„Genau.“

Ein Grinsen breitete sich auf den Gesichtern der beiden aus.

„Meinst du, der bucklige Bernhard wird gut auf die Werkstatt achtgeben?“

„Erinnere mich nicht dran, sonst überlege ich es mir anders und bleibe hier.“

EPILOG

Sage verbrachte Stunden, Tage sogar Monate damit, seine Heilstätte aufzubauen. Mit der Hilfe seiner begabten Schmiedin von Schwester hatte er es schnell geschafft, seine kleine Praxis aufzubauen.

„Thias Heilstätte“

Mit einem großen Lächeln stand der junge Bursche vor seiner Praxis, die er nach seinem Großvater und Lehrmeisters Matthias Albert Alric benannt hatte. Hier würde er als Dorfarzt mit seiner Kräuterheilkunde den Menschen helfen, die sich nicht selbst helfen konnten und das Erbe seines Großvaters fortführen. Natürlich hatte Herr Ziegenkutsch auch beim Aufbau der Praxis geholfen und die Gnome hatten versprochen, keine Kräuter vor ihm zu verstecken. Naja, manchmal fanden sie es lustig, ihm Rätsel zu geben, um die Kräuter zu finden. Ebenso viel Zeit verbrachte er in der Bibliothek und dem kleinen Raum, in dem er seine Ruhe finden konnte. Aber das Beste daran war, dass er nun mehr Zeit mit seiner Schwester verbrachte. Manchmal nach Feierabend tranken sie gemeinsam ein Glas Rum und genossen ihr neues Leben dort in Vaeneth. Den Rum, den Sage mit seinem Geld bezahlen musste, da er mehr verdiente als Atlas.

Streiten taten sie natürlich trotzdem, denn das würde sich wahrscheinlich nie ändern.

Atlas für ihren Teil saß nächtelang wach in ihrer Werkstatt, um vergangene Arbeit aufzuholen. Doch der Gedanke, ihren Bruder wieder gehen zu lassen, traf sie tiefer in der Brust, als sie sich das erste Mal trennten. Schon bald plagte sie eine kleine, aber sichere Existenzkrise. Aber genau durch diese Krise wusste sie, was zu tun war. Es geschah alles krumm und heimlich, so, wie man es von der jungen Frau gewohnt war. Die wenigen Mitarbeiter wurden für ein letztes Abendmahl mit anschließender, großer Fete zusammengetrommelt und das letzte Beisammensein genossen.

Es fiel Atlas schwer, ihre selbst erbaute Schmiede zurückzulassen und sowohl ihre teuren Materialien wie die treuen Kunden an den buckligen Bernhard zu übergeben, der das Angebot des Filialleiters mit Kusshand annahm.

Atlas half noch selbst dabei, das hölzerne Firmenschild von ‚Atlas‘ Abenteuer schmiede‘ zu ‚Bernhards Bude‘ umzuändern. Ein paar Tränchen von Atlas‘ Auge entwichen dann doch, als ihr versprochen wurde, dass der Name ‚Atlas‘ im Gemeinschaftsraum eingraviert wird.

Weil Atlas so gut im Geheimnisbewahren war, merkte ihr Bruder von alledem nichts.

Erst, als Sage am frühen Novembermorgen vor Atlas‘ Schmiede stand und auf eine nüchterne und vollgepackte große Schwester antraf, wurde ihm so Einiges klar.

„Du glaubst doch wirklich nicht, dass ich es nochmal verpassen werde, meinen kleinen Bruder aufwachsen zu sehen, oder?“, fragte die Ältere mit einem schelmischen Grinsen.

Das Geschwisterpaar erbaute sich bald auf einer Lichtung nahe den Eingangstoren von Vaeneth zwei Häuser. Sie wollten beide nicht mehr voneinander getrennt sein. Auch, wenn oft noch eine dritte Person mit in der kleinen Runde war. Ziegenkutschs Enkelin Camille fing nämlich an, sich verdächtig gut mit der Weißhaarigen zu verstehen. Und schon bald teilten die beiden sich Atlas‘ kleines Häuschen.

Berichte an den Rat hatten sie nach all dem übrigen auch nie wieder geschickt.



4 | ALLABASTYE

von Cassy

COSMIA UND VANDA

„Du kannst nicht gehen, Vanda.“ Meine Mutter hatte die Hände in die Hüften gestellt und sah mich ernst an.

„Mutter, wie oft hatten wir die Diskussion schon? Ich bin alt genug. Wenn ich Ritter werden kann, schaffe ich das doch mit Leichtigkeit.“ Die Erinnerung an beinahe dasselbe Gespräch vor einigen Jahren ließ mich schmunzeln, was meine Mutter überhaupt nicht witzig fand.

„Wie willst du überhaupt dahin kommen? Wir können uns nicht mal einen Esel leisten.“

„Dann laufe ich eben, ist doch egal. Freust du dich denn gar nicht für mich? Immer sagst du nur, wie sehr ich hier fehlen werde. Aber es ist Zeit für mein eigenes Leben. Ich wünsche mir, dass du das akzeptierst. Du bist schrecklich alt geworden.“ Damit hatte ich sie geknackt, auch wenn sie es nie zugeben würde. Ich war mir wohl bewusst, wie sehr sie darunter leiden musste, ihr kleinstes Küken das Nest verlassen zu sehen. Andererseits hatte ich nie vorgehabt, mich dem wohlbehüteten Leben meiner Familie anzuschließen. Meine ältesten Geschwister waren Bauern, Handwerker oder Hausfrauen, hatten bereits früh geheiratet und größtenteils schon Kinder. Aber das passte doch, da hatte meine Mutter jemanden zu betutteln.

Ich war schon immer anders als der Rest der Familie. Mein Vater hatte für mich eine Handwerkerlehre vorgesehen, doch ich wollte der Gesellschaft auf anderem Wege dienlich sein. Ich ging an den Hof und wurde Ritter. Seit dem Sturz der Königsfamilie hielt ich mich wieder überwiegend im Elternhaus auf, da noch nicht entschieden wurde, was aus dem Heer werden sollte. Ich war also bereit für ein neues, für ein richtiges Abenteuer.

Am Abend vor Beginn der großen Reise packte ich meine sieben Sachen. Allzu viel konnte ich nicht mitnehmen, immerhin hatte ich keinen Packesel dabei. Aber selbst, wenn es mir an etwas mangeln sollte, so hatte ich es bis nach Hause nicht weit. Der Rat hatte mir ein direktes Nachbarland zugeteilt und nur in 80 Stunden Fußmarsch sollte ich die Grenze überquert haben. Das war im Vergleich zu anderen Märschen, die ich schon bestritten hatte, eine sanfte Tour.

Als ich alles eingepackt hatte, Proviant, Feder, Tinte, Pergament, blickte ich mich noch einmal in meinem Zimmer um. Lange Zeit hatte ich es mir mit einigen Geschwistern teilen müssen, doch seit ungefähr zwei Jahren war es nun meins. Das Zimmer würde wieder für eine Weile leer stehen. Doch das würde mich nicht von der Reise abhalten.

Ich setzte mich in den Sessel unterm Fenster und badete in dem hereinfliegenden Mondlicht, als es plötzlich hinter mir klopfte. Als ich mich umdrehte, saß draußen auf dem Fenstersims eine Taube, die aufgeregt ihren Kopf hin und her wiegte. Sie sah ungewöhnlich aus. Ihr Körper war nicht wie üblich weiß, sondern braun, nur die Flügel waren hell. An ihrem linken Bein hing ein zusammengerolltes Schriftstück. Ich öffnete das Fenster und ließ sie herein. Sie hüpfte über den Fensterrahmen und landete schließlich auf der Lehne des Sessels. Brav streckte sie mir ihr Bein hin, damit ich den Brief losbinden und lesen konnte.

Großer Abenteurer,

hiermit erhältst du deine Briefftaube. Erstatte Bericht, so wie es dir vorgegeben ist.

Der Rat

Ich war tatsächlich vorher schon darüber informiert worden, dass ich alle zwei Monate Bericht erstatten soll. Das fand ich zugegeben ziemlich eigenartig, da mein Erkundungsland laut Karte ziemlich klein und nicht besonders weit weg war. Aber wieso nicht, Urlaub in einem anderen Land ist sicherlich ganz schön. Zumindest habe ich das aus Erzählungen meiner Familie gehört. Als man noch reisen durfte. Oder aus der Zeit, als meine Ur-Ur-Ur-Ur-Vorfahren noch nicht hier lebten. Da gab es viele spannende Geschichten drüber. Ich habe sogar mal von einem Tagebuch gehört, was einer dieser Ur-Vorfahren geschrieben haben soll. Ob es das wirklich gab, war fraglich, da früher so gut wie niemand schreiben konnte. Seit vielen Generationen wird es dennoch in unserer Familie gelehrt und ich werde eines Tages die Pflicht haben, es meinen Kindern beizubringen.

Den Zettel faltete ich zusammen und steckte ihn zu meinen anderen Sachen in den Packsack. Die Taube beobachtete mich dabei, immer den Kopf schräg gelegt, als würde sie mich etwas fragen wollen. Was genau, verstand ich allerdings nicht.

„Hast du einen Namen?“, fragte ich deshalb.

Nichts. Sie starrte mich nur weiter an.

„Dann muss ich mir wohl einen ausdenken.“

Mein Blick glitt aus dem Fenster in den Himmel. Just in diesem Moment flog eine Sternschnuppe durch mein Sichtfeld, und nachdem ich mir gewünscht hatte,

dass die Reise gut und weitestgehend gefahrlos verlief, hatte ich auch schon einen Namen: „Cosmia. Ab heute hörst du auf den Namen Cosmia.“

Wieder keine Antwort. Vielleicht würde mir ein bisschen Schlaf dabei helfen, nicht mehr zu erwarten, dass eine Taube mir antworten würde. Ich ließ sie einfach auf dem Sessel sitzen und legte mich ins Bett. Meine Rüstung war poliert, meine Lanze gespitzt und ich so aufgereggt, dass ich mich einige Male hin und her wälzen musste, bevor der Schlaf endlich zu mir fand.

In aller Herrgottsfrühe war ich aufgestanden, nicht nur, um mich meiner Mutter zu entziehen, sondern auch, weil ich es vor Spannung gar nicht mehr aushielt. Ich machte mich direkt auf den Weg.

Ich hatte eine große Karte dabei, die allerdings bis auf eine kleine Ecke vollkommen leer war. Diese Ecke war der Teil von Volkesland, der die Grenze zu dem mysteriösen, unergründeten Land bildete, welches in Kürze vor mir liegen würde. Um mir die Zeit zu vertreiben, trällerte ich ein Lied vor mich hin, welches ein Barde für die Ritterschaft gesungen hatte. Es handelte sich dabei um eine Art Motivationslied, und heute motivierte es mich noch mehr, als ich es eh schon war.

Endlich! Ich setzte meinen Fuß über die Grenze. Ein großes Stück Mauer, die einst Volkesland von den Nachbarländern abgeschirmt hatte, war herausgerissen worden. Dahinter drängte sich Baum an Baum, die Erde war verschlungen von zartgrünem Gras. Auch mein zweiter Fuß berührte nun den ausländischen Boden. Um mich herum herrschte Stille. Kein Wind war zu spüren, kein Lebewesen zu hören, einfach Stille. Die Sonne küsste die Baumkronen und es wurde Zeit, mein Lager aufzuschlagen, der Sicherheit halber erstmal in der Nähe der Grenze. Ich freute mich darauf, nach diesem langen Weg endlich meine Füße ausruhen zu können. Zufrieden legte ich mich unter mein Zelt, welches ich gerade aufgebaut hatte.

Das Wetter war gut, kein Regen zu erwarten. So wie ich es gesehen hatte, waren es nur leichte Schleierwolken, die die Sonne verdeckten. Ich wollte so gerne schlafen, aber wieder war es meine Neugierde, die das nicht zulassen wollte. Lieber gleich alles erkunden, lieber gleich Berichte schreiben, lieber gleich ...

Aber ich war so müde, dass ich mich auf die Seite drehte und einfach nicht widerstehen konnte. Die Reise hierher war müßig gewesen, hügelig. Und schon das Laufen hatte ich des lästigen Schlafens wegen vernachlässigen müssen. Nun stelle man sich vor, ich trug ja meine Rüstung! Auch jetzt. Das hatte ich bei meiner Ausbildung ganz schnell gelernt: Sei immer auf der Hut und schütze dich gut! Und so tat ich es auch hier.

Als ich am nächsten Morgen die Augen öffnete, fühlte ich mich orientierungslos. Über mir war alles grün, es gab keine Umgebungsgeräusche, nicht mal Wind. Nur die kleine Taube neben mir, die nur dasaß und mich beobachtete, gab mir einen Hinweis auf meine Mission. Dieses Land wollte erkundet werden!

In den ersten Tagen verschaffte ich mir einen groben Überblick. An einen dicken, sehr alten Baum war ein Schild genagelt, auf dem in verschnörkelter Schrift ‚Allabastye‘ stand. Ich vermutete das als Namen des Landes. Mein Lager hatte ich ganz oben auf einem der zwei Berge aufgeschlagen. Nachdem ich von Tag zu Tag auf immer höhere Bäume kletterte (ja, das ging erstaunlich gut mit der Rüstung), verstand ich auch, wie das Land aufgebaut war. Durch die Größe schaffte ich es sogar, zumindest vermutungsweise, das ganze Gebiet zu überblicken. Zwei hohe Berge mit gebietsweisen, weißen Flecken. Die Berge waren beide im unteren Teil sehr steil, wurden nach oben hin aber immer flacher. Ich hatte glücklicherweise einen kleinen Schleichpfad gefunden, sehr gut versteckt hinter einem dichten Busch und einer ausgelösten Ork-Falle ohne Ork. Dieser Pfad wurde schnell zu einer Treppe mit hohen Stufen, die aussah, als hätte sie jemand vor vielen Jahren selbst gebuddelt und geformt. Merkwürdig. Bisher hatte ich noch keine Lebewesen entdeckt. Gehört hatte ich sie mittlerweile, in der Nacht hatte irgendwas geheult, vielleicht ein Werwolf?

Zwischen den Bergen gab es keine Verbindung und ich konnte mir noch nicht vorstellen, wie ich da rüberkommen sollte. Vermutlich klettern und hangeln, entlang an den ausladenden Wurzeln der dort wachsenden Bäume. Im Tal lag ein Fluss, vielleicht vielmehr ein Bach, vielleicht zwei Meter breit. Den Ursprung oder das Ende dessen war nicht erkennbar, aber bestimmt floss er über die Ländergrenze hinaus. Was die anderen Reisenden wohl so gerade trieben oder erlebten? Von Zeit zu Zeit wünschte ich mir, ich hätte eine Begleitung mitgenommen. Eine sprechende, nicht so wie Cosmia, die zu meiner wichtigsten Bezugstaube geworden war. Nur antwortete sie eben nicht, was schade war. Wäre ich ein Magier oder auch nur irgendwie magisch begabt, hätte ich sie bestimmt zum Sprechen gebracht. Manchmal legte sie ihren Kopf schief oder hatte einen ganz starken Ausdruck in den Augen, als würde sie gerne etwas sagen wollen. Dann käme bestimmt sowas raus wie „Sei kein Idiot, dieser Baum ist eine Nummer zu hoch für dich“ oder „Für diesen Job werde ich zu wenig bezahlt“, so wie man sich das eben vorstellt, könnte das Haustier auf einmal sprechen.

Heute wollte ich das erste Mal so richtig etwas erkunden und herausfinden, was diese weißen Flecken waren. Dazu ging ich einfach stur nach Westen.

Nach ungefähr einer halben Meile sah ich im Dickicht etwas schimmern und ging näher ran. Vor mir stand eine Blume, einen Meter groß, mit einem fleischigen Stiel. Sie duftete wie der schönste Duft, den ich bis dahin hatte riechen dürfen, sie zog mich förmlich an. Ihre Blätter waren dunkelviolett und weit geöffnet, wie ein Maul, das seine Beute bald fangen und verspeisen würde. Darin lag etwas, das wie eine Kugel aussah, gefüllt mit einer gold-fluoreszierenden Flüssigkeit. Neugierig streckte ich meinen Finger danach aus. Als ich sie berührte, schnappte nicht etwa das Maul zu, nein, die Kugel platzte und verteilte ihren Inhalt über meinen Helm, der glücklicherweise mein Gesicht bedeckte und meinen Brustpanzer. Jetzt roch es nicht mehr so gut, ziemlich eklig sogar und ich nahm wieder einige Schritte Abstand. Es klirrte leise und ich geriet ins Wanken, konnte mich aber auf den Beinen halten. Erschrocken drehte ich mich um, nur um eine zweite dieser Pflanze zu entdecken, die sich in meinem Rückenpanzer verbissen hatte. So fingen diese Blumen also ihre Beute. Ich zerrte an dem Stiel und riss die Blume ab, die sich an meiner Rüstung sicher die Zähne ausgebissen hatte. Zurück blieben seichte Furchen in meiner Rüstung.

Als ich meinen Weg fortsetzte, sah ich immer mehr dieser Blumen, doch hielt mich weit fern von ihnen. Irgendwann säumten sie den Wegesrand, als würden sie mir den Weg weisen wollen. Aber wohin nur? Zu den weißen Flecken? Oder zu gefährlicheren Blumen? Papperlapapp, ich war doch ein Ritter! Und Ritter hatten vor nichts Angst, so wie auch ich vor nichts Angst hatte und mich freiwillig hierfür gemeldet hatte. Wieder schweiften meine Gedanken zu den anderen Reisenden und welcher Gefahr sich diese wohl aussetzen müssten. So ganz ohne Rüstung und ohne Ausbildung.

Gedankenverloren stieß ich mir den Fuß an einem herumliegenden Stein. Es schepperte leise, aber mein Fuß blieb natürlich heil. Ich sah mir den Stein näher an, er leuchtete weiß. Dann sah ich auf und traute meinen Augen kaum: Vor mir türmten sich Gebäude aus eben diesem weißen Stein auf. Manche waren klein, einstöckig, aber manche waren auch größer. Sie hatten allesamt zwar Fenster, aber keine Scheiben und keine Türen, nur Öffnungen im Stein. Ich betrat das nahestehende Gebäude. Es gab keinen Fußboden, nur Gras und noch mehr bunte, große Blumen. Mitten im Raum stand eine Marmortreppe, die nach oben führte. Langsam betrat ich sie und der Stein war wie zu erwarten stark genug, um mich zu halten. Es gab kein Geländer und so tastete ich mich langsam voran. Irgendwo knisterte es, vielleicht war da oben jemand. Und ich Idiot hatte gar keine Waffe dabei! Jetzt hieß es Augen zu und durch und als ich oben ankam, war da niemand, alles leer. Ein großer Raum, so wie unten, nur dieses Mal mit einem Boden, aber ohne Dach.

Später als ich durch das kleine Dörfchen lief, konnte ich nicht einordnen, ob es verlassen war, oder die Wesen, die hier gelebt hatten, einfach sehr minimalistisch gelebt hatten. Denn eines war klar: Hier war niemand mehr, zumindest lebte hier niemand. Die Gebäude sahen von innen größtenteils gleich aus, manche hatten mehr Wände als andere. In einem Haus hatte ich einen überraschenden Fund gemacht: Ein altes, vergessenes, in Leder eingebundenes Buch. Ich nahm es erstmal an mich. Am Ende des Weges thronte ein Turm, der alle Häuser überragte, dennoch nicht riesig war. In seinem Inneren befand sich eine Wendeltreppe und mir war klar, dass dies hier ein Ausguck gewesen sein muss, vielleicht auch ein Stützpunkt für Bogenschützen. Tatsächlich fand ich oben einen alten Bogen und eine weitreichende Aussicht, dem Fluss entgegen. Hinter mir wuchs ein Baum den Turm hoch und nahm einiges an Platz ein, woraus ich schlussfolgerte, dass hier lange keiner mehr die Äste gestutzt hatte. Cosmia ließ sich gleich auf einem der Äste nieder. Auch ich suchte mir einen kleinen Vorsprung, auf dem ich sitzen konnte und begann, meinen ersten Bericht zu schreiben.

„Okay Cosmia, du musst mir jetzt ganz genau zuhören.“ Ich blickte die leicht ergraute Taube, die vor mir auf einem Ast hockte, gebannt an. „Du hast zwar fernnah miterlebt, was wir die letzten Tage erforscht haben, aber ich weiß, du bist manchmal etwas theatralisch. Deswegen teile dem Rat bitte folgendes mit.“

Cosima drehte ihren Kopf, als ich knisternd meine Pergamentrolle ausrollte. „Ruinen aus weißem Marmor, stechende Düfte von irren aussehenden Pflanzen, hohe Bäume, bisher keinerlei Kreaturen gesichtet. Raschelnde Blätter bei Windstille, leises Heulen in der Nacht. Meine Rüstung quietscht, ich bräuchte langsam eine neue. Ein Pferd wäre auch nicht schlecht.“

Tief einatmend ließ ich das Pergament durch meine Finger gleiten. „Das Land ist klein und besteht aus zwei Bergen, die durch ein Tal getrennt sind. Durch das Tal fließt ein Fluss. Ich weiß nicht, wo er endet. Der Übergang zum anderen Teil des Landes scheint unmöglich, zu steil. Wir müssen noch einen Weg finden, da rüberzukommen. Melde mich zum nächsten Termin mit neuen Infos.“

Schweren Herzens band ich ihr die Rolle ans Bein und befahl ihr, diese zum Rat zu bringen. Sie warf mir noch einen Blick zu und erhob sich dann in die Lüfte. Ich winkte ihr kurz nach und war dann ganz allein. Mein Blick entschied sich dazu, über das Tal zu schweifen und mich somit etwas abzulenken. Der Fluss. ich musste als nächstes zum Fluss! Und danach musste ich es irgendwie hinüber zu dem anderen Berg schaffen, denn auch dort zeigten sich die weißen Flecken, die, wie ich jetzt vermuten konnte, auch ein Dorf sein mussten. Vielleicht ja sogar mit Bewohnern.

In der Ferne hörte ich ein leises Wimmern, dann ein Platschen. Es wurde langsam dunkel.

Die nächsten Wochen wurde dadurch verschlungen, dass ich den gesamten Berg von oben nach unten durchkämte, doch bis auf das kleine Dorf hatte es bisher nur Wald gegeben. Vielleicht lag das an der Nähe zu Volkesland und dass die Bewohner, wenn es denn noch irgendwo welche gab, sich davon fernhalten wollten. Nun, eine hilfreiche Sache hatte ich doch gefunden und ich stand genau vor ihr: Eine Hängebrücke. Schmal und fragil sah sie aus, aber benutzbar. Cosmia sah mich wieder mit diesem Blick an, der so etwas bedeutete wie: „Willst du das wirklich wagen?“ Und ja, das wollte ich, nein, musste ich sogar. Das war meine Pflicht als edler Ritter. Doch die erste Planke zerbrach direkt und ich sprang wieder zurück auf das feste Land. Vielleicht war die Brücke doch keine gute Idee.

Bisher hatte ich auf dieser Landesseite keinen Weg hinab zum Fluss gefunden und ihn deshalb auf der anderen Seite vermutet. Jetzt saß ich auf einem Ast und versuchte, mir noch einmal ein Bild von der Umgebung zu machen. Mittlerweile war ich müde geworden vom andauernden Herumlaufen und Nichts-Finden. Das Dorf vor ein paar Wochen war das erste und letzte Erfolgserlebnis geblieben. Die Brücke war unbrauchbar. Als ich zum gefühlt hundertsten Mal meine Zeltplane aufschlug, fiel mir das Buch in die Hände. Bisher hatte ich es nicht aufgeschlagen, nein, sogar in meinem Beutel vergessen. Aber jetzt war der Zeitpunkt gekommen, an dem ich wissen wollte, was da drin stand. Heute würde ich ohnehin keinen Schritt mehr gehen.

„Forschungstagebuch Dr. Gesine Schnabel – Tag 108 (30.08.2023): Nach jetzigem Standpunkt muss Zeitreise möglich sein. Wir haben noch keine Beweise und noch kein einziger Versuch hat geklappt, aber ich bin mir ganz sicher. Die Moleküle im Körper haben diese (meiner Meinung nach) vielversprechende Struktur. Wenn Prof. Dr. Bob Madley und ich nicht bald etwas vorlegen, wird unser Projekt eingestampft. Gezeichnet: Dr. Gesine Schnabel, Stempel der Humboldt-Universität zu Berlin.“

Ich gähnte. Zeitreise, was für ein Märchen! Die Seiten vor der 108 waren herausgerissen worden, ebenso viele Seiten in der Mitte und am Ende. Vielleicht standen dort Dinge drauf, die würdig gewesen waren, sie mitzunehmen und nicht wie den Rest des Buches zurückzulassen. Berlin – ob das eine Person war? Vielleicht eine ranghohe, eine Königin oder ein König. Oder der Name einer Institution oder einer Stadt? Erst dann fiel mir auf, wie merkwürdig es war, dass es in einer Sprache geschrieben war, die ich einwandfrei verstand! Und dass Frau Doktor den gleichen

Vornamen wie meine Mutter trug. Seltsame Zufälle. Ich schloss daraus, dass die Landessprache wohl auch dieselbe sein musste, wie die, die wir zuhause in Volkesland sprachen. Ich hoffte darauf, irgendwann mal jemanden zu treffen und diese Sprache nicht schon verlernt zu haben. Aber wie würden die Einheimischen auf mich reagieren? Wussten sie, dass Volkesland ihnen nicht länger feindlich gesinnt war? Und was für Wesen lebten hier wohl? Auch bunt gemischt, so wie zuhause?

Ich suchte lange nach einer Lösung, wie ich es anstellen sollte, nun endlich zum Fluss zu kommen und kam nicht drauf. Es blieb keine andere Lösung als die Brücke. Ich informierte Cosmia darüber, die natürlich nicht begeistert war. Ich musste sie ignorieren und am nächsten Morgen stand ich wieder an der Brücke, wo nun die erste Planke fehlte, vielleicht war ja nur diese morsch gewesen? Ich stellte mich also auf die zweite, die tatsächlich hielt! Langsam ging ich voran und testete erstmal jede Planke. Einige musste ich überspringen, aber am Ende schaffte ich es bis nach drüben. Nur noch die letzte Planke ... knacks, sie zerbrach unter meinen Füßen und ich konnte das Gelände nicht mehr rechtzeitig greifen. Der Boden kam schnell, dafür rollte ich in einem Wahnsinnstempo den Abhang hinab. Dank meiner Rüstung zog ich mir dabei nur ein paar Beulen zu. Anschließend landete ich im Fluss.

Es hätten Sekunden, Stunden oder Tage sein können, die ich im Wasser verbracht hatte. Die Rüstung war so schwer und ich glaube, immer weiter abzusinken. Wasser lief in meine Nase, in meine Ohren und meinen Mund, Jetzt war 's vorbei mit mir. Da begann jemand an mir zu ziehen und das Licht kam näher, Oma, wir werden uns wiedersehen! Ich musste husten. Dann gingen meine Augen wieder auf, trotzdem blieb alles schwarz.

„Ein Mensch!“ fiepte eine hohe Stimme knapp neben meinem Ohr, als mir der Helm abgenommen wurde. Tageslicht berührte meine Netzhaut und ich blickte in den Himmel, gesäumt von hohen Bäumen. Mein Körper war nicht nur kalt, sondern auch klitschnass.

„Das erklärt einiges“, grummelte jemand anderes.

„Sei doch nicht so Vater, der Mensch braucht Hilfe!“

Links von mir war der Fluss, aus dessen Oberfläche ein Oberkörper hervorbrach. Und ein Kopf mit einem netten Gesicht und großen Augen. Ein Meermädchen. Sonst sah ich keinen. „Wo bin ich?“, fragte ich noch etwas benebelt.

„Am Flussbett. Du bist auf einmal einfach ins Wasser gefallen. Wusch, einfach so!“

„Und wer bist du?“

Ich fühlte mich wieder klarer im Kopf und wollte diese Gelegenheit nutzen, um etwas über dieses Land herauszufinden. „Und lebt hier sonst noch wer?“

„Ja, also ...“, begann sie, wurde jedoch von der anderen Stimme unterbrochen:

„Lydia, hör auf, dem Menschen Schwachsinn zu erzählen und hilf mir lieber bei den Vorbereitungen für das Fest morgen.“ Lydia nickte mir entschuldigend zu und tauchte dann ab.

Ich versuchte mich am Aufstehen, um mich ein paar Meter weiter in die Böschung zurückzuziehen. Dort fand ich auch meinen Beutel wieder, der glücklicherweise nicht ins Wasser gefallen war. Und Cosmia, deren Blick ich bewusst mied. „Habe ich es dir doch gesagt!“, wollte sie mir sicher sagen.

Ich pelte mir nach und nach die Rüstung vom Leib. Sie und ich mussten unbedingt schnell trocknen, damit ich mit meiner Mission fortfahren konnte. Im Hintergrund erklang ein Kichern und Zischen, und ich konnte viele Meermenschen im Fluss an mir vorbeiziehen sehen. Hier in meinem kleinen Versteck. Die Rüstung musste so schnell wie möglich wieder an, wenn ich schon keine Waffe hatte, um mich zu verteidigen. Da fiel mir die Pergamentrolle ins Auge.

„Nun ist es schon wieder soweit, der zweite Bericht muss von dir geliefert werden, Cosmia.“ Ich nickte meiner Taube zu. „Fassen wir nochmal zusammen, was in der letzten Zeit geschehen ist.“ Ich rollte, um noch einmal alles auf seine Korrektheit zu überprüfen, die Pergamentrolle aus.

„Bin den Abhang runtergestürzt, aber alles okay, lebe noch. Bin quasi runtergerollt. Anschließend in den Fluss gefallen. Ein Meermensch beschwert sich, dass ich ihn angerempelt hätte und will mir folglich keine Informationen über das Land geben. Er war nicht der einzige Meermensch, den ich gesehen habe. Hier im Fluss sind viele in einem unsagbaren Tempo an mir vorbeigerauscht. Meerese-mensch-typisches Kichern. Ich habe gehört, dass sie sich auf ein Frühlingsfest vorbereiten, und nehme mir vor, das zu beobachten. Aber mit einer Rüstung kann man sich schwer leise und unauffällig verstecken. Im nächsten Bericht mehr dazu. Am Horizont thront eine schmale Hängebrücke. Sie führt auf die andere Seite des Landes. Muss mir überlegen, wie ich diesen Abhang wieder hochkomme, um auch den letzten Winkel dieses überschaubaren Landes zu erkunden.“

Vielleicht musste meine Rüstung noch so lange ausbleiben, bis das Fest vorbei war, damit ich sie ungestört beobachten konnte. Bis morgen. Wie spät es wohl war? Von hier aus konnte ich die Sonne nicht sehen. Cosmia war nun auch wieder fort und ich lehnte mich an eine herausragende Wurzel. Die Hälfte des Landes hatte ich nun schon erkundet, blieb nur noch der zweite Berg, wovon ich noch nicht wusste,

wie ich hochkommen sollte. Mein Kopf puckerte leicht und ich schloss meine Augen. Nur noch fünf Minuten ...

Geweckt wurde ich von einer Trompete, eine Fanfare eher. Ich schreckte hoch und bemerkte, dass ich nicht nur geschlafen hatte, sondern das auch noch ohne jeglichen Schutz! Aber ich lebte noch, mir ging es verhältnismäßig gut. Die Gestalten hier schienen nicht feindselig zu sein. Angelockt von der nun spielenden Musik, steckte ich mein Gesicht durch die Zweige. Musik spielen sah ich keinen, dafür aber eine Menge junger Leute in weißen Gewändern, in der Hand Kränze aus Zweigen. Diese legten sie nach und nach in den Fluss und sahen ihnen nach, bis sie, platsch, verschwanden. Dann jubelte einer der Jünglinge auf. Die Bedeutung davon hätte ich nur zu gerne verstanden, aber vielleicht ... Ich riss wenige, dünne Zweige des Strauches vor mir ab und begann, sie ineinander zu flechten, bis daraus ein Kranz entstand. Als es Abend wurde und keine Seele mehr anwesend war, schlich ich hinaus. Ohne Rüstung. Und ich legte meinen Kranz auf das Wasser und sah ihm nach, wie er flussabwärts trieb. Er trieb langsam vor sich hin und schaukelte leicht. Ich setzte mich ans Ufer und seufzte. Die Haare fielen mir ins Gesicht. Als ich sie weggestrichen hatte, war der Kranz aus meinem Sichtfeld verschwunden. Das Geheimnis dessen würde mir wohl verwehrt bleiben, würde ich keinen finden, der es mir erklären könnte.

Platsch! Vor mir tauchte wieder dieses Gesicht auf, die großen Augen. „Lydia?“ „Ich dachte schon, du legst mir nie einen Kranz ins Wasser.“ Sie lächelte mich verspielt an, faltete ihre Ellenbogen auf dem Ufer und legte ihren Kopf darauf.

„Du hast also meinen Kranz?“, fragte ich nach.

Sie nickte langsam und dann fiel er mir in ihrer wirren Haarpracht auf.

„Und was bedeutet das jetzt? Ich habe all diese jungen Wesen beobachtet, wie sie jubelten. Gibt es für mich auch einen Grund zum Jubeln?“

„Nun ja ...“ Sie kratzte ich verlegen am Ellenbogen. „Das bedeutet, dass du mein Angetrauter wirst und mich mit an Land nimmst.“ Sie ließ ihren prächtigen Fischschwanz an die Oberfläche gleiten. „Und ich weiß nicht einmal, wie du überhaupt heißt.“

„Vanda!“, antwortete ich schnell. „Vanda heiße ich! Aber ich kann dich nicht heiraten.“

„Du musst. Das sind die Bedingungen, wenn man am Frühlingsfest teilnimmt. Sobald du einen Kranz aufs Wasser legst, stimmst du automatisch zu.“

Sie wirkte etwas beleidigt.

„Lydia, ich kann dich jetzt nicht heiraten. Ich bin auf einer wichtigen Mission.“

„Was denn für eine?“

„Ich bin hier aus Volkesland und-“

„Woher?“

„Volkesland, nebenan, wir haben uns umbenannt, nachdem die Königsfamilie geputscht wurde.“

„Wie bitte?“ Ihre Augen weiteten sich.

„Ich bin einer von vielen Überbringern dieser frohen Kunde! Und ich möchte auch noch den Rest des Landes kennenlernen und es überall erzählen.“

„Das solltest du besser tun. In Mamoria wird dich einiges erwarten.“ Sie deutete den zweiten Berg hoch, auf die weißen Flecken.

„Du wartest hier auf mich?“

Sie nickte lächelnd und tauchte dann wieder ab, meinen Kranz auf dem Kopf ruhend.

Ich hatte die Rüstung wieder angelegt und Cosmia war zurückgekommen. Sie freute sich für Lydia und mich. Da ich jetzt die Gewissheit hatte, dass auf dem zweiten Berg jemand leben musste, fühlte ich mich in meiner Schutzuniform deutlich wohler. Ich stand jetzt am Abhang und betrachtete die Bäume, Sträucher und vor allem die Wurzeln, an denen ich mich hochziehen könnte. Und dann kletterte ich einfach drauflos. Ich fand immer wieder Gehölz in Greifreichweite, an dem ich mich hochziehen konnte und sah besser nicht nach unten in die Tiefe. Cosmia, dachte ich, wenn ich nur so fliegen könnte wie du!

Am Abend lag ich bäuchlings unter meinem Zelt und blätterte wieder in dem Tagebuch.

„Forschungstagebuch Dr. Gesine Schnabel – Tag 177: Nun sind wir schon seit zwei Wochen hier in Allabastye und finden keinen Weg zurück nach Berlin. Wie auch? Wir sind in einer Zeit gelandet, wo es noch nicht einmal Elektrizität gibt! Bob verliert seinen Verstand und schlägt vor, dass wir uns hier ein neues Leben aufbauen. Aber wie soll das gehen?! Als Menschen zwischen Elfen, Orks, Zentauren, Magiern und Meermenschen? Wir würden niemals akzeptiert werden. Er wird schon sehen. Ich jedenfalls werde weiter versuchen, wieder nach Hause zu kommen. Gezeichnet Dr. Gesine Schnabel.“

Ich konnte bezeugen, dass es als Mensch hier schwer war. Seit jeher hatte meine Familie Diskriminierung erleben müssen. Auch das versteckte die Ritterrüstung, dass ich nicht zaubern konnte, keine Flügel hatte und keinen Fischschwanz. Ich war ein Mensch und meine Familie war die einzige menschliche in ganz Volkesland. Wir waren weitestgehend unter uns geblieben, Selbstversorger gewesen.

Als es früher noch Menschen gab, wollten sie die Wesen ausrotten und die Welt für sich haben. Als ich zum Ritter wurde, wollte ich mich genau da gegen stellen. Die Menschen mögen grausam gewesen sein, ich war es nicht.

Nachdem ich mir wie immer einen Überblick über meine Umgebung verschafft hatte, wollte ich nach Mamoria ziehen. Ob Lydia mich begleitete hätte, hätte sie Beine? Sie hätte auch bestimmt einen leichtern Weg nach hier oben gekannt. Jedenfalls schien die Umgebung hier der auf der anderen Seite des Landes zu gleichen. Nur gab es hier mehr von den Bäumen mit den essbaren Früchten dran. Und auch die Wurzeln hier waren genießbarer. Es roch förmlich nach Leben, aber noch war ich keinem begegnet. Die Blumen hier waren hübsch und gar nicht so bedrohlich, auch wenn hier und da mal eines dieser violetten Biester wuchs.

Irgendwann sprang mir ein Schild ins Auge: Mamoria und ein Pfeil nach rechts. Ich bog also ab und stand wenig später in einer genauso verlassenen Stadt wie drüben. Nur waren die Häuser nicht ganz so heruntergekommen und hatten sogar Türen. Nach einer Weile konnte ich Stimmen wahrnehmen, die in naher Ferne sein mussten. Langsam und leise ging ich den Hauptpfad entlang, auch hier war an dessen Ende ein Turm. Der Turm schien einen großen Vorhof zu haben, der durch die strahlend weißen Wände abgegrenzt war. Nach einer Weile war ich mir sicher, dass die Stimmen von dort kamen.

„Die Verliebten schauen sich an, aber gehen in getrennten Betten wieder schlafen. Die Werwölfe erwachen!“

Verliebten? Schlafen? Werwölfe? Es war weder dunkel noch Vollmond, also wovon redeten diese Wesen?

„Der Tag beginnt und Paulus ist tot! Klagt euch an.“

„Man, wieso muss ich immer als erstes sterben?“

Ein junger Zentaur kam auf das eiserne Tor zu, das den Hof vom Hauptweg trennte. Gleich würde er mich erblicken und –

„EINDRINGLING!“ Wenige Sekunden später waren dutzende Lanzen und Pfeile gegen mich gerichtet.

„Wer bist du und was willst du hier?“, fragte mich die hochgewachsene Frau mit den wilden, dunklen Locken und den Wolfsöhren. Sie schien die Anführerin der Bande zu sein. Die war es auch, die mich niedergeworfen und samt Rüstung an einen Pfahl gefesselt hatte.

„Iff bin Fanda und iff komme in Fieden!“, nuschelte ich durch den Knebel hindurch. „Man, könnt ihr das Ding nicht abnehmen?“

Woraufhin sie den Knebel losband.

„Also nochmal!“

„Ich bin Vanda und ich komme in Frieden“, wiederholte ich mich.

„Ach ja, Vanda?“ Zu meinem Namen machte sie eine Gänsefüßchenbewegung mit den Fingern. „Und woher kommst du?“

„Aus Volkesland. Von nebenan. Ihr wisst schon, da wo jahrelang große Mauern drum waren. Die Regierung wurde geputzt und wir haben Volkesland gegründet. Ich bin geschichtlich nicht gut, der Rat kann das sicher besser erklären.“

„Ihr habt WAS?“, kam es nun etwas verzweifelt aus den hinteren Reihen. „Heißt das, wir haben das all die Zeit hier umsonst gemacht?!“ Jetzt brach Getuschel aus und die Anführerin funkelte mich böse an. „Du lügst! Woher bist du wirklich? Und was bist du?“

„Ich sage die Wahrheit, seht es euch doch selbst an! Wir wollen Freundschaft zu den anderen Ländern aufbauen. Und ich – ich bin ein Mensch.“

Ein Raunen ging durch die Menge, sie hatten mit dem Tuscheln aufgehört.

„LÜGNER! Menschen gibt es doch nur in –“

„Ja“, unterbrach ich sie, „Menschen gibt es nur in den Mauern, eingesperrt, aber die Mauern existieren nicht mehr. Wir sind jetzt frei, Volkesland ist endlich frei!“

„Und einen Pusch, sagst du, gab es? Wieso hörten wir nichts davon?“

„Nun, ihr lebt recht abgeschieden. Ich habe mehrere Wochen gebraucht, um überhaupt hierher zu kommen.“ Sie wandte sich nun um und sprach zu der Menge: „Es tut mir leid, Krieger, die Mission ist abgeblasen.“

Hier und da hörte ich ein „Och manno!“, und die Menge zerstreute sich. Die Anführerin begann, mich loszubinden und ich nahm anschließend meinen Helm ab. Dann gab ich ihr meine Hand. „Vanda.“

„Brie“, antwortete sie und nahm meine Hand. „Folge mir.“

Ich lief neben ihr den Hauptweg entlang. Brie hatte die Hände hinter ihrem Rücken verschränkt, knapp über der Stelle, wo ihr ein Wolfsschwanz aus dem Körper wuchs. Sie räusperte sich nach einer kurzen Stille.

„Wir haben uns nach Mamoria zurückgezogen, als die Lage in deinem Land kritisch wurde. Seit jeher haben wir an unserem Plan gefeilt, um unsere verlorenen Brüder und Schwestern zu rächen: Wir stürzen die Regierung! Nun kamt ihr uns zuvor.“

Sie seufzte. „Nun sind wir quasi arbeitslos. Hier in Allabastye gibt es sonst nichts. Keine Landwirtschaft, keine Märkte, keine Schulen. Wir hatten nur unsere Mission vor Augen. Das Land ist verwildert, nur die Meermenschen im Fluss gibt es noch.“

„Ach ja, Cosmia, gut, dass du mich erinnerst.“ Erschöpft ließ ich mich auf einem Stein nieder und kramte nach meinem letzten Stück Pergament. Dann begann ich nachzudenken. Ich hatte an dem Frühlingsbrauch der Meermenschen teilgenommen, einen Kranz aus Zweigen geflochten und ihn ins Wasser gelegt. Zu meiner Überraschung war er nach ein paar Minuten verschwunden. Dann machte ich mich auf den Weg, ich hangelte mich den Abhang hoch, von Baum zu Baum. Ich setzte die Feder an, denn eine spannende Sache war ja doch passiert: „Komme auf der anderen Seite der Schlucht an, werde sofort angegriffen! Mit Lanzen und Pfeilen, alle auf mich los. Bestimmt 30 Leute. Verschiedenste Kreaturen. Meine Rüstung hat einige Beulen abbekommen! Nach der Verständigung erzählten sie mir, sie würden einen Putsch gegen die Regierung in Volkesland planen. Ich klärte sie darüber auf, dass dies bereits geschehen ist, scheinbar hatten sie es nicht mitbekommen. Werde sie wohl mit zurücknehmen, der Weg ist ja nicht weit.“

Ich wendete mich wieder Cosmia zu: „Mal sehen, was der Rat dazu zu sagen hat.“

Brie hatte mir ein Bett in ihrem Haus angeboten, was ich gerne angenommen hatte nach den ganzen Nächten auf dem harten Boden. Die Lage der Allabastyaner war eindeutig: Hier konnten sie nicht bleiben. Zumindest nicht unter diesen Umständen. Brie hatte mir erzählt, dass ihre Vorräte an Essen gerade einmal so reichten und ihre Kämpfer viel zu dünn waren und über Hunger klagten. Dieses Land war so lange sich selbst überlassen gewesen und die Natur holte sich zurück, was einst ihr gehörte. Das Land war kaum größer als eine Hauptstadt und hatte kaum Einwohner. Was war hier nur passiert?

Ich griff nach dem Tagebuch, in dem die zwei Forscher einer ähnlichen Lage vorgefunden haben mussten. Vielleicht fand ich darin Antworten.

„Forschungstagebuch Dr. Gesine Schnabel – Tag 245: Die Bewohner von Mahagonia sind sehr nett und versorgten uns mit Nahrung. Bob arbeitet Tag und Nacht an unserem neuen Haus. Was soll ich sagen – er hatte recht. Hier kommen wir nicht mehr weg. Glücklicherweise gibt es in unserer Zeit nicht viele, die uns vermissen und somit möchte ich nach vorne sehen und hier ein neues Leben beginnen. Gezeichnet: Gesine.“

Ich blätterte zum Ende. Was für eine merkwürdige Geschichte war das denn? Menschen sollten hier per Zeitreise aufgetaucht sein? Lebten nicht schon immer Menschen hier? Ich dachte, sie wären nur ausgerottet worden. Ein Blatt fiel leise zu Boden und ich hob es auf.

„Forschungstagebuch Dr. Gesine Schnabel – Tag 160: Die Bewohner (Elfen, Magier, Zentauren etc., ja, wie aus einem Märchenbuch) scheinen mehr Angst vor uns zu haben als wir vor ihnen. Einer fragte danach, was für Wesen wir seien. „Menschen“ war für ihn kein

Begriff. Sind wir etwa die einzigen Menschen hier? Ich plane nicht, dass herauszufinden, nur wieder nach Hause zu kommen. Gezeichnet Dr. Gesine Schnabel.“

Und das war 's. Die Geschichte von zwei Forschern, die hier gestrandet waren, so wie es mir meine Mutter immer zum Einschlafen erzählt hatte. Auch ich war nun schläfrig, legte das Buch weg, löschte das Licht und drehte mich zur Wand. Zeitreisen ...

„Brie! Brie!“ Mit der Antwort des Rates in der Wand, stürmte ich auf den großen Platz. Ich hatte nun ein paar Wochen hier verbracht und die Bewohner und ihre Bräuche kennengelernt. Es gab keine Kirche, sie glaubten an keinen Gott, und wenn man mal jemanden beten sah, tat er das zu sich selbst. Essen konnte man hier fast alles roh, Wurzeln, Blätter, Früchte. Sogar die Pflanzenbiester waren genießbar und sogar eine Spezialität hierzulande. Brie hatte mir versprochen, mir eines Tages zu zeigen, wie man die Blütenblätter entete. Zum Kochen blieb im normalen Alltag keine Zeit. Der bestand aus Training am Vormittag und Freizeit am Nachmittag, wobei die Gruppe meistens zusammensaß und Spiele spielte. Bries Lieblingsspiel war Werwolf, was sie sich selbst ausgedacht hatte, da sie selbst von einem abstammte.

Hier lebten überwiegend die jungen Leute, die nach der Dürre vor fünf Jahren nicht verhungert waren. Brie war mit 35 die älteste in der Runde und deshalb zur Anführerin gewählt worden. Seit die Dürre vorüber war, wofür sie meine Heimat verantwortlich machten, hatte sich diese Kämpfergruppe gegründet, die seitdem auf Rache aus war. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Ich fand Brie, lässig gegen einen Baum gelehnt. „Ja?“

„Ich habe die Antwort. Der Rat. Er hat zugestimmt, ihr könnt mit nach Volkesland!“

In den letzten Tagen hatten wir gelegentlich in der großen Gruppe zusammengesessen und uns beratschlagt, ob ein Leben in Volkesland für die Mamorianer vorstellbar war. Natürlich gab es Gegenwind und beinahe niemand wollte mich nach Hause begleiten, doch als Brie von den knappen Vorräten durch den viel zu kalten Winter berichtete hatte, musste auch der letzte einsehen, dass es sich so nicht leben ließ. Aber sie wollten ihr Dorf nicht einfach so aufgeben und planten deshalb, zurückzukehren und eine neue Zivilisation aufzubauen. Mit der Hilfe des neuen Verbündeten Volkesland.

Doch zuvor wollte ich mich an mein Versprechen halten und Lydia wieder-

sehen. Am nächsten Tag machte ich mich auf zum Fluss, Paulus hatte mir einen Schleichweg gezeigt. Es dauerte einige Zeit, bis meine Verlobte auftauchte, den Kranz immer noch in den Haaren.

„Du hast dir ganz schön Zeit gelassen!“

„Bitte verzeih mir, Lydia, es war notwendig.“

„Bist du gekommen, um mich zu ehelichen? Denn nur dann kann ich Beine bekommen und dir in deine Heimat folgen.“

„Wirklich? Oh, ich hatte gehofft, das kann bis zuhause warten“, gab ich zu und setzte mich wie gehabt zu ihr ans Ufer.

„Soll das heißen, du hast gar nichts vorbereitet?“

„Nein, tut mir leid.“

„Heute fand eine Massentrauung statt, wenn wir Glück haben, ist der Vermähler noch da.“ Lydia tauchte ab und ich wartete einige Minuten. Es war schon verrückt, einfach so ein fremdes Mädchen zu heiraten. Meine Mutter hatte sich jedoch immer gewünscht, ich käme eines Tages mit meinem oder meiner Zukünftigen nach Hause. Und diesen Wunsch würde ich ihr nun erfüllen. Denn tatsächlich brachte Lydia einen alten, bärtigen Meermann mit, der uns an Ort und Stelle zu Getrauten erklärte. Lydia schwang sich samt ihrem schweren Fischschwanz auf meinen Schoß (die Rüstung hatte ich in Mamoria gelassen) und als wir uns küssten, verwandelte sich der Schwanz in ein paar Beine. Sie schien überglücklich zu sein und auch ich war es bei ihrem Anblick.

Hand in Hand stiegen wir den Berg hinauf und ich stellte sie dem Dorf vor. Nach der Hochzeitsnacht wollten wir den Marsch nach Volkesland wagen. Es mussten noch einige Vorkehrungen getroffen werden.

Nun standen wir vor meinem Albtraum, der maroden Hängebrücke.

„Ich setze keinen Fuß mehr auf diese Brücke!“, protestierte ich und Brie brach in Lachen aus, nachdem ich ihr meine Geschichte erzählt hatte.

„Auch nicht so?“ Sie rief nach Magnus, der an die Schwelle der Brücke trat, sich hinkniete und die Planken mit beiden Handflächen berührte. Es erschienen aus dem Nichts Lianen, die sich stabil um das Gerüst der Brücke schlangen. Das war also der Trick der Einheimischen! Die Brücke sollte gar nicht an sich stabil sein, sondern für Angreifer als Falle dienen! Und ich war darauf reingefallen. Nun, ohne meinen Sturz hätte ich Lydia nicht kennengelernt, an deren Hand ich mich gerade klammerte, während ich einen Fuß vor den anderen setzte. Sie kicherte dabei. Sie konnte merkwürdigerweise direkt laufen, ohne irgendwelche Hilfe. Obwohl sie ihr Leben lang einen Fischschwanz gehabt hatte. Cosmia flatterte wegweisend an uns vorbei.

Es dauerte vier ganze Tage, bis wir die Grenze erreichten. Wir hatten aber auch

viele Pausen eingelegt und die Gruppe hatte Lydia und mir Werwolfspielen beigebracht. Doch nun setzte ich meinen Fuß als erster auf Volkeslandboden und atmete die Luft der Freiheit ein. Die Reise war das Beste, was mir hätte passieren können. Obwohl ich den ersten Teil allein verbracht hatte, hatte ich doch eine Menge Freunde und meine Frau gefunden.

Wir hielten wenige Wochen später eine richtige Hochzeit ab, zu der alle unsere Freunde und meine Familie eingeladen waren und schmiedeten Pläne für unser Leben danach, als Lydia schwanger wurde. Für uns stand fest: Wir wollten Allabastye wiederaufbauen und eines Tages dort leben.

Das gefundene Tagebuch meiner Ur-Ur-Ur-Urgroßmutter Gesine Schnabel stellte ich ins Regal und blätterte dann und wann darin. Außerdem erzähle ich die Geschichte am Lagerfeuer. Magnus, der, wie sich herausstellte, schon wesentlich älter war als geschätzt, konnte sogar noch Geschichten von ihr und ihrem Mann Bob erzählen. Denn er hatte damals In Mahagonia gelebt und die beiden persönlich gekannt. Sie waren wohl sehr lieb, wenn auch etwas exzentrisch gewesen.

Als unser Sohn auf die Welt kam, legte ich meinen Ritterdienst nieder und lernte das Bauernhandwerk, um mich schon einmal auf die zukünftige Landwirtschaft in Mamoria einzustellen. Lydia verdingte sich als Dichterin und Sängerin und bereitete vielen Leuten durch ihre wundervolle Stimme eine gute Zeit.

Und damit fand unsere Geschichte ein gutes Ende.



5 | KAISERREICH AODORI

von Henriette Sitterlee

TEIL I: AUFBRUCH

Nadri al'Tashal saß in der Kutsche und versuchte, ihre letzte Mahlzeit bei sich zu behalten, indem sie die Landschaft betrachtete. Jedenfalls wenn man das karge Gebirge, welches sie durchquerte, so nennen wollte. Während ihrer Reise hatte Nadri sich wiederholt gefragt, warum sie sich diese Reise überhaupt antat. Sie hasste reisen, wurde jedesmal krank davon! Schon der Gedanke, in einer Kutsche zu sein, trieb ihr den Schweiß auf die Stirn. Aber heute sollte sie endlich in dem Land ankommen, welches ihr der Rat aufgetragen hatte, zu erkunden. Leider waren viele Dokumente, welche sie mit Informationen bezüglich ihres Ziels versorgen hätte können, vernichtet worden oder durch falsche Lagerung unkenntlich geworden.

Und jetzt hatte Nadri endlich ihr Ziel nach fast drei Tagen in dieser schrecklichen Kutsche erreicht und stand vor dem Tör im Berg. Eigentlich hätte sie schon innerhalb eines Tages ankommen können, aber aufgrund ihrer Reisekrankheit waren sie und alle anderen gezwungen gewesen, langsamer zu fahren. Nun stand sie (also eigentlich saß sie in der Kutsche) vor dem Tor und grübelte, wie sie fortfahren sollte. Sie war nicht so wortgewandt wie ihre Schwester Leseh, auch nicht so charismatisch wie ihr Bruder Jashur. Nadri war auch nicht so schön wie ihre kleine Schwester Roni und geschickt wie Gaba, ihre älteste Schwester, schon gar nicht. Nein, Nadri war die Außenseiterin ihrer Familie, die „sich nur mal anstrengen müsste, dann wäre sie genauso gut wie die anderen“, wie ihre Mutter immer gerne sagte. Mit ihrer eher zurückhaltenden Art und auffälligem Äußeren hatte sie noch nie für das Familiengeschäft getaugt.

Zögerlich schaute sie an dem mehrere Meter hohen Tor empor und schluckte. *Ich kann das. Was soll schon schiefgehen? Ich meine, ich könnte sterben, aber sonst... Es war nicht meine Idee auf diese Reise zu gehen! Ich tue das nur für meine Familie, um ihnen zu zeigen, dass ich mehr bin als eine Buchliebhaberin. Bücher zu lieben ist doch das Natürlichste der Welt!*

Nachdem Nadri sich mental vorbereitet hatte, stieg sie aus der Kutsche und ließ auf das Tor zugehend ihren Blick entlanggleiten. Das Tör im Berg war zweiflügelig und fügte sich nahtlos in den Berg und das umliegende Gebirge ein. Die Entstehung vom Tor war schon lange in Vergessenheit geraten, aber es war alt, sehr alt.

Vor Volkesland handelte es sich hier um einen wichtigen Militärstützpunkt und wimmelte wahrscheinlich nur so vor Leben. Aber hier und jetzt war es still und verlassen, fast schon tot. Verschiedene Bilder von Wäldern und Tieren waren in und um das Tor hinein gemeißelt. Ehrfürchtig strich Nadris Hand über die Geschichte, welche im Stein erzählt wurde. Bis sie mit ihrer Hand die Gestalt eines Hirsches berührt, welche nachgab und sich geschmeidig in den umliegenden Stein einfügen ließ. Sie hatte einen Mechanismus ausgelöst, erkennbar an dem Grollen, das aus dem Tor erklang, während es sich langsam öffnete.

Nadri schluckte. Eigentlich wollte sie sich noch ein paar Momente sammeln, bevor sie sich dem Unbekannten stellte. Ihre Gedanken rasten. *Was, wenn ich gerade den größten Fehler in meinem Leben begangen habe?! Vielleicht hätte ich klopfen müssen? Aber auf Stein klopfen tut doch weh... Welche Barbaren müssen wohl in diesem Land leben?*

Ihre Reisegesellschaft war währenddessen schon längst umgekehrt, da Nadris Eltern sie nur für den Weg zum Tör im Berg bezahlt hatten. Nadri war ganz allein vor dem Unbekannten. Das Tor war nun genau einen zwei-Menschen-großen Spalt offen, und eine Gestalt näherte sich mit schlurfenden Schritten. Eine Gestalt, welche immer kleiner wurde, je näher sie dem Spalt kam. Und langsam offenbarte sie sich als ein sehr alter Mann mit einer Brille, die fast sein ganzes Gesicht einnahm.

Der alte Mann stellte sich als der Torwächter Urjin vor. Vor vielen Generationen hatten seine Vorfahren das, was heute Volkesland genannt wurde, verlassen, um neue Länder zu erkunden. Und waren schlussendlich im Kaiserreich Aodori gestrandet, mittellos und verloren in der Fremde. Die damaligen Torwächter hatten sie aufgenommen und ihnen eine Chance gegeben, sich eine Zukunft aufzubauen. Urjin lebte nun zusammen mit seiner Enkelin Nujjid im Tor, nachdem ihre Eltern umgekommen waren, und bewahrte das Vermächtnis seiner Familie.

Drei Tage lang musste Nadri im Tor verweilen, begründet darin, dass sie sich akklimatisieren müsse, da die Luft im Reich eine andere wäre. Reichhaltig an Magie, so dass eine Ausländische aus der Stadt diese sehr wahrscheinlich gar nicht atmen konnte. Also fragte sie Urjin aus und spielte im Dunkeln des Torwalls mit Nujjid. Durch die beiden erfuhr sie von den zwei Völkern, die mit ihren Kulturen Aodori charakterisierten. Da gab es die *miyala yanyama*, ein stolzes Volk, größtenteils im Westen des Landes anzutreffen. Auffällig an ihnen waren die Edelsteine und Kristalle, zumeist in ihren Gesichtern, die wohl ihre Seelentiere darstellen sollten. Die Farbe der Steine war oft auch die Farbe ihrer Augen oder Haare. Das andere Volk war im mit dichten Wäldern und Dschungeln bewachsenen Osten des Landes zu finden, die *home besta*. Nujjid beschrieb sie als stark und wild, halb Tier, halb

Mensch. Auch diese pflegten eine Verbindung zu Seelentieren und konnten sich wohl komplett in besagtes Tier verwandeln. Mit diesem Wissen hoffte Nadri, vielleicht nicht allzu sehr aufzufallen. Seit sie in dem Tor angekommen war, hatte sie auf ihren Hut verzichtet, sodass ihr silbernes Haar hoch oben auf den Wehrgängen des Töres frei im Wind wehte. Als die kleine Enkelin ihre Haare zum ersten Mal gesehen hatte, waren ihre Augen so groß wie Untertassen geworden und sie hatte was von einer Prophezeiung gemurmelt. Auf Nadris Nachfrage war sie aber dann kichernd weggelaufen.

Am dritten Tag und dem Ende ihrer Isolation wurde Nadri ein Brief überreicht, der wie aus Blüten gemacht war. Beim Öffnen des Umschlags strömte ihr eine Wolke aus Orchideenduft entgegen. In geschwungener Schrift aus goldenen, glänzenden Buchstaben stand folgendes geschrieben:

An die Fremde aus der vergangenen Nähe,

Wir, das Kaiserhaus des ehrenhaften Reichs Aodori, laden Euch in den Palast ein zur Feststellung der Absichten des von Euch repräsentierten Reich ‚Vollers Länge‘. Eure Ankunft wird schnellstmöglich erwartet.

Gezeichnet Listrage aus dem Hause Aodori, Bringerin der Ernte, Bardin des Frühlings, regierende Kaiserin

Seufzend ließ sie den Brief sinken, so oft schon gelesen, dass die Kanten ganz zerknittert waren. Nadri blickte zu dem Zelt aus Sternen über sich, das Mondlicht fing sich in ihren Augen, welche in der Nacht so dunkel wie der Himmel waren und doch schien es, als wäre ein Stück des Firmaments selbst in ihr. *Was soll ich nur tun? Es scheint, als wäre mein Weg von allem, nur nicht von mir bestimmt.* Verzweiflung machte sich in Nadri breit, und sie zerknüllte das Stück Papier vollends. Morgen würde sie zum Palast aufbrechen, ob sie wollte oder nicht. Urjin hatte ihr beim Abendessen mitgeteilt, dass ihre Eskorte bereits auf dem Weg war. Daraufhin hatte Nadri ihren ersten Bericht an den Rat verfasst. Als sie nun aufstand und hinaus auf das so fremde Reich voller Natur und Weite blickte, senkte sich eine Decke aus Resignation über Nadri. Es schien, als stünde ihr doch ein größeres Abenteuer bevor.

Zur Dämmerung erschien eine Kutsche, die aussah wie eine Knospe und sich augenscheinlich ohne die Zugkraft eines Tieres bewegte. Begleitet wurde diese von einem Tiger, dessen Körper nicht weniger groß war als die Kutsche selbst. Nadri stand bereits wartend vor dem Tor, leicht schwankend durch ihre innere Unruhe, welche ihr jeglichen Schlaf verweigert hatte. Auch heute hatte sie sich entschieden, den Hut wegzulassen, welchen ihre Mutter ihr fortwährend aufgezwungen hatte. Ihr Haar in einem Zopf gebändigt, blickte sie mit müden Augen der Kutsche entgegen. Ihre Geschichte begann.

TEIL II: ANKOMMEN

Der Tiger hieß Asral und war eigentlich kein Tiger, sondern ein *home besta*, dessen Seelentier ein Tiger war. In seiner menschlichen Gestalt war er größer als Nadri und sein Haar schien so rotgolden wie das des Tigers, und aus seinen Augen strahlte der scharfe Verstand einer Katze. Oder waren das sogar Katzenaugen? Sein Gesicht zeigte die Spuren eines erfüllten Lebens, denn Lachfalten waren zahlreich um seine Augen. Selbstbewusst stolzierte er auf Nadri zu. Beim Näherkommen schien er kurz zu stocken und schien ihr Äußeres in sich aufzunehmen.

„*M'ylad*, es ist mir eine Ehre, euch als Gast der Kaiserin zum Palast zu begleiten. Ihr könnt mich Asral nennen. Ich bin der Vize-Kommandant der königlichen Garde“, stellte er sich galant mit brummiger Stimme vor, sein vorheriges Erstaunen geschickt verbergend.

Nadri sank in einen tiefen Knicks, die Augen zu Boden gerichtet. „Die Freude ist ganz meinerseits, man nennt mich Nadri. Seid ihr“, ihre Stimme brach vor Nervosität, „seid ihr ein *home besta*, die sich in ihre Seelentiere verwandeln können? Urjin, der Torwächter hat mir von den zwei Völkern, die hier ihren Ursprung haben, erzählt, aber ich konnte es nicht wirklich glauben. Nicht ohne es mit meinen eigenen Augen gesehen zu haben.“ Die Fragen sprudelten nur so aus ihr heraus. Der Durst nach dem Unbekannten, nach Wissen war schon immer in ihr, nur hatte sie mit Büchern allein diesen nie ganz stillen können.

„Bitte steigt in die Kutsche, *m'ylad*. Die Reise ist nicht gerade kurz, und wir können nicht wissen, wie lange es wirklich dauern wird. Aodori ist ein Reich voller Magie, da ist alles möglich.“ Asral half Nadri in die Kutsche, und sofort setzte sich diese geschmeidig in Bewegung. Die Gestalt des Tigers war alsbald an ihrer Seite.

Während ihrer Reise zum Palast in die Hauptstadt stellte Nadri bei jeder Rast viele Fragen. Ob man als sein Seelentier geboren wird? Ja und nein, es steht zwar von Anfang an fest, welches Seelentier man hat, da man zumeist die Merkmale seiner Eltern erbt. Aber die komplette Verwandlung und damit eindeutige Zuordnung des Seelentiers wird erst mit dem 14. Lebensjahr möglich. Bei Fragen zu den *miyala yanyama* wurde Asral wortkarg und versuchte, schnell das Thema zu wechseln, sodass Nadri es bald aufgab, auf eine Antwort zu hoffen.

In der Kutsche gab es nicht viel zu tun. Nach einer Stunde hatte sie jede Kerbe, jede Faser genau betrachtet und sich eingepägt, sodass nicht mehr viel blieb als aus dem Fenster zu gucken. Erst als sie das tat, realisierte sie, dass ihre Reisekrankheit gar nicht in Erscheinung getreten war. Wie durch Magie ging es ihr so gut wie noch nie. Jetzt konnte sie die Landschaft genauer betrachten. War zu Anfang die Vegetation eher spärlich, wurde sie mit jeder Stunde üppiger und dichter. Ihr fiel

auf, dass fast jede Pflanze in einer Schattierung aus Blau- und Violettönen schillerte und manche sogar leuchteten. Im Dickicht schien es, als würden leuchtend gelbe Augen ihre Reise beobachten, von Zeit zu Zeit erklang ein Rascheln aus den Büschen. Und ganz selten war in der Ferne ein Brüllen zu vernehmen, *ein Brüllen wie von einem riesigen Monster*, schoss es Nadri durch den Kopf. *Hoffentlich werden wir dem Besitzer nicht begegnen!* Sie ließ sich wieder zurück in die Geborgenheit der Kutsche sinken.

So vergingen erst Tage und dann Wochen, bis Asral ihr schließlich mitteilte, dass es nur noch drei Tage seien bis zur Ankunft in der Hauptstadt. Abends, als sie ihre Rast antreten und Asral sich gerade zurückziehen wollte, drehte sich Nadri zu ihm um und schaute ihm so entschlossen, wie sie konnte, in die Augen.

„Muss ich eigentlich etwas Besonderes beachten, wenn ich die Kaiserin treffe? Und zu welchem Volk gehört sie eigentlich?“ Die Fragen sprudelten nur so aus ihr heraus, wie bei ihrem ersten Treffen.

Doch bevor er ihre Fragen beantworten und sie damit beruhigen konnte, war ein Rascheln aus dem Gestrüpp hinter Nadri zu hören. Ihre Augen wurden groß und sie schaute hilfeschend zu Asral. Dieser schien jedoch die Ruhe selbst zu sein. Nahm sogar einen großen Schluck aus seinem Trinkschlauch. Sie war starr vor Angst, würde sie sich umdrehen, stand ihr der sichere Tod bestimmt bevor. Jedenfalls dachte sie das. Als sich Asral nun erhob und Nadri endlich ihre Rettung in greifbarer Nähe sah, sprach er mit lauter Stimme „Niron! Alter Freund, ihr habt genug Schrecken verbreitet, tretet ins Licht und stellt euch vor!“

Ein alter Freund, schoss es Nadri durch den Kopf. Also keine Gefahr. Erleichtert sackte sie in sich zusammen. Nach mehreren tiefen Atemzügen wagte sie, sich umzudrehen. Zuerst sah sie ein Leuchten in der Dunkelheit. Ein Leuchten so strahlend wie Sonnenlicht, das durch einen Amethyst fällt. Mit dem Näherkommen der Gestalt zeichnete sich der Umriss eines Tieres ab. Ein Jaguar mitten im Sprung. Auf der nackten Brust eines Mannes?!

Nadris Blick, so fokussiert auf das Edelsteinbild, hatte den dazugehörigen Niron komplett ausgeblendet. Nun wurde sie rot wie eine Tomate. Sie hatte einen halbnackten Mann angestarrt! Schamerfüllt versuchte Nadri, in dem Baumstamm zu versinken, auf dem sie gerade noch entspannt gegessen hatte.

Niron hatte umbrafarbene Haut. Aus seinem Gesicht leuchteten Augen wie Amethyste, umrahmt von dunklen Locken. Im Einklang mit sich selbst stand er in seiner weiten Hose da. Und der Schalk blitzte Nadri entgegen, als sich ihre Blicke trafen. Beschämt schaute sie weg.

„m'ylad, lasst mich euch den zukünftigen Kommandanten der Garde vorstellen,

der aktuelle Chef der Stadtwache Niron. Einst mein Schüler, hat er mich schon lange übertroffen.“ Asral, welcher sich bereits erhoben hatte, klopfte dem jüngeren Mann freundschaftlich auf die Schulter. „Und das hier“, Asral deutete galant auf Nadri, „ist der Gast der Kaiserin.“ Nadri erhob sich und fiel in einen Knicks. „Es ist mir eine Ehre, euch kennenzulernen.“

„Die Ehre ist ganz meinerseits“, kam die Antwort wie flüssiger Honig von Niron. „Da ihr hier fremd seid, möchte ich euch bestätigen: Ja, ich bin ein miyala yanyama. Mein Seelentier ist ein Jaguar.“

Und so kam es, dass sie an diesem Abend zu dritt am Feuer saßen.

Die letzten Tage bis zum Palast rauschten nur so an Nadri vorbei. Fragen über die Kaiserin wurden ihr zwar nicht beantwortet, aber ihr Verhalten beim Treffen sollte wohl nicht großartig von dem Verhalten beim ehemaligen Hofe abweichen. „Zu Hofe ist es doch überall gleich“, hatte Asral gesagt, und Niron hatte bestätigend genickt. Was sollte schon schiefgehen, dachte sich Nadri. Sie war allerdings nie zu Hofe gewesen. Aber ihre Schwester Leseh, und die Höflinge hatten nur so an ihren Lippen gehangen und jedes Wort in sich aufgesogen. Nadri war anders gewesen. Aus der Sicherheit ihrer heimischen Bibliothek hatte sie keiner für lange herauslocken können. Diese Reise war auch nicht ihre eigene Idee gewesen, aber diesmal hatte sie keine Wahl gehabt.

So geschah es, dass Nadri noch mit den Gedanken an die Vergangenheit in der Hauptstadt und somit beim Kaiserpalast ankam. Sie hatte *Toushi Houshi* erreicht.

TEIL III: BEGEGNUNGEN

Die Straßen waren von jeglichem Leben verlassen. Nadri ließ ihren Blick über die Fassaden der Läden und Häuser schweifen. Viele waren aus Holz, manche schienen sogar aus ganzen Bäumen gemacht, und ab und zu konnte sie Häuser aus lila Kristallen entdecken. Vieles ähnelte ihrem Zuhause und doch war es anders. Organischer. Lebendiger, so als wäre die Stadt selbst ein Teil der Natur. Eigentlich müsste die Stadt voller Leben sein, dachte sich Nadri, aber weit und breit ist niemand zu sehen. Nicht mal ein Vogel.

Die Kutsche folgte weiter der breiten Straße, welche geradewegs zum Palast zu führen schien. Immer an ihrer Seite waren Asral in seiner Tiergestalt und Niron auf seinem Jaguar, der mindestens halb so groß war wie die Kutsche. Er hatte einen leichten violetten Schimmer und war am Morgen plötzlich erschienen, als sie kurz vor den Toren der Stadt waren.

Sich immer weiter dem Palast nähernd, konnte Nadri erste Einzelheiten ausmachen. Größer als jedes andere Gebäude ragte der Kaiserpalast über die Stadt

empor. Ein Gebilde aus veilchenblauen Kristallen erstrahlte in der Mittagssonne. Die Türme selbst schienen am Himmel kratzen zu wollen. Und jetzt konnte sie die typischen Geräusche einer lebendigen Masse ausmachen. Hatte sich etwa die ganze Stadt vor dem Palast versammelt? Je näher sie kamen, desto lauter wurden die Geräusche.

Nur wenige Meter vor dem Wall wurde die Größe der Menge deutlich. Es mussten Hunderte, wenn nicht sogar Tausende sein, die dort warteten. Doch auf wen? Die Kaiserin? Würde sie von der Kaiserin direkt an den Toren empfangen werden? Nadri grauste es. Aufmerksamkeit und große Mengen waren ihr ein Albtraum. Die ersten wurden auf die Kutsche aufmerksam und drehten sich weg vom Palast, fingen an, auf sie zu zeigen. Rufe wurden hörbar, doch einer Nadri fremden Sprache. Ein Wort stach hingegen durch seine Häufigkeit hervor: *Prophèteis. Sie können mich nicht meinen. Nadri kam das Wort vage bekannt vor. Ich bin kein Prophet. Ich bin ... Ich bin ein Niemand, der von seiner Familie verstoßen wurde.*

Die Masse teilte sich vor der Kutsche. Nadri konnte in der Menge Leute in allen Farben erkennen. Von manch einem hatte die Haut die Farbe von Milch mit Honig, andere hatten dunkle Haut wie die Erde. Wiederum andere trugen die Farben des Regenbogens zur Schau von dunklem Grün bis zu hellem Blau. Keiner sah wie der andere aus. Auch ihre Haare waren unterschiedlich, feuerrot und kohlschwarz waren ebenso präsent wie zitronengelb oder eichenholzbraun. Die *home besta* waren am einfachsten zu entdecken. Nadri konnte Hasenohren und Vogelflügel erspähen. Doch beim genaueren Hinsehen fielen ihr auch die Edelsteinbilder auf den Körpern der Leute auf. Sie hatte die *miyala yanyama* entdeckt.

Die Gruppe war vor dem Kaiserpalast angekommen. Nadri spürte Panik in sich aufsteigen. Ihre Zeit, sich zu beweisen, war gekommen. Die Kutschentür schwang von allein auf und sie hatte keine andere Wahl, als auszusteigen. Niron reichte ihr seine Hand als Hilfe, und dank dessen blamierte sie sich zumindest nicht vor der Masse. Noch ein letztes Mal streifte ihr Blick die Traube an Leuten, dann wandte sie sich dem Palast zu.

Die hohen Flügeltüren, welche aus hauchdünnem lila Kristall gefertigt waren, standen bereits offen. Nadri straffte ihre Schultern, strich sich noch ein letztes Mal über den Rock und ging wackeligen Schrittes hinein. Sie schritt den Korridor hinter. Alle Seiten umschlossen von Kristall, folgte ihr nur der Blick ihres Spiegelbilds. Die Zeit im Palast schien sich hinzuziehen, wie zäher Honig. Die eigentlich kurze Strecke den Gang runter zur nächsten Tür schien ewig zu dauern, sodass Nadri mit jedem Schritt entspannter wurde, bis sie schließlich vor der Tür des Thronsaals zum Stehen kam.

Ohne weiteres Zutun öffnete sich auch diese Tür und es wurde eine Gestalt erkennbar, welche in einer Aura der Erhabenheit vor einem Thron aus Kristall stand. Die Gestalt, welche die Kaiserin sein musste, schien aus vielen kleinen Amethystsplintern zu bestehen. Obwohl sie stillstand, schienen sich die Splitter ständig in Bewegung zu befinden.

„Ihr steht vor Ihrer Majestät Lestrage, der Kaiserin von Aodori, Bringerin der Ernte und Bardin des Frühlings. Verneigt Euch“, ertönte es laut über Nadri. Sofort sank sie in einen tiefen Knicks, kalten Schweiß auf der Stirn. Reglos harrete sie aus. In ihrer Eile hatte sie die anderen im Saal noch gar nicht wahrgenommen.

Aus Richtung des Throns erklang eine alterslose Stimme, „Erhebt Euch. Wir haben Euch schon erwartet, die, die Nadri genannt wird. Kind der Sterne.“ Langsam hob Nadri den Kopf und sofort nahm sie die anderen Gestalten im Saal wahr. Besser gesagt, ihre Blicke. Beide Völker füllten den Saal. Auffällig war aber die scheinbar unsichtbare Trennlinie, welche die beiden teilte: rechts *home besta*, links *miyala yanyama*. Nadri fragt sich, was wohl der Grund war, aber lange hatte sie keine Zeit zum Grübeln. Denn erneut wurde das Wort an sie gerichtet.

„Tretet näher, Kind der Sterne und schaut zu meiner Linken und zu meiner Rechten. Sagt mir, was ihr seht.“ Wie von der Kaiserin aufgefordert, ging Nadri an den Leuten im Saal vorbei, bis sie vor dem Thron zu stehen kam. Sie schaute zur Linken von der Kaiserin und fand eine Frau, die Nadri sofort an einen Pfau denken ließ. Mit einer Haut, die blau zu sein schien, aber einen grünen Schimmer hatte, sowie Pfauenfedern, welche sich hinter ihr ergossen, war die Frau eine atemberaubende Gestalt. Sie muss eine *home besta* sein, dachte sich Nadri, ganz offensichtlich! Und ihr Seelentier wohl ein Pfau. Nadri wandte ihren Blick zu der Person, welche rechts von der Kaiserin stand, und fand einen Mann. Er hatte dunkelblau schimmerndes Haar und auch seine Augen waren von einem tiefen Saphirblau. Gepaart mit seiner goldenen Haut war auch er von einer atemberaubenden Schönheit. Interessanterweise schien auch er den Pfau als Seelentier zu haben, denn angefangen in seinem Gesicht erstreckte sich über seinen ganzen Körper die Gestalt eines Pfaus in Saphiren entlang. Eindeutig ein *miyala yanyama*. Beide hatten einen kalten und gelangweilten Ausdruck im Gesicht. So, als hätten sie alle Zeit der Welt und nichts könnte sie berühren. In der Halle war es still.

Nun war es Zeit, sich der Kaiserin wieder zuzuwenden. Doch welche Antwort wollte sie hören? Nadri wusste es nicht. „Nun“, die Kaiserin schaute erwartungsvoll, „was seht ihr?“

„Ich sehe – ich sehe eine *home besta* und einen *miyala yanyama*, eure Majestät.“ Sofort zeichnete sich im Gesicht der Kaiserin Enttäuschung ab. „Ich verstehe. Auch ihr könnt dieses Problem nicht so einfach lösen“, kam die Reaktion der Kaiserin.

Sich nach rechts wendend, ging die Kaiserin ein paar Schritte und sprach erneut zu Nadri. „Folgt mir, Kind der Sterne. Wir haben mit euch etwas zu besprechen, was nicht für jedes Ohr bestimmt ist.“

Sie gelangten in einen Garten. Auch hier hatte ein Großteil der Pflanzenwelt mindestens einen lilafarbenen Schimmer und die Luft war reich an exotischen Düften. Gemeinsam folgten sie dem Weg. Ab und an konnte Nadri das ein oder andere Insekt entdecken. Gerne hätte sie den Garten noch weiter erkundet, aber die Kaiserin hatte angefangen zu sprechen, und was sie sagte, trieb Nadri den Schweiß auf die Stirn.

„Die beiden neben uns im Thronsaal sind die Zukunft des Reichs, unsere Erben: Henya und Malyx“, fing die Kaiserin an zu erzählen, als sie schon von Nadri unterbrochen wurde. „Mit euren Erben, meint ihr eure Kinder, richtig?“

„Meine ... Kinder?“ Die Kaiserin hielt inne, als müsste sie erst über die Bedeutung des Wortes nachdenken. „Nein, die Erben sind nicht meine Kinder. Sie sind die Zukunft des Reiches. Man könnte sagen, dass das Reich mein Kind ist.“

Das musste Nadri erst einmal verarbeiten. Wenn die beiden nicht ihre Kinder waren, warum sollten sie dann die Erben sein? Irgendetwas ergab hier keinen Sinn.

„Kommt, wir wollen euch etwas zeigen. Etwas, was nur für die Augen derer ist, die aus dem Haus Aodori kommen.“ Die Kaiserin schritt weiter voran, tiefer in den Garten hinein, einem fast komplett überwucherten Weg folgend. Am Ende standen beide Frauen vor einem Bambuswald aus Kristallen, die in allen Farben des Regenbogens schillerten.

„Wenn sich die Zeit des Regenten zu Ende neigt, wird auch das Reich schwächer. Es wird neue Kraft gebraucht. Also wenden wir uns wieder zum Anfang, an den Ort, an dem unsere Existenz begann, und wählen einen Erben. Der Erbe wächst heran und löst den alten Regenten ab. So hätte es auch bei uns sein sollen.“

Einen Moment herrschte Stille zwischen den beiden, nur der Wind im Bambus war noch zu hören.

„Als wir die ersten Zeichen unserer Schwäche bemerkten, wählten wir unseren Bambus sorgfältig. Drei Tage lang streiften wir unablässig durch den Wald und suchten nach dem Richtigen. Bis wir ihn fanden, im Licht saphirblau, im Schatten pfauenblau. Wir spürten, dass es dieser Bambus sein musste, seine Zeit war gekommen. Also fällten wir ihn. So wie es der Kaiser vor mir getan hatte, und der vor ihm. Doch war es nicht ein Erbe im Inneren des Bambus, sondern zwei.“

Etwas war geschehen, was nicht hätte passieren dürfen. Noch nie hatte es zwei Erben gegeben. Hatten wir einen Fehler begangen? Wir waren uns doch sicher, dass es der richtige Bambus war.“

Die Kaiserin wandte sich vom Wald ab und zu Nadri.

„Wir sind ein Reich der Harmonie und des Friedens. Deshalb haben wir uns auch sofort abgeschottet, als euer damaliger Herrscher an die Macht kam. Der Wind trug seine Korruption bis weit über die Berge. Jetzt sind wir ein Reich, das im Innersten gespalten ist.“

Nadri blinzelte, es schien, als gäbe es ein paar Probleme im Kaiserreich.

„Das, das tut mir leid. Aber was soll ich dabei für eine Rolle spielen?“, fragte Nadri.

„Zum Anbeginn der Zeit traf die Regentin einen Stern. Dieser erzählte von dunklen Zeiten am Firmament, Zwietracht und Spaltung im Reich würden kommen. Doch würden die Sterne einen der ihren schicken. Das Kind der Sterne. Den *Prophèteis*. Dich. Du wirst uns helfen, eine neue Morgenröte ins Reich zu bringen.“ Die Worte der Kaiserin verklangen, während sie den Garten verließ und Nadri allein zurückließ.

Als Nadri schließlich ihren Weg aus dem Garten gefunden hatte, war sie bereits von einer *home besta* empfangen worden, die sie zu einem Zimmer geführt hatte. Darin war ein Tisch voll mit verschiedenen Speisen, der Schrank gefüllt mit Nadri fremden Gewändern. Die Worte der Kaiserin wogen schwer auf Nadris Schultern, sodass sie die vielen neuen Sachen nicht beachten konnte. Ihr war eine scheinbar unlösbare Aufgabe präsentiert worden.

TEIL IV: VERSUCHEN

Als Nadri am nächsten Morgen ihr Bett verließ, fand sie einen reichlich gedeckten Frühstückstisch vor. Auf ihrem Teller lag ein Brief. Darin wurde ihr mitgeteilt, dass sie mit den zwei Erben zwei Städte besuchen würde, welche unter der aktuellen Situation besonders litten. Diesen sollten sie helfen. Danach wüsste Nadri hoffentlich, welcher der wahre, der richtige Erbe sei und somit den Thron besteigen dürfte. Sie würde am Mittag im Hof erwartet. Der Brief endete mit der Unterschrift der Kaiserin.

Und so war es. Zur Mittagsstunde stand Nadri im Hof, vor sich mal wieder eine Kutsche, welche auch eine überdimensionale Blütenknospe sein könnte. Sie stand allein im Hof. Keine Anzeichen von den beiden Erben Henya und Malyx.

Nadri war ratlos, was sollte sie nun tun? In Ermangelung anderer Möglichkeiten entschied sie sich, das Einzige zu tun, was einigermaßen Sinn für sie in dieser Situation ergab. Sie stieg in die Kutsche und wollte es sich gerade gemütlich machen, als sich diese auch schon in Bewegung setzte.

Verdammt, schoss es Nadri durch den Kopf, die erschrocken ihre Augen aufgerissen hatte. *Das ist jetzt nicht so gelaufen wie geplant ... Was soll ich jetzt tun?*

Nadri befand sich auf dem Weg zur ersten Stadt. Mit jeder Stunde wurde klarer, dass sie sich Richtung Westen, Richtung Meer bewegten. Am dritten Tag erreichte sie die Hafenstadt *Yutaka Umi*. Da sie nichts zum Lesen für die Fahrt vorbereiten konnte und auch nicht gewusst hatte, wie lange alles dauern würde, seufzte sie erleichtert, als die Kutsche ruckelnd vor einer Gaststätte zum Stehen kam. Die Gaststätte befand sich in einer mehrere hundert Jahre alten Robinie, deren Borke im Licht violett glänzte. Kristallene Fenster schmiegen sich in den Baum, als wäre es das natürlichste der Welt. Vor eben diesem Gasthof fand Nadri nun die Erben vor, denen die Ungeduld ins Gesicht geschrieben stand.

„Sie hat lange gebraucht“, ertönte es von Henya, der *home besta* Erbin.

„Viel zu lange“, kam die Bestätigung von Malyx, dem *miyala yanyama* Erben.

Gemeinsam stießen sie genervt ihren Atem aus.

„Kommt“, sagte Henya.

„Wir müssen dieses Problem schnell lösen“, ergänzte Malyx.

Nadri, die eigentlich erst einmal etwas hatte essen wollen und sich auf eine erholsame Nacht in einem weichen Bett gefreut hatte, war sprachlos. Sie wollte doch nur entspannt in einem Zimmer sitzen und ein Buch lesen. Doch war ihr das nicht vergönnt, denn plötzlich standen Henya und Malyx links und rechts von ihr und schleiften sie weg vom Gasthof.

Auf einem an den Hafen angrenzenden Marktplatz wurden ihre Arme wieder freigelassen und Nadri schaute sich um. Überall um sie herum befanden sich verschiedenste Stände, manche kleiner, andere fast so groß wie ein Haus. Doch alle schienen aus Holz oder anderen Pflanzen gemacht, und manche schmückten ihr Dach mit bunten Stoffen. Nadri sah Obst aus ihrer Heimat, aber auch fremdes. Schmuckstücke aus Holz oder Tierknochen befanden sich neben schillernden Gewändern und lila Gemüse. Güter und Wesen aus aller Welt hatten sich hier versammelt, um zu feilschen und Nachrichten auszutauschen.

Alles schien lebhaft und doch harmonisch. Wo sollte es hier ein Problem geben, fragte sich Nadri.

„Sie sieht es nicht“, ertönte die genervte Stimme von Malyx.

„Nein, sie sieht es wirklich nicht“, bestätigte Henya. Nadri drehte sich zu den beiden und schaute sie einfach nur wortlos an. Langsam wurde es ihr zu viel. Malyx schaute ihr in die Augen, stieß einen angespannten Seufzer aus und erklärte: „Es ist offensichtlich. Die *miyala yanyama* handeln nur mit den ihren und die *home besta* tun das gleiche. Die Fremden haben keine andere Wahl, als mit anderen Fremden zu tauschen.“

„Alles dreht sich im Kreis und keiner kommt mehr voran“, ergänzte Henya tonlos. Zum ersten Mal hatte Nadri das Gefühl, eine Emotion von den beiden zu spüren, welche nicht Teilnahmslosigkeit oder Genervtheit war. Sie sorgten sich um ihr Volk, auch wenn sie es sich nicht anmerken lassen wollten.

„Habt ihr denn nach dem Grund gefragt, warum die Leute nicht mit anderen feilschen wollen?“, hakte Nadri nach.

„Wir“, kam es von beiden, „unsere Existenz ist der Grund. Das Reich ist geteilt darüber, wer der wahre, der einzige Erbe sein sollte.“

„Oh“, war alles, was Nadri als Antwort vorbringen konnte. „Vielleicht solltet ihr beide zusammen an jedem Stand vorbeigehen und euch über die Ware unterhalten? Ab und an etwas kaufen?“, schlug sie nach einem kurzen Moment vor.

Henya und Malyx schauten sie daraufhin nur an, taten aber, wie Nadri vorgeschlagen hatte. Und schon kurz darauf konnte sie beobachten wie die Trennung, welche ihr vorher nicht aufgefallen war, verschwand. Home besta gingen zu Fremden, *miyala yanyama* gingen zu *home besta*. Alle unterhielten sich freudig, tauschten sich rege aus, so, als hätten sie sich ewig nicht mehr gesehen. Und vielleicht hatten sie das auch nicht, dachte sich Nadri, vielleicht hatten sie schon lange aufgehört, miteinander zu reden. Und das alles nur wegen zwei Erben.

Danach durfte Nadri endlich ins Gasthaus und sich ausruhen. Allerdings sollte es schon am nächsten Morgen zur zweiten letzten Stadt ihrer Reise gehen. So stand Nadri zum Morgengrauen vor dem Gasthof und blickte ein letztes Mal zurück, bevor sie wieder in die Kutsche musste. Und bemerkte beinahe nicht, dass die Borke der Robinie nicht mehr violett schimmerte, sondern einen tiefen Blauton angenommen hatte. Man könnte fast Pfauenblau sagen, schoss es Nadri durch den Kopf, als sie in ihr Gefährt einstieg.

Es ging Richtung Norden. Diesmal dauerte die Fahrt deutlich länger. So lange, dass Nadri irgendwann kein Zeitgefühl mehr hatte. Zwar hatte sie immer genug zu essen dank ihres anscheinend magischen Korbs, die Pausen für einen Austritt waren allerdings eher spärlich. Eines fiel ihr jedoch währenddessen auf: Je weiter sie sich vom Herzen des Reichs entfernte, desto blasser und lebloser schien alles zu werden.

Schließlich kam Nadri in der Gipfelstadt *Sammyaku* an. Auch hier kam die Kutsche vor einer Lokalität zu stehen, welche sich in die Berge schmiegte. Die beiden Erben standen mit ausdruckslosen Gesichtern davor. Die Stadt schien vollkommen verlassen.

„Was ist hier geschehen?“, wandte sich Nadri an die Erben.

Mit einem traurigen Ausdruck in ihren Augen antwortete Henya: „Die Kaiserin verliert immer mehr an Kraft und so wird auch das Reich immer schwächer.“

„Bis es am Ende kein Leben mehr gibt“, ergänzte Malyx in einem unheilvollen Ton. Nadri schluckte. Das Problem, das hier vorlag, schien weitaus komplizierter zu sein als das der Hafenstadt. „Können wir denn überhaupt etwas tun? Mir scheint es unlösbar.“

Ihre Worte verklangen in der verlassenen Stadt. Nur der Wind gesellte sich zu den dreien. Henya und Malyx schauten sich in die Augen und wandten ihren traurigen Blick zu Nadri. Der Wind trug ihre leisen Worte zu Nadri: „Ihr müsst entscheiden. Wer ist der wahre, der einzig richtige Erbe? Wer soll leben fürs Reich, wer soll sterben fürs Reich? Entscheidet.“ Nadris Augen wurden so groß wie der Mond, wenn er voll am Nachthimmel hing. Gerade als sie ihren Mund öffnen wollte, als sie ablehnen wollte, diese Entscheidung zu treffen, weil diese zu groß, zu schwer wäre, wurde Nadri schwarz vor Augen.

Blinzelnd kam Nadri zu sich, um sie herum nichts als Schwärze, tiefste Finsternis. Sie war allein. Innerlich erleichtert, dass sie diese schwere Entscheidung nun doch nicht treffen musste, beschloss sie, weiter hineinzugehen. ‚Was kann jetzt noch schieflaufen?‘, dachte sie sich, während sie losging. Die Zeit schien still zu stehen. Zuerst war Nadri noch gegangen, dann war sie gelaufen, bis sie schließlich rannte. Doch die Schwärze blieb unverändert, unbewegt. Sie gab auf und setzte sich. Schloss die Augen und dachte nach. Als sie nun so dasaß in ihren Gedanken versunken, tauchte über ihr ein kleines Licht auf. Das zweite erschien links von ihr und war etwas größer. Nach und nach erschienen immer mehr. Bis sie in einem Sternenmeer saß. Nadri öffnete ihre Augen und staunte. Von allen Seiten vernahm sie eine Stimme. Eine Stimme, die jung und doch alt schien, wie von einem und gleichzeitig von Hunderten gesprochen. Es war die Stimme der Sterne, die zu ihr sprach: „Nadri, Sternenkind, deine Aufgabe ist fast vollendet. Doch scheint es, als hättest du dich verlaufen und deinen Weg aus den Augen verloren in der Tiefe des Universums, im Fluss der Zeit.“

Nadri schluckte, das hatte sie jetzt nicht erwartet. Das Gerede über sie und dass sie die *Prophèteis* sein sollte, war für sie nur Unfug gewesen. Doch jetzt schien es wahr geworden zu sein.

„Die Antwort, die Lösung des Problems ist längst vor deinen Augen. Du musst sie nur öffnen. Und wisse, selbst in tiefster Nacht wird das Licht der Sterne dir den Weg weisen.“

Bei diesen Worten öffnete Nadri ruckartig ihre Augen. Sie sah einen Himmel ohne Sterne über sich, denn es war noch Tag. Malyx und Henya waren beide über sie gebeugt. Beide mit ihrem Pfauenblau. Pfauenblau wie das Gasthaus in Yutaka Umi, das am Tag zuvor noch violett gewesen war. Eine Veränderung, ausgelöst nicht

durch einen, sondern durch beide Erben. Nadri wusste nun, wie sie dem ihr eigentlich fremden Reich helfen konnte.

TEIL V: NEUANFANG

Als Nadri ihre Idee, dass beide zusammen regieren mussten, Henya und Malyx erzählte, hatte sie zuerst nur enttäuschte Blicke als Antwort bekommen. Doch als sie während der Rückkehr zum Palast gemeinsam in der Kutsche saßen und sie ihre Gedankengänge erläuterte, konnte sie die beiden überzeugen. Zurück im Palast, teilte Nadri der Kaiserin ihre Lösung mit.

Und eine neue Geschichte begann ...

6 | SKLAND

von Nathan Schidlowski



DIE ENTDECKUNG DES UNBEKANNTEN LANDES

TEIL 1 – DIE KLEINE EINFÜHRUNG

Ein kühler Wind rauschte durch die Blätter des Waldes. Es war eine sternklare Nacht und trotz der Dunkelheit erstaunlich hell, denn der Mond war diese Nacht nicht von Wolken bedeckt. Irgendwo im Unterholz raschelte es und kurz darauf trat ein Fuchs hervor. Er schnupperte. Irgendein gut riechender Duft schien in der Luft zu liegen. Immer noch schnuppernd, lief der Fuchs weiter. Nach wenigen Minuten kam er auf eine kleine Lichtung, auf der ein kegelartiges Zelt stand. Es war mit Tierfellen überdeckt und erinnerte stark an eine Jurte. Zum Mitnehmen. Daneben sah der Fuchs ein Lagerfeuer, bei dem noch die letzten Kohlen vor sich hin glühten. Der Fuchs schnupperte weiter und gelangte schließlich auf die andere Seite des Lagerfeuers, wo er eine kleine Dose fand. Ohne zu zögern, zerrte er an dem Deckel und versuchte die Dose aufzukriegen.

Schließlich machte die Dose ‚Klack‘ und der Fuchs machte sich über den Inhalt her. Es war nämlich Essen drin. Doch während der Fuchs sich über seine Mitternachtsmahlzeit hermachte, wurde er plötzlich gestört. Und zwar von einer Bewegung aus seinem linken Augenwinkel. Er schaute auf und eine Sekunde später flitzte er pfeilschnell davon. Da war ein Mensch gewesen!

Ein Mensch. Im Wald.

TEIL 2 – DIE EIGENTLICHE EINFÜHRUNG DER EIGENTLICHEN GESCHICHTE

„So ein Mist!“, brummt Ralph, als er zurück ins Zelt kam.

„Was ist denn los?“, fragte Alva verschlafen.

„Ein Fuchs hat sich über einen Teil unserer Vorräte hergemacht, die Dose, die wir draußen stehengelassen hatten.“

„Aber das war doch nicht viel“, erwiderte sie.

„Naja, man kann ja nie wissen, wie lange wir unterwegs sein werden“, gab Ralph noch zu bedenken, bevor er sich wieder auf seine Schlafmöglichkeit legte und einschlief.

Darf ich vorstellen? Meine beiden Hauptfiguren Alva und Ralph, auf der Suche nach dem unbekanntem Lande Nr. 6. Das sind erstmal die Eckdaten. Und jetzt geht's weiter mit der Geschichte!

Am nächsten Morgen war Ralph schon früh auf den Beinen. Er machte Feuer. Und zwar, indem er zwei Stöcker aneinander rieb und wartete, bis sie anfangen zu glühen. Das konnte schon etwas länger dauern. In der kühlen, frischen Morgenluft, wenn die letzten Nebelschwaden vorbeizogen und die Sonne schon ihre ersten Strahlen durch den Wald schickte, machte das Feuer anzünden immer besonders viel Spaß.

Gerade als das Feuer zu brennen begann, kam Alva aus dem Zelt. Sie hatte eine braune, langärmelige Oberbekleidung, außerdem hatte sie einen einfachen ledrigen Rock an, der ihr bis über die Knie fiel.

„Guten Morgen!“, grüßte Alva.

„Guten Morgen!“, grüßte Ralph zurück.

„Na, wie hast du geschlafen, abgesehen von dem Fuchs-Zwischenfall?“, fragte Alva.

„Abgesehen davon, gut“, antwortete Ralph.

„Das ist schön. Ich auch“, ergänzte sie und fügte dann noch hinzu: „Ich hole jetzt ein paar Vorräte aus unseren Rucksäcken, damit wir frühstücken können.“ Und sie ging zurück ins Zelt.

Einige Minuten später saßen Alva und Ralph zusammen am Feuer und aßen Nüsse, Früchte und den Rest Lachs von gestern. Zumindest das, was davon übriggeblieben war.

Ich sage nur: Fuchs.

Während sie frühstückten, holte Alva plötzlich eine zusammengefaltete Karte aus ihrem Rucksack, schluckte den letzten Bissen hinunter, faltete sie auseinander und sagte: „So, lass uns jetzt mal gucken, wo wir sind und wie weit wir noch laufen müssen“, Ralph nickte. „Also wir befinden uns 50 Meilen vor der Grenze von Volkesland und wir müssen“, ihr Finger wanderte über das Pergamentpapier, „hier hin. Das unbekanntem Land Nr. 6. Dazu müssen wir uns, wenn wir das Ende von Volkesland erreicht haben, an der Grenze von dem unbekanntem Land Nr. 5 und dem unbekanntem Land Nr., Nr., äh – das Land dessen Nummer ich nicht lesen kann, entlangbewegen. Was meinst du, wie weit werden wir heute kommen?“

„Also“, begann Ralph, „abgesehen von dem Tempo, das wir bisher gelaufen sind, denke ich, dass wir heute 25 Meilen schaffen.“

„Ja, das klingt realistisch“, sagte Alva zustimmend.

3 Tage später ...

TEIL 3 – VORHERIGE ANZEICHEN

Es war Abend und sie waren jetzt kurz vor dem unbekanntem Lande Nr. 6. In den drei Tagen hatten sie viel darüber nachgedacht, wie es in dem Land wohl aussehen könnte. Ralph vermutete, dass Ureinwohner das Land bevölkerten, Alva dagegen vermutete, dass die Außerirdischen das Land erobert hätten. Doch keine Idee schien so richtig glaubwürdig und deswegen waren sie sehr gespannt, was sie wohl erwarten würde.

Nun war es also Abend und sie lagen in ihren Schlafgelegenheiten. Ralph schlief schon. Alva aber lag noch wach und schaute an die Zeltdecke. Plötzlich hörte sie ein seltsames Geräusch. Es hörte sich so an wie ein Knurren. Darauf hörte sie einen Peitschenschlag. In nicht allzu weiter Entfernung erklang daraufhin eine Männerstimme.

„Ich hoffe, ich kann mich auf deinen guten Geruchssinn verlassen. Wäre ja mal was Neues, wenn vor der Grenze von Skland ahnungslose Reisende auftauchen würden.“ Plötzlich saß Alva kerzengerade auf ihren Tierfellen. So leise wie möglich kroch sie zu Ralph hinüber und rüttelte ihn wach. „Ralph!“, flüsterte sie.

„Was ist denn los?“, brummte dieser wie ein Bär, der gerade aus seinem Winterschlaf geweckt wird.

„Psst!“, machte Alva warnend. „Da draußen ist jemand und etwas!“ Gerade als Ralph etwas erwidern wollte, hörte auch er die Männerstimme. Diesmal aber viel näher.

„Wie ich sehe, kann man sich auf deine Spürnase verlassen! Hm, ein Zelt also. Na, dann wollen wir uns mal die ahnungslosen Reisenden angucken.“

Plötzlich saß auch Ralph kerzengerade auf seinen Tierfellen und kroch anschließend auf den noch verschlossenen Eingang zu. Obwohl Alva keine Ahnung hatte, was Ralph da eigentlich tat, folgte sie ihm. Doch dann drehte er ab und setzte sich rechts neben den Eingang. Und da verstand sie. Wenn man von draußen ins Zelt hereinschaute, konnte man Ralph nicht sehen! Denn um die Ecke gucken kann natürlich niemand. Also setzte sie sich auf die linke Seite des Eingangs. Mucksmäuschenstill saßen sie da. Dann hörten sie wie der Eingang geöffnet wurde. Alva und Ralph wagten kaum zu atmen. Doch dann hörten sie die Männerstimme sagen:

„Ist wohl niemand hier. Los komm, wir suchen die Umgebung ab. Vielleicht sind die ahnungslosen Reisenden ja nachts unterwegs.“ Alva und Ralph lauschten in die Nacht hinein und hörten, wie sich die Schritte wieder entfernten. Als die Unbekannten weg waren, ließ Alva sich auf den Boden sinken und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Am nächsten Morgen machten sie zur Sicherheit kein Feuer, damit sie keine

Aufmerksamkeit auf sich zogen. Statt Fleisch oder Fisch, aßen sie, den Umständen entsprechend, nur trockene Vorräte. Und dann gingen sie auch schon wieder los, nachdem sie alles fertig gemacht hatten. Nach einer Viertelstunde Laufen erreichten sie schon die Grenze von ‚Skland‘. Das merkten sie daran, dass vor ihnen plötzlich eine Mauer aus Holzstämmen aufgetaucht war.

„Sollen wir da jetzt rüber klettern?“, fragte Ralph.

„Nein“, antwortete Alva, „Das ist viel zu hoch. Wir müssen wohl einen Eingang finden.“

„Aber an den Eingängen sind doch bestimmt Wachen. Ich würde ja vorschlagen, wir machen eine Rüberleiter und steigen so über die Mauer.“

„Ja, das können wir auch machen“, stimmte Alva erstaunlicherweise zu. „Aber wie kommt derjenige rüber, der niemanden mehr hat, der für ihn die Rüberleiter macht? Klettert der dann auf einen Baum und springt von dort?“, fragte Alva nachdenklich.

„Äh, ja“, antwortete Ralph unsicher. Ralph formte schon eine Rüberleiter und winkte Alva zu sich. Sie ließ sich einfach drauf ein setzte ihren rechten Fuß auf Ralphs Hände. Dann drückte sie sich hoch und bekam das obere Ende der Holzstämmen zu fassen. Nacheinander setzte sie nun ihren rechten und ihren linken Fuß auf die Holzstämmen. Und gerade, als sie sicher stand, guckte Alva nach unten und blickte ihrem Tod in die Augen! Vor lauter Schreck verlor sie das Gleichgewicht und fiel. Glücklicherweise nicht nach vorne, sondern nach hinten. Doch leider stand Ralph direkt in Fallweite, sodass er unter ihr auf den Boden krachte. So schnell es ging, rappelte sie sich auf und betastete ihn.

„Ralph, Ralph! Alles in Ordnung?“, rief Alva besorgt. Ralph antwortete mit einem Kopfschütteln. Sie setzte sich neben ihn.

Nach ein paar Minuten setzte sich Ralph auf.

„Tut mir leid“, entschuldigte sich Alva, „ich war nur – da war – hinter der Mauer ist ein großer Graben und darin habe ich ein Krokodil gesehen. Das hat mir so einen Schrecken eingejagt, dass ich gefallen bin. Tut mir wirklich leid.“

„Na, die Hauptsache ist doch, dass du nicht in den Graben gefallen bist. Und dass du dann auf mich gefallen bist, war einfach Pech für mich.“

Skland

Bedreden auhfeickene Gefar

Das stand an dem Eingang von Skland, den sie wenig später erreichten. Komischerweise standen dort keine Wachen. Der Eingang war einfach nur aus zwei Holzstämmen gemacht, die gegeneinander gelehnt waren.

An der Spitze der Holzstämme war eine große Holztafel angebracht, auf der der Name und „Bedreden auhf eickene Gefar“ in sehr wackeligem Deutsch stand.

„Na, dass klingt ja einladend“, bemerkte Ralph ironisch.

„Da hast du recht“, stimmte Alva ihm zu.

„Sollen wir wirklich rein gehen?“, fragte Ralph unsicher. Erstmal antwortete Alva nichts, sondern schaute nur durch den Eingang hindurch. Dann ließ sie die Zeltstäbe fallen, verschränkte ihre Arme und guckte nachdenklich und misstrauisch zugleich. Doch dann entspannt sie sich, zuckte mit den Schultern, nahm die Zeltstäbe wieder in die Hand, sagte: „Natürlich“, und ging selbstsicher über die Grenze. Ralph war immer wieder verwundert, wie gut sie ihm etwas vorspielen konnte. Obwohl er immer noch misstrauisch war, ging auch er über die Grenze in das unbekannte Land Nr. 6, oder auch: Skland.

TEIL 4 – DIE ENTDECKUNG DES UNBEKANNTEN LAND NR. 6 (JETZT WIRKLICH!)

„Bist du bereit?“, fragte Alva Ralph am nächsten Morgen. Dieser schaute sich um. Das Zelt hatten sie im Gebüsch versteckt, Feuer hatte sie wieder keins gemacht, um keine Aufmerksamkeit zu erregen und die Rucksäcke würden sie irgendwo anders verstecken.

„Ja“, sagte er unsicher.

„Gut, dann lass uns gehen.“ Sie sah ihm in die Augen. Was sagte dieser Gesichtsausdruck aus? Angst oder Unsicherheit? Oder den Willen, nicht weiterzugehen, es aber zu müssen? „Hey, ich glaube ich weiß, wie du dich fühlst“, sagte Alva beruhigend zu Ralph. „Und ich glaube, mir geht es genauso. Aber es führt kein Weg drumherum. Wir haben uns von Anfang an entschieden, dass wir alles, was uns begegnet, auf uns nehmen. Und wir werden es zu Ende bringen. Selbst wenn wir erwischt werden und hier gefangen gehalten werden, haben wir immer noch uns. Wir sind nicht allein. Aber ich hoffe, dass uns das nicht passiert. Und deswegen müssen wir uns unauffällig verhalten. Also, komme was wolle?“ Erwartungsvoll sah sie ihren Gefährten an.

„Komme was wolle“, sagte Ralph. Sie umarmten sich ganz fest und küssten sich.

Es war ein sehr langer Kuss. Vielleicht kennt ihr das aus Filmen, denn da küssen sich die Leute auch immer so lange.

Dann lösten die beiden sich voneinander und machten sich auf den Weg.

Schon nach ungefähr fünf Meilen passierten die ersten, seltsamen Dinge. Gerade als Ralph einen Farn beiseiteschob, hörte er, wie Alva ihm etwas zurief: „Ralph! Komm her und sieh dir das an!“ Also schlug er sich durch das Gestrüpp, und als er

bei seiner Freundin ankam, bot sich ihm ein ungewohnter Anblick. Vor ihm sah er eine unfassbar tiefe Grube mitten im Wald.

„Was ist das hier?“ fragte Ralph.

„Na ja, ich würde sagen, das ist eine Grube“, sagte Alva leicht genervt. Das wusste Ralph natürlich auch. Nur war ihm gerade nichts Besseres eingefallen, was er hätte fragen oder sagen können.

„Ja, aber warum macht man das?“, fragte er.

„Keine Ahnung“, antwortete Alva nichtssagend. „Vielleicht will jemand etwas fangen, oder sich zu etwas hindurchgraben.“

„Also den Vorschlag mit dem Fangen können wir, glaube ich, streichen, denn wer würde schon in so einer tiefen Grube etwas fangen?“, gab Ralph zu bedenken.

„Dann bleibt wohl nur noch die Möglichkeit mit dem Durchgraben übrig“, sagte Alva. Dann gingen sie ein paar Meilen ohne Zwischenfälle weiter ins Landesinnere. Doch je weiter sie sich den Einheimischen näherten, desto mehr Geräusche nahmen sie wahr. Die Geräusche klangen gefährlich. Sie hörten Kreischen, Peitschenhiebe, brüllende Befehle, Feuerprasseln und jede Menge andere Geräusche. Nach kurzer Zeit konnten sie schon die ersten Häuser sehen. Es waren sehr einfach gehaltene Steinhäuser, die jeweils ein Stockwerk hoch waren. Jedes Haus besaß ein Strohdach und einen winzigen Vorgarten. Alles wirkte sehr düster. Im Gegensatz zur Sonne, die alles erhellte. Die ‚Straße‘, wenn man sie überhaupt so nennen konnte, war auch sehr einfach gehalten. Die Kopfsteine schienen einfach nur wahllos hingelegt worden zu sein. Einen Moment lang beobachteten die beiden die menschenleere Szene und traten dann auf den fremden Boden.

Naja, natürlich nur sinnbildlich gemeint.

Als Alva und Ralph die Straßen entlanggingen, änderte sich, als sie in das Innere des Ortes kamen, vieles:

1. Etwas größere Häuser, aber nicht sehr viel größer.
2. Mehr Menschen (logisch).
3. In jedem Vorgarten stand jetzt ein Käfig.
4. In den Käfigen wurden die außergewöhnlichsten Geschöpfe gefangen gehalten.

Hier mal ein Beispiel: Ein Wesen sah aus, als wäre es aus einem Ast herausgewachsen. Es sah aus wie eine braune Schlange, die in einem Ast feststeckte, und statt des typischen Schlangenmauls hatte es das Maul eines Hais.

Während Alva und Ralph sich das Wesen fasziniert anschauten, kam plötzlich ein Mann aus dem Haus. Der Mann hatte eine Peitsche und einen Schlüsselbund in der Hand und ging schnurstracks auf den Käfig zu. Er öffnete den Käfig und scheuchte das Wesen heraus. Dabei sagte er ruppig: „Los, raus mit dir und ran an

die Arbeit, Schlai. Deswegen haben wir dich doch gekauft!“ Dann bemerkte er Alva und Ralph.

„Was guckt ihr denn so? Habt ihr noch nie einen Sklaven gesehen?“

„Doch, doch“, erwiderte Ralph unsicher.

„Warum antwortest du denn so unsicher? Seid ihr etwa nicht von hier?“, fragte der Mann misstrauisch. Dann tat Alva etwas Unerwartetes.

Sie sagte selbstsicher: „Doch, wir sind von hier. Aber manche Leute sind eben nicht so selbstsicher wie andere. Los komm, Ralph, wir müssen weiter!“ Und während sie weitergingen, guckte ihnen der Mann komisch hinterher.

„Das ist ja gruselig!“, flüsterte Ralph Alva im Gehen zu.

„Da stimme ich dir voll und ganz zu“, flüsterte Alva zurück. „Aber wenn wir in diesem Land nicht auffallen wollen, müssen uns unauffällig verhalten. Und das heißt: Bei jedem Gespräch hart und eisern bleiben!“ Gerade da bemerkten sie ein sehr niedriges, aber breites Gebäude, das ihnen gerade mal bis zu den Schultern ging. Drinnen hörten sie jemanden etwas ansagen. Verstehen konnten sie aber nichts. Alva sah Ralph an und nickte zu dem kleinen Gebäude rüber. Dann zeigte sie mit ihrem linken Zeigefinger erst auf Ralph und dann auf sich und dann auf das Gebäude. Ralph nickte. Sie ließen noch eine Kutsche vorbei und liefen dann über die Straße.

„Aber wir können doch jetzt nicht einfach so da durch die Fenster die Versammlung belauschen. Das ist doch auffällig!“, widersprach Ralph immer noch flüsternd.

„Dann suchen wir uns eben einen Innenhof, eine Seitengasse oder ähnliches, um die Versammlung zu belauschen“, entgegnete Alva auch flüsternd. Sie fanden etwas ähnliches, und zwar eine Tür, auf der ‚Drauzzenklo‘ stand. Davor lag ein Obdachloser, der in Decken gehüllt war. Außerdem war gegenüber von dem Obdachlosen der Eingang zu dem kleinen Gebäude. Einige Sekunden blickten sie skeptisch auf den Obdachlosen, aber der schien zu schlafen. Dann öffneten sie die Tür und erblickten vor sich ein Draußenklo. In einer Reihe waren vier Plumpsklos angeordnet und auf der anderen Seite vier Wasserbecken mit Wasser darin. Ralph schloss die Tür und sie gingen zu einem kleinen Fenster und lauschten der Versammlung. Drinnen sagte gerade jemand: „So, der nächste Kandidat ist Flosch, eine Mischung aus einem Vogel und einem Fisch. Gestohlen aus dem Land Epos. Wir beginnen klassisch mit 50 Skal. 50 Skal! Wer bietet 50 Skal?“

„Ich!“, rief jemand aus der Menge.

„Wer bietet mehr?“, fragte der Auktionsleiter.

„80!“, rief ein anderer. „90!“ „Nein 100!“

„100 Skal!“, rief der Auktionsleiter überrascht.

„Wir bleiben erstmal bei der genannten Summe. Also 100 zum ersten, zum zweiten, zum“, plötzlich wurde er von jemanden in der Menge unterbrochen, der rief: „200!“

Der Auktionsleiter wirkte sehr beeindruckt. „Okay!“, rief er. „200 zum ersten, zum zweiten, zum dritten ... verkauft!“ Dabei schlug er mit einem Stein auf den Tisch und überreichte dem glücklichen Gewinner das Geschöpf. Doch mehr kriegten Alva und Ralph nicht mehr von der Auktion mit, denn plötzlich sagte jemand hinter ihnen mit bedrohlichem Unterton: „Was macht ihr denn da?“ Erschrocken drehten sie sich um. Hinter ihnen stand der Obdachlose.

„Jeder, der bei der Auktion zusehen will, muss bezahlen. Und das Geld landet bei mir. Aber ihr habt nicht bezahlt und guckt trotzdem zu.“

„Ja“, sagte Alva leicht genervt und ging einfach an ihm vorbei. Doch sie hatten den Obdachlosen unterschätzt. Denn ehe Ralph sich versah, wurde Alva auch schon von dem Obdachlosen zu Boden gedrückt.

„Nein!“, rief Ralph verzweifelt und versuchte sie von dem Obdachlosen zu befreien. Dabei griff er heimlich in dessen Manteltaschen. Doch der Obdachlose war stark. Und schließlich wurde auch Ralph von ihm auf den Boden gedrückt und musste feststellen, dass dieser einiges wog.

„Entweder, ihr gebt mir das Geld, oder ihr werdet von den Wachen festgenommen. Also, ich zähle jetzt bis drei, und wenn ihr mir bis dahin nicht das Geld gegeben habt, schreie ich wild hier rum. Eins, zwei und die letzte Zahl heißt“, plötzlich wurde der Obdachlose von Ralph unterbrochen, der festentschlossen sagte: „Wir geben dir das Geld.“

„Gut“, sagte der Obdachlose und ließ einen Arm von Ralph los. Ralph kramte in seiner eingenähten Tasche reichte ihm zwei Skal. Der Obdachlose steckte sie ein und ging von den beiden runter.

„Na dann haut mal ab, ihr Halunken. Sonst verpfeife ich euch doch noch bei den Wachen.“ Schnell rappelten sich die beiden auf und liefen, so schnell es ging, zurück auf die Straße. Und während sie in Richtung Ortsausgang gingen, hatten sie nur noch einen Gedanken im Kopf: Weg hier!

Auf dem Weg zu ihrem Zelt kamen sie nochmal an der Grube vorbei und hörten darin Stimmen.

„Warte mal kurz. Lass uns dem Gespräch da unten lauschen“, schlug Ralph vor und sie knieten sich auf den Boden und guckten über den Rand der Grube. In der Grube schimpfte gerade jemand: „Los, weiter, ihr verpeilten Halunken, grabt weiter, sonst graben wir hier morgen noch nach Kohle. Und das muss dann der ganze Ort ausbaden, weil wir dann nichts zum Heizen haben!“

„Jetzt reg' dich nicht so auf, Kunibert, ich glaube, die haben schon was gefunden.“

„Na das ist ja mal ne gute Nachricht!“ Alva und Ralph wendeten sich von der Grube ab. Sie hatten genug gehört.

Eine halbe Stunde später standen sie mitsamt Zeltgepäck ein paar Meter vor dem Eingang, bereit zum Gehen. Doch unglücklicherweise standen davor gerade zwei Wachen, jede mit einem stacheligen Viech an der Leine.

„Wie sollen wir da vorbeikommen?“, flüsterte Alva Ralph zu.

„Keine Ahnung“, entgegnete dieser leise.

„Ich habe eine Idee“, sagte Alva und kramte in ihrem Rucksack. Sie holte eine Wurst heraus und lief zur Grenzmauer. Dann holte sie aus und warf die Wurst in hohem Bogen über die Mauer. Ralph sah, wie die stacheligen Viecher in der Luft schnupperten und dann heftig an den Leinen zerrten. Die eine Wache sagte:

„Na, hier kommen aber viele ahnungslose Reisende seit gestern vorbei. Dann zeigt uns mal, was ihr erschnüffelt habt!“ Die Wachen entfernte sich mit den Viechern vom Tor. Diese Gelegenheit nutzten Alva und Ralph und huschten über die Grenze. Dann blickten sie noch einmal auf das Tor und durchlebten in Gedanken all die Gefühle und Eindrücke der letzten zwei Tage, die sie in Skland erlebt hatten. Anschließend wendeten sie sich von der Grenze ab und machten sich auf den Weg nach Hause.



7 | SCHWARZEICH

von Flo

DAS ABENTEUER BEETLES DES BARDEN

„Spiel den gleichen Song nochmal.“

Etwas antiklimatisch, dachte sich Beetle. Man dachte, nach einer mehrhundertjährigen von Zensur geprägten Diktatur würde die Kulturszene explodieren. Stattdessen gaben sich alle mit revolutionären Songs zufrieden. Der Patriotismus war so knapp nach der Revolution wohl noch zu stark ausgeprägt. „Also dann, den gleichen Song nochmal.“

Die Zuhörer jubelten. Zumindest die, die noch nüchtern genug waren, also überwiegend die Elfen in den vorderen Reihen und weniger die Zwerge und Orks in den hinteren.

„Vielen Dank für eure Aufmerksamkeit. An die Stammgäste: Wie ihr vielleicht gehört habt, werde ich morgen gen Norden ziehen, um die neuen Lande zu vermessen und zu erkunden. Ihr werdet mich also die nächsten Wochen bis Monate hier nicht antreffen.“ Leichtes Raunen. „Nun denn, das war bereits alles für heute Abend. Lebt wohl.“

Beetle trat aus der Spelunke. Es war eine kühle Sommernacht, die letzte, die er in Volkesland verbringen würde, zumindest vorerst. Er entschloss sich, auf den hohen Aussichtsturm an der Stadtmauer zu gehen, um die baldige Route seiner Expedition noch einmal zu sehen. Er war seit dem Putsch oft auf der Turmspitze. Die Mauern und vor allem die Türme waren während der Diktatur nicht für Zivilisten zugänglich und Beetle hatte seinen Wehrdienst noch nicht absolviert, weshalb er bislang die Welt außerhalb der Stadt noch nie sehen konnte. Da stand er also wieder, auf dem höchsten Turm, und blickte gen Norden, wohin er in wenigen Stunden aufbrechen würde. Zu sehen waren bewirtschaftete Felder, betupft mit vereinzelt Höfen und Häusergruppen, sowie Baumgruppen, die immer dichter wurden, bis sie in einen dichten Mischwald übergingen, der sich bis zum Horizont erstreckte. Dort würde Beetle hinreisen, eifrig, alles zu erkunden, zu dokumentieren, zu vermessen und für die Nachwelt aufzuheben und so seinen Anteil zum nun kommenden goldenen Zeitalter Volkeslands beizutragen.

Schon in den frühen Morgenstunden brach Beetle auf, bepackt mit Proviant, Schreibutensilien und seiner Laute. Er trat durch das nördliche Tor, die Hauptstraße

zu seinen Füßen, die ihn bis in den Wald führen sollte, wie er es vom Turm bereits gesehen hatte.

Er entschied sich, die auf seinem Weg liegenden Bauernhöfe zu besuchen in der Hoffnung, die Einwohner könnten ihm Auskunft darüber geben, was ihn erwarten würde. Die meisten der Bauern wussten über den Wald ebenso wenig wie er selbst, sie sagten ihm lediglich, sie waren nie im Wald und wussten nichts über ihn. Manch einer erwähnte, dass sie bereits in der Vergangenheit nach dem Wald gefragt wurden, oft auch mit der Absicht, ihn zu betreten. Was aus diesen Reisenden geworden war, wussten sie nicht.

Die nächsten Tage lief Beetle auf der Straße entlang, sprach mit Bauern, erhielt Proviant von den freundlicheren und von einigen, die näher am Wald wohnten, sogar etwas mehr Auskunft über diesen. Diese war jedoch nach wie vor dürftig, sie bestanden aus amateurhaften Karten des Waldrandes, Dokumenten über verschiedene lokale Flora und Fauna und Berichten. Jedoch schien niemand jemals tief in den Wald hineingegangen sein, sondern man hielt sich immer in Reichweite des Randes auf.

Die Berichte waren nahezu unbrauchbar, bis Beetle an einem Hof ankam, der dem Wald am nächsten lag. Mit der Erwartung, erneut die gleichen Informationen zu erhalten, klopfte er an. Ein kleinerer, bärtiger Mann öffnete die Tür. Nachdem Beetle sich vorgestellt und seinen Plan erklärt hatte, machte sich schnell Besorgnis auf dem Gesicht des Mannes breit. Gangolf, so stellte sich der Mann vor, erzählte, dass in der Vergangenheit viele Wanderer bei seinem Haus vorbeikamen, alle mit dem Plan, in den Wald zu gehen, alle mit dem Versprechen, ihn auf dem Rückweg erneut zu besuchen, doch keiner von ihnen kam zurück. Diese Erkenntnis erschütterte Beetle in seiner Sicherheit leicht, obgleich er nach wie vor ziel- und siegessicher an seinem Plan festhielt. Er durfte freundlicherweise bei Gangolf im Gästezimmer bleiben, verfasste dort seinen ersten Bericht an den Rat Volkeslands und war am nächsten Morgen bereit, den Wald zu betreten.

Beetle betrat den Wald, noch immer auf derselben Hauptstraße. Er wusste, dieser Weg würde nicht allzu lange so sicher gepflastert weiterlaufen, doch alle Bauern rieten ihm, so lange wie möglich auf dem Weg zu bleiben. So lief er also auf dem gepflasterten Weg ins Unbekannte. Noch nie war er in einem Wald gewesen, in Volkesland gab es keine großen Wälder, und vor allem nicht in so einer Dichte und Artenvielfalt. Er sah meterhohe Pilzarten, Libellen, so groß wie Spatzen, farbige Spinnen, Säugetiere mit bis zu sechs Gliedmaßen und allerlei andere fremdartige Flora und Fauna, manche kannte er aus den Aufzeichnungen der Bauern, andere nicht, doch alle wirkten sanftmütig und friedlich.

Über die nächsten Tage wurde der Wald dichter, die Pflastersteine auf seinem Pfad wurden weniger und die Sonnenstrahlen drangen immer schwächer durch die Blätterdecke hindurch. An einem Punkt bemerkte Beetle, dass er keine Hinweise auf vorige Erkunder mehr bemerkte. Vorher konnte er sporadisch erkennen, dass schon jemand vor ihm dort gewesen war, ob durch die Reste eines Lagers, einen gefällten Baum oder ein erlegtes Tier. Diese Zeichen, dass vor ihm jemand an dieser Stelle gewesen war, hatten ihm noch mehr Halt und Sicherheit gegeben, doch allmählich wurde er unsicherer.

Eines Nachts hörte Beetle in der Ferne Musik, überwiegend bestehend aus Perkussion neben dem Gesang, der auf einer fremden Sprache war. Er schien also nicht mehr weit von der Zivilisation entfernt zu sein.

In den folgenden Tagen kam er nur schleppend voran. Das Terrain wurde hügelig, das Sonnenlicht war zeitweise so spärlich, dass er nur noch schwer Tag und Nacht unterscheiden konnte, wenn er das überhaupt schaffte. Die nächtliche Musik wurde immer regelmäßiger, schließlich war sie jede Nacht zu hören. Rhythmische Perkussionsmusik, vermutlich hauptsächlich von Pauken. Er vermutete auch eine Sitar zu hören, doch er konnte nur spekulieren, da in Volkesland das Wissen über verschiedene Musikrichtungen und Instrumente spärlich war. Dennoch schien er der Quelle der Musik nicht näher zu kommen.

Eines Tages sah er leicht abseits vom Weg eine hölzerne Hütte. Sie war in einen hohen, dicken Baum eingebaut, der Baumstamm selbst schien hohl zu sein, zumindest der unterste Abschnitt, bevor auf etwa drei Metern Höhe ein Dach aus dem Baum ragte. Es mussten bereits zwei oder drei Wochen seit dem letzten Kontakt mit anderer Intelligenz vergangen sein, weshalb Beetle sich entschloss, an die Tür zu klopfen, bereit, falls es zu einem Kampf kommen sollte. Glücklicherweise kam es zu keinem Kampf, denn ein freundlich aussehender, groß gewachsener Mann in einer grünen Robe öffnete die Tür und stellte sich prompt als Avenor vor. Er erzählte Beetle viel von dem Wald, vor allem von seinen Bewohnern. Er selbst war Priester in einem Königreich namens Schwarzeich, von dem auch die allnächtliche Musik stammte. In einem anderen Teil des Waldes gab es jedoch ein verfeindetes Königreich namens Ruhwald. Die beiden Reiche hatte in den vergangenen, hundert Jahren mehrere Kriege ausgefochten, bis zu einem großen Krieg vor fünfzig Jahren, der so verheerend für beide Seiten war, dass ein Waffenstillstand und schließlich ein Friedensvertrag geschlossen wurde. Seitdem gab es eine Periode von Frieden, doch in den vergangenen Monaten seien die Spannungen wieder gestiegen, hauptsächlich durch unterschiedliche Konflikte zwischen Jägern, Bauern und Holzfällern um das Land und wer es verwenden durfte. Die Trommeln, die allnachts zu hören waren, stammten von Festspielen seines Volkes, bei denen er als

hochrangiger Priester eine bedeutende Rolle spielte. An diesem Abend verfasste Beetle seinen zweiten Bericht an den Rat und brach am kommenden Morgen in die Richtung der Hauptstadt Schwarzeichs auf.

Die nächsten Stunden kämpfte Beetle sich durch das schwere Terrain, das jedoch allmählich wieder zu einem festen Pfad überging. Mittlerweile wurden die Sorgen über die Ungewissheit, was ihn im Wald erwarten könnte, ersetzt durch die Sorgen wegen einer potenziellen Eskalation im Konflikt der verfeindeten Königreiche.

Nach Stunden kam er in Schwarzeich-Stadt an, eine Stadt bestehend aus vielen Häusern, die alle, wie Avenors Haus, in Bäume eingebaut waren. Die meisten Häuser waren am Boden, doch einige ragten in vielen Metern Höhe aus den Bäumen heraus. Beetle konnte erkennen, dass die Baumkronen getrimmt waren, sodass die ganze Stadt von Sonnenlicht überflutet war, was wie eine Oase nach der langen Wanderung durch den finsternen Wald war.

Sofort begrüßte ihn ein anderer groß gewachsener Mann. Er trug eine ähnliche Robe wie Avenor, nur war diese braun. Er stellte sich als Zalenor vor, begrüßte Beetle herzlich und zeigte ihm die Stadt. Schwarzeich war architektonisch ungleich allem, was Beetle je gesehen oder worüber er je gelesen hatte. Das Volk lebte in Harmonie mit der Natur, die Gebäude waren perfekt in die Umgebung eingearbeitet, anstatt die Natur zu den Wünschen der Menschen zu beugen. Zalenor zeigte Beetle die Musikbühne, von der er so oft die Musik hören konnte. Es waren ungefähr zehn aneinandergereihte Pauken, sowie tatsächlich zwei Sitare, die in der Mitte eines Amphitheaters aufgebaut waren. Das sorgte laut Zalenor für einen Schall, der die Musik über viele Kilometer im umkreisenden Wald ertönen ließ.

Am Ende brachte Zalenor Beetle zu einer Gästebehausung. Beetle sprach dort mit anderen Bewohnern und es stellte sich heraus, dass viele von ihnen genau wie er in diesen Wald zum Erkunden gegangen waren und in Schwarzeich geblieben sind. Einige der von den Bauern genannten Verschwundenen hielten sich sicher hier in Schwarzeich auf.

Beetle verbrachte den nächsten Teil des Tages damit, mit den Bewohnern der Stadt zu sprechen. Die Einwohner Schwarzeichs waren extrem gastfreundlich und freuten sich, mit ihm über ihre Kultur und Musik zu sprechen. Er erhielt außerdem detaillierte Karten des Waldes, eingezeichnet waren jegliche Gewässer wie Flüsse und Seen, ein Gebirge, das sich weiter im Norden befand, sowie alle Hauptstraßen innerhalb des Waldes und die Siedlungen, zu denen diese führten. Nur weiter im Osten des Waldes waren Ortschaften nicht detailliert aufgezeichnet. Auf Nachfrage hieß es, dort liege das rivalisierte Königreich Ruhwald. Auf Ruhwald waren die Bewohner nicht gut zu sprechen. Immer wieder hieß es, Ruhwald sei stets der

Aggressor in jeglichen Konflikten gewesen. Beetle hatte seine Zweifel, aber entschied sich gegen Diskussionen.

Wie wenn man vom Teufel sprach, eilte, während Beetle mit einem Soldaten auf dem zentralen Platz sprach, ein anderer ins Dorf und verkündete laut, dass es einen Kampf gegeben haben soll. Anscheinend waren sich Jäger der beiden Königreiche auf der Jagd begegnet und beschuldigten sich gegenseitig, in das Territorium des anderen eingedrungen zu sein, bis es zu einem Kampf kam. Es gab keine Toten, nur Verletzte, aber Ruhwalds Jäger hatten angekündigt, sich zu rächen. Als Esior, der Soldat, mit dem sich Beetle gerade unterhielt, das hörte, erklärte er Beetle ohne zu zögern, dass er hier wegmüsse. Sie beide gingen schnellen Schrittes zu der Gästeunterkunft, um die anderen Zivilisten, die keine Schwarzeichner waren, einzusammeln. Sie alle gingen gemeinsam mit weiteren Zivilisten zu einer abgelegeneren großen Hütte weiter in den Bergen, wo sie vorerst im Falle einer Schlacht sicher sein sollten. Hier schrieb Beetle seinen nächsten Brief an den Rat Volkeslands.

Die nächsten drei Tage harrte die Gruppe, bestehend aus etwa siebzig Personen, in dieser Hütte aus, ungewiss, was als Nächstes geschehen könnte. Beetle verbrachte die Zeit damit, seine gesammelten Dokumente über den Wald zu sortieren und notfalls zum Abschicken per Taube vorzubereiten. Er spielte auch viel auf seiner Laute für die anderen Zivilisten, um die angespannte Stimmung zu entlasten.

Nach diesen drei Tagen des Ausharrens kam endlich ein Zeichen aus Schwarzreich. Beetle saß auf einer Bank vor der Hütte, als Esior auf sie zustampfte. Er erklärte, dass Izahr, der König Ruhwalds, tatsächlich offen einen Krieg erklärt hatte und seine Soldaten sofort geschickt, Schwarzreich anzugreifen. Allerdings hatte sein Volk schon seit Langem unter seiner diktatorischen Herrschaft gelitten, weshalb es nach dieser Nachricht sofort einen Aufstand gab. Der Großteil vom Militär war sofort auf der Seite des Volkes, doch einige Loyalisten wehrten sich auch und verbarrikierten sich im Königspalast. Nachdem einige Soldaten Schwarzreichs zur Hilfe geeilt waren, konnte der Diktator nach zwei Tagen Belagerung gestürzt werden.

Beetle war erleichtert, einem Krieg entgangen zu sein. Doch seine Arbeit war hier sowieso getan, er hatte viele Karten angesammelt, um das Gebiet nördlich von Volkesland richtig für den Rat kartieren zu können. Also machte er sich schon bald nach einer ausgiebigen Feier in Schwarzreich auf den Heimweg, im Gepäck fast mehr Informationen über diesen mysteriösen Wald, als er tragen konnte und hinter ihm eine Geschichte, die er noch oft erzählen würde.

8 | OFFUSUS

von Nele Bosse



DAS LAND DER KRISTALLE

ANKUNFT IM STAUB

Der Wind streifte Elenas hellblonde, beinahe weiße Locken, während sie die vorbeiziehende Landschaft betrachtete.

„Ich kann nicht glauben, dass wir das Land verlassen!“, kam es von der Seite. Elena schaute zu ihrer besten Freundin Thea, deren funkelnd blaue Augen besonders durch ihre dunkelroten Haare hervorgehoben wurden.

„Ja“, antwortete Elena mit einem Lächeln, das Volkesland hatte es ihnen ermöglicht, denn sie bezahlten die Gelder für die Reise, Elenas Familie hatte für gewöhnlich nicht so viel Geld und Theas Familie würde dieses nicht für ‚solch banale Dinge‘ wie Reisen ausgeben. Da liefen sie nun Richtung der nordöstlichen Grenze von Volkesland, ganz gespannt, was sie erwarten würde. Elena drehte sich um: „Ja bloß leider nicht allein!“ Sie schaute rüber zu ihrem Bruder Björn, der gerade eine Fliege in einem Glas gefangen hatte und dagegen klopfte. Er war ein paar Jahre jünger als die beiden jugendlichen Mädchen und hatte, so wie Elena, ebenfalls hellblonde Locken. Marisol war älter als ihre beiden Geschwister Elena und Björn, sie hatte braune wellige lange Haare und grüne Augen, welche besorgt schienen, als sie mit Familienfreund Martin redete. Martin war ein Mann mittleren Alters, der sich den Geschwistern und Thea angeschlossen hatte, um das Nachbarland mit ungefähr zwanzig weiteren Personen zu erkunden. Er kannte alle vier schon, seit sie das Licht der Welt erblickt hatten.

„Mädels, wir sind gleich da!“, rief Martin zu Elena und Thea rüber.

Björn schaute verdattert: „Und was ist mit mir, bin ich jetzt auch ein Mädel?!“ Martin lachte und antwortete: „Fein, Mädels und der eine Junge, wir sind gleich da!“ Björn schaute zufrieden und ließ seine gefangene Fliege frei.

Plötzlich stießen sie auf einige Bauten, es wehte allen eine riesige gelbe Staubwolke um die Ohren. Man hörte alle husten und sah kaum noch, wie viele mit den Armen wedelten. Elena nieste: „Na das fängt ja toll an!“

Sie war etwas skeptisch, denn auch wenn man nicht viel oder sogar kaum über die Nachbarländer Bescheid wusste, es wurde viel gemunkelt, dass eine Stadt an einigen Stellen etwas verdreckt sein soll. Die fünf liefen nacheinander vor.

Der Truppenführer, ein etwas älterer Mann mit einem silbernen Schnurrbart hielt kurz inne und erklärte den Plan: „Also liebe Mitbürger aus Volkesland, wie bereits gesagt, ist es schön, Sie alle noch einmal hier begrüßen zu dürfen zu ähm, unserer gemeinsamen Reise. Genau. Ganz offiziell beginnt sie jetzt genau, ähm, hier.“ Er trat mit seinem Wanderschuh auf den Boden. „Ja. Wir befinden uns hier offensichtlich in einem Arbeiterviertel und werden uns hoffentlich nicht aufteilen, sonst geht hier noch jemand verloren, und das wollen wir ja nicht. Zudem“, plötzlich wurde er von einem der anderen Volkesländer unterbrochen: „Aber wenn wir uns aufteilen, schaffen wir es viel eher, das gesamte Land zu erkunden!“

Ein weiterer Reisender meldete sich zu Wort: „Genau! So sehen wir viel mehr Facetten, es ist anstrengend, in einer riesigen Truppe zu reisen und das Land so richtig zu untersuchen.“

Viele klatschten oder stimmten auch wörtlich zu. „Ja, das mag ja sein, aber“, versuchte der Truppenführer zu erwidern, bevor er schon wieder unterbrochen wurde. „Jaaaajaaaa.“

„Mann, oh Mann.“

„Lasst den doch reden!“, kam es aus einigen Ecken. Ein Tumult baute sich auf und durch die ständig gelb angehauchte Luft, die sich durch kleinste Bewegungen noch mehr aufbraute, war es schwierig, einen Überblick zu behalten. Die fünf blieben jedoch zusammen und versuchten, dem Staub zu entkommen. Dabei stießen sie auf einen Jungen mit braungebrannter Haut, welcher in einer Art Kutsche mit Pedalen saß. Er trug einen Hut und heruntergekommene Kleidung, seine Schuhe sahen durchgelaufen und seine Haut verschwitzt aus.

„Steigt ein, steigt ein!“, er sprach mit einem Dialekt. Elena, Thea, Björn und Marisol schauten zu Martin, welcher zustimmend nickte. Alle fünf stiegen in den Wagen ein, erst fuhren sie noch durch den Staub. Die fünf Volkesländer waren verwundert, wie der Junge durch den Staub fahren konnte, ohne irgendwo gegenzustößen oder eine Person umzulegen. Doch schon bald erreichten sie eine Gegend, in welcher der Boden dunkler war und sich weniger Staub befand.

„Mein Name ist Eric, ich bin Arbeiter hier in Offusus, ich habe schon gehört, ihr kommt aus Volkesland, richtig? Wer seid ihr?“, fragte der Junge, während er seinen Hut vom Kopf nahm und seine schwarzen Haare zum Vorschein kamen.

„Ich bin Martin.“

„Ich bin Marisol und das sind meine kleinen Geschwister Elena und Björn. Das ist Thea, die beste Freundin von Elena.“, Marisol zeigte, während sie erklärte mit ihrem Finger auf die jeweiligen Personen. Elena lächelte: „Wir sind von unserem Volkesland geschickt worden, um dein Land zu erkunden!“, erklärte Björn. „Und genau das machen wir jetzt.“

Dann holte er einen Zettel und einen Stift heraus.

„Was genau ist Ihre Arbeit hier, Eric? Wie würden Sie Offusus beschreiben? Leben Sie gerne hier? Wenn Sie etwas“ Marisol nahm ihrem kleinen Bruder den Stift weg und legte ihre Hand auf seinen Zettel.

„Äh, er meint das nicht so, Entschuldigung.“

Eric lachte: „Nein, nein ist schon okay, ich verstehe, ihr wollt etwas über Offusus erfahren. Ihr könnt mir natürlich gerne Fragen stellen, aber ich weiß nicht, ob ich alles beantworten will oder kann.“

Eric hielt kurz inne. Während sie redeten, fuhren sie an vielen Menschen vorbei, es kam ihnen vor, wie ein nie enden wollender Marktplatz mit engen Gassen auf staubigen Boden. Es war ein großes Wirrwarr, man sah Menschen mit heruntergekommener Kleidung Geschäfte machen, es ging hauptsächlich um Obst, Gemüse, Brot, Getreide oder Ressourcen wie Seile, Werkzeuge, Seifen und Uhren. Manche Stände waren mit Planen verdeckt, andere standen frei herum. Ein paar Kinder rannten umher, doch auch sie hatten Schmutz im Gesicht und waren barfuß.

„Offusus ist nicht so schön, wie es scheint“, beendet Eric.

„Um ehrlich zu sein“, sagt Elena, „so schön scheint es auch gar nicht.“

„Ja, weil ihr hier die Wahrheit seht.“ Eric hielt an. Er stieg aus seinem Wagen aus, die fünf folgten ihm. Sie liefen auf riesige graue Felsen zu, welche sich mitten in der Wüstenumgebung befanden. Wie die ganze Zeit über war es auch hier staubig. Vor den Felsen waren Stände aus metallenen Gitter. Eric lief auf einen Stand zu, ein großes gelbliches Schild mit der Nummer Achtzehn war am oberen Teil angebracht: „Hey Eric!“, sagte das Mädchen, das in der metallenen Box stand: „Ich seh' schon, einmal fünf Helme mit Kletterrüstung, aber ohne Werkzeug, richtig?“

Eric nickte zustimmend und drehte sich zu den fünf um: „Das ist quasi meine Schwester, sie arbeitet auch hier, wie fast alle Handwerker.“ Er nahm die Ausrüstungen an und verteilte sie. „Ich weiß ja nicht, aber irgendwie sieht diese Ausrüstung aus, als würden wir gleich etwas sehr Gefährliches machen“, sagte Thea, während sie den Gurt befestigte. „Das kannst du aber laut sagen!“, antwortete Björn. Elena verdrehte die Augen: „Dafür sind wir doch hier, wir wollen mehr über Offusus erfahren! Habt euch mal nicht so!“

„Hier entlang!“ Eric führte die fünf mitten durch die Felsen. Je näher sie kamen, umso mehr fiel ihnen auf, dass die Felsen nicht nur grau waren, sondern an einigen Stellen auch bläulich, grünlich, gelblich oder rot funkelten. „Das, was ihr hier seht, sind Biomoleküle, sie sind das Lebenselixier von Offusus. Sie kommen in allen möglichen Farben vor, wie zum Beispiel grün, lila, orange, blau, gelb, rosa und rot.“

„Gibt es auch schwarze?“, fragte Björn gespannt, da schwarz seine Lieblingsfarbe ist.

„Nein, nicht von Natur aus, schwarz, weiß oder grau werden die Kristalle erst, wenn man sie aussaugt, um Lebensmittel oder andere Dinge daraus herzustellen.“

„Also braucht ihr die Kristalle, um zu überleben, wird daraus sozusagen alles hergestellt?“, fragte Marisol.

„Ja, so ist es. Da Offusus größtenteils ein Wüstenland ist, haben wir hier kaum Ressourcen. Es gibt zwar Wälder, aber dort leben keine Tiere. Aufgrund des Staubes gibt es kaum Tiere, essbare Pflanzen oder andere Ressourcen. Im Wald fließt zwar Wasser, welches wir filtern und dann trinken können, doch alles andere stellen wir aus den Biomolekülen her.“

Martin wirkte erschreckt: „Und die baut ihr hier ab?“

„Wir – die Handwerker – ja, rund um die Uhr.“

Er lief weiter durch die Mienen, überall waren Handwerker. Sie hackten gegen die Felsen, kletterten, schoben Karren voller Kristalle und Steinen umher, schliffen Werkzeuge und ließen sich nicht einmal von den fünf Gästen ablenken. Eric stieg auf einen Holzwaggon, welcher der Funktion eines Fahrstuhls gerecht wurde. Er zog den Fahrstuhl an einem Seil hoch und stoppte. Alle stiegen aus.

„Wow“, Björn kam kaum noch aus dem Staunen raus. „Kann ich mal anfassen?“, fragte er beinahe hypnotisiert, als er die glänzenden Biomoleküle betrachtete.

„Ja, vorsichtig. Ihr könnt die Kristalle alle einmal anfassen, wenn ihr wollt.“ Thea und Elena schauten sich unsicher an. „Passiert auch nix“, fügte Eric hinzu. Nachdem Björn die funkelnden Steine berührt hatte, machten Elena und Thea es ihm nach, auch Marisol wollte die Steine anfassen, als plötzlich von der Seite kam: „Hey Pfoten weg, das ist hier kein Spielplatz.“ Ein anderer Handwerker kam auf sie zu, er war vollkommen ausgerüstet und trug eine Axt über seine Schulter, auch sein Gesicht war voller Dreck. Eric beruhigte ihn: „Sie schauen sich nur um, Raimond. Es ist gut, wenn mehrere wissen, was hier vor sich geht!“ Der Mann nickte.

Während Eric die Umgebung zeigte und Leute vorstellte, beantwortete er Fragen und begann nach einiger Zeit zu erklären: „Ihr müsst wissen, es ist nicht überall so wie hier in Offusus. Wir Handwerker machen zwar mehr als sechzig Prozent der Bevölkerung hier aus, jedoch bauen wir die Biomoleküle hauptsächlich für die Künstler, Wissenschaftler und vor allem den Adel ab.“ Die fünf schauten verwundert. „Den Adel?“, fragte Martin. „Wissenschaftler und Künstler?“, steuerte Björn noch hinzu.

„Ja, die Stadt, die ihr vorhin gesehen habt und das Gebiet, was ihr jetzt seht, das ist nicht das offizielle Offusus. Die so genannte echte Stadt befindet sich weiter im Osten und ist geschmückt mit lauter Kristallen, Lampen und Marmorboden. Dort wohnt der Adel. Es wirkt auf den ersten Blick, als wären es viele, doch im Vergleich mit allen anderen aus Offusus besteht der Adel nur aus zehn Prozent. In der Nähe

gibt es mehrere Labore, in denen arbeiten die Wissenschaftler. Sie machen circa zwanzig Prozent unserer Bevölkerung aus. Die von uns angebauten Biomoleküle verwandeln sie in alle möglichen Ressourcen, natürlich auch Lebensmittel oder zum Beispiel in den Marmorboden in der Stadt. Von all den Sachen kriegen wir, wenn überhaupt, nur das Allernötigste ab, der Rest ist vor allem für den Adel, aber natürlich auch für die Wissenschaftler selbst.“

Marisol, welche äußerst kunstbegeistert war, hakte nach: „Und die Künstler?“

„Die Künstler“, entgegnete Eric, „sind größtenteils dafür da, um den Adel zu bespaßen, ab und zu auch die Wissenschaftler. Sie geben Theaterstücke, komponieren Musik oder malen Bilder, die dann ausgestellt werden oder der Adel sich kauft. Sie leben etwas am Rande der schönen Stadt und des Labors. Sie sind aber auch nur ungefähr etwas weniger als zehn Prozent. Kurz gesagt – der Adel, die Wissenschaftler, die Künstler und ganz am Ende der Nahrungskette stehen wir, die Handwerker. Und dann gibt es noch das Ductorat. Das ist unsere Regierung und legt das System fest und sorgt auch dafür, dass alles so bleibt. Es gehört nicht fest zum Volk, denn wir wissen gar nicht, welche Personen zum Ductorat gehören. Außerdem wohnen sie in einem großen, gesicherten Schloss. Niemand hat je einen Ductoranten gesehen. Man bekommt immer nur ihre Befehle mit durch die Soldaten oder durch die Zeitungen oder Auskünfte der Künstler.“ Vor allem Martin war entsetzt: „Aber unternimmt hier denn keiner was?“

Eric seufzte: „Wenn das doch so leicht wäre, was sollen wir denn tun? Wenn wir aufhören zu arbeiten, werden wir selbst sterben. Die Wissenschaftler verarbeiten die Kristalle, dazu sind wir nicht in der Lage. Wenn wir protestieren, wird es nur Probleme geben, aber keine Lösung.“ Martin schüttelte den Kopf leicht: „Das sehe ich anders! Baut doch einfach weniger ab und“, plötzlich ertönt ein Gong. „Der Abendgong, wir müssen die Felsen verlassen“, erklärte Eric hastig. Die Gruppe bewegte sich zusammen mit allen Handwerkern langsam weg von den Felsen. Es entstand ein großes Gedrängel, und erst jetzt wurde klar, wie viele Arbeiter wirklich an den Felsen arbeiteten.

Nach langem Anstehen in der Schlange von Box achtzehn, um die Ausrüstung wieder abzugeben, führte Eric die Volkesländer in eine Art Zeltlager. Dort grillten die fünf zusammen mit Eric und ein paar anderen Handwerkern. Es wurde viel geredet, gespaßt, gelacht. Ein Austausch über Volkesland und Offusus fand statt und nebenbei grillten alle und aßen. Obwohl es kein Geschirr gab, wie die Volkesländer es gewohnt waren, das Essen nicht besonders viel war und es nicht einmal Tische und nur wenige Stühle gab, war die Atmosphäre harmonisch und alle fühlten sich wohl. Einige waren auch so geschafft, dass sie nur zuhörten, andere wiederum regten sich über das System von Offusus auf und wieder andere redeten über die

Biomoleküle und stellten Fragen zu Volkesland. Eine Frau erzählte von ihrem verschwundenen Kind: „Mein kleiner Benjamin ist seit vielen Wochen weg, ich habe die Hoffnung, dass er sich nur in der Künstlerstadt verlaufen hat und bald zurückkommt. Aber viele vermuten, er wurde uns gestohlen. Es sind in letzter Zeit viele Kinder verschwunden.“ Als es draußen stockfinster war und nur noch die Sterne am Himmel funkelten, das Feuer langsam schwand, begaben sich nach und nach alle in ihre Zelte.

„Hier schlafen die meisten von uns, in meinem Zelt ist Platz für euch alle, ich werde bei einem Freund und seiner Frau schlafen. Morgen solltet ihr wieder aufbrechen, die anderen Gegenden kennenlernen. Ich habe zwei Freunde aus dem Künstlerbereich, sie werden euch alles zeigen. Bis morgen.“ Eric verabschiedete sich. Als Thea, Elena und Björn sich unter die Decken gekuschelt hatten, die für sie auf den vorhandenen Betten bereitlagen, standen Martin und Marisol noch vor dem Zelt: „Ich kann euch eigentlich nicht allein lassen, aber ich muss. Du dachtest doch, wir alle sind aus einem bestimmten Grund hier. Wir wurden von so vielen verschiedenen Leuten auserwählt, aus Volkesland genau hierher zu kommen. Ich denke, die Handwerker brauchen mich, um einen richtigen Aufstand anzuzetteln.“

„Du hast Recht. Bleib hier, es wird sicher nicht lange dauern, bis wir zurückkehren, nachdem wir neue Informationen gesammelt haben, und in der Zeit hast du hier schon etwas vorangebracht.“

Im Zelt unterhielten die drei Jugendlichen sich ebenfalls: „Ich weiß ja nicht, aber es fühlt sich so merkwürdig an, sich in diese fremden Angelegenheiten einzumischen. Ich meine, das hier ist doch nicht unser Land und wir sollten es nur erkunden, und jetzt habe ich das Gefühl, wir stecken in diesem Wahnsinn voll mit drin“, äußert sich Thea.

„Wir sind hier, um dieses Land, wohlgemerkt unser Nachbarland zu erkunden! Natürlich geht uns das was an! Wir wurden hergeschickt, das ist unsere Aufgabe, wie hast du dir das denn vorgestellt? Ist doch klar, dass wir, wenn wir mehr erfahren wollen, auch mit den Menschen hier in Kontakt treten müssen!“, antwortet Elena.

„Ja, schon“, entgegnet Thea. „Aber wir sind ja wirklich absolut mitten im Geschehen! Ich weiß nicht, ich fühle mich irgendwie unwohl. Hätte Volkesland wirklich gewollt, dass wir so tief in dieses fremde Land eintauchen? Irgendwie klingt die Aufgabe eher so, als sollten wir uns informieren über Offusus und nicht selbst ein Teil davon werden.“

„Wir sind doch kein Teil davon, Thea, nur weil wir mit bei den Felsen waren, selber ein paar klitzekleine Biomoleküle abgebaut haben und Eric uns zeigt, wie es hier wirklich zugeht, komm schon. Nur so kriegt man echte Informationen.“ Nun meldet sich auch Björn zu Wort: „Ich seh's wie Elena. Außerdem sind Eric und

die anderen doch total nett. Also ich fühl mich hier richtig wohl! Und außerdem brechen wir doch morgen sowieso schon wieder auf, um uns alles Weitere anzugucken. Es war doch ein guter Tag.“

„Gut?!“, platzt es aus Thea heraus. „Ihr könnt es gerne romantisieren, aber die Zustände hier sind grauenvoll und mehr als nur unfair. Was ist denn daran gut?“ Marisol und Martin betraten das Zelt: „Und genau deswegen werde ich hierbleiben. Wir versuchen diese schrecklichen Umstände mit unserem Wissen etwas aufzubessern. Ganz ruhig Thea, das ist das Beste, was wir tun können. Ihr zieht morgen mit Marisol weiter und erkundigt euch über den Rest von Offusus. Ich helfe Eric, einen Aufstand zu planen und unterstütze ihn und die anderen bei der Arbeit und beim Aufstand.“

„So machen wir es“, Marisol lächelte in die Runde. „Und jetzt sollten wir alle schlafen, der Tag war lang, es ist spät und morgen warten neue Eindrücke auf uns.“ Beruhigt und gespannt auf den nächsten Tag schliefen Elena, Björn und Marisol ein, etwas später auch Martin. Doch Thea lag noch etwas wach, bis dann auch ihr die Augen zufielen.

KÜNSTLERBLUT

„Gut geschlafen?“, lachte Eric, als er Björns verzerrtes Gesicht betrachtete. „Der Boden ist so hart!“, quengelte Björn. Auch Thea und Elena kamen aus dem Zelt: „Morgen, also ich habe gut geschlafen, irgendwie tut's gut, auch mal etwas härter zu schlafen!“ Elena strahlte und dehnte jedes Wort. „Wow, ist das eine Art Euphemismus, Elena? Es war schon ziemlich unangenehm, aber man kann es überleben“, fügte Thea hinzu. Marisol und Martin waren schon etwas früher auf den Beinen und hatten bereits die Sachen zusammengepackt und alles vorbereitet.

Als Elena, Thea, Björn und Eric auf die beiden zuliefen, erkannten sie, wie Martin etwas auf einer Karte umkreiste. „Oh Mann ... wie lange arbeitet ihr schon daran?“, fragte Björn immer noch leicht gequält. Marisol und Martin hatten eine Karte bekommen, auf welcher sie noch einiges dazu gekritzelt, eingekreist und geschrieben hatten. „Da sieht doch kein Mensch durch, Mari!“

„Wie oft habe ich gesagt, du sollst mich so nicht nennen?“ Verärgert stemmte sie die Hände in die Hüfte. „Verzeihung. Aber wir können diese Karte nicht benutzen“, stellte Elena klar. „Müsst ihr auch nicht, denn ich werde die gesamte Zeit bei euch sein und dann selbst die Karte nutzen!“ Elena verdrehte die Augen: „Na toll, so habe ich mir ein Abenteuer aber nicht vorgestellt.“

„Keine Sorge“, entgegnete Thea: „Der Tag wird sicherlich noch Abenteuer genug.“

Nach dem etwas hastigen Frühstück waren alle zum Aufbruch bereit. Zum Moment passend hörte man, wie von weitem aus Richtung der Felsen derselbe Gong vom letzten Abend ertönte.

„Der Morgengong. Ich muss“, Eric schaute Martin an, „wir müssen los! Und das solltet ihr auch.“ Eric umarmte die Vier noch einmal, ehe sie sich auf den Weg machten. Sie fuhren mit Erics Wagen so weit vor wie möglich, doch an einer sichtbaren Grenze wurden sie von Wächtern gestoppt.

„Und was macht ihr hier? Das ist doch ein Arbeitermobil. Tut uns leid, aber ihr habt hier leider keinen Zugang.“ Vollkommen überfordert versuchte Marisol die richtigen Worte zu finden, um die Wächter zu überzeugen. „Das haben sie sehr wohl, diese Personen sind meine Gäste“, kam plötzlich ein größerer, dünner Mann mit schwarzen gepflegten Haaren und einem blauen Anzug zu Hilfe. „Oh, Herr Tausendfarber, könnte ich vielleicht ein Autogramm bekommen?“

„Wenn's Ihnen nichts ausmacht, hätte ich auch gerne eins! Ihr letztes Kunstwerk mit den blau-grünen Wellen war der absolute Wahnsinn!“ Der Mann antwortete den Wächtern hochnäsiger: „Später vielleicht. Nun möchte ich meine Gäste in Empfang nehmen, wenn Sie uns entschuldigen.“

„Natürlich, werter Herr Tausendfarber, das Arbeitermobil muss jedoch hier an der Grenze stehen bleiben.“ Herr Tausendfarber schaute die Vier an und Marisol begann zu nicken.

„Na gut, so lange meine Gäste einverstanden sind, und das scheinen sie zu sein, habe ich nichts einzuwenden.“ Die Vier stiegen aus dem Wagen und liefen dem großen Mann hinterher. „Ich bin Waldian, bin aber unter den Künstlernamen Herr Tausendfarber bekannt, wie ihr vielleicht gerade gemerkt habt.“

„Danke, starker Auftritt!“, rutschte es Björn voller Begeisterung heraus.

„Sie müssen einer der Freunde von Eric sein, oder?“, fragte Elena. „Ja, dem ist so. Eric und ich kennen uns schon, seit wir denken können. Wir lernten uns bei einer Art Auktion kennen. Die Handwerker veranstalteten vor vielen Jahren ein Fest und luden ganz Offusus ein. Vom Ductorat ließ sich natürlich niemand blicken, vom Adel waren maximal ein oder zwei Personen zu entdecken, ein paar Wissenschaftler waren gekommen und sehr viele Künstler. Meine Eltern nahmen mich mit und dort lernte ich Eric kennen. Er war noch sehr klein, genau wie ich, aber er verstand auch noch nie, wieso es dieses System gibt. Wir passten von Anfang an gut zusammen und hatten große Ideen, das Land zu ändern. Doch so, wie das System nun mal ist, trieb es uns auseinander, er war gezwungen, an den Felsen zu arbeiten und ich wollte und musste der Kunst nachgehen. Alle paar Jahre treffen wir uns mal auf einen Tee. Und nun seid ihr hier.“ Auf dem Weg durch die Künstlerstadt gab es viel zu bereden, endlich konnte Björn sein Interview erzielen. Die Stadt sah schöner aus

als der Handwerkerbereich, der Boden war eher glatt und aus Stein, doch auch hier sah man noch etwas Sandstaub darauf liegen. Überall waren Theater zum Proben und Schauplätze, auf denen viele ihre Stücke ausprobierten oder ihre Bilder ausstellten. An vielen Stellen saßen auch Leute, die Musik spielten. Es wirkte wie ein fröhliches, aber dennoch nicht zufriedenes Bild von der Stadt.

„Zufrieden sind wir ja auch keinesfalls“, entgegnete Herr Tausendfarber, nachdem die Vier einige Stunden durch die Stadt liefen und nun bei ihm zu Hause ankamen. Es handelte sich um eine Wohnung im zweiten Stock eines größeren Hauses. „Waldi!“, schoss es aus der Küche. Ein ziemlich kleiner, aber ebenfalls sehr dünner Mann kam zur Tür gestolpert. „Und unsere wunderbaren Gäste!“ Er umarmte alle mit voller Wucht.

„Wow, mit so viel Begeisterung wurde ich schon ewig nicht mehr empfangen“, lachte Elena. Es roch nach Bratkartoffeln und nasser Farbe in der recht großen und schicken Wohnung.

„Ihr müsst hungrig sein, nachdem ihr erst den langen Weg hierhergekommen seid und dann auch noch unsere schöne Stadt erkundet habt. Ich hoffe, ihr mögt gebratene Kartoffeln mit Karotten?“

„Oh ja, ich nehme alles!“ Björn rannte auf einen der servierten Teller im Esszimmer zu. „Entschuldigen Sie meinen kleinen Bruder, keine Manieren! Ich bin Marisol, das ist meine Schwester Elena und ihre beste Freundin Thea. Wir sind Freunde von“

„Von Eric! Natürlich, natürlich und das Duzen würde ich vorziehen.“ Der kleine Mann lachte freundlich. „Ich bin auch ein Freund von Eric, ich bin nämlich Waldis, ähm, ich meine natürlich Herrn Tausendfarbers Zwillingbruder Ortus. Aber nun setzt euch erstmal alle, ihr habt sicher Hunger!“ Beim Essen tauschten sich vor allem Ortus und Elena aus. Ortus hielt einen Pinsel in der Hand und stand vor einer leeren Leinwand zwischen vielen anderen Leinwänden, die mit Kunstwerken versehen waren. „Seht genau hin, ich kann überhaupt nicht malen.“ Er versuchte ein Gesicht zu malen, doch das ganze ähnelte eher einem Blumenkohl. „Jetzt fragt ihr euch sicher, ob ich dann vielleicht Schauspieler oder Komponist bin? Tja, auch da muss ich euch leider enttäuschen. Ich habe unglaublich Lampenfieber, ich habe nicht genug Phantasie, um zu schreiben, Noten wollen nicht in meinem Kopf bleiben und singen“, Ortus räusperte sich und begann ein Lied anzusingen. Doch das war so schräg und schrill, dass Björn und Elena sich die Ohren zuhielten und Herr Tausendfarber, Marisol und Thea das Gesicht verzogen. Es klang, als würde eine quietschende Tür endlos lange aufgehen.

„Das klang echt schrecklich“, äußerte Elena. „Entschuldigung, aber wenn du nichts von all dem kannst, wieso bist du dann überhaupt Künstler? Ich meine, wie

wird entschieden, ob man Handwerker, Künstler, Wissenschaftler, Adel oder Ductorant ist?“, fragte Thea verwirrt.

„Tja, das ist es ja, entschieden wird das eben nicht. Man wird einfach reingeboren, egal, ob man vielleicht für was anderes bestimmt wäre. In den meisten Fällen erben die Kinder dieselben Talente wie ihre Eltern oder zumindest lassen sie es sich aneignen. Aber bei wenigen Ausnahmen wie mir merkt man, dass das System an vielen Stellen einfach nicht funktioniert. Dank meines äußerst begabten Bruders Waldi kann ich mich über Wasser halten, denn ich darf weder als Handwerker noch als Wissenschaftler arbeiten. Dabei würde mich die Wissenschaft durchaus interessieren!“

„Und wieso könnt ihr nichts gegen das System machen?“, fragte Marisol.

„Was sollen wir schon machen? Ich bin gut genug, um Kunstwerke zu erschaffen und dann Autogramme zu geben, aber nicht, um das System zu verändern.“

„Ich habe eine Idee! Du meinstest, du kannst nur Kunstwerke erschaffen, die die Leute sehen und gut finden, kannst das System aber nicht ändern.“

„Ja so ist es.“ Herr Tausendfarber zog eine Augenbraue hoch.

„Ich denke, genau beides kann man aber verbinden! Ich bin auch Künstlerin, also ich bin nicht in den Künstlerstand geboren, doch zu Hause in Volkesland male ich viele Bilder.“

Björn und Elena nickten: „Und sogar sehr gute Bilder!“

„Richtige Kunstwerke sind das.“

„Einmal hat sie aus ein paar Steinen eine ganze Stadt erstellt“, berichtete Thea. Björn und Elena stimmten mit kräftigem Nicken zu.

„Du hörst es. Ich könnte also helfen, ein Kunstwerk zu erschaffen, das die Leute zum Protest anregt. Euer System ist furchtbar, das seht nicht nur ihr so, sondern auch wir und ich denke, insgeheim wollen alle, das sich etwas ändert. Wir sollten auch hier bei den Künstlern den ersten Schritt wagen.“

„Ich könnte mein Ansehen verlieren.“

„Niemand muss erfahren, dass das Werk von dir ist, Herr Tausendfarber.“

„Na gut, ich war schließlich schon immer ein Gegner des Systems, wieso nicht auch mal lauter werden?“ Marisol lächelte und Herr Tausendfarber schließlich auch.

„Hach, Eric hatte recht, ein paar Stunden seid ihr hier und schon helft ihr uns, ein jahrelanges System zu stürzen! Deshalb braucht man Außenstehende. So! Wir sollten auf den Markt und Sachen holen, die wir für das Kunstwerk benötigen“, entschied Ortus und schon ging es los zurück in die Stadt. Auf dem Markt der Künstler gab es vielerlei zu kaufen: Leinwände, Farben, Pinsel, Requisiten fürs Theater und für sportliche Aktivitäten, Instrumente, Schmuck, Kleidung und vieles mehr.

Während die beiden Künstler und Marisol sich an mehreren Requisitenständen aufhielten, entdeckte Elena einen kleinen Schmuckstand. Eine alte Dame stand dahinter.

„Wow, seht euch nur diese schöne Brosche an“, staunte Elena.

„Die Kette ist auch der Hammer!“, fügte Thea lächelnd hinzu.

Nun kam auch Björn dazu: „Wie cool, das Glas ist mit Totenköpfen verziert, das brauch ich, um meine Fliegen einzufangen.“ Thea nahm die Kette hoch und schaute sie sich näher an.

„Ach Björn, das mit den Fliegen sollst du doch eigentlich lassen.“ Elena und Björn redeten und Thea war vertieft in das bunt schimmernde Schmuckstück. Es erinnerte sie an die Biomoleküle, doch plötzlich wurde sie von der Seite stark angerempelt, die Kette fiel auf den Boden und ein paar Kristalle zerspringen.

„Nein! Habt ihr eine Ahnung, wieviel die wert ist!“, sagte die alte Dame.

Elena schaute dem Anrempler hinterher. Es handelte sich um einen kleineren Jungen ungefähr in Björns Alter, etwas jünger noch. Er rannte davon.

„Na warte!“, schrie Elena und rannte los. Thea und Björn rannten hinterher.

„Meine schöne Kette“, die alte Dame sammelte die Steine vom Boden auf und versuchte die Kette zu retten. Sie rannten an vielen Leuten und Ständen vorbei, bis Elena es schaffte und den Jungen an den Schultern packte: „Stehen geblieben, Rabauke! Du hast ein Schmuckstück zerstört! Das wirst du bezahlen!“

Auch Thea kam außer Atem angerannt: „Oder zumindest entschuldigen solltest du dich.“ Björn musterte den Jungen von oben bis unten.

„Entschuldigung, bitte lasst mich gehen, es tut mir sehr leid, das war nicht meine Absicht, aber ich musste rennen und ich muss weiter, bitte lasst mich gehen oder ihr werdet es bereuen!“ Der Junge trug ein weißes langes Hemd mit Punkten und weiße Schuhe, die vielmehr wie Tücher aussahen, die einfach um die Füße gebunden waren.

„Lass ihn einfach“, sagte Thea. „Wieso musstest du rennen, bist du etwa ein Dieb? Das wird ja immer besser!“

„Nein, ich bin kein Dieb. Seid ihr aus einer Künstlerfamilie?“

„Nein, wir sind nicht von hier. Und du?“

„Ich bin ein Handwerkerkind, doch eines Abends wurde ich entführt von Männern. Sie brachten mich zu den Wissenschaftlern in eines der Labore. Ich bin geflohen und jetzt muss ich weiter fliehen, sie werden alles tun, um mich zu finden und jetzt seid ihr auch in Gefahr!“

„Warte, bist du Benjamin? Der Handwerkerjunge, das Kind einer Freundin von Eric?“

„Ihr kennt meine Mutter, ihr kennt Eric? Wer seid ihr und wo kommt ihr her?“

„Wenn du wirklich recht hast, dann müssen wir das später klären, wir müssen uns verstecken“, sagte Elena hastig.

„Was ist mit Marisol, wir müssen ihr Bescheid sagen“, wendete Thea ängstlich ein.

„Das ist zu gefährlich und dafür haben wir gerade keine Zeit, wir suchen erst ein Versteck für ihn und dann sehen wir weiter!“ Elena zog ihre Jacke aus und verdeckte den kleinen Jungen damit. Überall gab es kleine Lücken in Mauern, doch trotzdem wäre das zu unsicher gewesen. Thea schaute sich einige Stände an, doch für ein längerfristiges Versteck sahen diese nicht geeignet aus.

Plötzlich entdeckte Elena einen Uhrenturm: „Was ist damit?“ Elena schaute zu Thea, diese nickte hastig: „Gut. Beeilung!“

Sie liefen an Bäumen vorbei, welche rosafarbene Blüten und dunkelgrüne Blätter hatten. Zwei kleine Bäche flossen neben ihnen in Richtung Uhrenturm. Björn schaute nach links und entdeckte auffällig gekleidete breite Männer. Sie trugen weiße Hosen, weiße Schuhe und weiße Oberteile mit einem Abzeichen. Die sieben Männer liefen auf die Kinder zu und kamen immer näher.

„Ähm Leute, ist das normal?“ Björn tippt Elena auf die Schulter und macht mit einer Kopfbewegung auf die Männer aufmerksam.

„Nein, nein, das ist es nicht!“ Elena schaute zur anderen Seite, wo auch Thea bereits hinsah: „Da sind nochmal drei!“ Elena schrie los:

„Lauff!“ Wissend, dass der Uhrenturm eine Sackgasse sein würde, rannte Elena auf ihn zu. „Vielleicht können wir die Türen verriegeln“, schrie sie im Rennen.

„Ja und dann?! Dann sitzen wir da fest!“, schrie Thea zurück.

„Wir sollten uns aufteilen“, sagte Björn. Er wollte sich umdrehen, doch auch von hinten kam ein Mann. „Oh nein“, Björn schaute verängstigt zu Elena. Diese rannte jedoch weiter Richtung Turm. Sie drückte die Türklinke runter, doch die Tür war verschlossen.

„Nein!“ Sie rüttelte an der Türklinke, während die Männer die Kinder bereits umzingelt hatten. Sie trat gegen die Tür, doch es war zu spät. Als erstes nahmen zwei Männer den kleinen Benjamin und hielten ihm ein Tuch an die Nase. Sie breiteten einen Sack aus. Elena sah nur noch, wie die Männer ihren kleinen Bruder packten und diesem ebenfalls ein Tuch an die Nase hielten, der um sich trat und schlug. Thea griff nach ihrer Hand. Elenas Körper füllte sich mit vielen kleinen Kugeln, die umherschossen. Sie war wie in einer Schockstarre und hörte alles nur noch gedämpft.

„Elena, nein!“ Elena schaute nach rechts zu Thea, deren warme Hand sich aus ihrer löste. Nun hatten die Männer auch Thea. Elena spürte, wie sie an den Armen gepackt wurde, atmete tief ein und dann wurde alles schwarz.

DIE GRENZE ZWISCHEN WISSENSCHAFT UND WISSENSMACHT

Als Elena ihre Augen wieder öffnete, sah sie weiß, alles war verschwommen und sie hörte ein leises Summen und gedämpfte Stimmen. Langsam kam sie zu sich, sie lag auf einer weißen Lederliege, trug ein ähnliches Hemd wie Benjamin. Sie kratzte sich am Nacken und stand auf. Plötzlich kam eine Frau mit einem Klemmbrett und einer Feder rein, hinter ihr zwei Männer. Die beiden packten Elena und die Frau leuchtete ihr mit einem Licht in die Augen, schrieb etwas auf und schaute Elena dabei immer wieder an.

„Lasst mich los, ihr Verbrecher!“ Die Frau tätigte eine Handbewegung und die Männer ließen sie tatsächlich los. Sie verließ den Raum und die Männer liefen ihr hinterher. Elena rannte zur Tür, doch diese wurde gerade abgeschlossen.

„Was soll das? Wo bin ich? Ich gehöre nicht einmal zu Offusus! Was immer ihr wollt, ich habe es nicht!“ Sie klopfte erschöpft gegen die Tür und schlief erneut ein. Nach einigen Tagen mit mehreren Untersuchungen, bei denen sie Bewegungen machen musste, die aufgezeichnet wurden und ihr Speichel- und Hautproben entnommen wurden, lag Elena nachdenklich auf der Liege. Wie lange würde es wohl dauern, bis sie gefunden würde? Wo war Thea? Wo war Björn? Was machten sie mit ihnen? Ob die beiden wohl nur einen Raum entfernt von ihr lagen und die letzten Tage dasselbe erlebt hatten? Würde Elena überhaupt je wieder hier rauskommen? Was wohl Marisol dachte? Elena fühlte sich schuldig. Sie hätte nicht einfach weggehen sollen. Andererseits konnte sie nicht wissen, dass die Bedrohung so groß war und selbst sie gefangen genommen werden würde. Sie wollte doch nur dem verschwundenen Handwerkerjungen helfen. Plötzlich öffnete sich wieder die Tür. Diesmal war keine Frau dabei wie die anderen Tage, nur zwei Männer liefen mit grimmigen Gesichtern in das leere, kühle Zimmer.

„Mitkommen!“ Als Elena den Flur entlanggeführt wurde, hörte sie aus einem der Räume viele gedämpfte Stimmen. Sie gingen kurz in einen Raum, eine Frau schrieb eine Nummer auf einen Zettel und klebte diesen auf ihr weißes Hemd. Elena schaute sich um, sie sah eine Liste mit vielen Nummern und Notizen daneben. Sie wollte noch mehr lesen, doch schon wurde sie von den Männern wieder nach draußen gebracht, weiter über den Flur, immer näher an den Raum mit den vielen Stimmen. Der Mann öffnete die Tür und es wurde laut. Elenas Augen weiteten sich. Es war ein riesiger Raum mit vielen Mädchen, manche jünger, manche ungefähr genauso alt, ein paar älter. Einige saßen an Tischen und spielten Spiele. Andere saßen auf dem Boden und redeten. Weiter hinten im Raum gab es auch zwei Schaukeln. Elena schaute sich um und suchte verzweifelt nach Thea, welche auf dem Boden saß und mit ein paar Mädchen redete. Sie drehte sich genau in dem Moment zur Tür um, in

welchem Elena zu ihr guckte. Theas Augen weiteten sich und sie sprang auf, beide rannten aufeinander zu, sie umarmten sich.

„Weißt du, wo Björn und der kleine Junge sind?“

„Nein, aber wo warst du?“

„Ich war die ganze Zeit allein in einem Raum, es wurden irgendwelche Tests mit mir gemacht. Und du?“

„Die Frage ist eher, wo sind wir hier überhaupt“, entgegnet Thea. „Ich war dort auch am Anfang, doch ein wenig später haben sie mich hierhergebracht und jetzt bin ich mit mehreren Mädchen auf einem Zimmer. Tagsüber sind wir den ganzen Tag hier, doch oft werden nacheinander ein paar gerufen und es werden wieder solche Tests gemacht. Ich denke wir sind hier bei der Gruppe der Wissenschaftler, ich habe durch Zufall auf deren Mitschriften schon oft das Wort Biomoleküle gelesen, das hat was mit all dem zu tun, worum es hier die ganze Zeit schon geht.“ Elena sah sich um und flüsterte zurück: „Ja schon klar, aber was haben wir damit zu tun, die ganzen Kinder und Jugendlichen hier, was soll das alles?“

„Ich bin mir nicht sicher, aber alles ist hier streng bewacht, wir können nur weiterforschen, indem wir immer wieder versuchen, uns Zettel anzuschauen, die die Wissenschaftler auf den Tischen liegen lassen.“ Thea sah sich auch um. „Siehst du das? Hier sind überall Wachmänner. Wir haben keine Chance, ausbrechen zu können.“ Ein Rolladen weit weg an der Wand öffnete sich und ein paar Frauen schauten heraus.

„Mädchen, es gibt Essen, stellt euch alle in einer Reihe auf.“ Thea griff nach Elenas Arm und zog sie in die Schlange: „Tue auf normal und iss das Essen, wir reden gleich weiter.“ Jedes der Mädchen bekam einen Becher Wasser mit einer Tablette, eine Suppe und eine Schale Grießbrei. „Was sind das für Dinger?“ Elena hielt die dunkelgrüne Pille hoch: „Keine Ahnung, aber die scheinen harmlos zu sein, jeder muss sie schlucken und es passiert nichts.“ Elena schaute skeptisch: „Wieso sollten die uns die geben? Das gehört doch wohl mit zu deren Experimenten.“

Sie schaute zu einem der Wachmänner rüber, welcher Elena ins Visier genommen hatte. Schnell legte Elena die Pille wieder auf ihr Tablett. Als niemand guckte, ließ sie sie verschwinden und riet Thea, dasselbe zu tun. Nach dem Essen wurden nach und nach Gruppen aufgerufen und diese in ihre Zimmer geführt. Elena war nicht in Theas Gruppe und somit auch nicht in ihrem Zimmer, doch das änderte nicht viel. Die beiden waren dem Labor voll und ganz ausgesetzt, egal, ob mit oder ohne die andere auf einem Zimmer. Sie sahen sich jeden Tag ab dem Frühstück bis zum Abendessen, zwischenzeitlich wurde immer wieder mal eine von beiden aufgerufen.

„Hundertacht!“ Das war Elenas Nummer. Sie schaute Thea jedes Mal tief in die

Augen, bevor sie ging. Es war ein Gefühl aus Angst, aber auch Stärke und vor allem Unwissenheit. Jedes Mal wurden andere Experimente durchgeführt, ab und zu jedoch welche, die schon einmal gemacht wurden. Es war so ziemlich alles dabei, von Sportübungen über Kontakte mit Substanzen, mikroskopische Untersuchungen, Atemtests, Blutabnahme, Speichelabnahme, Lichtproben und Reaktionstests. Jedes Mal war Elena auf der einen Seite verängstigt und doch auch von den ihr so unbekanntem Techniken und Erfindungen beeindruckt. Die Kinder mussten auch unterschiedliche Tabletten schlucken. Das tat Elena auch, da sie bewacht wurde, beim Abendessen ließ sie die Tabletten jedoch aus. An diesem einen Tag wurde eine gelbliche Substanz auf ihre Haut aufgetragen, welche etwas brannte. Die Wissenschaftler leuchteten mit Lampen auf die Substanz, sie begann auf Elenas Haut zu blubbern. Danach wischten sie die Stelle mit einem Lappen ab und es war eine rote Stelle zu sehen. Die Wissenschaftler begannen darüber zu reden, dass es eine außerordentliche Reaktion sei, dass Produkt A0 getestet werden sollte und verließen kurzzeitig den Raum. Elena ergriff ihre Chance, es war kein Wachmann im Raum, sie sprang auf und durchwühlte alle Schubladen. Erst fand sie nur Geräte, doch in der untersten Schublade lagen Papiere. Sie überflog die vielen Zeilen, sie sah tausende von Zahlen und Buchstaben, die wie Codes aussahen, auch Skizzen von Steinen waren zu erkennen. Das schienen die Biomoleküle zu sein. Doch das war kein Treffer, sie schaute weiter und entdeckte eine Urkunde an der Wand weiter hinten.

„Transfervitalverfahren an unausgewachsenen Personen“ stand auf der Überschrift, etwas weiter drunter stand „Immortal-Praktiken“. Trans-was? Plötzlich hörte Elena Stimmen und Schritte, sie raste zurück auf die Liege, auf der sie zuvor saß. Die Wissenschaftler betraten den Raum, sahen sich noch einmal ihren Arm an und entließen sie dann.

„Thea!“, Elena rannte auf Thea zu. „Endlich, es hat sich eine Gelegenheit ergeben!“ Thea riss die Augen auf. „Was hast du finden können?“

„Nur ein paar Unterlagen mit tausend Codes“, antwortet Elena. Thea seufzte und setzte sich wieder hin. „Und eine Urkunde mit der Überschrift Transvival, nein Transfervitalverfahren oder so.“ Thea schaute nachdenklich, doch dann machte es Klick: „Meinst du Transfervitalverfahren?“

„Ja! Genau so! Stimmt, das war es!“

„Elena, wenn ich das richtig verstehe, dann bedeutet das, dass vielleicht ein Leben verschoben wird. Damit kann wiederum gemeint sein, dass jemandem das Leben entzogen wird, um es jemand anderem zu geben. Stand da noch was?“ Elena schaute schockiert und ängstlich: „Ja, Kleingedrucktes, das habe ich nicht gelesen, wobei – doch! Etwas war da noch, darunter stand Immortal-Praktiken.“

Theas Augen weiteten sich: „Unsterblichkeit? Was soll das bedeuten?“

„Vielleicht hat es was mit den Biomolekülen zu tun, wenn man sie benutzt, um Ressourcen herzustellen, sind sie entweder weg oder verlieren ihre Farbe und können nicht noch einmal wiederverwendet werden. Vielleicht ist gemeint, dass sie die Biomoleküle unsterblich machen wollen?“

Am Tisch tauschten Elena und Thea sich mit anderen Mädchen aus. Von ihnen hatten sie bereits vor ein paar Wochen erfahren, dass Björn und Benjamin wahrscheinlich nur eine Etage tiefer oder in einem Haus nebenan waren und dasselbe bei den Jungs praktiziert wurde. Das war zwar kein toller Gedanke, aber es beruhigte vor allem Elena, denn dann schien es ihrem Bruder noch einigermaßen gut zu gehen.

Schließlich hatten sich die Experimente bis jetzt noch nicht schlecht ausgewirkt, außer ab und zu kleine Wunden, was zwar alles andere als normal war, jedoch hätte es schlimmer kommen können, beruhigte sich Elena jeden Tag. Elena und Thea erzählten den anderen Mädchen von ihren Entdeckungen und fragten nach ihren Erfahrungen und Meinungen.

„Ja, die Theorie mit den Biomolekülen ist nicht schlecht, da sie ja das Lebenselixier darstellen. Es machte schon öfters die Runde, dass wir in wenigen Jahren nicht mehr genug Biomoleküle haben werden, und das würde Auswandern oder für viele wahrscheinlich den Tod bedeuten. Wahrscheinlich machen sie dafür Experimente und darüber bin ich auch froh“, sagte eines der anderen Mädchen.

„Aber wofür brauchen sie dann uns?“, fragte Thea. Elena schaute zur Tür.

„Ja, das müssen wir noch rausfinden. Ich habe eine Idee. Jeden Abend halten die Wissenschaftler doch eine Beratung ab, bei der sie über die Ergebnisse sprechen, oder?“

„Ja, eine von uns hatte da mal was gehört“, entgegnete eines der Mädchen, ein anderes stimmte ebenfalls zu. „Dieser Kongress-Raum ist schräg gegenüber von dem Zimmer, in dem ich bin. Ich sehe dort jeden Abend circa zehn Minuten nach Beginn der Nachtruhe viele der Wissenschaftler reinlaufen!“

„Das müsste dann doch so gegen einundzwanzig Uhr sein, oder?“, fragte Elena und bekam die Frage bejaht.

„Gut“, sagte Elena. „Dann werde ich ungefähr kurz vor diesem Zeitpunkt einen Toilettengang anfragen.“

„Und was ist mit den Wächtern?“, fragte ein anderes Mädchen.

„Ja, da kommt ihr ins Spiel. Den Wächter, der mich begleitet, werdet ihr stark ablenken müssen. Falls er fragt, wo ich bleibe, denkt euch was aus. Die anderen Mädchen müssen genau zu dem Zeitpunkt die anderen Wächter ablenken, sodass ich einen wächterfreien Flur habe, um zu diesem Raum zu kommen. Den Rest regle ich allein, ich werde mich in dem Raum verstecken und warten, bis sie kommen.“

Dann werde ich hören, was sie so über ihre Experimente Schönes zu plaudern haben.“ Die Mädels nickten einverstanden.

„Und was ist mit dem Rückweg?“, fragte Thea sorgend.

„Tja, da muss ich mir dann was einfallen lassen.“

„Oder wir gucken einfach alle, wann die Wissenschaftler zurückgehen und lenken die Wächter dann wieder ab“, warf Thea ein.

„Ja, das klingt gut und der Rest ergibt sich dann von selbst. Wir machen das heute!“

Nach dem Abendessen wurden alle Mädchen wieder gruppenweise in ihre Zimmer gebracht. Als die Lichter ausgingen und somit die Nachtruhe eingeläutet wurde, machte Elena sich bereit. Sie klopfte gegen die Scheibe, die in der Tür eingebaut war.

„Ich müsste mal auf Toilette.“ Der Wächter schaute grimmig: „Jetzt schon? Die Nachtruhe hat doch gerade eben begonnen, hättest du nicht vorher gehen können?“, antwortet er. „Doch schon, aber ich hab’s halt vergessen.“ Elena zuckte mit den Schultern und hielt ihre Hände in die Luft. „So sind Kinder eben!“

„Hm, na gut, aber Beeilung!“ Der Wachmann schloss die Tür auf. Elena wurde von ihm zur Toilette begleitet. Sie öffnete die Tür zur Toilette und wartete kurz darin. Plötzlich klopft es schon wieder an der Scheibe von der Tür.

„Können Sie kurz mal kommen, meiner Freundin ist total übel. Schnell, sie bricht zusammen, nun tun Sie doch was!“, sagte eines der Mädchen aus Elenas Zimmer zu dem Wachmann, welcher vollkommen überfordert ins Zimmer ging und sich über das Mädchen beugte. Elena öffnete die Tür und schlich an ihm vorbei, auch die anderen Wärter waren beschäftigt und sie schaffte es, in den Konferenzraum zu schleichen. Sie öffnete die Tür und sah einen riesigen Tisch vor sich. „Gott sei Dank war die Tür nicht abgeschlossen“, flüsterte Elena zu sich selbst. Hinten in der Ecke befand sich ein Kleiderschrank. Elena kletterte hinein und versteckte sich hinter Laborkitteln. Ein wenig später öffnete sich die Tür. Genauso, wie die Mädchen es prophezeit hatten. „Perfektes Timing, Elena, sehr gut“, flüsterte Elena sich selbst leise zu. Der Raum wurde voller, das konnte Elena zwar nicht sehen, aber hören. „Also, wie ihr alle wisst, kommen wir der Operation Erster Versuch des Transfervitalverfahrens von Tag zu Tag immer näher und das Positive ist, wir machen von Tag zu Tag auch immer mehr Fortschritte. Es fehlen nur noch ein paar kleine Schritte. Wir forschen seit Jahren an diesem fortschrittlichen Projekt, seit Monaten probieren wir aus und nun fehlt nicht mehr viel zur Vollendung. Den Adel wird unsere Idee erfreuen und das Doctorat auch. So haben wir nicht nur das Problem der immer weniger werdenden Biomoleküle gelöst, nein, noch viel besser – wahrscheinlich werden wir die Biomoleküle danach nicht einmal mehr brauchen. Und klappt das

ganze bei Kindern, werden wir uns an das Ductorat wenden und uns mit der Durchführung auch an Erwachsene herantasten. Wir opfern ein Leben und einen kleinen Teil eines Biomoleküls und erhalten ein Leben für immer. Ist das den Preis wert? Ich denke, wir sind uns einig. Das ist es definitiv. Wir müssen nicht einmal Hexen oder Magier sein, um das ewige Leben zu erlangen, nein, es reicht etwas Forschung, die Macht unserer Biomoleküle, unsere prachtvolle Maschine Immortalis-J06 und ein Kinderleben reichen schon aus, um die Unsterblichkeit für die Person unserer Wahl zu erhalten. Das Ductorat, der Adel, wir Wissenschaftler und die meisten der Künstler werden ewig leben. Dafür opfern wir nur die Handwerker, die wir in unserer Gesellschaft dann sowieso kaum noch brauchen. Und für so wenig Biomoleküle, wie wir dann verbrauchen, reichen sogar nur ein paar Handwerker, um das zu decken. Ist das nicht die wahre Pracht? Jahrelange Forschung und Arbeit zahlen sich aus, und so werden wir erst recht gegen andere Länder kämpfen können, falls es nötig wird. Denn wer hat schon eine Chance gegen Unsterbliche?“ Gelächter brach im Raum aus.

„Nun wollen wir euch noch etwas anderes, was wir herausgefunden haben, demonstrieren. Dafür wird Professor Jerance sich einen speziellen Kittel holen und Sie setzen schon mal die Schutzbrillen auf, meine Damen und Herren.“ Elena hörte, wie Schritte auf den Schrank zukamen. Sie kniff ihre Augen zusammen und presste ihre Hände ineinander. Der Schrank öffnete sich und der Professor holte einen Kittel heraus. Elena öffnete die Augen und sah, wie der Professor die Tür langsam wieder schloss. Doch dann hielt er inne.

„Moment mal“, er entdeckte Elenas auffälligen Lockenbusch und riss die anderen Kittel beiseite. Elena trat ihm gegen die Knie, schubste ihn beiseite und rannte aus dem Raum. Die Wissenschaftler machten schockierte Geräusche und die Versammlungsleiterin drückte einen Notfallschalter direkt neben sich. Beim Rausrennen griff Elena nach einem Schlüssel von einem der Wissenschaftler. Während sie durch den Flur rannte, ertönten Glockengeräusche, eine Art Alarmanlage. Die Kristalleuchten an den Wänden begannen rot zu flackern. Elena rannte an den Türen vorbei.

„Sie wollen unsere Leben stehlen, um andere unsterblich zu machen, ihr müsst fliehen“, schrie sie so laut es ging, über den Flur, doch viel Zeit blieb ihr nicht. Die Wachmänner waren ihr auf den Fersen. Elena rannte die Treppen runter und nahm einen Seitenausgang, die Tür war verriegelt. Sie suchte den richtigen Schlüssel, doch er passte nicht. Die Wachleute rannten die Treppen herunter und entdeckten Elena an der Tür.

„Da ist sie, sie will fliehen! Beeilung!“ Elena suchte verzweifelt den richtigen Schlüssel, die Wächter waren fast bei ihr, sie hatte noch einen Versuch, wählte einen

Schlüssel aus, dieser passte, sie schloss die Tür auf und rannte davon. So schnell sie konnte, rannte sie durch die Dunkelheit in einen Wald, sie rannte und rannte, vielleicht nur ein paar Sekunden, vielleicht waren es Minuten, sie wusste es nicht, sie rannte einfach weiter, bis sie irgendwann ihren Mut zusammenfasste und sich umdrehte. Hinter ihr war weit und breit niemand in Sicht, kein Wächter, kein Wissenschaftler, aber auch keine anderen Mädchen, niemand. Sie sackte zusammen und begann zu weinen. „Ich kann nicht mehr!“ Sie hörte die Blätter im Wald vom Wind rascheln und atmet die kalte klare Luft ein. Der Himmel war in ein beinahe schwarzes Dunkelblau getunkt und wieder einmal leuchteten Sterne am Himmel.

„Wie konnte ich da nur reingeraten. Jetzt ist Thea allein und Björn schon lange. Er ist doch mein kleiner Bruder. Jetzt stehlen sie ihr Leben für irgendwelche anderen Leute.“ Elena weinte und weinte, sie konnte gar nicht mehr aufhören.

Der Boden war hart und dreckig, doch das war ihr gerade völlig egal. Sie sackte noch mehr zusammen und schloss die Augen. Die warmen Tränen liefen über ihr Gesicht und sie spürte, wie es anfang zu jucken, doch sie regte sich keinen Zentimeter. Sie blieb liegen und hörte nur noch den Wind durch den Wald ziehen.

AUFSTAND

Es waren bereits mehrere Tage vergangen und im Labor war wieder Ruhe eingeleitet. Thea stocherte in ihrem trockenen Müsli herum. „Was, wenn sie doch gefasst wurde und ihr etwas angetan wurde! Und selbst wenn nicht, dann irrt sie jetzt da draußen irgendwo allein rum. Ich hätte das alles nie zulassen sollen.“ Die anderen Mädchen beruhigten Thea: „Nein, schau dir doch mal die Wissenschaftler und Wachmänner an. Sehen so etwa Leute aus, die gewonnen haben? Elena hat es geschafft, da sind wir uns alle ganz sicher!“, antwortete eines der Mädchen. „Ja, aber“

„Und du kennst doch Elena, wenn sich jemand da draußen allein durchkämpft, dann ist sie es. So wie wir sie kennen, hätte sie jetzt gewollt, dass wir einen Plan aushecken, unsere Infos weitergeben und einen Aufstand anzetteln, sonst wäre doch alles umsonst. Und so wie Elena klang, haben wir wohl nicht mehr so viel Zeit.“ Thea stimmte zu: „Ja, genau das hätte Elena gewollt, sie würde jetzt sagen, ich soll mich nicht so haben und soll mich zusammenreißen und genau das muss ich jetzt auch tun.“ Thea wischte ihre Tränen weg, stand auf und lief herum. Sie flüsterte ein paar Mädchen ins Ohr, was ihr Plan war und sagte, sie sollen es weitersagen. Schnell gingen die Informationen rum, Thea hatte einen Plan gefasst.

Währenddessen kam Elena im Handwerkerviertel bei den Felsen an. Sie entdeckte von weitem Eric und Martin auf einem Podest und eine große Masse an

Handwerkern davor. „Martin!“, rief sie mit ihrer letzten Kraft. Es war unfassbar laut, Eric hielt gerade eine Rede, doch Martin hat ein merkwürdiges Gefühl. Er hörte den Ruf ganz leise und drehte sich in Elena's Richtung um. Elena griff mit ihrer Hand in Richtung Martin und krachte dann auf dem Boden zusammen.

„Elena!“ Martin stürmte vom Podest und rannte zu Elena. „Wir brauchen hier Hilfe!“, schrie er. Eric und ein paar andere Handwerker kamen sofort mit Decken, Trinkflaschen, Essen und Verbandszeug an. Ein wenig später kam Elena zu sich.

„Wir müssen zum Labor, die Kinder befreien, sie haben Benjamin und sie haben Björn und Thea und sie wollen ihre Leben stehlen! Sie wollen euer aller Leben stehlen, um die Unsterblichkeit zu erlangen! So brauchen sie nie wieder Biomoleküle, andere sind die Opfer und andere erlangen den Gewinn. Bitte, wir müssen zum Labor“, hauchte Elena mit kratziger Stimme.

„Ihr habt sie gehört, Leute, alarmiert die anderen!“

Schneller als gedacht zogen beinahe alle Handwerker los. Martin nahm Elena Huckepack und lief mit ihr neben den anderen her. „Du hast es also geschafft, ja?“, fragte Elena erschöpft.

„Kann man so sagen. Aber ohne Eric hätte ich das alles vergessen können“, antwortete er. Eric schmunzelte:

„Und ich ohne Martin und ohne dich, Elena. Wir würden jetzt noch nicht losziehen, aber es ist die richtige Entscheidung. Es sind viele Kinder verschwunden und du hast es aufgedeckt, du kannst stolz auf dich sein.“ Elena lief eine Träne über die Wange.

„Das kann ich aber erst, wenn alle in Sicherheit sind.“ Die riesige Handwerkertruppe hatte sich auf den Weg zum Künstlerbereich gemacht, um die Leute für einen Aufstand zu gewinnen und um Unterstützung zu bitten. Doch dort war Chaos. Es hatten sich auch riesige Truppen zusammengefunden, welche lauthals schrien: „Runter mit dem System, runter mit dem System!“ Viel Überzeugung, das Labor zu stürzen, war hier nicht mehr nötig, trotzdem trat Eric vor die Masse: „Sie haben unsere Würde, sie haben unser Leben, sie haben unsere Kinder. Und nun wollen sie deren und unseren Tod für ihr eigenes Leben. Sollen wir bei unserem eigenen Untergang zusehen und nichts unternehmen? Die Labore liegen im Süden, wir brechen auf und stürzen diese Scheißdinger! Und das wird nur der Anfang sein!“, schrie Eric über den gesamten Platz. So laut, wie er noch nie in seinem Leben zuvor geschrien hatte. Martin, Elena und ein paar andere Handwerker an seiner Seite. Die Masse brüllte ihm zustimmend entgegen und viele zogen ihre Waffen. Elena sprang von der Bank auf, auf der sie während Erics Rede gestanden hatte, rannte los und prallte an einem langen großen Mann ab. Es war Herr Tausendfarber.

„Ich habe sie!“, schrie er. Elena geriet in Panik, doch dann sah sie Marisol.

„Oh Gott, Elena“, sie umarmt Elena kräftig. „Ich habe eure Ansprache gehört. Wo sind die anderen? Etwa in diesem Labor?“, fragte Marisol panisch mit Tränen in den Augen.

„Ja, aber wir werden sie holen!“

Etwas später im Labor hatten die Mädchen einen Plan geschmiedet, spätestens heute Abend würden sie gemeinsam ausbrechen.

„Hundertsieben“, rief eine Wissenschaftlerin durch den Raum. Damit war Thea gemeint. Erst durchfuhr sie die Angst, doch dann dachte sie an Elenas Mut und stand auf. Sie lief neben den Männern in einen Raum. Dieser Raum war anders als alle anderen Räume. Hier waren viele Schläuche und Gläser mit Flüssigkeiten zu sehen. Besonders auffällig war ein großes, nach oben längliches Gerät, welches aus Metall war und eine Glasscheibe als Tür hatte. Thea konnte von ihrem Stand aus sehen, dass in dem Gerät ein Stuhl befestigt war. Die Wissenschaftler maßten Theas Puls und führten vorerst noch ein paar normale Tests durch. Dann öffneten zwei Männer die Tür zu der Maschine.

„Was ist das?“, fragte Thea panisch. Doch niemand antwortete. Die Männer packten sie und befestigten sie an dem Stuhl.

„Erhöht die Frequenz, wir können beginnen“, befahl eine Wissenschaftlerin. Von den mit verschiedenfarbigem Wasser gefüllten Gläsern wurde durch die rosigen Schläuche das bunte Wasser abgezogen und floss in die Zwischenräume der Maschine. Thea konnte den Außenraum zwar noch sehen, jedoch war dieser aus ihrer Sicht jetzt in einen bräunlichen Stich getaucht.

„Das müssen die verarbeiteten Biomoleküle sein, sie wollen mir mein Leben entziehen!“, nuschelte Thea mit Herzrasen in der Brust. Sie klopfte gegen die Scheibe, doch die Wissenschaftler ließen sich nicht beeindrucken und brachten die Maschine weiter zum Laufen. Langsam begann das Metallgerüst zu rütteln, die Maschine wurde durch die Kraft der Biomoleküle angetrieben. Thea spürte nach und nach, wie sie immer schwächer wurde. Es fühlte sich an, als würde ihr Kraft entzogen werden und schon kurze Zeit später wurde sie ohnmächtig. Plötzlich rüttelte es stark an der Tür, die Wissenschaftler schauten fragend auf, bis diese mit Gewalt aufgetreten wurde. Eine große Masse Mädchen stürmte rein, attackierte die Wissenschaftler und schaltete die Maschine ab. Doch schon kamen Wachmänner und zogen viele der Mädchen weg, es schien so, als würde sich das Blatt wieder wenden. Gegen die Männer hatten die Mädchen kaum eine Chance, doch sie kämpften weiter. Weitere Wachmänner stürmten mit Tüchern in den Händen herbei und hielten sie einigen Mädchen vor die Nase.

Es sah schlecht aus für sie, bis man von unten lautes Gebrüll und trommelndes Fußstapfen hörte. Es dauerte nicht lange, bis die Armee von Handwerkern oben

angekommen war und die Wachmänner erfolgreich in ihre Gewalt brachte.

Mitten im Geschehen war Elena: „Thea? Thea?“, brüllte sie in die Menge.

„Hier“, rief ein anderes Mädchen zurück. Elena sah Thea in dem Kasten sitzen und wusste sofort, was geschehen war.

„Thea! Es tut mir alles so leid! Du hattest recht, wir hätten uns nicht einmischen sollen, es tut mir so leid, bitte bleib bei mir.“ Elena weinte. „Martin, Martin helft ihr!“ Martin kam angerannt, er öffnete die gläserne Tür, die mit dem Kristallwasser der Biomoleküle gefüllt war und nahm Thea aus der Maschine. Ab da ging alles ganz schnell. Sie liefen durch die kämpfende Masse, Martin mit Thea auf den Armen und Elena mit anderen Mädchen an ihren Händen. Sie verließen das Gebäude. Unten standen schon viele andere Kinder, auch viele Jungen. Elena ließ die Hände der Mädchen los.

„Björn, Björn, bist du hier?“, keine Antwort. Sie sah vielen Jungen in die Augen, sie sah auch viele Mädchen, alle sahen verstört aus, doch nirgends war Björn. „Björn!“

„Elena“, kam es hinter ihr aus den Massen, Elena drehte sich um und sah ihren Bruder auf sie zu rennen. Björn sprang auf ihre Arme, hinter ihm her kam Marisol gelaufen.

„Ich glaube, ich gehe nie wieder auf Abenteuerreise in ein anderes Land“, sprach Björn zu Elena. Elena hatte Tränen in den Augen und musste gleichzeitig schmunzeln. Es war Freude, Wut, Angst, Trauer, Erleichterung und Unsicherheit zugleich, was sie fühlte. Ein auf und ab der Gefühle.

„Wie geht es Thea? Wo ist sie?“, fragt Björn.

„Nicht so gut, die Wissenschaftler haben sie ganz schön erwischt, aber das wird wieder.“ Elena wischte sich ihre Tränen vom Gesicht. Sie sah, wie die Handwerksfrau, die von ihrem verschwundenen Sohn Benjamin erzählt hatte, den kleinen Jungen jetzt auf dem Arm hatte und lächelte. Elena lief es kalt über den Rücken, sie lächelte.

„Wir müssen hier weg“, sagte Marisol. „Kommt!“ Die Fünf waren wieder vereint und rannten aus der Masse. Etwas weiter hinten stand Eric mit seinem Arbeitermobil, Herr Tausendfarber saß neben ihm. „Woher hast du das so schnell bekommen?“, fragt Marisol.

„Unterschätze niemals einen Handwerker und seine Beziehungen!“ Eric drückte auf die Pedale und strampelte los. Elena, Björn und Marisol drehen sich um.

„Denkt ihr, sie schaffen es?“, fragte Björn.

„Sicher! Dieser Kampf gilt der Gerechtigkeit“, antwortete Martin. Eric brachte die fünf Volkesländer zur Grenze.

„Was?“, Elena verstand nicht, „Wieso bringst du uns zur Grenze? Wir sind hier noch nicht fertig. Das Doctorat muss noch gestürzt werden, was ist mit dem Adel

und all den Kindern und den Handwerkern, das ganze System, was macht ihr wegen der Biomoleküle? Wir können jetzt nicht mit den anderen gehen, wir sind hier einfach noch nicht fertig!“ Eric streichelte über Elenas Kopf.

„Doch. Doch das seid ihr. Das ist nicht euer Kampf, sondern unserer. Ihr seid nun mehr im Bilde über Offusus als manche seine eigenen Bewohner, reist mit diesem Wissen nach Volkesland zurück, peppelt Thea auf, erholt euch und dann sehen wir uns, wenn dieser Kampf vorbei ist. Danke für alles, was ihr für dieses Land und somit für jeden einzelnen von uns getan habt!“ Eric lächelte. Herr Tausendfarber und Marisol umarmten sich.

„Nein!“, Elena war verwirrt. Sie wollte das alles nicht wahrhaben, wieso ging auf einmal alles so schnell? Nun standen schon wieder alle im Staub an der Grenze, wo sie angekommen waren. Die Truppe lief langsam los, zusammen mit allen anderen Volkesländern. „Wir danken dir, Eric, für alles! Es ist Schicksal gewesen, dass wir dich getroffen haben und du uns aufgenommen hast“, rief Marisol. Die Gruppe entfernte sich immer weiter von Eric und Herrn Tausendfarber.

„Nein, das war kein Schicksal, das war“ Eric erwähnte einen Namen, doch sie konnten nichts mehr hören und Thea war noch ohnmächtig.

„Was hat er gesagt?“, fragte Marisol.

„Ich denke, das werden wir noch früh genug erfahren.“ Martin schaute in den Sonnenuntergang. Thea öffnete ihre Augen leicht: „Ich denke, das war es wert.“

„Thea!“ Elena umarmte ihre beste Freundin vorsichtig. Nun schauten alle Fünf in den Sonnenuntergang und sahen zu, wie Offusus, je weiter sie liefen, immer kleiner und kleiner wurde. Alle wussten, es war für sie vorbei, doch trotzdem schauten sie in die orangene Weite und hatten das Gefühl, das war nicht das letzte Mal, dass sie Offusus gesehen haben.



9 | FEYVANDOR

von Luise Döring und Charlotte-Irmelin Piotrowski

WALD EIN WALD AUS

„Adieu geliebtes Heimatland“, sprach ich in Gedanken dem Volkesland, meiner Heimat zu, machte kehrt und lief hinaus in die mir bisher unbekannte Welt.

Nach wenigen Tagen mühsamer Wanderung, die ich nur zu Fuß bestritt, konnte ich endlich mein zu erforschendes Gebiet entdecken.

Das sollte also mein Abenteuer werden? In der Ferne erblickte ich nichts als Bäume. Hohe Bäume. Vor mir erstreckte sich ein riesiges Regenwaldgebiet. Ausgerechnet Wald. Ausgerechnet ich.

In meiner Familie hegte sich lange die Angst vor Wäldern. In einem wurde einer meiner Vorfahren vor langer, langer Zeit von einer grausamen Gestalt tagelang verfolgt, gequält und massivst verletzt, bis er schließlich mit seinem Leben bezahlen musste. Diese Gestalt musste es direkt auf ihn abgesehen haben, denn sein Bruder, der mit ihm unterwegs war, kam unversehrt davon, konnte jedoch gegen die Gestalt gar nichts ausrichten und hatte deswegen enorme Schuldgefühle entwickelt. Seitdem machte diese Geschichte über Generationen hinweg in meiner Familie die Runde. Mag sein, dass in unserer Familie ein transgenerationales Trauma existiert.

Ich konnte mir dadurch jedenfalls deutlich schöneres vorstellen, als so lange Zeit durch Wälder zu streunen. Aber ich ließ mich davon nicht entmutigen. Einer in der Familie musste es schaffen, das Trauma zu durchbrechen. „Für meine Nachfahren“, dachte ich. Und deshalb lief ich weiter auf den Waldabschnitt zu, auch wenn mir dabei ein Schauer über den Rücken lief und alles in meinem Körper sich dagegen wehrte. Ich musste verrückt gewesen sein, dass ich so etwas tat. Nur für den Rat und weil ich mich freiwillig gemeldet hatte, um die Gegend zu erkunden. Was für eine abstruse Idee. In diesem Moment bereute ich alles daran. Doch ein winzig kleiner Teil in mir war auch gefüllt mit drängender Neugier. Ich war noch nie vorher in einem Wald gewesen, und so begann mein Abenteuer.

Als ich bereits ein Weilchen in dem Wald gelaufen war, blieb ich kurz stehen, um meine ersten Erkenntnisse in die Karte einzuzeichnen. Wald also. Ich hatte ihn mir nicht so riesig vorgestellt. Aus der Ferne hatte er doch etwas kleiner gewirkt, aber in welche Richtung ich auch blickte – es gab nichts als Bäume.

Auf einmal hörte ich ein leises Knacken. Es kam ganz aus der Nähe und doch stammte es nicht von mir. Ich fuhr herum. Hinter mir hatte sich ein Wesen angeschlichen. Es war ein bisschen kleiner als ich und am Rücken konnte ich ein Paar Flügel erkennen. Das Wesen erkannte meinen ängstlichen und erschrockenen Blick, denn es versuchte mich zu beruhigen. „Keine Angst. Ich tu dir nichts. Ich wollte nur fragen, was du hier machst. Hier war schon so lange niemand Fremdes mehr. Hast du dich verlaufen? Wer bist du? Wie bist du hierhergekommen? Brauchst du Hilfe? Du siehst so verloren hier aus“, das Wesen hörte nicht mehr auf, mich mit Fragen zu löchern und ich hatte Mühe, seine ganzen Fragen zu beantworten und es zufriedenzustellen.

„Ich bin Clay. Ich komme aus dem Volkesland. Wir sind losgeschickt worden, um die umliegenden Gebiete zu erkunden, aber das ist eine lange Geschichte“, begann ich mich zu erklären.

„Oh, ich habe Zeit. Komm doch zu uns in unser kleines Dorf. Ich will dich meinen Freunden vorstellen und da kannst du uns alles in Ruhe erklären. Ich bin ja so gespannt. Wie aufregend das ist“, erwiderte das Wesen, welches sich mir anschließend als Faye vorstellte, während wir gemeinsam in sein nahegelegenes Dorf liefen. Auf dem Weg dorthin erzählte es mir davon, dass sie Elfen seien und sich schon seit vielen, vielen Jahren im Wald niedergelassen hatten. Faye gab mir zudem wichtige Hinweise, auf die ich auf meiner Reise im Wald unbedingt achten sollte, wenn ich überleben wollte. „Wir Elfen sind in diesem Wald nicht allein, weißt du? Es soll auch böse Elfen geben. Schwarze, große Elfen, die es auf einen absehen. Sie lauern überall, munkelt man. Doch sie verstecken sich gut. Außerdem gibt es bestimmte Bäume in diesem Wald, die sich mit der Zeit von ihrem Platz fortbewegen, die Positionen ändern. Es heißt, das geschieht, um Fremde zu verwirren. Irgendwo da draußen soll ein Schatz versteckt sein. Es gab früher viele Fremde, die zu uns in den Wald kamen, um den Schatz zu suchen, doch er blieb bislang unentdeckt.“

Bei ihren Worten musste ich an meine Familie denken, die im Wald war und den Angriff einer Gestalt nicht überlebt hatte. War das vielleicht eine dunkle Elfe gewesen?

Meine Familie hatte also mit ihren Warnungen recht gehabt und ich war so naiv zu glauben, dass mir schon nichts passieren würde. Von wegen.

„So, da wären wir auch schon“, riss mich Faye aus meinen Gedanken. Ich hatte gar nicht richtig mitbekommen, wo wir langgelaufen waren, aber hätte es mir ohnehin nicht merken können, da hier für mich alles gleich aussah.

Im Dorf, das nun vor mir lag, tummelten sich haufenweise Elfen. Es als Dorf zu bezeichnen, grenzte an Untertreibung. Es war eine Stadt. Mitten im Wald. Faye führte mich zu ihrem Zuhause, wo ihre Eltern sie schon erwarteten.

„Hallo! Ich habe jemanden mitgebracht. Ich habe ihn draußen gefunden. So einsam und verloren. Er ist gerade auf Erkundungstour und würde hier gerne heute nächtigen“, stellte sie mich ihren Eltern vor.

„Also nur, wenn das in Ordnung ist. Ich brauche nicht unbedingt eine Bleibe für heute Nacht“, fügte ich hinzu. Fayes Eltern willigten freundlicherweise ein und so konnte ich dort die Nacht verbringen.

Am nächsten Tag machten sich Faye und ich schon früh auf den Weg. Sie begleitete mich netterweise noch ein Stück und brachte mir unterwegs nebenbei noch eine Menge über Orientierung und Beeren bei, welche ich im Wald essen und welche ich nicht essen dürfte und welche Wirkung sie bei mir auslösen würden.

Dann auf einmal wurde Faye aber unterbrochen. Pffft! Ein Pfeil wurde auf uns geschossen. Ich zuckte vor Schreck zusammen und sah mich anschließend vorsichtig um. Kurz erhaschte ich einen Blick auf eine dunkle Gestalt, die sich in diesem Moment hinter einem Baum versteckte. Da waren sie also. Die dunklen, bösen Elfen.

„Pass auf!“, schrie Faye fast panisch, aber viel zu spät. Es war bereits geschehen. Ein zweiter Pfeil flog in unsere Richtung. Direkt auf Faye zu. Treffer. Er blieb kurz oberhalb des Herzens stecken. Verflucht!

Ich war angsterfüllt. Auf keinen Fall wollte ich als nächstes verletzt werden. Schutz konnte ich aber nirgends in der Nähe finden. Und was sollte ich mit Faye machen? Ich konnte sie wohl kaum hier allein ihrem Schicksal überlassen. Aber wie sollte ich Hilfe rufen? Ich war den Weiten des Waldes ohne meinen ausgeprägten Orientierungssinn ausgeliefert.

Da erinnerte ich mich an den einen Tipp, den Faye mir heute Morgen, bevor wir losgewandert waren, auf den Weg gegeben hatte. Es ging um eine seltene Blume auf Lichtungen hier im Wald, die dafür sorgen sollte, dass man sich besser orientieren könne. Diese würde ich suchen und anschließend zurück ins Dorf eilen, um dort Hilfe für Faye zu holen.

Gesagt, getan. Nachdem ich gefühlt Stunden durch den Wald geirrt war, erreichte ich endlich eine Lichtung mit den besagten Blumen. Dort gab es zahlreich davon. Ich steckte mir ein paar davon ein und verzehrte auch einige. Die Zeit wurde knapp. Ich hatte zwar keine Ahnung, wie viel Zeit wirklich vergangen war, aber jede Sekunde länger, die Faye ohne Hilfe ertragen müsste, war eine zu viel und bedeutete möglicherweise ihren Tod.

Die Blume wirkte. Ich konnte mich tatsächlich besser im Wald orientieren und so lief ich zurück ins Dorf. Gemeinsam mit Fayes Vater, massenweise neue Ausrüstung für mich, um mich besser zu schützen und neuen Essensvorräten, machte ich mich

wieder auf den Weg zu Faye – doch wir kamen zu spät. Reglos lag Faye auf dem feuchten Gras des Waldes, welches sich unter ihr blutrot gefärbt hat. Sie war tot. Ein weiterer Pfeil steckte in ihrer Kehle. Die dunkle Gestalt hatte sie also noch ein weiteres Mal attackiert. Dieser zweite Pfeil musste ihr Schicksal besiegelt haben. Er war tödlich gewesen.

Ich war bestürzt. Bestürzt, weil ich sie nicht retten konnte und bestürzt, weil ich eine Freundin verloren habe.

Traurig und in einem tranceartigen, benebelten Zustand, der von dem schockierenden und traumatisierenden Tod Fays ausgelöst wurde, zog ich also allein weiter. In diesem Moment war mir alles egal. Sollte mich ruhig ein Dunkel-Elf treffen. Ich hatte nichts dagegen, der nächste zu sein. Manchmal bildete ich mir ein, dass ich schwarze Schatten hinter den Bäumen sah, aber ich konnte mich auch täuschen. Meine Fantasie ging mit mir durch. Ich halluzinierte wahrscheinlich.

Irgendwann, ich hatte keine Ahnung, wie lange ich durch den Wald geschlendert war, kam ich an einem Fluss an, der mich zumindest aus meiner Trance befreite. Ich hörte sein Rauschen ganz klar und deutlich. Ein Lichtblick. Endlich etwas anderes als nur hohe Bäume, von denen es kein Entkommen zu geben schien. Ich sah, dass es ganz in der Nähe eine Brücke gab, mit Hilfe derer man auf die andere Seite des Ufers kommen konnte. Kurz überlegte ich, ob ich sie überqueren sollte, aber ich war zu erschöpft. Ich brauchte eine kleine Pause und so machte ich in der Nähe des Flusses Rast, zog Stift und Papier aus meiner Tasche hervor und schrieb einen Bericht an den Rat.

Tage vergingen, bis ich eine Antwort erhielt. Ich hatte mich ganz gut erholt. Es war schön, sich einmal nach solchen Ereignissen und der nervenaufreibenden Zeit niederlassen zu können, aber nun packte ich meine Sachen zusammen und begab mich wieder ins Ungewisse.

Der Rat riet mir, dass ich den Fluss überqueren solle. Das entsprach ganz meinen Vorstellungen. Zufrieden und voller Eifer machte ich mich auf den Weg und lief über die Brücke. Ich hatte etwas Angst, da sie schon sehr morsch zu sein schien, aber ich kam trotzdem ohne Probleme auf die andere Seite. Es war wohl schon lange niemand mehr hier, dachte ich. Das war gut. Dann gab es vielleicht auch weniger Wesen, die mir etwas anhaben konnten. Vorausgesetzt, sie konnten nicht fliegen und da konnte ich mir leider nicht sicher sein.

Auf der anderen Seite erstrahlte vor mir eine bunte Blumenwiese. Eine nette Abwechslung zu den öden Bäumen. Hier waren Bäume eher die Ausnahme. Es gab wirklich eine Menge Blumen. Blumen in allen Farben und sogar diese, von denen Faye gesprochen hatte. Faye ...

Ich musste unausweichlich immer wieder an sie denken und konnte sie nicht vergessen. Ich versuchte allerdings immer wieder, den Gedanken an sie zu verdrängen, um mich auf meine Mission zu konzentrieren.

Ich machte einen kurzen Halt auf der blumenübersäten Wiese, um ein paar Vorräte zu sammeln. Es war erstaunlich, wie schnell mein Essen immer und immer wieder knapp wurde.

Nachdem dies erledigt war, lief ich zuerst entlang des Flusses. Ich liebte dieses Gewässer. Es hatte so etwas Magisches an sich. Auch wenn nichts an ihm besonders war, verzauberte es mich doch.

Eines Nachts, als ich mein Lager mal wieder neben dem Fluss aufgebaut hatte, hörte ich plötzlich ganz laute und schrille Schreie. In mir stieg Panik auf. Was geschieht dort? Ich konnte die Richtung, aus der das ohrenbetäubende Geräusch kam, nicht richtig zuordnen, jedoch war mir so, als ob ich wieder so einen seltsamen Schatten erblicken konnte. Eine weitere Wahnvorstellung meinerseits? Nein, unwahrscheinlich. Die hatten sich mittlerweile gelegt. Ausgeschlossen war es allerdings nicht. Doch der Schatten musste echt gewesen sein, denn als ich am nächsten Tag aufwachte, war mein Camp komplett verwüstet. Jemand war hier gewesen. Ich werde wohl kaum im Schlaf so eine Unordnung gemacht haben. Kurz verschaffte ich mir einen groben Überblick darüber, ob irgendetwas fehlte, aber mir fiel nichts auf. Also packte ich meine Sachen erneut und setzte meine Erkundungstour fort. Sie führte mich in die Richtung eines Gebiets, das immer mehr dem bekannten Wald ähnelte. Nicht schon wieder ein Wald. Aber was blieb mir anderes übrig. So lief ich immer weiter, bis ich wieder die Schreie vernahm, die ich bereits in der vergangenen Nacht gehört hatte.

Da, wieder ein Schatten. Dort – ein dunkler Elf. Er schien sich gar nicht vor mir zu verstecken. Er offenbarte sich mir ganz und starrte mich schamlos an. Ich war irritiert. Doch da bemerkte ich, dass das Taktik war, sodass ich mich auf ihn konzentrierte und nicht merkte, dass hinter mir bereits mein persönliches Unglück auf mich wartete. Pffffff! Ich wurde attackiert. Mehrmals. Die Pfeile flogen nur so an mir vorbei, aber ich schaffte es, geschickt auszuweichen. Ein Pfeil schliff haarscharf an meinem Gesicht vorbei, aber ich blieb unversehrt. Schnell griff ich zu meiner Ausrüstung und bereitete mich auf Abwehr vor. Abwehr und Angriff. Jetzt bedeutete es Krieg. Ich wollte keinen Kampf. Dafür war ich nicht gemacht. Ich wollte Frieden, aber dafür, was sie Faye angetan haben, sollten sie büßen.

Da bemerkte ich, dass plötzlich über mir ein weiteres Wesen aufgetaucht war. Etwas Drachenähnliches. Das Wesen kreiste über mir und schien mich bei meiner Arbeit zu beobachten. Ein Spitzel?

Als es bemerkte, dass ich es entdeckt hatte, flog es direkt auf mich zu. Ich hatte keine Zeit, um auszuweichen. Ich war wie erstarrt vor Angst. Doch es fügte mir keinen Schaden zu. Es fing an, mit mir zu sprechen.

„Du brauchst keine Angst vor mir zu haben. Ich tu dir nichts. Im Gegenteil. Ich will dich beschützen. Das wirst du nötig haben, wenn du hier überleben willst“, brachte es hervor. Ich war sprachlos.

„Warum? Ich ... Wer bist du?“, stotterte ich.

„Keine Angst. Das braucht dich nicht zu interessieren. Wichtig ist nur, dass du mir zuhörst, wenn du hier unversehrt bleiben möchtest.“ Es sammelte sich kurz, bevor es ruhig weitersprach. „Du musst dich unauffällig verhalten. Tu so, als ob ich gar nicht da wäre. Die dunklen Elfen sollen nicht bemerken, dass ich zu dir gehöre. Ansonsten sind wir beide in sehr großer Gefahr. Du und ich gehören ab jetzt zusammen und ich werde alles dafür tun, dass wir es hier heil herauschaffen.“ Perplex willigte ich seinem Angebot ein.

„Gut!“, sagte ich, „Abgemacht.“ Schaden konnte es ja nicht, jemanden zu haben, der im Notfall für mich sorgen konnte und tatsächlich war das nötig, denn nur kurze Zeit darauf wurde ich erneut angegriffen. Die Elfen, die mich vorhin attackiert hatten, waren nicht verschwunden. Sie hatten sich scheinbar nur kurz zurückgezogen. Wie äußerst freundlich. Eine kurze Erholungszeit für mich. In meiner Stimme lag Sarkasmus.

Noch bevor mir ein Pfeil wirklich gefährlich nahekam, setzte ich zum Angriff an. Ich hatte meine Ausrüstung noch bereitgehalten. Für den Fall der Fälle, der jetzt einzutreffen schien. Ich schoss zurück. In alle Richtungen, aus denen sich mir die Gestalten näherten. Wo blieb mein vermeintlicher Beschützer, wenn man ihn brauchte. Ich dachte, er wollte mir helfen? Aber er ließ mich alleine – vorerst. Denn als die dunklen Elfen die Überhand nahmen und der Sieg für mich abgeschlossen schien, eilte mir das Wesen doch zur Hilfe, um sich mit mir zusammen gegen die Elfen aufzulehnen. Das Wesen schaffte es. Ich weiß bis heute nicht, wie es das schaffen konnte, aber die Dunkel-Elfen schienen ihre ganze Kraft mit einem Schlag zu verlieren. Sie konnten sich nicht mehr rühren und gaben sich geschlagen. Sie fielen teils einfach um. Tot!

Nachdem wir uns ganz sicher waren, dass keiner mehr von den Geflohenen zurückkäme und alle anderen wirklich leblos waren, näherten wir uns den Toten, um uns deren Ausrüstung genauer anzuschauen. Ich musste mich neu ausstatten. In dem Kampf hatte ich ziemlich viel verloren und so schnappte ich mir die Werkzeuge der Elfen, um sie für mich zu gebrauchen, wenn es von Nöten sein sollte.

„Gib es mir. Du brauchst es im Moment nicht und es wird dich entlasten. Außerdem ist es bei mir besser geschützt, als wenn du es bei dir trägst“, äußerte sich

das drachenähnliche Wesen und ich überließ es ihm. Ich vertraute ihm. Es hatte mir geholfen und so würde es bestimmt auch gut auf meine Sachen aufpassen.

Wir liefen gemeinsam weiter, bis wir beide auf eine Quelle stießen. Ich ließ mich nieder, um mich abzukühlen und meinen Durst zu löschen. Bei dem Versuch, etwas aus der Quelle zu trinken, sah ich etwas Goldenes darin schimmern. Einen Schatz? War es der Schatz, von dem Faye erzählt hatte? Nein, das konnte nicht sein. Sie hatte gemeint, dass er sich bei den Bäumen befand. Sie hat nie von einer Quelle gesprochen. Aber was, wenn das genau der springende Punkt war. Wenn nie die Quelle erwähnt wurde, um alle zu verwirren und der Schatz deshalb so gut behütet war und nie gefunden wurde?

Ich versuchte, das schimmernde Etwas zu bergen, aber es steckte so fest unter den Steinen, dass es sinnlos war. Es war unmöglich, das Ding herauszubekommen. Es sei denn, man hätte das richtige Werkzeug dafür. Ich wollte das Wesen nach meinem gefundenen Werkzeug fragen, aber es war plötzlich verschwunden. Weg! So ein Mist! Wo war es hin?

Ich beschloss, mir mein Lager neben der Quelle aufzubauen und auf das Wesen zu warten. Es würde schon früher oder später wiederkommen und so nutzte ich die Gelegenheit, um einen weiteren Bericht an den Rat zu schicken. Ich bekam nämlich erneut Besuch von meiner Brieftaube.

Nach ein paar Tagen erhielt ich Antwort. Ich sollte das Schimmern in der Quelle bergen. Welch amüsanter Witz. In den vergangenen Tagen hatte ich es immer wieder versucht. Aber ohne das geeignete, richtige Werkzeug saß es viel zu fest. Es war ein Ding der Unmöglichkeit.

Doch kurz bevor ich niedergeschlagen weiterziehen wollte, kam das Wesen zurück. Es entschuldigte sich sogar für seine lange Abwesenheit bei mir und wollte mir zur Wiedergutmachung bei der Hebung des vermeintlichen Schatzes in der Quelle helfen, doch es gelang selbst der Kreatur nicht. Jedoch sagte sie etwas zu mir, was mich umdenken ließ. Sie meinte, dass sei nicht der Schatz, nach dem ich suche. Man müsse zweimal um die Ecke denken. Viele Fremde denken, dass dies der Schatz sei und dass mit Absicht die Quelle verschwiegen wurde, damit man nicht auf die Idee kommen konnte, dass er in der Quelle war. In Wahrheit stimmte es allerdings, dass der Schatz nicht in der Quelle lag. Es wurde nie gelogen. Die Fremden dachten bloß, sie wären klüger, wenn sie sich ihre eigene Wahrheit zusammenreimten. Das Wesen wusste sogar in etwa, wo der richtige Schatz lag. Er musste ganz in der Nähe sein.

Doch, als er die Nähe des Schatzes in meiner Gegenwart laut aussprach, begannen die Bäume des Waldes, in der die Quelle lag, umherzuwandern. Das, was Faye mir prophezeit hatte. Die Bäume wollten uns in die Irre führen. Unseren Orientierungs-

sinn trüben. Ein Wind zog auf und es wirkte fast, als würden die Bäume nun noch beginnen, zu ihrem Tanz zu pfeifen.

Trotz des Verwirrungsspiels ließen wir uns allerdings nicht unterkriegen und machten uns auf die Suche. Mit der Hilfe des Wesens war es tatsächlich ganz einfach, den wahren Schatz zu erkennen. Ich rannte auf ihn zu. Das Gold schwebte vor meinen Augen. Ich hatte den Schatz gefunden. Ich konnte es kaum glauben. Aber meine Freude hielt nicht lange an, denn als ich mich umdrehte, um die Entdeckung mit dem Beschützerwesen zu teilen, sah ich seine wahre Natur. Das Drachenwesen schaute mit blitzenden Augen an mir vorbei. Es versetzte mir einen beherzten Stoß und ich fiel in das mit Tau bedeckte Gras. Ich vernahm benommen einen Freudenschrei, während der Tau meinen erstaunten Gesichtsausdruck zum Glitzern brachte. Das Wesen, welches behauptet hatte, mich beschützen zu wollen, hatte sich plötzlich innerlich verändert, sprang über mich hinweg und rannte in Richtung des von mir entdeckten Schatzes.

Es wollte also die ganze Zeit nur das Eine. Den Schatz. Für sich allein. Es hatte mich die ganze Zeit an der Nase herumgeführt. Ich musste zugeben, dass ich nicht gemerkt hatte, wie ich manipuliert worden war. In den Augen der Kreatur erkannte ich nicht mehr den netten, hilfsbereiten Funken, der mir vorher so vertraut geworden war. Ich erkannte nur Gier und all meine Enttäuschung sammelte sich und wurde zu Wut. In mir staute sich so viel Wut, die mit einem Mal frei wurde und mir half, mich gegen das Wesen zu verteidigen und konzentriert zu kämpfen, um den Schatz wieder an mich zu reißen. Er gehörte mir. Ich hatte ihn zuerst entdeckt. Ein heftiger Kampf entfesselte sich nun zwischen uns beiden, während die wandernden Bäume immer noch um uns herumtobten, als ob sie noch nicht mitbekommen hatten, dass der Schatz längst entdeckt worden war.

Nach einiger Zeit gelang es mir, mich endlich gegen das Drachenwesen zu behaupten. Ich hatte gewonnen. Es gab sich geschlagen. Die Wut war mit einem Mal verflogen. Doch die Enttäuschung über den Verrat blieb bestehen. Obwohl ich das Wesen nicht wirklich großartig kannte, hatte ich doch geglaubt, dass ich die Absichten anderer erkennen könne und ob sie ehrlich zu mir sind.

Ich nutzte die Gunst der Stunde, in der die Kreatur noch halb ausgeknockt im Gras lag, zerrte sie zum nächsten Baum, der aufhörte, umherzuwandern und fesselte sie mithilfe des gefundenen Werkzeugs daran. Der Schatz war meiner. Ich behielt ihn für mich. Mit einem Verräter konnte und wollte ich unter keinen Umständen teilen.

Das Wesen schaute mich noch ein letztes Mal mit seinen großen, traurigen Augen an und beinahe wäre ich noch einmal darauf reingefallen. Ich glaubte, gesehen zu haben, dass eine Träne sein linkes Auge verlassen hatte und in das Gras

gefallen war, doch ich konnte mich auch irren. Durch den Tau, der immer noch den Grasboden bedeckte, konnte ich meine Annahme nun nicht noch einmal überprüfen. Ich wollte einfach nur noch so schnell wie möglich weg von diesem Ort. Ich hatte genug gesehen und so schmiss ich mir noch ein paar von den Blumen ein, die meine Orientierung verbesserten und lief gemeinsam mit meinem gefundenen Schatz und zugleich mit einem mulmigen Gefühl im Magen aus dem Wald, zurück in Richtung Volkesland.

10 | BARAKIS

von *Sophia Spahr*



BEGINN DER REISE

Pine war neunzehn, als er sich für den Auftrag des Rates meldete, das Nachbarsland Barakis zu erkunden. Er war der Sohn von Baahir und Sharjah, hatte drei Geschwister, und er konnte es nicht anders sagen – es ging ihm um die Gelegenheit, wenigstens einmal über die Grenzen des Landes zu kommen. Wer wusste schon, wann die nächsten politischen Schwierigkeiten auftauchten? Er würde die plötzlich aufgetauchten Freiheiten genießen, solange es sie gab. Die ersten zwei der sechs Monate verbrachte er in den ländlichen Gebieten, danach folgten die Hauptstädte Kitwe, sowie die beiden Großstädte Zaheen und Chennai.

Er sollte Informationen über das Land und seine Kultur zu sammeln. Das Mitglied des Rates, mit dem er zu Beginn sprach, hob nur die Augenbrauen, als Pine ihm offenbarte, dass er genau genommen noch nie eine derartige Aufgabe übernommen hatte. Vermutlich war es Pines unaufhörlichem Redeschwall zu verdanken, dass sie ihn trotzdem für die Reise auswählten: Zum einen bewies er, dass er im Alltag auf die wichtigen (und die unwichtigen) Details achtete. Und zum anderen, dass er dabei ein bemerkenswert gutes Gedächtnis aufwies.

AUF DEM LAND

Barakis war größer als Volkesland und hatte eine vielfältige Landschaft. Pine bemerkte, dass die meisten Menschen sich in den größeren Städten aufhielten, während außerhalb zahlreiche Siedlungen die Agrarwirtschaft des Landes unterstützten. Das Klima war ähnlich wie in Volkesland, mit milden Temperaturen und gemäßigttem Wetter.

Eine bemerkenswerte Besonderheit, die Pine nicht übersehen konnte, war eine mysteriöse Frucht, die er während seiner Reise entdeckte. Die Einheimischen nannten sie nicht beim Namen, aber sie sagten, sie klinge ein wenig wie ‚Pine‘. Er war entschlossen, mehr über diese Frucht herauszufinden und plante, einige davon nach Volkesland mitzubringen, um seine Geschwister (und andere Interessenten) zum Probieren zu zwingen. Eine weitere faszinierende Beobachtung waren die einheimischen Tiere: Eine Kombination aus Pferd und Ziege mit ungewöhnlich

langen Beinen, die bei der Landwirtschaft und dem Transport halfen. Pine vermutete sogar, dass diese Tiere magischer Natur sein könnten, da sie so vielseitig eingesetzt wurden.

Pine erfuhr auch, dass die Hafenstadt Chennai im Osten des Landes für ihre frischen Fischgerichte bekannt war. Die Einheimischen würzten den Fisch mit exotischen Gewürzen, und obwohl er noch nie von diesen Gewürzen gehört hatte, war er gespannt darauf, sie zu kosten.

Die Menschen in den ländlichen Gebieten waren freundlich und aufgeschlossen, wurden jedoch misstrauisch, sobald sie Pines Volkesland-Dialekt heraushörten. Dann stellten sie Fragen über die Königsfamilie und die Veränderungen in Volkesland, auf die Pine nur vorsichtig reagierte. Es war offensichtlich, dass Volkesland in den Augen der Barakianer ein Mysterium war, und mehr als einmal ergab sich die Schwierigkeit, dass vereinzelt Gestalten ihn daraufhin doch lieber vor die Tür setzen wollten.

Pine fiel es manchmal schwer, die Menschen in Barakis einzuschätzen. Sie konnten schnell von einladend zu zurückhaltend wechseln. Die lange Isolation von Volkesland von der Außenwelt hatte dazu geführt, dass die Barakianer vorsichtig waren. Pine konnte ihnen das nicht verübeln.

In den ersten acht Wochen war er glücklicherweise keiner ernsthaften Gefahr ausgesetzt, obwohl er sich gelegentlich vor Schlägereien gedrückt hatte, als man herausfand, woher er kam. Sein nächstes Ziel war die Hauptstadt Kitwe, von der er gehört hatte, dass sie sowohl Kriminalität als auch kulinarische Genüsse bot. Er war entschlossen, mehr über Barakis und seine vielfältige Kultur zu erfahren, trotz der Herausforderungen, die seine Herkunft mit sich brachte.

KITWE

Die ersten Eindrücke der Stadt und ihrer Bewohner waren alles andere als positiv: Kitwe, die Hauptstadt von Barakis, lag zentral im Land und war ein Magnet für Einheimische und Touristen gleichermaßen. Pine war fasziniert von der Tatsache, dass Menschen aus anderen Ländern ohne größere Hindernisse in Barakis einreisen konnten, um das Land zu erkunden. Er konnte sich nicht vorstellen, warum Volkesland nicht solche Touristen anzog oder warum die Menschen von Volkesland nie die Gelegenheit hatten, andere Teile der Welt zu sehen.

Er stellte allerdings auch fest, dass die Toleranz gegenüber Touristen aus bestimmten Ländern begrenzt war, mit denen Barakis in der Vergangenheit im Krieg gelegen hatte. Obwohl offiziell Frieden herrschte, schienen einige Menschen immer noch Vorbehalte gegenüber Touristen aus diesen Ländern zu haben.

Pine betrat Kitwe ohne Schwierigkeiten, allerdings begrüßte die Stadt ihn mit tumultartigen Szenen: Eine Verfolgungsjagd zwischen Wächtern und Dieben brach direkt vor seinen Augen aus, und der ehemalige Marktplatz, der einst das Herz der Stadt gewesen war, lag in Trümmern. Banditen hatten den Markt mit selbstgemachten Bomben zerstört, und der Ort war jetzt ein gefährlicher Treffpunkt für zwielichtige Gestalten. Pine verbrachte knapp sechs Wochen in Kitwe und empfand die Stadt als ungemütlich. Die Menschen waren unfreundlich und misstrauisch gegenüber Fremden. Er konnte kaum einen Einblick in die Ansichten und Lebensweise der Einheimischen gewinnen, da die meisten ihn lieber ignorierten oder mit Skepsis beäugten. Die Stadt war überbevölkert, und die Menschen kämpften um Schlafplätze. Kitwe schien eher ein Ort für Banditen und Verbrecher zu sein als ein Ort für Familien mit Kindern. Die Kinder verschwanden oft und wurden als Diebe oder Spione im Schwarzmarkt eingesetzt.

Trotz der negativen Erfahrungen in Kitwe konnte Pine einige positive Aspekte finden. Die Vielfalt der kulinarischen Köstlichkeiten beeindruckte ihn. Er probierte eine Vielzahl von Gerichten, von unbekanntem Gemüsesorten über Fisch- und Fleischgerichte bis hin zu Süßspeisen mit exotischen Gewürzen. Er wünschte, er könnte all diese kulinarischen Entdeckungen mit nach Volkesland nehmen. Er hatte auch eine erneute Begegnung mit der mysteriösen Frucht, jedoch immer noch nicht herausgefunden, wie sie hieß oder wie man sie zubereitete. Die Einheimischen machten sich über sein Unwissen lustig, verrieten ihm aber nicht mehr.

Alles in allem war Pine froh, Kitwe zu verlassen und sich auf den Weg zur Stadt Zaheen zu machen. Er hoffte, dass er dort mehr über die Kultur und die Vergangenheit von Barakis und Volkesland erfahren würde. Mit neuen Erkenntnissen und Erfahrungen setzte er seine Reise fort, gespannt darauf, was ihn als Nächstes erwarten würde.

ZAHEEN

Pine hatte die Stadt Zaheen erreicht und fand eine deutlich kulturellere und bildungsbetonte Atmosphäre vor als in der chaotischen Hauptstadt. Die Stadt war bekannt dafür, dass viele Eltern ihre Kinder dort zur Schule schickten, in der Hoffnung auf eine bessere berufliche Zukunft. Bildung war in Zaheen hoch angesehen, und ein Abschluss an einer der Schulen oder Universitäten versprach gute Arbeitsmöglichkeiten, sowohl im In- als auch im Ausland.

Auch diese Stadt war überfüllt. Einige Teile der Stadt waren wohlhabender und sahen besser aus als die überfüllten Straßen in Kitwe. In Zaheen gab es Museen,

Ruinen und Grabstätten, die Pine die Möglichkeit boten, mehr über die Geschichte von Barakis zu erfahren.

Pine lernte auch einige interessante historische Informationen über Barakis: Das Land erhielt seinen Namen von Königin Barakis, der Frau des ersten Herrschers Jaipur I., der vor etwa sechshundert Jahren das Land besiedelte. Als Königin Barakis an einer Krankheit starb, benannte Jaipur das Königreich nach ihr. Vor etwa dreißig Jahren schloss sich Barakis mit einem anderen Nachbarland gegen drei fremde Staaten in einem Krieg zusammen. Obwohl Barakis den Krieg verlor, überstand es die Folgen vergleichsweise glimpflich. Pine erfuhr erstmals von diesem Krieg, da Volkesland nicht daran beteiligt war und keine Informationen darüber hatte.

Seit diesem Krieg hat Barakis versucht, sich für Touristen als gastfreundliches und faszinierendes Reiseziel zu präsentieren und war dabei recht erfolgreich. Ein aktuelleres Problem, das sich seit dem Krieg entwickelt hatte, war der Ost-West-Konflikt innerhalb von Barakis. Dieser Konflikt begann mit unterschiedlichen Meinungen darüber, wie Barakis mit den Folgen des Krieges umgehen sollte. Die politischen Lager, die sich gebildet hatten, standen nach wie vor einander nicht sehr diplomatisch gegenüber.

Die meisten Bürgerkonflikte fanden in Kitwe statt, da sich dort die beiden politischen Lager trafen. Pine hatte sogar einige dieser Auseinandersetzungen miterlebt, aber zu diesem Zeitpunkt nicht als politische Fehden erkannt. Trotz dieser inneren Konflikte hatte sich Barakis in den Augen anderer Länder als politischer Verbündeter und geschätzter Handelspartner etabliert. Das Land profitierte von Handel und Austausch von Früchten, Rohstoffen und Gewürzen mit anderen Nationen.

CHENNAI

Pine war nun in der Hafenstadt Chennai angekommen, der letzten Etappe seiner Reise durch das Land. Hier kam sein Favorit der bisherigen Reise: Zaheen war ihm im Großen und Ganzen doch recht aristokratisch vorgekommen, und die Menschen hatten manchmal den Eindruck erweckt, als würden sie auf ihn herabsehen, wenn er nicht auf die renommierteste Universität ging. Im Gegensatz dazu wirkten die Leute in Chennai so entspannt, als würde es sie überhaupt nicht interessieren, warum genau er in der Stadt war. Er würde sie nicht direkt einladend oder neugierig nennen, die Menschen dort, aber gerade das machte den Aufenthalt sehr entspannt.

Was ihm an Chennai auffiel, waren die vielen Ruinen und baufälligen Gebäude. Entweder waren Stadtteile völlig neu und glänzend, oder sie bestanden komplett aus Schutt und Asche.

Die Straßen sahen trotzdem alle eindrucksvoll aus, keine Frage! Doch wie er hörte, hatte Chennai von den vier Großstädten damals am meisten unter dem Krieg mit den ominösen anderen Ländern gelitten – hauptsächlich, weil die Stadt direkt an der Landesgrenze lag und die feindlichen Schiffe zuerst Chennai anvisierten. Er fand die Stadt trotzdem schön, aber eben auf ihre persönliche Weise.

Am Hafen selbst fanden sich die meisten Marktstände, wo es in Unmengen Straßengerichte mit frischem Fisch und gerade eingekauften Früchten aus dem Ausland gab. Er probierte sich durch viele Sachen durch und war begeistert. Ein weiterer Eindruck von Chennai war, dass er hier sehr viel weniger angestarrt wurde. Auf dem restlichen Weg hierher – ob in den Großstädten oder in den Dörfern – wurden ihm immer Fragen, Bemerkungen oder Blicke zugeworfen, sei es aufgrund seines fremden Aussehens oder seines Akzents. Ihm war es ja soweit immer ganz gut gelungen, sich in die Menge einzugliedern, aber hin und wieder erweckte er eben doch Aufsehen. Hier in Chennai kam es ihm so vor, als würden so häufig Fremde vom Meer aus in das Land kommen und hier entweder Geschäfte verrichten oder ihren Urlaub genießen, dass sich kaum jemand darum kümmerte, wer er genau war und was er hier tat. Nicht einmal in Kitwe hatte er das so erlebt. Das konnte sehr befreiend sein – in Volkesland wurde man an jeder Ecke gefragt, zu wem man gehörte und warum man sich dort und dort herumtrieb, nichts für ungut. Ein wenig Anonymität und Desinteresse waren in dem Fall sehr erholsam, aber das war persönliche Präferenz.

Alles in allem konnte er sich nicht über Chennai beklagen: weniger Auseinandersetzungen auf der Straße, leckeres Essen, viele unterschiedliche Menschen, traumhaftes Wetter und eine klare Seeluft. (Über das Meer selbst würde er sich jetzt besser nicht auslassen. Sagen wir, es hatte ihm zu Beginn sehr viel Panik bereitet, und mittlerweile fand er es wunderschön. Er würde sehr, sehr gern mal mit einem der Schiffe über das Meer auf einen anderen Kontinent gelangen, aber dafür war auch später noch Zeit. Gerade war er weit genug von seinem Zuhause entfernt, noch weiter weg musste er erstmal nicht.)

Er empfand sowohl Zaheen als auch Chennai als angenehmer als Kitwe und verbrachte seine Zeit im Augenblick damit, die Hafenstadt weiter zu erkunden und neue Dinge zu erfahren. Langsam stellte sich bei ihm auch das Heimweh nach seiner Familie ein. Er freute sich darauf, seine Eltern und Geschwister wiederzusehen. Selbstverständlich stand er jedoch für weitere Aufträge und Erkundungen zur Verfügung und freute sich darauf, weiterhin seinen Dienst für Volkesland leisten zu können.

ENDE DER REISE

Nach Monaten des Reisens und Erkundens in Barakis war Pine bereit, seine Rückreise anzutreten. Chennai, die Hafenstadt, hatte seinen Eindruck von diesem faszinierenden Land noch vertieft, und er hatte zahlreiche wertvolle Erfahrungen gesammelt. Die verschiedenen Städte und Kulturen hatten seine Perspektive und seinen Horizont erheblich erweitert. Während er schweren Herzens aufbrach, freute er sich doch darauf, sein Zuhause in Volkesland wiederzusehen.

Die Sehnsucht nach seiner Familie, seinen Eltern und Geschwistern, wurde mit jedem Schritt, den er näher an seine Heimat kam, stärker. Er hatte so viele Geschichten zu erzählen, so viele Erinnerungen, die er mit ihnen teilen wollte. Doch gleichzeitig brannte in ihm der Wunsch, dem Rat von Volkesland von seinen Entdeckungen und Erkenntnissen zu berichten. Barakis war ein komplexes Land mit einer reichen Geschichte und einer vielfältigen Kultur, und er fühlte sich verpflichtet, sein Wissen mit seinen Landsleuten zu teilen.

Während Pine sich auf den Heimweg machte, versprach er sich selbst, eines Tages nach Barakis zurückzukehren. Die Schönheit und die Geheimnisse dieses Landes hatten ihn tief berührt, und er hatte das Gefühl, dass seine Reise noch nicht zu Ende war. Vielleicht würde er eines Tages erneut die fernen Küsten von Barakis erreichen, um noch mehr von diesem einzigartigen Land zu erkunden und zu verstehen. Mit einem Abschiedsblick auf die Küste von Chennai und einem Lächeln auf den Lippen trat Pine den Heimweg an. Er wusste, dass seine Reise noch lange nicht vorbei war, und dass Barakis, mit all seinen Geheimnissen und Schätzen, auf ihn warten würde.



ES WAR EIN TAG WIE JEDER ANDERE

Jedoch war etwas anders.

Heute wollten ich und mein Bruder aufbrechen, um die Gegend zu erkunden. Für die meisten ist das wahrscheinlich etwas ganz Normales. Naja, es ist nur etwas Normales, wenn man wo anders wohnt als wir.

Wir leben in einer kleinen Stadt, erstmal nichts Ungewöhnliches, aber wir waren noch nie außerhalb des Landes, weil es einfach nicht erlaubt war. Doch jetzt ist es endlich soweit und wir dürfen die Gegend erkunden. Volkesland war frei und wir gehörten zu seinen Abenteurern.

Tag 1 – Außerhalb

Heute sind wir aufgebrochen.

Es war ein sehr warmer Tag. Wir sind schon in den frühen Morgenstunden losgelaufen, um noch eine Brieftaube abzuholen. Unsere Taube Lili ist sehr höflich, aber irgendwie auch frech, ich weiß nicht ganz, wie man beides sein kann.

Nachdem wir unsere Taube abgeholt hatten, haben wir uns auf den Weg gemacht und sind durch ein großes Tor gelaufen, um die Stadt zu verlassen.

Ich hoffe sehr, dass diese Reise nicht nur anstrengend, sondern auch spannend wird.

Tag 2 – Ganz viel Grün

Gestern haben wir nicht mehr viel gesehen. Wir sind gut vorangekommen und haben Volkesland am frühen Nachmittag verlassen. Weit gekommen sind wir jedoch nicht und haben mit Sonnenuntergang unserer Lager aufgebaut.

Als ich heute Morgen aufgewacht bin, hat mein Bruder bereits Essen gemacht. Nach einem ausgiebigen Frühstück haben wir unsere Sachen eingepackt und sind aufgebrochen. Unser Weg war grün eingerahmt. Bäume, Sträucher, sogar grüne Vögel sind uns begegnet.

Nach einigen Stunden sind wir an einem grünen See angekommen natürlich. Dort haben wir eine kleine Verschnaufpause gemacht. Da es uns hier sehr gut gefallen hat, haben wir begonnen, unser Lager aufzuschlagen.

Die Sonne ging bereits unter. Es war unglaublich, wie schnell es außerhalb unserer Stadt dunkel wurde.

Tag 5 – Seltsame Wesen

Die letzten Tage haben wir damit verbracht, etwas Neues zu finden und heute war es endlich soweit. Als wir weiter durch den Wald spazierten, sahen wir plötzlich sehr seltsame Wesen vor uns. Sie waren etwa so groß wie wir, hatten aber keinen Oberkörper, sie trugen orange Hosen.

Tag 6 – Ein Name für die Wesen

Wir haben die Wesen heute lange beobachtet und sind zu dem Entschluss gekommen, sie Beinwürmer zu taufen.

Tag 7 – Eine Höhle?

Heute sind wir weiter durch den Wald gewandert. Ich habe mich in dieser Zeit gut mit Lili, unserer Brieftaube, unterhalten.

Nach zwei bis drei Stunden sind wir an einer Lichtung angekommen. In ihrer Mitte befanden sich einige Felsen. Als wir näher herantraten, konnten wir sehen, dass dort im Gestein ein Loch war. Ich war mir nicht sicher, was das sein sollte, doch mein Bruder hat mir erklärt, dass das eine Höhle sei. Nach seiner Erklärung sind Höhlen Löcher im Gestein oder Bergwänden. Er hatte die angeblich geniale Idee, in diese Höhle reinzugehen. Ich finde diese Idee nicht zu gut und jetzt sitzen wir hier und können uns nicht entscheiden, ob wir in die Höhle gehen sollen oder nicht.

Tag 13 – Doch überredet

Natürlich hat mein Bruder es doch geschafft mich zu überreden, und jetzt waren wir sieben Tage lang in dieser Höhle. Ich gehe nie wieder in so ein Ding!

Allmählich gehen uns die Vorräte aus. Trotz fehlendem Licht und ohne Essen war mein Bruder jedoch sehr erfreut, als er so genannte Höhlenmalereien gefunden hat. Er hat auch die ganze Zeit von einer Quelle gesprochen, aber ich hatte keine Ahnung, was er damit meint, bis er mir erklärt hat, dass eine Quelle eine Art Bach ist, die irgendwo aus der Erde kommt. Er hat dieses Wasser auch getrunken. Eine Sache, die sogar mir im Dunkeln aufgefallen ist, ist, dass immer zu einer bestimmten Tageszeit eine Horde von Fledermäusen über und gegen uns geflogen sind.

Tag 15 – Ein neuer Freund

Ich hatte euch ganz vergessen zu erzählen, dass wir einen neuen Freund gefunden haben. Es ist ein kleines süßes Tier, das die ganze Zeit müde und auch sehr langsam

ist. Es hat gesagt, es sei ein Faultier und hieße Molli Polli.

Tag 18 – Nichts Spannendes

Die letzten Tage ist nichts weiter passiert, außer dass wir uns verlaufen haben und nicht mehr weiterwissen.

Tag 21 – So viel grün

Überall nur grün. Ich weiß nicht, worüber ich schreiben soll, aber ich erzähle euch jetzt einfach mal was über meinen kleinen Bruder:

Antako Tamowo

Art: Mensch

Eigenschaft: weiß alles über Höhlen

Charakter: schüchtern, ängstlich (außer bei Höhlen)

Aussehen: kleiner als der Durchschnitt, kurze schwarze Haare, zwölf Jahre, etwas rundlicher

Tag 26 – Ein schöner Ort

Heute haben wir endlich aus dem Wald gefunden. Das hat uns alle sehr erleichtert. Wir sind auf einen kleinen Felsen geklettert und konnten von dort aus eine wunderschöne Wiese überblicken, die sich kilometerweit erstreckt. Hier bleiben wir jetzt erst einmal.

Tag 32 – Weiter geht's

Heute haben wir uns endlich überwinden können weiter zu laufen. Es war ein ständiges hoch und runter, da die Wiese voll mit Hügeln war.

Tag 35 – Immer noch alles grün

Hoch und runter und wieder hoch und runter... So durchlaufen wir seit zwei Tagen diese hügelige Wiesengegend. Es ist immer noch alles mit Gras bedeckt, aber irgendwie wird unsere Sicht immer schlechter, so als würde Nebel aufziehen.

Tag 36 – Nebelwände

Also wir heute Morgen aufgewacht sind, war überall um uns herum Nebel. Es war nicht so ein Nebel, wie man ihn aus frühen Morgenstunden kennt, sondern man konnte kaum seine eigene Hand vor dem Gesicht sehen. Mein Bruder hatte Panik und da habe ich schnell begriffen, wie ernst die Lage war. Lili ist dann schnell hochgeflogen, um uns den richtigen Weg zu zeigen, doch wir konnten sie nicht hören und sie uns nicht mehr wiederfinden. Jetzt habe ich auch Angst. Wir haben

Lili verloren, was sollen wir nur machen?

Tag 37 – Wieder draußen?

Haben wir es endlich rausgeschafft? Wir wissen es nicht, aber der Nebel wird von Minute zu Minute weniger. Aber heißt das, dass wir auch wieder raus sind?

Tag 38 – Tatsächlich

Ja, heute Morgen war der Nebel verschwunden und wir haben sogar Lili wieder gefunden. Sie hatte ganz in der Nähe auf einem Baum auf uns gewartet und kam sofort freudig angefliegen, als sie uns wiedersah.

Ich habe heute etwas später gesehen, wie mein Bruder etwas aufgeschrieben hat. Ich habe ihn gefragt, was er da macht, aber er wollte mir nichts verraten. Ich werde ihn später nochmal fragen, aber jetzt müssen wir ganz dringend etwas zu Essen finden.

Tag 40 – Ein Dorf?

Heute sind wir ein ganzes Stück gelaufen. Etwas planlos zwar, aber immerhin kommen wir nach dem schrecklichen Nebel wieder gut voran. Am frühen Nachmittag sahen wir dann eine kleine Rauchsäule am Horizont aufsteigen. Als wir näherkamen, sahen wir Häuser. Wir wussten nicht, ob wir zu den Häusern gehen sollten oder doch lieber nicht. Also standen wir dort eine Weile, unschlüssig, was wir jetzt tun sollten. Nach einiger Zeit wurde es Lili zu bunt und sie flog zum Dorf. Schließlich folgten wir ihr. Als wir dann vorsichtig durch das kleine Dorf schritten, schauten die Leute erst skeptisch und beäugten uns von weitem. Doch dann wurden wir herzlich begrüßt.

Tag 43 – Brennnesseltee

Wir sind jetzt schon einige Zeit im Dorf und haben viele neue Dinge gelernt wie z.B., dass Brennnesseln nicht nur Unkraut sind, sondern man daraus Tee machen kann.

Tag 45 – Blasen

Heute früh hatte Antako plötzlich seltsame Pusteln an den Füßen. Die Leute im Dorf haben gesagt, die Pusteln seien Blasen vom zu vielen Laufen und man solle rohe Brennnesseln rauf machen. Kurz darauf haben Lili und ich auch Blasen bekommen.

GARNICHT GUT.

Tag 50 – Immer noch AUA

Es hatte sich zwar ein bisschen gebessert, aber es war noch nicht so gut, um weiterlaufen zu können. Die Leute hier waren zwar alle sehr nett und hilfsbereit, aber es wurde allmählich langweilig, hier nur rumzuliegen. Jedoch glaube ich auch nicht, dass wir in den nächsten Tagen wirklich wieder aufbrechen werden.

Tag 53 – So langweilig

Antako gefällt es, so umsorgt zu werden, doch mir ist einfach nur noch langweilig.

Tag 54 – Ein Brief

Ich habe heute einen kleinen Mittagsschlaf gemacht und als ich wieder aufgewacht bin, sah ich, wie mein Bruder wieder etwas schrieb. Als ich ihn fragte, was er da mache, sagte er, dass dies ein Brief an den Rat sei.

Stimmt ja, wir haben früher im so genannten einsamen Reich gelebt. Unsere alten Anführer hatten so viel Angst vor Konflikten, dass sie ihren Einwohnern verboten haben, das Land zu verlassen. Jetzt gibt es jedoch eine neue Regierung, die gerne wissen will, was sich außerhalb unseres Landes verändert hat. Alle die wollten, konnten sich eine Taube abholen und losziehen. Dafür musste man jedoch jeden Monat einen Brief an den Rat schreiben und über das Gesehene berichten. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich das total vergessen.

Tag 56 – Weiter geht's

Antako hat mir heute früh gesagt, dass wir wieder aufbrechen müssen, weil er eine Antwort vom Rat erhalten hat. Wir wurden gebeten, Näheres zu den Nebelwänden herauszubekommen. Und weil mein Bruder stets den Anweisungen des Rates folgte, haben wir uns abermals auf den Weg gemacht, obwohl die Dorfbewohner uns gewarnt und die Nebelwände als lebensgefährlich bezeichnet hatten.

Tag 59 – Wann sind wir endlich da?

Wir suchen die Nebelwände jetzt schon seit Tagen, aber es gibt keine Spur.

Zurzeit schlafen wir wieder in unseren kleinen Zelten. Die Dorfbewohner haben uns netterweise mit ausreichend Proviant versorgt.

Einige Tage später wachten wir im Nebel auf. Er kam total unerwartet. Zum Glück haben wir unsere ganzen Sachen wiedergefunden. Da uns die Dorfbewohner auch ein Seil mitgegeben hatten, konnten wir uns aneinanderbinden.

Der Nebel machte uns weniger Angst als beim ersten Mal und mich hatte die Neugierde gepackt. So liefen wir eine ganze Weile durch die Gegend. In diesem

Nebel ging uns das Zeitgefühl verloren. Das lag wohl auch daran, dass es nicht wirklich dunkel oder hell wurde. Nachdem wir bis zur Erschöpfung gelaufen sind, ohne dem Rätsel der Nebelwände näher zu kommen, haben wir uns entschieden, hier an Ort und Stelle unsere Zelte aufzuschlagen. Wir waren einfach zu erschöpft, um nach einem besseren Schlafplatz Ausschau zu halten. Das Erste, was uns am nächsten Morgen auffiel, war, dass Regen den dichten Nebel durchdringen kann.

Die darauffolgenden Tage verliefen wie in Trance. Wir liefen durch den Nebel bis zur Erschöpfung und fielen am Abend im Zelt in einen traumlosen Schlaf. Ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, im Kreis zu laufen und beobachtet zu werden. Plötzlich hörten wir ein Wimmern. Langsam näherten wir uns dem Geräusch. Einige Meter von uns entfernt sahen wir einen Mann auf dem Boden kauern. Er schien große Schmerzen zu haben. Als ich zu ihm ging und meine Hand auf seine Schulter legte, zerfiel er zu einer Art Staub. Von diesem Moment an huschten immer wieder Schatten an uns vorbei und wir hörten leise Stimmen. Die Stimmen wurden von Schlafpause zu Schlafpause lauter, bis wir irgendwann unter den vielen Stimmen eine bekannte Stimme hörten. „VATER?!“ Das Unterbewusstsein wollte uns doch sicherlich nur einen Streich spielen. Doch als alle anderen Stimmen verstummten und wir nur noch Vaters warnende Stimme hörten, die uns etwas zuflüsterte, lauschte ich aufmerksam. „LAUFT!“ Sofort rannten wir. Wir rannten lange und wussten nicht, in welche Richtung. Doch plötzlich sahen wir am Horizont etwas Helles. Wir rannten um unser Leben, doch als wir kurz vor dem Lichtschein waren, zog uns ein unendlich starker Sog zurück. Wir kämpften dagegen an, aber es gelang uns nicht. Einer nach dem anderen brach in sich zusammen.

Und dann – mit einem Ruck, der durch meinen ganzen Körper ging, sagte ich dem Leben adieu. Als ich die Augen öffnete, sah ich grünes Gras und Sonnenstrahlen. Das musste der Himmel sein.

Doch dann fiel mir auf, ich kannte diese Umgebung. Wir waren wieder an dem Ort, wo wir das erste Mal in die Nebelwände geraten waren. Ich sah den Wald und ich war unheimlich erleichtert, denn dort standen auch mein Bruder mit Lili auf der Schulter und Molli Polli auf dem Arm.

Das alles habe ich einige Tage nach unserer Rückkehr in unser Land geschrieben.

Lg Enfenia

**EIN HERZ AUS FEUER UND GOLD – DURCH MAGISCHE
PFADE GETRENNT**

TEIL 2 DES GESCHEHENS, DAS SEINEN BEGINN IN LAND 20 HAT

EMBER

Johanna Föhlisch

Ich treibe Ambrose noch schneller an. Der kalte Wind weht mir ins Gesicht. Seine spitzen Nadeln stechen in meinen Augen und lassen sie tränen. Ich wage es gar nicht nach hinten zu gucken. Was ist, wenn mich jemand verfolgt? Was ist, wenn ich hinter mir einen Brand aus tausenden Fackeln sehe? Ich merke, wie Ambrose schnaubt und gestehe uns beiden einen etwas langsameren Galopp zu. Der Mond lässt Ambroses Fell fast schwarz schimmern. Ich lockere die Zügel und merke erst jetzt, wie verkrampft ich sie gehalten habe. Meine Hände zittern und mein Atem geht schnell. Immer wieder sehe ich Eira, wie ich sie so fest an mich drücke, als gäbe kein morgen. Aber gibt es eins? Wie soll denn nun mein Morgen aussehen? Es ist eine Endlosschleife – diese Bilder und die Verzweiflung schneiden in mein Herz. Ich wache aus meinem Erinnerungswahn auf und gucke mich mit raschen Bewegungen um. Nur spärlich kann ich den Weg zwischen dem dichten Wald erkennen. Kann man das überhaupt Weg nennen? Es ist wohl eher eine Art Pfad, der Zwischenraum der Tannen.

Stunden mussten bereits vergangen sein. Ambrose läuft inzwischen recht langsam durch den sich verdichtenden Wald. Immer wieder werfe ich auch einen Blick zur kleinen Taube Tinker in ihrem Käfig, der an der Satteltasche befestigt ist. Ihr Name ist auf einem kleinen, metallenen Schild in einer schnörklichen Schrift eingraviert. Sie wird ziemlich durchgeschüttelt, doch sieht sie nicht verängstigt oder gar panisch aus. Erleichtert atme ich aus.

Die Sonne geht bereits auf, als ich von Ambroses Schnauben geweckt werde. Ich genieße seine Gesellschaft. Ich stemme mich vom Boden. Ein paar Tannennadeln bleiben in meinen Händen stecken. Mein Nacken schmerzt etwas. Reflexhaft reibe ich über ihn. Die Verspannungen ziehen bis in meinen Kopfhinein. Endlich sitze ich

aufrecht und schon macht sich ein Schwindelgefühl unter meiner Stirn breit. Wie ein Kreisel, der den Wald und Ambrose verzerrt, dreht sich die Welt. Langsam hat der Kreisel sich ausgedreht und ich sehe mich in meiner Umgebung um. Alles scheint so anders bei Tag. Nun erkenne ich die vereinzelt Büsche. Für einen Moment schließe ich meine Augen und versuche, mich nur auf das Umfeld zu konzentrieren. Ich höre den Wind, der über die Nadelbäume und ihre Rinden streichelt. Heute ist er etwas kühler und bereitet mir eine Gänsehaut an den Armen und in meinem verspannten Nacken. Ich atme tief ein und rieche die Nadeln, das trockene Gras und Ambrose. Doch da ist noch etwas, etwas anderes. Ich rieche die kühle Feuchtigkeit, es riecht nach Moos und auch etwas herb. Ich öffne meine Augen und erhebe mich endgültig vom Boden. Es wird ein Unwetter geben. Die Kopfschmerzen und der Geruch haben es eindeutig verraten. Ambrose grast ein Stückchen entfernt von mir. Auch heute wird für uns ein langer Tag. Rasch sattele ich ihn und schon sind wir wieder unterwegs. Die Angst, uns könnte jemand verfolgen, lässt mich immer noch nicht kalt. Vielleicht etwas zu häufig, drehe ich mich um und kontrolliere die Umgebung. Jedes Mal ist nichts außer Bäumen hinter uns. Und jedes Mal sage ich, das es nie zu häufig ist, sich umzudrehen und seine Umgebung zu überprüfen. Außerdem habe ich doch nichts, um mich gegen die aufgebrachte Horde zu verteidigen. Außer einem Dolch in meinem Stiefel habe ich keinerlei Waffen bei mir, die sind oder waren alle in Eiras und meinem Zelt. Erst jetzt bemerke ich den starken Gegenwind. Ich blicke nach oben zum pechschwarzen Himmel. Ich erschrecke etwas. Auch Ambrose scheint alarmiert. Sein Galopp wird immer wilder und ich bekomme Schwierigkeiten, ihn zu beruhigen. Durch die Baumkronen sehe ich, wie Lichter die dichten Wolken erhellen. Wie kann es schon Blitze geben, wenn es noch nicht einmal regnet? Ich weiß, dass wir uns dringend unterstellen müssten, doch nur wo? Der Wind wird stärker und pustet mir die Haare ins Gesicht. Ich versuche sie wegzustreichen, doch ohne viel Erfolg. Ich erschrecke, als ein kalter Regentropfen durch meine Kleidung dringt. Doch dieser war nicht der einzige. Ich zucke bei den ersten noch zusammen, doch irgendwann akzeptiere ich mein Schicksal.

Jetzt höre ich auch Donner. Verdammt, wir müssen direkt in das Unwetter hineingeritten sein. Oder es war ungünstig zu uns gezogen? So in den Gedanken verloren, bemerke ich für einen Moment Ambroses Unruhe nicht. Das Gewitter ist direkt über uns. Es ertönt ein lauter Donner, der in meinem Kopf wie in einem riesigen Ballsaal widerhallt. Fast gleichzeitig erschrecken Ambrose und ich uns. Ein Blitz schlägt direkt neben uns in einen Baum. Er fängt Feuer. Ambrose steigt zuerst und fängt dann an zu buckeln. Ich höre alles nur aus der Ferne. Meine Stimme, die versucht, Ambrose zu beruhigen, den prasselnden Regen und weitere Donnerschläge. Ich bin inzwischen tiefend nass. Erst rutsche ich nur langsam aus den

Steigbügel, doch dann zu schnell, um es rechtzeitig zu bemerken und wieder in eine aufrechte Position zu kommen. Und dann falle ich. Ich falle nicht lang, doch mein Aufprall ist dumpf und nimmt mir die Luft zum Atmen. Ich sehe alles nur noch verschwommen. Ich sehe, wie Ambrose wild herumspringt. Ich sehe, wie Ambrose davonrennt. Doch es passiert zu schnell, um zu reagieren, um etwas zu unternehmen. Eine plötzliche Müdigkeit überflutet meinen Körper und macht meine Augenlider unerträglich schwer. Der Regen ergießt sich immer noch über mich. Doch alles passiert so schnell, dass ich nicht die Vernunft und die Kraft aufbringen kann, wach zu bleiben.

Komplett durchnässt wache ich auf. Das Unwetter ist wohl weitergezogen. Es müssen Stunden vergangen sein, denke ich. Die Nacht ist kalt und ruhig. Nicht mal eine Grille gibt einen Ton von sich. Ich stemme mich mit einem Arm vom Boden, sehe mich so wie am Morgen um. Dort ist nichts und niemand. Nicht mal Ambrose. Diesmal bin ich komplett allein. Die Dunkelheit umhüllt mich mit all ihren Schatten. Ich ziehe meine Knie an mich heran und unterdrücke ein lautes Schluchzen. Warme Tränen laufen über meine immer noch feuchten Wangen hinunter. „Jetzt bist du komplett allein, jetzt hast du niemanden mehr, nicht mehr physisch oder emotional erreichbar, sage ich zu mir selbst.“

Ein kräftiger Schüttelfrost löst mich aus dieser Position. Während ich mich versuche aufzurappeln, suche ich bereits mit meinen Augen nach Überbleibseln meiner Sachen. Ach du meine Güte, die Taube, kommt es mir plötzlich in den Sinn. Mit schnellen Bewegungen beginne ich nach dem Käfig zu suchen. Überbleibsel von Proviant und meinen Rucksack finde ich recht schnell, doch wo ist die Taube? Verzweifelt fasse ich an meine Stirn. Instinktiv streiche ich meine zerzausten Haare aus dem Sichtfeld. Meine suchenden Augen sind schließlich erfolgreich. So schnell ich kann, renne ich zu dem verbeulten Käfig mit der wild flatternden Taube. Rasch versuche ich ihr Gefängnis zu öffnen, was der rostige Verschluss und das Zittern meiner Hände deutlich erschweren. Nach einer gefühlten Ewigkeit, in der ich nur das rauschende Blut, meinen wilden Herzschlag und das Quietschen der Taube höre, öffnet sich die kleine Tür. Meine kalten und noch etwas feuchten Hände greifen nach der Taube und heben die Kleine vorsichtig heraus. Mit wirren Bewegungen suchen meine immer noch etwas gereizten Augen nach Verletzungen an dem kleinen, weichen Körper. Was mir sehr verdächtig erscheint, ist das Schönen des einen Flügels. Sanft streiche ich immer wieder über ihren kleinen Kopf, um sie etwas zu beruhigen. Der Flügel scheint mir hier in der dunklen Nacht nicht in Ordnung. Das Täubchen fühlt sich jedoch sicher in meiner Hand, sodass ich ein schmales Stück Stoff von meinem Mantel abreiße und ihr den kleinen Streifen um ihren verletzten Flügel wickeln kann. Behutsam setzte ich Tinker auf meine Schulter.

Sie scheint zu verstehen, was ich damit bezwecke, und macht es sich etwas bequem. Eine kleine Welle von Erleichterung überschattet einen Moment meine Angst und meine Verzweiflung.

Ich sammle schließlich die Überreste der verlorenen Sachen auf. Viel erkenne ich in der bedrohlichen Dunkelheit jedoch nicht. In welche Richtung gehe ich nun als nächstes? Der Himmel ist zugezogen mit Wolken, wodurch ich nicht einmal versuchen kann, die Sterne als Kompass benutzen. Doch plötzlich erkenne ich den Baum wieder, wo ein Blitz eingeschlagen und sich Ambrose so fürchterlich erschreckt hatte. Das Bild nimmt mir die Luft zum Atmen. Stumme Tränen rollen über meine Wangen. Schnell wische ich sie weg und lasse den verbrannten Überrest des Baumes hinter mir. Die Taube gurr zwischen dem stampfenden Geräusch von dem Aufeinandertreffen meiner müden Füße und dem trocknenden Waldboden vereinzelt. Doch sonst gibt der Wald keinen Ton von sich. Vater lehrte Eira und mich immer, auf den Wald zu hören, da er uns wohl viel sagen würde. Doch jetzt sagt er mir nichts. Er ist völlig verstummt. Irgendwann, als ich leichte Sonnenstrahlen vernehme, denke ich daran, ob das Verstummen des Waldes meinem ähnelt. Während der Wald wieder zu seiner Stimme findet und Vögel sacht anfangen zu singen, verstummt das laute Durcheinander in meinem Kopf endlich.

Ich stapfe durch den Wald, bis die Sonne am Horizont verschwindet und noch länger. Irgendwann, als der Schmerz in meinen Beinen zu laut wird, lehne ich mich an dem nächsten Baum an. Vorsichtig setze ich meinen Rucksack ab und wühle nach der Wasserflasche. Vorsichtig träufler ich etwas Wasser in meine Handfläche und lasse Tinker auf meiner Schulter etwas trinken, bevor ich selbst einen großen Schluck nehme. Die Schatten der Nacht werden schnell größer und lassen mich zusammenzucken. Hektisch sehe ich in die Dunkelheit, doch erkenne ich nur noch mehr Schatten. So schnell ich kann, setze ich meinen Rucksack wieder auf und laufe weiter. Das Wasser ist inzwischen fast leer, aber das Einzige in meinem Kopf ist: Lauf. Lauf so schnell du kannst. Meine Muskeln sind müde, doch das Adrenalin pumpt sie wach. Die ganzen Laute der Nacht verstummen unter meinem lauten Atem und dem rauschenden Blut in meinen Ohren. Doch da höre ich ein Geplätscher. Ich verlangsame meinen energischen Schritt. Vorsichtig folge ich dem Geräusch und gelange an einen Bachlauf, der wenig später in einen kleinen Teich mündet. Sachte setzte ich den Rucksack und Tinker von meiner Schulter auf den Boden und trete näher an den Teich.

Ich werfe einen Blick in den dunkellilafarbenen Teich und sehe mein Spiegelbild. Mein langes helles Haar fällt in einem losen Zopf über meine Schulter. In meinem

Kopfhallen die Worte von Colden wider: „Ich liebe deine langen Haare, sie sind ein wunderschöner Kontrast zu deinen Augen.“

Alles eine Lüge! Nichts liebte er, weder meine Haare noch meine Augen oder mich. Er liebte nur die Vorstellung von Macht und das naive Mädchen, dem man etwas von wahrer Liebe eingeredet hatte. Alles eine Lüge. Ich erhebe mich vom feuchten Gras, was im Mondschein fast schwarz aussieht. Mein Blick wandert wieder zu meinem Spiegelbild im Teich. Angewidert sehe ich das naive Mädchen an. Nie wieder will ich auch nur ein Hauch von ihr sein. Ich blicke zu ihrem Haar, dass über ihre Brust fällt. Nie wieder will ich so sein wie sie. Ich taste nach meinem Dolch im rechten Stiefel und wieder zum Bild im Teich, dass ich nicht wieder erkenne. Mit einer raschen Bewegung reiße ich meinen Dolch aus dem Stiefelschaft und greife meine Haare am Ende. Mit einer geschmeidigen Bewegung von unten nach oben schneidet mein Dolch den langen mit Blättern und Dreck beschmutzten Zopf auf Höhe meiner Schultern ab. Ich lasse das dicke Band aus Haaren auf den Boden fallen. Wieder sehe ich in den dunklen Teich, doch das naive Mädchen ist verschwunden. Ich sehe nur die Frau, die ich sein will und von nun an sein werde.

Nun, mit weniger Ballast stapfe ich in eine Richtung, die mir zusagt. In meinen Gedanken versuche ich, an meine liebsten Lieder und Stücke zu denken. Ich denke auch an die Kinderlieder, die mir ein so warmes Gefühl geben, so wie die Sonne, die nun hoch am Himmel steht. Ich laufe direkt in ihre Richtung. Als mir plötzlich bewusst wird, dass ich seit mitten in der Nacht laufe, stelle ich meinen Rucksack ab und greife nach der frisch aufgefüllten Wasserflasche. Mein Hals fühlt sich durch das Wasser auf einmal noch trockener an, doch noch mehr Wasser spült das Gefühl rasch davon. Ich atme tief ein und aus. Ein Unbehagen macht sich in mir breit, welches ich jedoch schnell identifizieren kann. Nie hätte ich vor einer Woche dieses Gefühl erwartet. Die Einsamkeit wird immer deutlicher, als ich darüber nachdenke, wie lange ich mit keiner anderen Person gesprochen hatte. Und seit Ambrose fort ist, macht es das nicht einfacher. Wieder sehe ich so viel vor meinem inneren Auge. Doch dieses Mal weiß ich, dass ich heute der Trauer nicht nachgeben werde. Innerlich schreie ich die aneinanderfolgenden Bilder an, die vermischte Szenen zeigen, es soll aufhören. Ich stemme mich von dem Baumstumpf, greife in meinen Rucksack und finde zu meinem Glück einen Beutel voller getrockneter Früchte. Ich ziehe ihn heraus, schließe mein Gepäckstück und laufe weiter in eine südliche Richtung. Ich weiß nicht genau, was mein Ziel sein wird, doch ich weiß, dass ich weitermuss. Auf meinem weiteren Fußmarsch esse ich die getrockneten Früchte, bis der Beutel mir noch halbgefüllt erscheint. Die Dichte des Waldes nimmt etwas ab und ich gelange auf eine Lichtung. Inzwischen ist die Sonne nur noch ein orangener Ball am

Horizont. Die Lichtung birgt etliche Sträucher und Bäume, die ich von zu Hause kenne. Rasch ernte ich die reifen Früchte und verstaue sie in Leinentüchern, in denen sich die bereits verbrauchten Lebensmittel befanden. Erst jetzt spüre ich die Erschöpfung in meinen Beinen. Nein, ich darf diesem Bedürfnis nach Schlaf jetzt nicht nachgehen.

Tage später erreiche ich eine alte Mauer. Erst hielt ich sie für eine Einbildung, die ich in der Ferne am Horizont sah, aber jetzt, da ich mich an ihr abstütze, bin ich einfach nur noch erleichtert.

Die letzten Tage waren so zehrend, dass ich manchmal nicht mehr wusste, ob etwas real oder nur eine Halluzination und das Abbild meiner Erschöpfung ist.

Wer auch immer hier gelebt hatte, musste ein Baumeister gewesen sein. Ich streiche über die Ruine und lege meinen Kopf in meinen Nacken. Eine Staubschicht bröseln ab und ich erblicke die Innenschrift, die darauf gemeißelt worden war. Ich streiche erneut über sie, um sie entziffern zu können. Meine Finger prickeln bei jedem Zeichen. Eine plötzliche Energie durchströmt meinen Körper. Die Schrift erinnert mich stark an jene aus meinem Buch, was ich seit Wochen studiere. Über den verbleibenden hohen Steinen ist eine Art Verbindung, die einen Kreis andeutet. Auch von dort aus wachsen wild Pflanzen herunter, die teilweise den Weg versperren. Ich frage mich, wie es wohl früher hier ausgesehen hat. Die Luftfeuchtigkeit ist recht hoch, was mich etwas kurzatmig macht. Wellenartig kommt Hitze auf mich zu. Könnte es sein, dass ich in eines der zu erkundenden Länder geraten war? Das würde zumindest die mir unbekannt Pflanzen und das deutlich andere Klima hier erklären. Die Pflanzen sehen fast aus wie dicke Wurzeln, die überall hinwuchern. Kleine, dunkelgrüne Blätter ragen von den magentafarbenen dicken Wurzeln in alle Richtungen. Sie schlingen sich um das alles hier, diesen Kreis aus Steinen. Ihre Größe und Breite ist unregelmäßig. Manche sehen so aus, als würden sie in sich zerfallen sein.

Ich mache einen Schritt auf den Stein zu meiner Linken zu, der bis zu meiner Schulter geht. Ein dicker Riss verläuft von oben nach unten, bis zu dem steinernen Boden. Mit den Fingerspitzen fahre ich den Riss nach. Was war hier nur geschehen, frage ich. Erst bemerke ich gar nicht, dass ich diese Frage laut gestellt habe. Ich zucke bei dem leichten Echo etwas zusammen und gucke mich um. Hatte der Boden sich gerade bewegt? Da fällt mein Blick auf Tinker, die kleine Taube, die immer noch auf meiner Schulter sitzt. Vorsichtig greife ich nach dem kleinen Wesen und setze sie auf den Stein vor mir. Sie guckt sich in ihrer Umgebung um, versteht aber rasch ihren neuen Sitzplatz. Tinker macht es sich nun auf dem Felsen bequem. Die Reise ist auch für sie zehrend.

Ich wende mich von ihr ab und mache ein paar Schritte auf die Mitte des Kreises zu. Ein kleiner Teich befindet sich hier. Der Boden unter mir zittert etwas. Mit vorsichtigen Schritten gehe ich auf den Teich zu. Das Wasser ist dunkelgrün und wird von weiteren lilafarbenen Ranken und Wasserlilien umrandet. Meine Knie knacken, als ich mich hinhocke, um das Wasser genauer anzugucken. Ich beuge mich noch weiter runter und strecke einen Arm zum Wasser. Da kommt mir eine helle, kurze Haarsträhne in den Weg. Etwas verdattert über den plötzlichen Störfaktor in meinen Augen, stecke ich die widerspenstige Strähne hinter mein Ohr. Mit etwas Nachdruck versuche ich, sie zu fixieren.

Meine Aufmerksamkeit gilt jetzt wieder dem schimmernden Teich, von dem die dicken Wurzeln ausgehen. Meine Augen verfolgen den Verlauf der Wurzeln. Etliche haben ihren Ursprung hier in diesem Teich. Ich versuche, von hier oben den möglichen Ursprung der Wurzeln zu finden. Doch alles, was ich sehe, ist mein Spiegelbild. Still betrachte ich es etwas länger. Moment mal, hat sich etwas in dem Teich bewegt? Ein kühler Windstoß weht meine kurzen Haare zur Seite. Kleine Haare stellen sich an meinem ganzen Körper auf. Aber das ist mir gerade egal. Mut hat mich erfasst und ich starre weiter in den Teich. Langsam verändert sich mein Spiegelbild. Meine Haut wird ganz blass, sie wird fast lila. Und ebenso mein Haar, es wird dunkellila. Meine Augen verschwimmen. Ich fasse besorgt in mein Gesicht. Der Wind um mich herum hört schlagartig auf. Plötzlich bricht etwas Riesiges aus dem Teich heraus. Ich werde nach hinten geschleudert und lande unsanft auf meiner Schulter. Der Wind und die Schreie der Kreatur dröhnen in meinen Ohren. Beim Aufstehen reibe ich meine Schulter. Kampfbereit stehe ich der pflanzenähnlichen Kreatur gegenüber. Sie ist sicher doppelt und dreifach so groß wie ich. Ihre wilden Tentakel peitschen nach mir und bewegen sich in alle Richtungen. Gröhlend öffnet es sein Maul und prustet mir Windböen entgegen. Verzweifelt versuche ich, mich auf den Beinen zu halten. Ich schlittere auf dem steinigen Boden etwas nach hinten. Ich muss mich doch irgendwie verteidigen, doch womit?

Natürlich! Mein Dolch. Mit angespannten Muskeln greife ich nach der kleinen, aber scharfen Waffe in meinem Stiefelschacht. Der aufgewirbelte Staub brennt in meinen Augen, doch das ist definitiv das kleinere Übel. Die Kreatur gibt einen lauten tiefen Schrei von sich. Ich festige meinen Griff und im Augenwinkel sehe, wie meine Fingerknöchel sich weiß hervorheben. Ein dicker Tentakel bewegt sich in einer so schnellen Bewegung in meine Richtung, dass ich gar nicht reagieren kann. Mein nackter Arm wird getroffen und ich stoße einen stummen Schrei aus und taumle nach hinten. Mein Herz pocht laut, doch der laute Aufschrei übertönt alles. Noch schneller peitscht sie in meine Richtung. Zweimal kann ich ausweichen, doch beim

dritten Mal werde ich auf meinem Brustkorb betroffen. Ich pralle schmerz erfüllt auf den Boden und greife auf mein Brustbein. Meine Hand wird ganz feucht von dem warmen Blut, was aus meiner Haut rinnt. Erst jetzt bemerke ich, dass ich in dieser Hand meinen Dolch gehalten habe und drehe rasch meinen Kopf auf dem staubigen Boden. Dort sehe ich meine Waffe mindestens zwanzig Meter von mir entfernt. Plötzlich wache ich aus meinen lauten Gedanken auf und realisiere endlich, was gerade passiert. Die magentafarbene Pflanze greift mit ihren Tentakeln nach mir und ich robbe nach hinten. Ich brauche diesen Dolch wieder. Nicht nur, weil er meine einzige Waffe ist, sondern auch, weil er mich an ein positives Zuhause erinnert. Schnell unterdrücke ich das Heimweh und blinzele gegen den Wind und den Staub, der durch die Luft wirbelt. Ich rapple mich auf und renne, so schnell meine Beine es erlauben Richtung Dolch. Ich weiß, dass ich meinen mir überlegenen Gegner nicht aus den Augen lassen darf, doch mein sturer Gedanke ist lauter.

Ich habe nur eins im Blick: meinen Dolch. Ich unterdrücke den realitätsnahen Gedanken, dass dies mein letzter Kampf sein wird, dass dieses Monstrum von Pflanze vielleicht das letzte sein wird, was ich in diesem Leben sehen werde. Fast bin ich bei meinem Dolch angekommen, fast ist es geschafft. Immer wieder ducke ich mich unter den Angriffen. Doch da packt sie mich. Ich spüre den festen Griff um meinen Oberkörper. Ich schreie und trete so laut und doll ich kann. Mir gelingt es, meine Arme freizubekommen. Noch nie war ich so dankbar über Schweiß. Langsam, so langsam bewegt sie ihre Tentakel mit mir zu ihrem riesigen Maul. Ich spüre den heißen Atem.

Das war wohl mein letzter Tag auf dieser Erde. Eira werde ich nie wieder sehen. Nie wieder werde ich ihr Lachen sehen und niemals werde ich bei großen Momenten dabei sein. Meine Muskeln zucken, als ich aufhöre, mich gegen den Griff der Pflanze zu wehren. Ich schließe die Augen, erinnere mich bewusst an Eiras warme Umarmungen. Wie in einem Zeitraffer sehe ich sie und auch unsere Eltern. Und ich sehe Eiras und meine letzte Begegnung. Wie viel sie dafür geopfert hatte, nur um mich zu befreien. Sie glaubte immer an mich und das Gute in mir. Und jetzt würde ich sterben, würde einer wilden Bestie aus einem unbekanntem Land zum Opfer fallen. Nein. Nein, nein so wird das nicht enden. Wir sind die Autoren unserer eigenen Geschichte. Nein, Eira darf nicht so viel riskiert haben, nur dafür, dass ich jetzt sterben würde. Nicht jetzt und nicht heute.

„Hör auf!“, brülle ich ihr entgegen, ohne wirklich zu wissen, ob es etwas bewirken würde. Doch kurz hält sie inne. „Bitte, ich bin doch im Frieden hier!“ Ich versuche es so laut wie möglich zu rufen trotz meines trockenen Halses. „Bitte, hör auf!“ Erneut hält sie inne. Das Blut rauscht in meinen Ohren und mein Herz pocht lauter und

schneller als je zuvor. „Ich, ich will dir nicht wehtun, aber“, ich muss tief Luft holen und mich überwinden es auszusprechen, „aber ich habe einfach Angst.“ Langsam bewegt sie mich in ihrem Tentakel etwas weiter weg, so als wolle sie mich ansehen. Der Wind ist nun derjenige, der lautstark peitscht. „Ich glaube, du hast auch Angst“, meine Stimme ist rau und etwas heiser. Doch irgendetwas scheint in meinem Gegenüber zu passieren, als ob sie lange über meine Worte nachdenken muss.

Ich vernehme eine Art knurren. „Was bist du?“, rufe ich etwas ruhiger und leiser als zuvor. Mein Herzschlag wird immer lauter, so dass ich instinktiv an meine Brust fasse. Doch der Herzschlag, den ich spüre und der, den ich hören kann, unterscheiden sich komplett. „Es ist dein Herz“, wieder scheint etwas in ihr zu rattern, „aber wenn du ein richtiges Herz hast, bist du keine Pflanze“, sage ich eher zu mir selbst. Bei jeder Bewegung ihrerseits zucke ich zusammen. Sie hebt mich nun wieder höher an, so dass ich sie besser betrachten kann. Einige Tentakeln, sehen aus wie Haare, wie wilde Locken.

Erst jetzt sehe ich, wie etwas in ihrem Inneren zuckt. Sie stößt einen lauten Schrei aus und verfestigt ihren Griff. Jetzt bekomme ich nur noch schwierig Luft.

„Gegen was kämpfst du?“ Wieder schreit sie tief. „Du, du kämpfst gegen dich selbst, oder?“ Das Zucken in ihr wird immer doller. „Du hast ein Herz, du musst gegen das, was dich zurückhält, weiter ankämpfen. Ich weiß, wie sich das anfühlt. Ich kämpfe tagtäglich mit mir selbst, nur weil andere mich verletzt haben. Aber ich musste schmerzlich lernen, dass man selbst aufstehen muss und dass man nicht gegen sich, sondern für sich kämpfen muss. Auch wenn es manchmal so schwer erscheint, gibt es immer eine andere Lösung, glaub mir. Und du scheinst mir nicht das zu sein, was man sieht. Du musst wissen, dass jede einzelne Person die Macht hat, ihre eigene Geschichte in die Hand zu nehmen. Es liegt nur an dir selbst. Egal, was andere sagen, du entscheidest darüber, wer du sein willst!“ Die Luft bleibt mir weg, doch das hat anscheinend schon genügt.

Das Blut strömt immer noch lautstark durch meine Ohren. Doch da, da sehe ich es. Die maulähnliche Öffnung schließt sich und fängt an zu leuchten. Nein, sie leuchtet nicht nur, von ihr geht ein solches Licht aus, dass ich blinzeln muss und kaum noch etwas sehe. Zum Schutz vor dem starken Wind und der Helligkeit halte ich einen Arm hoch, aber nur so, dass er mir ein bisschen Schutz leistet und ich immer noch ausreichend sehen kann. Die Lichtquelle wird immer heller und ich fange an, eine Spannung zu spüren, so, als würde sich die Luft und alles hier herum mit Energie aufladen.

Plötzlich verändert sich etwas. Lichtstrahlen breiten sich von dem Zentrum in alle Seiten aus. Ich werde von einem Strahl erfasst und werde mit einer unglaublich

lichen Kraft nach hinten gerissen. Ich fliege durch die Luft. Richtig einschätzen, wie lange das andauert, kann ich schwer sagen. Doch dann pralle ich auf dem Boden auf. Mein ganzer Körper kribbelt, als würden tausende kleine Ameisen unter meiner Haut herumlaufen. Ich weiß nicht, was mich da getroffen hat, aber meine Augen werden ganz trüb. Das Spektakel geht jedoch weiter. Lichtblitze flackern immer noch über mir auf. Auch wenn sie verschwommen sind und schwarze ungleichmäßige Punkte mir die Sicht erschweren, sehe ich sie. Der Boden unter meinem Rücken zittert, der Schmerz in meinem Bauch wird doller. Ich schnappe hustend nach Luft. Die Welt fängt an sich zu drehen. Immer und immer wilder dreht sie sich. Übelkeit steigt in mir auf. Die ungleichmäßigen Punkte werden immer größer, bis sie mein komplettes Sichtfeld einnehmen. Ich schließe meine Augen. Und ich sehe sie.

Sie sind in einem wunderschönen Garten. Die Blüten der vielen Blumen scheinen Diamanten zu tragen. Sie sind eins mit ihnen. Sie wurden mit der ersten Blüte in diesem Land geboren. Sie sind die Töchter, Schwestern, Nichten und Tanten. Sie sind die Gartennymphen. Auch wenn ich ihre Namen nicht kenne, weiß ich doch, dass ich sie kenne, dass sie mir so vertraut sind. Sie sind alle so unglaublich wunderschön. Ihre dunklen lila Haare sind teilweise lockig, teilweise glatt. Sie alle sind unterschiedlich und doch so gleich. Ich bin hingerissen von ihrer Schönheit. Der wohlige Traum ist warm und so vertraut. Die Bilder wiederholen sich. Da sind die Nymphen und ihre Schönheit. Und dann sind sie in einem so wundervollen Garten, nein, es ist nicht nur ein Garten, sie sind einfach überall in der Natur. Sie kümmern sich um die Natur und sind Freunde mit den Kreaturen. Die Nymphen sind reine Magie und schenken Pflanzen Leben. Sie kümmern sich um die Natur.

Die Nymphen werden aus reiner Magie und in Einheit mit der Natur geboren und werden schließlich wieder eins mit ihr, wenn ihre Zeit gekommen ist. Ich sehe einen Wald aus Tannen, die funkelnde Nadeln haben. Sie schimmern grünlich in der Sonne. Alles ist so friedlich. Der Traum ist mir so angenehm, dass ich gar nicht mehr aufwachen will. Ich weiß nicht, wo ich bin, doch gerade ist für so einen Gedanken kein Platz. Da sehe ich eine neue Nymphe. Ihre langen lockigen Haare glitzern im Sonnenaufgang fast magentafarben. Ich sehe und höre ihr Lachen. Es fühlt sich so an, als würde sie mein Herz umarmen, so liebevoll und fest zugleich. Das Gefühl der Umarmung wird so wohligh, dass ich das Gefühl bekomme, zu Hause sein. Sie ist die Sicherheit und die Zuversicht. Egal, was passieren mag, ich bin sicher und sie beschützt mich. Auch ihr gehorchen die Pflanzen unter ihren Händen. Sie lässt neue Büsche aus dem Boden wachsen und zaubert wunderschöne zarte Blumen auf ihrer Hand.

Die Sonne wird nun immer heller und lässt sie erstrahlen. Sie wird so, dass ich gar nicht mehr sagen kann, ob sie es ist, die angestrahlt wird oder ob von ihr das Strahlen ausgeht. Es fängt an, mich zu blenden und plötzlich spüre ich meine schweren Arme und Beine, die mich nach unten ziehen. Und auf einmal spüre ich, wie ich die Steuerung zurückerlange. Das alles war nur ein wunderschöner Traum, aus dem ich gerade aufwache, ja, ich wache tatsächlich auf. Mein Geist erwacht schneller als mein Körper. Doch da spüre ich die leichten Bewegungen meiner Augenlider, die durch das Sonnenlicht schrecklich jucken. Langsam öffne ich sie, doch bereue dies schnell. Die Helligkeit erscheint mir äußerst schmerzhaft und ich versuche es erneut, sie zu öffnen. Diesmal langsamer, schlage ich meine Augen auf und sehe mich um.

Ich liege tatsächlich in einem Bett. Vorsichtig setze ich mich auf. Die Hütte ist klein und die Wände sind abgerundet. Eine kleine Feuerstelle ist auf der anderen Seite. Das Fenster, aus dem das Sonnenlicht hineinscheint, ist abgerundet. Die Vorhänge sind zerfleddert und aus einem beigen Stoff. Alles hier ist so friedlich, so wie in meinem Traum. Langsam drehe ich mich zur linken Seite, zur Bettkante. Der Steinboden besteht aus mehreren runden Steinplatten und ist ganz kalt an meinen Füßen. Gerade als ich aufstehen will, umfasst mich eine Welle von Schwindel und ich lasse mich zurück in das Bett fallen.

In diesem Moment öffnet sich die hölzerne Tür und eine Frau mit wunderschönen lilafarbenen Haaren kommt herein. Sie könnte im Alter meiner Mutter sein, doch sicher bin ich mir bei dieser Erscheinung nicht. Ihre Locken fallen wild über ihre Schultern und kleinere Härchen stehen in alle Richtungen ab. „Hab ich das also richtig gehört, dass du wach bist.“ Immer noch ganz verzaubert von ihrer Erscheinung starre ich sie an. Ihre Haut ist ganz blass und schimmernd fast fliederfarben. Ihr Gewand unterstützt ihre Erscheinung. Sie trägt eine Art Kleid, das locker über ihren Körper fällt. Feine Blumen sind darauf gestickt. „Entschuldige, ich sollte dir vielleicht erstmal erklären, wer ich überhaupt bin.“ Anscheinend ist mein Gesichtsausdruck verdatterter, als ich dachte. „Ich bin Gaia, und naja, du hast mich befreit.“

„Befreit?!“, bringe ich schließlich aus meinem trockenen Hals heraus. „Ja, das hast du. Ich habe mich in diese grausame Pflanze verwandelt.“ Verlegen wendet sie ihren Blick ab und macht ein paar Schritte zu mir. „Danke dafür“, ihr warmes Lächeln wärmt auch mich.

Die Vertrautheit ist so wohligh und angenehm. Erst jetzt fange ich an, ihre Aussage zu hinterfragen. „Du warst diese Pflanze, aber wie? Ich versteh nicht“, weiter komme ich nicht. Mein Hals ist sicher trockener als eine Wüste, was mit jedem

Wort schmerzhafter wird. „Oh du meine Güte, hier, etwas Wasser.“ Vorsichtig reicht sie mir einen Becher mit Wasser, der das unguete Gefühl in meinem Hals wegspült. Und da fällt es mir wieder ein, woher dieses vertraute Gefühl kommt.

„Ich habe dich in meinem Traum gesehen!“

„Tatsächlich?“ Sie nimmt mir den Becher ab und setzt sich auf einen Stuhl aus hellem Holz.

„Ja, ich denke schon. Aber wer bist du? Und wie bist du zu dieser Pflanze geworden?“ Die Fragen prasseln nur so auf mich ein und ich muss mir auf die Zunge beißen, um nicht weitere unhöfliche Fragen zu stellen. „Tut mir leid, ich wollte dich nicht unterbrechen oder unhöflich sein“, entschuldige ich mich rasch.

„Oh nein, es ist doch alles gut. Und ich verstehe deine vielen Fragen und möchte sie dir gern beantworten. Aber dafür sollten wir zu dem Tempel gehen“, sagt sie ruhig und besonnen. Ich ziehe die Augenbrauen zusammen, da ich nicht richtig weiß, welchen Ort sie meint. „Der Tempel ist der Ort, wo du mich befreit hast.“ Ich stoße ein ‚Aahh‘ aus.

„Wo ist denn nur Tinker? Meine Taube! Oh nein, geht es ihr gut?“ Besorgt sehe ich mich mit schnellen Bewegungen um.

„Ja, der Kleinen geht es gut. Und ich habe ihren Flügel behandelt. Er sollte ziemlich bald wieder in Ordnung sein.“ Erleichtert atme ich auf.

„Vielen Dank. Und auch dafür“, ich deute auf das Bett. „Nicht dafür. Aber komm, ich will dir alles erklären.“

Aufgeregt stelle ich meine Beine auf den Boden und will mich nach oben stemmen. Doch meine Beine haben nicht die Kraft, um mich aufrecht zu halten. Rechtzeitig hält Gaia mich fest und hilft mir, mich zurück ins Bett zu setzten. „Kein Wunder, dass du kaum Kraft hast. Du hast fünf Tage lang geschlafen.“

„Fünf Tage?“, wiederhole ich aufgebracht. Gaia nickt stumm.

„Ich mache dir einen Tee und bringe dir etwas zu Essen, damit du wieder zu Kräften kommst.“

Kurze Zeit später habe ich einen Salat aus mir unbekanntem Früchten gegessen und ihren Tee getrunken. Ob der Tee oder das Essen besser geholfen hat, weiß ich jedoch nicht. Dennoch verschende ich keinen weiteren Gedanken daran. In der Zwischenzeit erzähle ich Gaia von meinem Traum. Sie wirkt überrascht und teilweise verwundert.

Nun mit neuer Kraft laufen wir zu dem Tempel. Auf dem Weg treffen wir auf Tinker, die in einem leuchtenden Baum sitzt. Ich bestaune auch die anderen magischen Pflanzen, die mir so bekannt, aber auch gleichzeitig so unbekannt erscheinen. Hier, etwas entfernt von dem Tempel, sind die Pflanzen so anders. Sie sehen keines-

falls aus wie die verschlungenen Pflanzen, die ich bei dem Tempel entdeckt hatte.

„Da wären wir“, sagt Gaia, als ich meinen Satz über meine beschwerliche Reise hierher beende. Auf einmal werden wir beiden ganz still. Jedes Mal, wenn ich blinzele, sehe ich den Sturm und Gaia als Bestie, aber auch eine sonnige Variante von dem Steinkreis, ohne die wilden Ranken. Es fühlt sich an wie Erinnerungen, die wie Blitze mein inneres Auge erhellen. Aber ich war doch noch nie zuvor hier. „Das, was du geträumt hast, ist alles wahr. Ich bin eine Gartennymphe. Wir“, ihre sonst so zuversichtliche Stimme bricht, „existieren schon, seitdem es die erste Blüte hier gab. Erschaffen wurden wir von Magie im Bündnis mit allen Pflanzen. Unsere Aufgabe ist es, die dunkle Seite der Pflanzen im Gleichgewicht zu bewahren, wie das Gleichgewicht zwischen Licht und Schatten. Jede Nymphe von uns wird durch die Magie der Mutter Nymphe zum Leben gebracht. Und von dem Tag unserer Geburt an blüht mit uns unsere Lebensblume.“ Sie deutet auf eine weiße Blume mit goldenen Blütenblättern, die recht mittig in dem Tempel wächst. Ganz fasziniert von all den neuen Informationen, gehe ich vorsichtig in die Richtung zu Gaias Lebensblume.

„Wenn es der Nymphe schlecht geht, geht es der Blume schlecht. Und wenn die Nymphe stirbt, stirbt auch die Blume. Und ich bin die Mutter Nymphe“, fährt sie fort.

Fast bei der Blume angekommen, sehe ich in den kleinen Teich. Doch was sehe ich da?

„Mein Haar, es ist ganz lila!“ Erschrocken greife ich nach einer kurzen Strähne und sehe sie mir genauer an.

„Ja, das sind sie“, entgegnet Gaia. „Nachdem du mich befreit hattest und ich wieder bei Sinnen war, habe ich dich in meine Hütte gebracht. Dein Haar wurde nach und nach dunkler und nur wenig später fand ich das hier.“ Sie deutet mit ihrem Kinn hinter mich. Ich drehe mich um und entdecke eine weitere leuchtende Blume. Ihre Blütenblätter sind kräftiger gefärbt. Sie leuchtet hell und ich trete näher zu ihr heran. Vorsichtig lege ich die Hand unter eines der Blütenblätter.

„Was hat das zu bedeuten?“, frage ich, ohne mich von der Blume abzuwenden. Ich sehe im Augenwinkel, wie Gaia näherkommt.

„Als ich mich zurückverwandelt habe, muss ich Magieblitze oder etwas in der Art in alle Richtungen verteilt haben.“ Jetzt erinnere ich mich an die leuchtenden Strahlen, die von ihr ausgingen. „Und einer muss dich erfasst haben. Du musst wissen, dass du genau hier, wo diese Lebensblume wächst, getroffen wurdest.“

Wir beiden stellen uns wieder aufrecht hin. Ich gucke ihr nun direkt in die warmen braunen Augen.

„Jedes Mal, wenn eine neue Nymphe geboren wird, gibt die Mutter Nymphe einen Teil ihrer Magie ab, verstehst du, was ich versuche dir zu sagen?“

Langsam wird es mir bewusst.

„Ich glaube, dass dieser Blitz aus Magie eine ähnliche Wirkung hatte. Und ich denke, dass du“, sie macht eine Pause, „dass ich jetzt eine von euch bin?“

„Ganz genau“, sie nickt lächelnd und nimmt dann meine Hand.

„Ich weiß, das ist jetzt überraschend und kommt plötzlich, aber ich wollte dir gleich von Anfang an reinen Wein einschenken. Und außerdem macht es einfach Sinn! Ich spüre dieses Band zwischen uns, dieses magische Band zwischen Mutter und Tochter, dass ich auch sonst immer spürte bei meinen Töchtern.“

„Ich spüre es auch“, gestehe ich mir selbst ein und drücke ihre Hand. „Aber ich habe liebevolle Eltern.“

„Das dachte ich mir. Ich will niemanden ersetzen, aber naja, wenn du willst, hast du noch eine Art Tante oder Mutter, wie du möchtest.“ Ihre Worte und die Erinnerungsfetzen an meine Eltern und Eira sowie die von den Nymphen rühren mich so sehr, dass ich Tränen wegblinzeln muss. Ich löse mich aus ihren Händen und umarme sie. Ich schließe die Augen und fühle mich wie in meinem Traum. Diese Geborgenheit, diese Zuversicht und diese Wärme.

Wir laufen zurück zu Gaias Hütte und setzen uns schließlich unter den Baum, in dem auch Tinker ihr Plätzchen hat. Die Ruhe ist so erfüllend. Ich atme sie tief in meine Lungen. Hier kann ich meine Gedanken förmlich hören.

„Du hast mir immer noch nicht erzählt, wie du zu dieser riesigen Pflanze geworden bist“, stelle ich fest. Erwartungsvoll wende ich meinen Blick vom Horizont zu Gaia, die immer noch auf den verträumten Horizont blickt. Ihre Miene verfinstert sich etwas. „Tut mir leid, ich wollte nicht“

„Nein, alles gut, Liebes. Ich will dir ja erzählen, was passiert ist. Es ist wichtig, dir so viele Fragen wie nur möglich zu beantworten. Es ist nur so, dass es mit einem extrem schmerzlichen Ereignis zusammenhängt“, unterbricht sie mich. Mich schmerzt ihr Anblick. Es scheint mir, als würde sie all ihre Erinnerungen gerade in diesem Moment sehen. Ich rutsche etwas näher zu ihr.

„Es ist sicher schon viele Jahre her“, beginnt sie zu erzählen. „Einst lebte ich nicht allein hier, musst du wissen. Einst lebte ich mit meinen Schwestern, Töchtern, Müttern und Großmüttern zusammen. Und nicht wie in einer menschlichen Familie waren wir zu fünft oder zu zehnt, nein, wir waren das Vierfache, das Fünffache. Wir lebten so, wie es uns bestimmt war, im Einklang mit Mutter Natur und kümmerten uns um sie. Und sie beschenkte uns mit unserer Magie. Natürlich kümmerten wir uns auch um die Tiere und wurden Freunde mit ihnen. Und auch waren wir, wie schon seit Jahrtausenden, ein Zufluchtsort für Flüchtende, die von anderen mit

bösen Absichten verfolgt wurden. Wir boten ihnen einen sicheren Ort, hier, wo niemand nach ihnen suchen würde. Wir und Avani bieten jedem Wesen Hilfe und Schutz.“

„Avani?“ frage ich verwundert.

„So nennen wir unser Land.“

Als ich sie immer noch irritiert ansehe, fährt sie fort: „Es ist eine alte Sprache. Es bedeutet die gute Erde, wenn man es wörtlich übersetzt. Doch für uns bedeutet es noch mehr. Zuhause, Familie und Natur“, sie beendet ihre Erklärung mit einem kurzen Lächeln, dann wird ihre Miene wieder finster. „Doch eines Tages“, sie atmet tief ein, „doch eines Tages kam der Tyrann von König höchst persönlich zu uns. Er hatte Wind davon bekommen, dass es hier in unserem aller zu Hause magische Blumen gäbe, die unsagbare Kräfte hätten. Das er damit unsere Lebensblumen meinte, wurde uns allen erst bewusst, als seine Leute bereits anfangen, sie aus dem Boden zu ziehen, samt ihrer Wurzeln.“ Tränen fallen wie Regentropfen auf ihr helles Kleid. „So viele meiner Töchter, meiner Schwestern und meiner Familie wurden mir genommen“, ihre Stimme zittert. „Einige von ihnen brachten sich in Sicherheit und verwandelten sich und ihre Blumen in Stein. So würden sie nicht weiter zusehen müssen, wie ihre Familie sie unnatürlich verlässt und sie würden ihre Magie und auch sich selbst einfrieren. Die Zauber funktionierten. Doch ich sah zu, wie meine ganze Welt um mich herum zusammenbrach, wie ich alles verlor, alles und jede von ihnen, nur weil jemand unserer Magie berauben wollte.“

Ohne es zu merken, fange auch ich an zu weinen.

„Ich zerbreche bis heute an diesem Schmerz. Und damals ging es mir nicht anders. Mit meiner schmerzgefüllten Magie muss ich mich mit meiner Lebensblume verbunden haben und wurde selbst zu dem Produkt meines Schmerzes. Doch mit den letzten Worten vor meiner Verwandlung sprach ich einen Fluch über die königliche Familie aus. Jeder Nachkomme würde bis in alle Ewigkeit mit einem leeren Herzen verdammt sein, das nur nach Macht und Anerkennung strebt, die niemals gefüllt werden könne. Ich glaube, dass dieser Fluch auch zu meiner Verwandlung beigetragen hat. Das geht eigentlich gegen unsere Natur“, schluchzend wischt sie sich die Tränen mit ihrem Ärmel aus dem Gesicht. Ich tue es ihr gleich und suche rasch nach einem Taschentuch für sie. In meiner Hosentasche finde ich das frisch gewaschene Taschentuch, welches Mutter mit hübschen Lilien bestickt hatte. Ich reiche Gaia das Tuch und sie schenkt mir ein Lächeln. Ihre Tränen laufen jedoch weiter ihre Wangen herunter.

„Danke, dass du es mir erzählt hast“, durchbreche ich die Stille, die durch die Vorstellung des Massakers und einer etwas jüngeren Gaia gefüllt ist.

„Natürlich. Es ist wichtig, dass du von unserer Geschichte erfährst.“

Sie greift nach meiner Hand.

„Willst du mir ihre Namen sagen und etwas über sie erzählen, so wie sie waren?“, frage ich zaghaft. Ich bereue meine Frage jedoch schnell, ich will sie doch nicht noch weiter damit zurück in die Vergangenheit katapultieren.

„Das würde mir gefallen“, sagt Gaia leise. Sie wischt sich weitere Tränen aus dem Gesicht und beginnt von meinen neuen Schwestern, Tanten und Großmüttern zu erzählen. An die Vorstellung, dass ich nun noch eine weitere große Familie habe, muss ich mich noch etwas gewöhnen. Doch durch Gaias Erzählungen kommt es mir so vor, als würde ich sie alle kennen. Wir sitzen noch lange unter dem magischen Baum. Die Sonne geht bereits unter und Gaia erzählt von unserer Familie.

Der nächste Tag ist bereits angebrochen. Nachdem Gaia und ich etwas zu uns genommen haben, schreibe ich einen Brief an Eira. Gaia hat zum Glück Papier. Schreiben tue ich mit dem Saft von dunklen Beeren. Ich weiß nicht, ob dieser Brief Eira überhaupt erreichen wird, aber ich werde es versuchen. Ich binde Tinker den Brief um. Ihr Flügel ist inzwischen wieder komplett in Ordnung. Zum Abschied sage ich der kleinen Taube, dass sie zurück zu ihrem Partner, zurück zu Eira fliegen soll. Ich werfe Tinker in die Luft und schon fliegt sie davon.

Wenig später will Gaia mit mir meine neuen magischen Fähigkeiten trainieren.

„Da du nicht mit den Kräften geboren wurdest, ist es umso wichtiger, dass du lernst, wie du mit ihnen umgehst.“ Wir laufen auf ein großes Feld. „So magisch fühle ich mich irgendwie nicht. Obwohl ich dachte, dass meine neue Haarfarbe da vielleicht nachhilft.“ Ich muss schmunzeln. Auch Gaia bringe ich mit meiner schelmischen Aussage zum Lachen.

„Du musst dich konzentrieren, jetzt reicht es mit dem Spaß.“ Gaia wird ernster und ich weiß, dass ich die Konzentration zu meinen Handflächen lenken muss. Ich schließe meine Augen. „Versuch daran zu denken, was du erschaffen willst, was du herbeirufen willst. Denk an die Energie.“ Meine Augenlider drücken sich noch stärker noch unten. Meine Handflächen sind Richtung Gras ausgerichtet. Ich denke an den Funken, der von meinen Fingern ausgeht und die Pflanzen aus dem Boden herbeiruft. All meine mentale Kraft stecke ich in das, was ich erschaffen will: eine dunkle lila Ranke mit Dornen. Meine nackten Füße krallen sich noch tiefer in das Gras. Ich beruhige meinen Atem und konzentriere mich auf das Gefühl in meinem Inneren.

„Werde eins mit ihr“, flüstere ich mir immer wieder zu. „Werde eins mit ihr, du schaffst das.“ Ein angenehmes Kribbeln breitet sich von meinem Inneren bis zu meinen Fingerspitzen aus. Langsam versuche ich, es weiter zu entfachen, es zu verstärken. Mein Atem geht immer noch ruhig. Und da spüre ich es, diese Energie, die

immer näherkommt. Ich lasse sie weiterwachsen, bis sie fast meine Handflächen erfasst. Zaghafte öffne ich die Augen und sehe es: Ich habe es tatsächlich geschafft. Sie sind so, wie ich sie mir vorgestellt habe, nur etwas kleiner.

Der kleine Applaus von Gaia löst meine immer noch angespannte Haltung.

„Sehr, sehr gut gemacht.“ Sie tritt etwas näher und begutachtet meine Kreationen. „Du weißt ja, dass du auch aus zeitlichen Gründen noch nicht alles über uns und vor allem unsere Magie weißt“, ihre dunklen Augen sehen mich eindringlich an und ich nicke ebenso ernst, „die Magie ist vor allem bei jungen Nymphen sehr von der Stimmung und der dominantesten Emotion abhängig, musst du wissen. Und deine Kreationen sind“, sie macht eine kurze Pause und beugt sich etwas runter zu den zwei Ranken, „aus Zorn und Angst entstanden, oder?“ Sie richtet sich wieder auf und deutet mir an, ein Stück zu gehen. Ich löse meinen festen Stand und schon laufen Gaia und ich Richtung Bach. Bevor ich ihr antworte, horche ich in mich hinein und erkunde meine Emotionen.

„Ich glaube, du hast recht. Ich denke, dass, naja die Reise hierher und die Situation mit meiner Familie mir immer noch schwer in den Knochen liegt.“ Sofort merke ich, wie sich ein Kloß in meinem Hals bildet. Nachdenklich drehe ich an dem Ring, den ich, warum auch immer, noch trage.

„Ich weiß, Liebes. Das ist auch völlig verständlich und du musst dich dafür nicht schämen. Emotionen sind so wichtig, nicht nur beim Zaubern.“ Unkontrolliert muss ich schmunzeln. „Vielleicht versuchst du mal, deinen Emotionen freien Lauf zu lassen, natürlich nicht zu doll, wie man – naja, bei mir gesehen hat. Aber du bist so in dir gefangen. Du musst da endlich raus.“ Ihre Worte treffen mich hart, da ich weiß, dass sie recht hat.

„Ich werde es versuchen“, sage ich etwas zögerlich.

„Sehr schön.“ Gaias warmes Lächeln steckt mich an. Sie wirkt trotz ihrer sonnigen Art immer noch geschwächt.

Gemeinsam gehen wir zurück zu ihrer Hütte. Auf dem Weg erklärt sie mir, wie ich meine Zauber wieder verschwinden lasse, was ich sofort an den Ranken versuche. Diesmal versuche ich Gaias Rat zu beachten und lasse meine Emotionen mehr zu. Deutlich leichter verschwinden die lilafarbenen Ranken im Boden, so als hätte es sie nie gegeben. Gaias Art mir gegenüber bringt mich zum Nachdenken. Ich weiß, dass sie immer noch trauert und ich verstehe und fühle ihren Rachedurst. Aber trotzdem ist sie warmherzig und gütig zu mir. Sie erinnert mich etwas an meine Mutter und auch an meine Großmutter, die auch immer so viele Sorgen hatte. In einem Moment erzählte sie offen, wie sie sich fühlte und im nächsten konnte sie wieder lachen, wenn ich ihr begeistert von einem Spielzeug erzählte.

Die Erinnerung wärmt mein Inneres, so wie die Abendsonne meine Haut.

„Ich habe da eine Idee, von der ich dir gerne erzählen würde.“ Gaia reicht mir einen wohlriechenden Tee. Gespannt lauschen meine Ohren ihren Worten. „Heute, als ich das Papier gefunden habe, habe ich Aufzeichnungen gefunden. Sie sind von einer meiner Schwestern, die sich versteinert haben.“ Sie senkt ihre Stimme. „Und was sagen die Aufzeichnungen?“ Ich nippe an meinem noch etwas heißen Tee. „Es wird beschrieben, wie man den Zauber aufheben kann, wie ich sie zurückholen kann!“ Ihre Augen beginnen für einen Moment lang zu leuchten. Doch das Leuchten vergeht recht schnell. „Es ist nur so, dass ich nicht alle Zutaten habe.“

„Wie können wir sie beschaffen?“ Nun flammt in mir etwas auf. Ich will sie zurückholen. Gaia erklärt mir nun das Dilemma. Die fehlende Zutat ist das Blut des Königs. Da dieser aber vor Jahrhunderten gestorben ist, bräuchte man das Blut eines Nachkommen.

„Die königliche Familie wurde in dem Kampf gestürzt, keiner von ihnen ist mehr am Leben.“ Niemals hätte ich gedacht, dass ich diese Tatsache bedauern würde.

„Aber ich bin mir sicher, dass es einen entfernten Verwandten geben muss, einen, der überlebt hat. Und wenn es ein Kind aus einer Affäre ist, wir müssen es versuchen!“

Die Hoffnung in meinem Herzen fühlt sich ganz neu an.

„Bist du sicher?“ Ich verstehe Gaias Zweifel.

„Ich denke, dass wir es versuchen müssen. Wir müssen alles versuchen, was uns vielleicht nur ein winziges Stück weiterbringt.“ Etwas verwundert über meine eigenen Worte, wende ich für einen Moment den Blick ab. Gaia hat sich von dem Stuhl erhoben und sucht etwas in dem Papierhaufen auf der kleinen Kommode. „Hier!“, sie hält ein vergilbtes Blatt in die Höhe und setzt sich wieder zu mir an den runden Tisch. „Damit finden wir diejenigen, die von der Blutlinie abstammen.“ Die Zutaten für den Zauber erscheinen mir sehr kryptisch: Eine Träne der verlorenen Liebe, die Flügel der Hoffnung, das Feuer der Vergebung und die Erde der Erinnerung. Die neue Flamme der Hoffnung in mir flackert etwas. Wie sollen wir so etwas beschaffen? Aber nein, wir werden das hinbekommen, das weiß ich. Ich muss daran glauben. Gaia und ich denken über die Bedeutung der Zutaten nach. „Auch ich kann leider nicht so viel damit anfangen. Meine Verwandlung nagt nicht nur an meinen Kräften, sondern auch etwas an meinem Gedächtnis.“

„Wir finden das schon heraus, ich glaube fest daran.“

Der Mond steht bereits hoch am Himmel. Gaia schläft schon tief und fest und ich wandle durch die dunkle Nacht. Vor einigen Tagen noch bin ich in so einer Nacht durch die Wälder gelaufen, ohne ein richtiges Ziel. Doch jetzt hier mit der

neu gefassten Hoffnung und der Magie in den Adern fühle ich mich endlich wieder sicher. Da treffe ich auf den leuchtenden Baum, wo Gaia mir von den anderen Nymphen erzählte. Ich streiche über die leuchtende Rinde des Baumes und spüre sofort eine Verbindung, als würde ich einem neuen Freund begegnen. Ich sehe zum Horizont der Sternennacht. Plötzlich habe ich eine Erleuchtung. Die Träne der verlorenen Liebe sind die Tränen von Gaia! Und diese sind in dem Taschentuch mit den Lilien. Energie durchströmt meine Adern und ich wende mich vom Baum ab. Ich eile auf Zehenspitzen zurück. Nach einer gefühlten Ewigkeit sind meine Füße von der Kälte des Waldbodens fast zu Eis gefroren und ich öffne langsam die knarrende Tür. In der Dunkelheit taste ich nach kleinen Holzsplittern, die ich als Streichhölzer benutzen kann. An der Feuerstelle ertaste ich einen Stein, an dem ich mehrere Male entlang ratsche, bis sich eine kleine Flamme entzündet. Gaia schläft zum Glück weiterhin.

Meine Hand halte ich um die warme kleine Flamme, damit mein etwas schnellerer Atem sie nicht löscht. Mit leisen Bewegungen durchsuche ich meine Tasche. Der kleine Leuchtkegel bietet mir zwar nur eine geringe Sichtweite, aber das muss nun genügen. Und da, endlich werde ich fündig. Der Stoff ist weich und schmale Spitze verziert die Kanten. Überglücklich über meinen Fund und auch immer noch über meine Erkenntnis unterdrücke ich einen Freudenschrei. Mein Lichtspender wird nun etwas warm in meiner Hand. Schnell greife ich nach einem neuen und etwas dickeren Holzsplitter und entzünde ihn. Ich wedle nun mit dem fast abgebrannten Stab wild umher, um die Flamme zu löschen. In der schwindenden Helligkeit sehe ich den Rauch, der von der strebenden Flamme ausgeht. Sofort steigt mir der Rauch in die Nase und lässt meine Augen brennen. Doch das ist unwichtig. Mit der neuen Flamme dreh ich mich zurück zu dem Taschentuch und hebe es von dem kalten Boden. Nur noch drei weitere Zutaten. Ich weiß, dass ich die Rätsel lösen kann, ich muss nur kräftig genug nachdenken und mich an all die Sagen und Mythen erinnern, die ich kenne. Sicher, ob mir das helfen wird, weiß ich nicht genau, aber ich will nichts unversucht lassen. Erst jetzt bemerke ich die kleinen zarten Blumen, die mich aus dem Boden anleuchten. Das habe ich erschaffen? Diese wunderschönen kleinen Blumen sind nur durch meine Freude und Hoffnung entstanden? Mit einem leichteren Herzen lege ich mich in mein Bett und schließe die Augen.

Den nächsten Tag verbringen Gaia und ich fast nur damit, über die weiteren Zutaten zu debattieren. Die Erde der Erinnerung sollte die Erde aus dem alten Dorf sein, das heute nur noch aus leeren verwitterten Hütten besteht.

„Je länger ich darüber nachdenke, macht es Sinn – ich denke, dass mit dem Flügel der neuen Hoffnung die Pegasusse gemeint sind. Sie spiegeln das Element der Luft

wider und sind ein Symbol der Hoffnung.“ Sicher hat Gaia recht, doch ich kann an nichts anderes denken.

„Pegasusse?“, frage ich energisch.

„Ja, sie leben hoch oben in dem südlichen Gebirge. Sie sind sehr friedliche, aber ziemlich schreckhafte Tiere“, gedankenverloren guckt sie ins Nichts. „Aber bei dem Feuer der Vergebung bin ich wirklich ratlos.“ Immer noch schockiert und überrascht über die neue Erkenntnis über die Bewohner des Landes schüttele ich den Kopf.

„Ja, da bin ich auch sehr ratlos“, sage ich etwas verdattert. „Wie beschaffen wir also den Flügel der neuen Hoffnung?“

„Nun ja, ich denke, dass eine Feder genügen würde. Aber sonst müsstest du hoch in das Gebirge, um sie zu suchen.“ Es hört sich so an, als wollte sie noch etwas sagen, wusste aber nicht weiter. „Du weißt nicht weiter, oder?“ Sie nickt stumm. „Dann denke ich mir spontan etwas aus.“ Was rede ich denn da, Spontanität, wirklich? Weil mir das ja so liegt.

Nichtsdestotrotz befinden wir uns wenig später am Grund der steinigen Berge.

„Und denk immer daran, dass du dir selbst und deinen Fähigkeiten vertrauen musst. Du hast in den letzten Tagen auch so viel geübt und dich so doll verbessert! Ich glaube an dich!“ Gaias ermutigende Worte lassen meine Muskeln anspannen.

„Danke, dir Gaia.“ Ich umarme sie fest und unterdrücke meine Angst. „Ich werde in der Zwischenzeit den Rest vorbereiten. Und in einer Stunde bin ich wieder hier und warte auf dich, ja?“ Ich nicke nur stumm und versuche, ihr Lächeln zu erwidern.

Die nächsten Momente vergehen so schnell: Gaia und ich verabschieden uns final, ich sehe, wie sie den Hügel hinuntergeht und warte, bis ich ihren lilafarbenen Haarschopf nicht mehr erkennen kann. Ich laufe den steilen Pfad entlang, bis ich eine steinige Gebirgswand erreiche. Ab hier muss ich wohl klettern. Ich lege meinen Kopf in meinen Nacken. Den Gipfel des Berges kann ich nur schwer durch die Wolken erkennen. Mein Brustkorb hebt sich bei dem tiefen Atem, den ich einziehe. Ich schüttele meine Arme und Beine und mache mich bereit, den Berg zu erklimmen. Furcht steigt in mir auf, doch ich weiß, dass sie mir auch Kraft verleiht. Mit angespannten Muskeln schließe ich meine Augen und lasse eine lange Ranke von weit oben zu mir wachsen, die ich um meinen Körper binde. Sie sollte mir Sicherheit verschaffen, falls ich irgendwo abrutschen sollte. Hoffentlich ist sie stabil genug.

Die Angst wird nun immer stärker unter meiner Haut. Ich lasse nicht zu, dass sie sich meiner bemächtigt. Ich sehe noch einmal an die Wand aus Steinen und ziehe mich an einem hervorstehenden Stein hoch. Meine nackten Füße stemmen mich nach oben. Immer kontrollierter klettere ich weiter. Irgendwann halte ich inne und atme tief durch. Den Boden kann ich nur noch schwach durch die Wolken

erkennen. Nach und nach wird der Wind doller und peitscht mir in mein Gesicht. Meine Arme schmerzen bei jeder Bewegung. Langsam beginnen meine Beine zu zittern. Will Mutter Natur nicht, dass ich die Nymphen zurückhole? Ich spüre, wie der Felsen unter meinen verkrampften Händen anfängt zu beben. Ruckartig löse ich mich aus meiner Haltung und greife nach einem herausstehenden Stein. Sobald ich mein Gewicht daran hochziehen will und meine Füße weiter nach oben setze, bricht der Stein heraus. Ich verliere die Kontrolle und so wie der kleine Stein fällt meine ganze rechte Seite, nein, mein ganzer Körper fällt. Die Ranke zerfleddert in sich und kann mir keinen Halt mehr schenken. Ich reiße die Augen auf und presse meine Zähne zusammen. Ich muss, ich muss ... genau! Blitzschnell lasse ich meinen linken und dann auch meinen rechten Arm nach vorne schnellen. Nur einen Wimpernschlag später halte ich festere und dickere Ranken in meinen Händen, die ich an der Felswand erscheinen ließ. Taumelnd, doch dann ruckartig fliege ich in der Luft umher zurück zu den Felsen. Ich flexe meine Füße zum Glück im richtigen Moment und kann einen noch schmerzhafteren Aufprall verhindern.

Der Wind lässt immer noch keine Ruhe. Er nimmt mir die Luft zum Atmen, als ich versuche, den Schock wegzuatmen. Richtig gelingen will es mir nicht. Ich ziehe mich mit voller Kraft nach oben, verändere die Position meiner Füße nur behutsam, um sicherzugehen, dass ich einen festen Stand habe. Langsam und schwach sehe ich durch den Nebel das Ende meine Ranke. Ich löse meine Hand und lasse sofort eine neue wachsen und die andere verschwinden. Der Linken tue ich es gleich und schon schwingen sich deutlich schneller nach oben. Meine Füße fühlen sich inzwischen ganz taub vor Schmerz an. Die Felsen sind teilweise scharf, doch ich wage es nicht, nach unten auf meine vielleicht offenen Füße zu sehen, da ich sonst in den Abgrund blicken würde. Der Wind wirbelt meine Haare umher, doch ich halte mich nur noch fester und ziehe mich kraftvoller Richtung Gipfel. Ich vernehme ein Rauschen, wie ein Flüstern. Doch verstehen tue ich es nicht, aber das ist mir egal.

Meine innere Stimme übertönt das Flüstern des Windes: Ich will da hoch, ich will da nach oben, um sie zu retten. Doch da, was ist da? Ich lasse eine neue Ranke wachsen und sie ist tatsächlich auf dem Gipfel. Euphorie verleiht meinen ermüdeten Muskeln neue Energie. Behutsam klettere ich weiter und atme erleichtert und stolz auf, als ich mich an der Kante nach oben auf den Berg stemme. Für einen Moment sitze ich nur auf dem immer noch steinigen Vorsprung und sehe in die Ferne. Ich habe es geschafft, ich bin tatsächlich hier rauf geklettert. Jetzt muss ich nur noch die Pegasusse finden, denke ich laut.

Das schwüle Klima lässt auch hier oben nicht nach. Obwohl es kälter und windiger ist, spüre ich doch die schwere feuchte Luft in meinen Lungen, die sich immer

besser an die Höhe gewöhnen. Mein Weg führt mich tiefer in die Berglandschaft. Die leichte Steigung ist zum Glück erträglich. Was ist, wenn ich noch höher in die Berge klettern muss? Vielleicht haben sie sich weiter nach oben zurückgezogen seit dem Massaker an meinen neuen Schwestern? Der Wind ändert kalt seine Richtung und dreht sich wie bei einem wilden Walzer umher. Eine Gänsehaut legt sich wie Morgentau auf meine Körper. Erst an meinen Armen, bis hoch in meinen Nacken. Rasch reibe ich über ihn, um meine aufgestellten Härchen zu glätten.

Mitten in der Bewegung halte ich inne. Da ist wieder dieses Flüstern. Der Wind, flüstert er mir etwas zu? Verwundert runzele ich meine Augenbrauen und drehe meinen Kopf leicht, so dass der kühle Wind direkt in mein Ohr weht. Doch jetzt höre ich nur ein Rauschen, ein Rauschen, das auch von Muscheln hervorgehen könnte. ‚Vertraue deinem Bauchgefühl‘, spricht eine Stimme in mir. ‚Vertraue deinem Bauchgefühl‘, diesmal energischer, fordert die Stimme mich auf. Na schön, denke ich. Ich schließe meine Augen und höre tief in mich hinein.

Ich lasse mich von den Impulsen leiten, höre meinen Herzschlag. Ich spüre die Energie unter meinen Füßen, höre das Rauschen des Windes und laufe ihm entgegen. Da war es wieder! Ein Flüstern, eine leise Stimme, die in meinem Kopf ist. Ich strecke meine Hände nach vorne und ertaste den Wind noch deutlicher. Das Flüstern wird immer lauter, doch richtig verstehen kann ich es nicht, noch nicht. Mein Atem geht inzwischen ruhig und gleichmäßig. Immer mehr Schritte leiten mich durch die felsige Landschaft. „Hilfe“, flüstert es. „Hilfe“, erneut und diesmal deutlicher, vernehme ich das Wispern. Es ist nicht meine Stimme, sie ist rauer. Meinen Oberkörper drehend, sehe ich mich um. „Ich bin hier drüben“, das letzte Wort ist langgezogen, dass ich Schwierigkeiten habe, es zu deuten. In meinem Kopf dreht sich alles vom wilden Umsehen. Mein Herz pocht. Das Flüstern wird lauter. Ich laufe ihm entgegen, ich renne so schnell ich kann, bis ich es sehe. Ein Pegasus so weiß wie Schnee. Seine Flügel, so unglaublich groß, aus kräftigen Federn, die unterhalb seines Nackens ihren Ursprung finden. Seine Mähne wirbelt durch die Luft. Er scheint mir deutlich größer zu sein als alle anderen Pferde, die ich je zu vorgesehen habe. Erst jetzt sehe ich das wichtigste Detail: sein vorderes Bein ist unter einem Haufen Felsen begraben. Endlich löse ich mich aus meiner Starre und eile vorsichtig zu ihm. Fast bei dem armen Tier angekommen, wiehert es laut: „Bitte hilf mir!“

Ich runzele die Stirn vor Anstrengung, um es besser verstehen zu können. Wild schnaubend versucht er sich zu lösen, doch bei jeder Bewegung vergrößern sich seine Augen.

„Bitte, du musst dich beruhigen. Ich weiß das tut weh, aber wenn du stillhältst, kann ich vielleicht versuchen, dich zu befreien.“

Ich hebe meine Hände auf Höhe meiner Brust und mache vorsichtig ein paar Schritte.

„Tu mir bitte nichts“, flüstert die Stimme verängstigt.

„Was, ich dir etwas tun? Nein, oh, bei der Mutter, nein!“ Verunsichert bleibe ich stehen. „Ich, Ich will dir nur helfen.“

„Bist du eine der Nymphen?“, rauscht es in meinem Kopf. Zögerlich antworte ich.

„Ja, ja, das bin ich. Ich bin nicht als Nymphe geboren, musst du wissen“, warum auch immer denke ich, dass diese Information helfen würde, um sein Vertrauen zu gewinnen.

Vorsichtig, immer noch mit erhobenen Händen, mache ich noch einen Schritt auf ihn zu. „Hast du einen Namen?“ Sein Kopf zuckt leicht, dann scheint Schmerz ihn zu erfüllen.

„Frankie“, höre ich das Flüstern nach einem langen Rauschen.

„Ich heiße Ember“, flüstere ich zurück. Inzwischen bin ich nah bei seinem majestätischen Kopf. Sein schneeweißes Fell reflektiert die Sonnenstrahlen so sanft, dass es zu strahlen scheint. Mit langsamen Bewegungen lege ich vorsichtig meine Hand auf Frankies Stirn. Er zuckt erst etwas, doch dann schließt er seine angsterfüllten Augen. Auch ich schließe für einen Moment meine Augen, bis mir bewusst wird, dass ich den Pegasus vor mir verstehe. Mit geöffneten Augen löse ich mich von Frankie und mache einen Schritt auf sein gefangenes Bein zu.

„Wie ist das denn nur passiert?“ Ich betrachte sein Bein. Wie soll ich ihn da rausbekommen, ohne, dass ich ihn noch mehr verletze?

„Meine Herde hat nach Bergmoos gesucht und ich dachte, hier ist vielleicht noch welches. Ich habe nur die lockeren Felsen hier in dem Tal nicht bedacht. Und naja, plötzlich war ich gefangen.“

„Sucht deine Herde nicht nach dir?“, erst jetzt bemerke ich, dass ich meinen Mund gar nicht öffne, die Worte jedoch klar und deutlich sind. Rede ich in meinem Kopf? Schnell unterdrücke ich die aufkommenden Fragen. Sicher werde ich das bald verstehen.

„Ich weiß nicht. Eigentlich begeben wir uns nicht hierher, wegen der Felsen und auch naja, weil dort das Reich der Nymphen war, oder ist?“ Ich muss schmunzeln.

„Hoffentlich bald wieder ist. Aber jetzt werden wir dich daraus befreien.“

Frankie schlägt seine Flügel zusammen, dicht an seinen muskulösen Körper. Er kneift die Augen zusammen. So vorsichtig wie es mir möglich ist, lasse ich Ranken unter dem Haufen wachsen. Auch ich kneife meine Augen fest zusammen und lenke all meine Kraft auf das Wachsen. Ich lasse sanft Ranken mit kleinen rosa Blüten an seinen Hufen hinauf klettern, um die schweren Steine von Frankie zu

drücken. Ich höre das Knirschen und den unruhigen Atem von Frankie. Ich halte die Luft an, doch bleibe fokussiert. Blitzartig spüre ich einen heftigen Windstoß und öffne mit flatternden Wimpern meine Augen. Frankie hat sich vom Boden erhoben und schwebt mit ausgebreiteten Flügeln in der Luft. Ich lege meinen Kopf in den Nacken und erlaube mir wieder zu atmen. Ich laufe ihm nach, weiter zu einer Lichtung, wo er elegant vor mir landet.

„Ich danke dir! Vielen Dank, du hast mich gerettet!“ Seine wispernde Stimme klingt nicht mehr klagend, sondern voller Hoffnung und Energie.

„Natürlich! Es war mir eine Ehre, Frankie!“, antworte ich mit der Stimme in meinem Kopf. Er schnaubt und kommt auf mich zu.

„Bitte, komm mit zu meiner Herde. Ich will ihnen die Nymphe zeigen, die mich gerettet hat. Was ist denn mit deinen Schwestern? Und Mutter Gaia?“ Er fängt aufgeregt an, mit seinen Vorderbeinen zu steppen.

„Mutter Gaia geht es gut, sie ist nur müde und naja“, ich senke meinen Kopf und unterdrücke meinen Kummer, „sie“, meine Stimme bricht, doch ich reiße mich zusammen, „sie sind immer noch versteinert. Aber Gaia und ich wollen sie zurückbringen und ich werde alles versuchen um das zu erfüllen“, ich lächle meine Tränen weg. Jemanden zu verlieren und zu vermissen, den ich nie kennenlernen durfte, schmerzt nach wie vor. „Tut mir leid, dass du so viel Schmerz erfährst.“ Verwundert sehe ich wieder zu Frankie, der mich an der Schulter anstupst.

„Oh verzeih, ich habe dich denken gehört.“ Ich muss lachen und schüttle den Kopf. „Nein, alles in Ordnung. Daran muss ich mich nur noch gewöhnen.“

Sanft streichle ich über seine lange Stirn. „Ich, ich muss zurück zu Gaia! Sie wartet sicher auf mich! Kannst du mir später deine Herde zeigen?“

„Natürlich!“ Frankie schnaubt erneut und wackelt mit seinen Flügeln. Er läuft um mich herum, bleibt schließlich vor mir stehen. „Was hältst du davon, wenn ich dich fliege?“ Überrascht und auch erleichtert fasse ich an meine Brust. „Liebend gern.“

Nur wenige Wimpernschläge später stemme ich mich auf den Rücken meines neuen Freundes und greife in seine wellige Mähne. Sein Körper ist nicht nur größer, sondern auch weit aus kräftiger als Ambrose. Frankie spannt seine riesigen Flügel aus. Ich spüre die kräftigen Flügelschläge unter meinen Armen und schon sind wir in der Luft. Wind weht mir die lilafarbenen Haare aus dem Gesicht. Ich erblicke die wunderschöne Landschaft, die sich wie eines der schönsten Gemälde erstreckt. Die Berge und das Zusammenspiel mit den Wolken und dort hinten die Lichtungen. Auch den Tempel mit unseren Lebensblumen kann ich erkennen. Seit Ewigkeiten habe ich mich nicht mehr so frei gefühlt, bis der Blick auf den Ring an meinem Finger fällt. Das Wichtigste ist jetzt jedoch, dass ich meinen neuen Freund gerettet

habe und auch, dass ich die scharfen Felsen nicht hinunter klettern muss. Frankie fliegt nun tiefer und seine Hufe landen mit einem dumpfen Geräusch auf dem staubigen Boden.

„Mhh, wo ist Gaia nur? Die Stunde ist sicher schon um.“

„Ich habe schon so viel von Gaia gehört!“ Frankies kindliche Euphorie erwärmt mein Herz.

„Sie ist wirklich unglaublich“, antworte ich schmunzelnd. Doch da, zwischen den Büschen, erkenne ich ihren magentafarbenen, lockigen Haarschopf. „Dort hinten, da ist sie!“ Erleichtert atme ich aus. Ich rufe ihren Namen und sofort kommt sie auf uns zu. Auch Frankie macht große Schritte in ihre Richtung und bleibt schließlich stehen. Ich gleite von seinem schneeweißen Rücken herunter und lande auf meinen Füßen. Sanft streiche ich über seine Seite, während ich Gaia entgegenreife.

Kräftig schließt sie mich in die Arme. Als ich mich aus der Umarmung löse, sehe ich in ihre warmen Augen.

„Darf Ich vorstellen, das ist Frankie.“ Ich deute auf meinen neuen Freund, der mit wenigen Schritten näherkommt. Gaia löst sich endgültig von mir und tätschelt seine Stirn.

„Niemals hätte ich gedacht, einen Pegasus wiederzusehen“, wispert ihre Stimme wie der Wind in meinem Kopf. „Ich freue mich so sehr, dich kennenzulernen!“ Er klingt immer noch so euphorisch.

„Ember hat mich gerettet, ohne sie hätte ich mich sicher nicht befreien können.“ Verlegen wende ich den Blick ab.

Nun zu dritt laufen wir zurück auf die Lichtung. Gaia und Frankie erzählen viel und ich lausche. Es ist, als würden die beiden nur in ihren Gedanken kommunizieren, die über den warmen Wind in ihre und auch meine Ohren gelangen. Ich erfahre unter anderem, dass Frankie noch ein recht junger, aber ausgewachsener Pegasus ist und frage mich gleichzeitig, wie groß und mächtig wohl ein etwas älterer Pegasus sein müsste. Ich muss bei dem Gedanken etwas schmunzeln. Die Pegasusse haben sich der Mächtigkeit der Berge angepasst. Er erzählt auch von seiner Herde, die wie bei Wildpferden von einer Stute angeführt wird. Mit dem Versteinern der Nymphen litt wohl das ganze Land. Flora und Fauna spielten verrückt und die dunkle, ungezähmte Seite der Pflanzen trat immer mehr hervor, was vielen den Lebensraum nahm. Auf dem Weg laufen wir an dem schimmernden Wald vorbei, den ich einst in meinen Träumen gesehen hatte. Gaia hatte mir erklärt, dass fast jeder Baum einst eine Nymphe war. Hier in diesem Wald seien auch etliche steinerne Statuen meiner Schwestern. Der Gedanke verursacht mir eine Gänsehaut. Rasch konzentriere ich mich wieder auf den Wind. Wenig später höre ich Frankies

und Gaias Stimme, die sich immer noch viel zu erzählen haben.

Der Tag geht zu Ende und inzwischen spüre ich meine müden Knochen. Was Eira wohl gerade macht? Ich vermisse sie so sehr. So gerne würde ich das alles mit ihr teilen, hallten meine Gedanken, als ich an dem leuchtenden Baum sitze. Frankie lag bis vor kurzem noch neben mir. Inzwischen habe ich das Gefühl, dass er seine Größe manchmal vergessen würde und dass er tief im Inneren eher eine kleine verspielte Katze ist.

Kurz vor Sonnenaufgang flog der junge Pegasus zurück in die kühlen Berge zu seiner Herde, versprach jedoch, morgen wiederzukommen. Doch bevor er in den Wolken verschwand, schlug er kräftig mit seinen Flügeln, um lose Federn schmerzlos zu entfernen. Jetzt fehlt uns nur noch eine Zutat für den Zauber, der uns zu dem letzten Nachkommen der Thronfolge führen würde. Ich komme mir plötzlich nicht mehr so vor, als würde ich in einem Garten sitzen, sondern, als wäre ich in einem wilden Meer aus Gedanken, dass so unglaublich tief ist. Ich stoße kühle Luft aus. Mein Kopf fühlt sich so an, als würde er rauchen, wie eine Maschine. Erst als Gaia das zweite Mal meinen Namen ruft, stemme ich mich nach oben und laufe zu ihr. Die Dunkelheit der Nacht umhüllt bereits das Land, als ich mich neben Gaia vor das Lagerfeuer setze. Sie reicht mir einen schmalen Stock, an dessen anderen Ende Früchte aufgesteckt sind. Mit der freien Hand streife ich meine Tasche von der Schulter. „Danke dir“, durchbreche ich die Stille. Ich tue es Gaia gleich und halte meinen Speiß über das warme Feuer.

„Nicht dafür, Ember.“ Sie lächelt sanft. „Ich finde es unglaublich, was du heute geschafft hast. Pegasusse sind wirklich sehr scheue Wesen, doch Frankies Vertrauen musst du mit deiner Wärme bekommen haben. Darauf kannst du sehr stolz sein, ich bin es zumindest.“ Trotz Gaias lieben Worten fällt es mir schwer zu lächeln.

„Jetzt fehlt nur noch eine Zutat, und wir können den Zauber ausführen.“ Die Hoffnung in ihrer Stimme ist gar nicht zu überhören. „Ember, was ist los?“

„Tut mir leid, ich, ich ...“ Ich schließe meine Augen, atme tief durch und versuche, meine Gedanken zu ordnen. Als ich meine Augen öffne, fällt mein Blick auf meine Hände und bleibt bei meiner Linken hängen. An ihr ist immer noch diese große, kristallene Murmel, die mich an zu Hause erinnern soll, als alles noch in Ordnung war. Stattdessen erinnert sie mich wieder an Coldens nackten Körper und Rebecca in seinem Bett.

„Ich vermisse Eira so sehr und dieser Ring...“ Ich schüttele den Kopf.

„Vielleicht wird es Zeit, dass du ihn abnimmst. Vielleicht wird es auch Zeit, das alles hinter dir zu lassen. Aber nicht so, dass du all den Schmerz unterdrückst, sondern versuchst, dich von all dem zu distanzieren.“ Ich ziehe die Augenbrauen

zusammen und gucke in ihre Augen. Das tanzende Feuer spiegelt sich in ihnen.

„Versuche, es einfach mal neutral wiederzugeben, also eure Beziehung in Volkesland. Willst du davon erzählen?“ Ich nicke und grabe in meinen Erinnerungen.

„Ich erinnere mich, dass es schöne Momente gab, aber irgendwie überwiegen die nicht so schönen.“ Ich senke meinen Blick. „Bevor wir uns auf die Reise begeben haben, haben wir ja unsere Hochzeit geplant. Und ich weiß, wie ich jeden Moment so genossen habe, wenn es um etwas anderes ging, aber nicht, weil ich nicht planen wollte, sondern weil, ich weiß nicht, weil mich die Vorstellung, mich an ihn zu binden, so bedrückt hat. Er sieht immer nur die großen und materiellen Dinge, aber ich, ich will auch die ganz kleinen, unscheinbaren Dinge wertschätzen. Das hat er nie verstanden.“ Gaia greift nach meiner Hand.

„Man sagt zwar immer, Gegensätze ziehen sich an, aber Colden und ich sind so unterschiedlich, dass ich glaube, es hat einfach nicht funktioniert. Doch ich wollte meine Eltern nicht enttäuschen. Sie waren immer so für diese Verbindung, doch ich glaube, dass heiraten und der ganze Kram einfach nichts für mich ist. Ich weiß doch noch nicht einmal, wer ich wirklich bin.“ Gaia nickt stumm. Ich fühle mich so sicher und aufgehoben, nicht verurteilt. Das alles endlich ausgesprochen zu haben, lässt mich freier atmen und so vieles anders sehen. „Ich weiß, dass ich das herausfinden will, aber ohne einen Colden.“

Ich reiche Gaia meinen Spieß und greife nach meiner Tasche, die neben mir im Gras liegt. Ich ziehe mit etwas Druck den Ring von meinem Finger und lege ihn auf den Boden meiner Tasche. Moment mal, was ertaste ich da? Das fühlt sich ja an wie Papier.

„Was hast du denn da, Sonnenblümchen?“ Gaia rutscht etwas näher. Ich ziehe es heraus und erkenne es sofort.

„Das sind Liebesbriefe von Colden. Wir haben uns immer welche geschrieben. Es fing an, als er noch bei uns ausgebildet wurde. Ich muss gestehen, dass ich Dichter häufig leichter verstand als Coldens blumige Beschreibungen.“ Ich muss anfangen zu lachen und stecke Gaia, die immer noch die Spieße mit den angebratenen Früchten in den Händen hält, an. Wir beide lachen herzlich, bis mein Bauch sich so verkrampft, dass es weh tut.

Meine Beine knacken, als ich mich vom Gras nach oben stemme. Mit den Briefen in der Hand mache ich ein paar Schritte auf das Lagerfeuer zu.

„Was hast du denn nur vor?“ Gaia verzieht verwundert das Gesicht. Ihre Besorgnis scheint mir fast lauter als die eigentlichen Worte zu sein. Doch ich fixiere das offene Feuer und lege vorsichtig die Briefe hinein. Augenblicklich löst sich das Papier auf und lässt das Feuer noch heller erstrahlen.

„Vielleicht sollte ich Colden vergeben.“ Ich drehe mich um und nehme Gaia

den Spieß ab, „Ich denke, das ist das Richtige. Wir haben einfach nicht zusammengepasst. Es hat zwar unglaublich unschön geendet, aber trotzdem sollte ich ihm verzeihen.“

Ich fühle mich so befreit, als hätte ich wie Frankie Flügel und könnte überall hinfliegen, wohin ich möchte. „Trotzdem würde ich hierbleiben, denn manchmal heißt frei zu sein, dass man sich entscheidet, nicht zu gehen, sondern zu bleiben“, beende ich meine laut ausgesprochen Gedanken.

„Moment mal“, unterbricht Gaia mein Gedankenexperiment. „Das Feuer der Vergabung! Du hast es gerade erschaffen!“ Euphorisch springt sie auf und deutet auf das Lagerfeuer. Erst jetzt erreicht mich die Bedeutung: alle Zutaten sind zusammen. Freude und Glück erfüllen mich und auch ich springe auf. Gemeinsam hüpfen wir quietschend auf der Stelle. „Na schön, dann hole ich die Zutaten und du bleibst bei dem Feuer und isst etwas, ja?“ Sie läuft bereits in die Richtung der kleinen Hütte.

„Ja, machen wir so“, rufe ich ihr nach. Ihre leuchtenden Haare verschwinden allmählich in der Dunkelheit. Genüsslich wende ich mich meinem Abendessen zu. Wir haben es tatsächlich geschafft. Doch als Gaia zurückkommt, ist die Euphorie und Freude so ernst geworden. Eine Gänsehaut breitet sich auf meinem Körper aus. Sie trägt eine hölzerne Kiste, die sie neben mir abstellt. Ich erhebe mich und schaue erwartungsvoll in Gaias Augen. Sie öffnet die Kiste und holt nacheinander mein Taschentuch mit ihren getrockneten Tränen, ein Glas mit der Erde aus dem alten Dorf und Frankies Feder heraus. Als letztes hebt sie ein kleines Büchlein heraus. „Das Taschentuch wirst du nicht zurückbekommen. Ich wollte nur, dass du das weißt.“

Ihre Ernsthaftigkeit steckt mich nun an. Ich nicke stumm.

„Das ist es mir wert.“ Meine Stimme ist tief. Ich erkenne sie kaum wieder.

„Gut. Der Zauber wird für uns körperlich und vielleicht auch psychisch anstrengend. Was wir genau sehen werden, weiß ich nicht.“

„Ich weiß, dass wir es schaffen werden“, ich gehe noch einen Schritt zu ihr. Sie murmelt ein paar Wörter in einer anderen Sprache, die ich noch nie zuvor gehört habe. Doch irgendwie kommt sie mir bekannt vor, als hätte ich sie schon einmal gehört. Langsam verstehe ich Wortfetzen, kann sie deuten und verstehen.

„Die Magie soll nun mit uns sein. Denn sie wird entfacht, wie die Flamme der Vergabung entfacht wurde. Sie wird eins mit den Tränen der verlorenen Liebe, eins mit der Erde, der Erinnerung und durch die Flügel der Hoffnung neu geboren.“ Nach und nach wirft Gaia die jeweiligen Zutaten in das offene Feuer. Bei der Erde zuckt die Flamme zusammen, doch brennt dann noch heller weiter. Sie leuchtet magentafarben auf. Gaia greift nach meiner Hand, die durch die Flamme einen rosa Ton annimmt.

Mein Sichtfeld verschwimmt. Ich erkenne jedoch Gaias Augen, die ganz trüb und weiß werden, als würden sich Nebelschwaden dort breitmachen. Passiert das Gleiche auch mit meinen Augen? Denn es fühlt sich so an, als würde Nebel alles verschwimmen lassen. Langsam sehe ich nichts mehr, nur noch das Feuer vor mir. Gaias Hand umschließt meine noch fester. Plötzlich sehe ich Lichtblitze. Habe ich etwa Feuer gefangen? Ich versuche sie vergebens wegzublitzeln. Doch mit den nächsten höre ich Stimmen. Nach und nach kommen Bilder hinzu und mein Geist wird tiefer und tiefer in die Vergangenheit gezogen. Meine Schultern werden schmerzlich nach unten gezogen und ich werde eins mit den Bildern.

Ich sehe das königliche Schloss in seiner vollen Blüte. Es wirkt so kalt und eisig in seiner Erscheinung. Das Bild verändert sich. Ich werde in das Schloss gezogen und zucke zusammen, als ich die harten, kantigen Gesichtszüge eines Mannes sehe. Seine Augen sind genauso kühl und eisig wie sein Schloss. Seine Augen werden größer, so viel größer. Sie wandeln sich zu einem spiegelnden See und ich erblicke kurze Ausschnitte aus all den Grausamkeiten, die er begangen hat. Der König ist wieder von Kopf bis Fuß zu sehen. Da, da ganz hinten ist eine Frau. Ihre wunderschönen lockigen Haare fallen in ihr rundes Gesicht. Sie passt doch gar nicht hier rein. Sie strahlt solch eine Wärme aus mit ihren goldenen Haaren, ihrem zartgelben Kleid und dem goldenen Ehering an ihrem Finger. Das Bild wird noch dunkler. Die junge Frau schreitet durch einen tiefschwarzen Flur. Ihr Mantel über den Schultern verschwimmt mit der Dunkelheit. Plötzlich wird sie an ihrem Handgelenk gepackt und an die Wand gedrückt. Ihre einzige Lichtquelle aus einem Kerzenständer geht mit einem lauten Scheppern zu Boden. Doch es fängt auf dem Steinboden kein Feuer, nein, die drei Kerzen erlöschen stumm. Doch sie schreit. Sie stemmt sich mit aller Kraft gegen den Mann. Sie schreit um Hilfe. Immer und immer wieder. Sie schreit „Nein“, aus voller Lunge und durch das Zittern ihres ganzen Körpers bebt ihre Stimme. Immer und immer wieder. Doch der König scheint taub und zögert nicht, ihre Hose zu zerreißen. Ihre Schreie hallen in den Fluren wider. Immer noch drückt er sie an die Wand. Ihre Fingerspitzen werden blau. Tränen fallen still auf den Boden. Nach weiteren Schreien und Stößen gegen die Wand lässt der König sie los und greift nach einem Tuch. Er lässt sie los und auf den Boden fallen. Ohne auch nur ein einziges Wort zu sagen, schließt er seine Hose und verschwindet in die Dunkelheit, aus der er gekommen war. Sie liegt bei den zerbrochenen Kerzen auf den Boden, hält sich die Knie an die Brust. Tränen rennen weiterhin über ihre Wangen. Immer noch ruft sie nach Hilfe. Doch jetzt ist es nur noch ein Flüstern. Der Flur wird von kaltem Licht erhellt, als sie sich nach oben stemmt und stumm nach Hause geht. Sie zuckt zusammen, als ihr Ehemann versucht, sie zu umarmen.

Noch Wochen später schmerzen die blau grünen Flecken an ihren Handgelenken. Sachte streicht sie darüber und wieder sind ihre Schreie zu hören. Ihr Mann bringt ihr Tee. Das Bild ist still, nur das Knistern des Kamins ist zu hören. Ich spüre ihr Leid, ihr Schuldgefühl und ihre Trauer um sich selbst. Ihr stummes Leiden, ihre Hilflosigkeit, als niemand ihre Schreie hörte. Sie wendet ihren Blick ab und fängt an zu sprechen. Tränen laufen ihre zarten Wangen entlang. In meinem Herzen weiß ich, dass sie ihm davon erzählt. Zaghafte greift er ihre Hand. Auch er öffnet den Mund, sein Gesicht fragend. Sie nickt immer noch unter Tränen. Ihr Ehemann schließt sie in seine Arme. Das Bild erwärmt sich. Beide stehen auf und wenden mir den Rücken zu. Schnell wird es wieder eisig, als sie sich fast synchron zurückdrehen und ich ihren runden Bauch sehe. Ihre Blicke sind so besorgt, als sie über ihren Bauch streichen, der größer und größer wird. Hektisch verändert sich das Bild, das wieder von ihren Schreien untermalt ist. Wild wird sie in dem Bett umkreist. Ihr Mann sitzt neben ihr, hält ihre Hand. Eine andere, etwas ältere Frau, sitzt am anderen Ende und reicht der jungen Mutter ihr Neugeborenes.

Ich drehe mich hektisch und sehe alle drei in dem Garten. Das Baby von eben muss jetzt bereits um die vier Jahre alt sein. Alles ist auch wieder so warm und freundlich. Auf einmal entdecke ich den Kleinen von vorne und zucke zusammen. Diese Augen, seine Aura bereitet mir eine Gänsehaut. Er passt hier gar nicht rein, in so viel Wärme, aber er ist doch ein Kind. Wie kann ein Kind so viel Kälte ausstrahlen?

Ich werde weitergezogen, drehe mich in einem großen Kreis um die Familie. Der Junge wächst, seine Eltern altern. Doch ich erkenne sie nicht richtig, so schnell dreht sich das Bild. Abrupt bleibt es stehen. Der Junge, der nun ein junger Mann ist, kommt näher. Langsam, so unnatürlich langsam, dreht er sich um. Eine stumme Träne läuft über meine Wange. Doch es schmerzt so sehr, dass es auch gut Blut sein könnte, was über meine Wange läuft. Stumm bringe ich es aus meinem trockenen Hals: „Colden.“ Rasch wendet er sich ab und auf einmal sind wir in einem Schlafzimmer. Er wühlt wild in den Sachen. Er entdeckt nun ein kleines Büchlein mit einem hellgelben Umschlag, schlägt es auf. Seine Suche geht weiter.

Er sucht nach der Wahrheit, flüstert mein Instinkt, die er nun gefunden hat. Wieder fühle ich seinen Schmerz, der wie eine feine Vase zerspringt, in tausend Teile bricht. Ich will aufschreien, so sehr scheinen sich die Splitter in meine Haut zu bohren. Doch dafür ist keine Zeit, denn das Bild verändert sich drehend erneut. Der Schwindel wird zu einem Kopfschmerz. Ich erschrecke bei dem Schloss des Königs. Colden betritt es, ohne mit der Wimper zu zucken. Er spricht zu seinem leiblichen Vater, wirkt so, als würde er sein Selbstbewusstsein etwas spielen müssen. Doch der graue König würdigt ihn nicht mal eines Blickes, macht nur eine abwertende Handbewegung, mit der sein Sohn grob aus dem Saal gezogen wird.

Colden sitzt auf einem Baumstumpf und blickt auf das Schloss.

„Ich werde dir beweisen, dass ich nicht dein unfähiger, unwürdiger Bastard bin. Ich werde dir beweisen, dass ich genauso Macht haben kann, wie du“, rauscht es in meinen Ohren. Sein Machtdurst wird immer doller. Er wird so riesig, dass ich Angst bekomme, er könnte daran ersticken. Seine Eltern werden gezeigt, die sich besorgten Blickes unterhalten und schließlich nicken.

Und schon reiten Lord Montgomery und Colden. Sie gelangen in einen Hof. Einen Hof, den ich zu gut kenne. Sie gelangen in unser Anwesen. Mein Vater schüttelt beiden die Hände. Jetzt fügt sich für mich alles. Er sollte genau hier, bei meinem Vater, der für sein gutes Herz bekannt ist, seine Ausbildung machen. Seine Eltern wollten, dass sein Streben nach Macht durch den guten Einfluss abnimmt und er sich dem Schönen im Leben endlich öffnen kann.

Die Jahreszeit verändert sich auf einmal. Ich sehe viele Männer, Frauen und viele andere, die sich zum Kampf bereit machen. Der Widerstand muss begonnen haben, den mein Vater mit anführt. Der König wird getötet. Der leibliche Vater von Colden wird getötet. Coldens Blick ist so finster, während sich die anderen freuen und ihren Sieg feiern. Zu seinem unersättlichen Bedürfnis nach Macht mischt sich Rachedurst, der meinen Vater als Ziel auserkoren hat. Colden schmiedet in unendlich vielen Nächten einen Plan, trifft sich mit zwielichtigen Gestalten und erhält kleine Fläschchen von ihnen.

Ich atme die eisige Luft ein und sein Plan erscheint mir plötzlich ganz klar: er will meinen Vater, Lord Askan, aus dem Weg räumen, um all die Ländereien zu erben. Dass er dafür Eira oder mich heiraten muss, stellt kein Hindernis dar. Ich spüre die Leere in seinem Herzen, die so nach Macht, Rache und Anerkennung von einem toten König strebt, dass er alles dafür tun würde.

Ich sehe unsere Truppe, sehe, wie wir alle aufbrechen. Auch sehe ich den Abend, als wir alle zusammensaßen. Es gleicht alles meinen eigenen Erinnerungen bis auf eines: Colden zieht ein kleines Fläschchen aus seinem Mantel, ein Fläschchen, was mir verdächtig bekannt vorkommt. Und da zähle ich es alles zusammen, während Colden den Inhalt in den Krug meines Vaters kippt.

Wieder erfüllt ein Schrei das Bild, dieser kommt jedoch von meiner Mutter. Wir alle sind schon bei ihr. Doch Colden ist in Eiras und meinem Zelt. Er legt das kleine leere Fläschchen in meine Tasche und schleicht hinaus zu uns anderen. Zufrieden lächelt er, doch die Kälte in seinen Augen lässt mich vor Angst erfrieren. Und dieser Mann ist gerade bei meiner Schwester.

Die Luft zum Atmen wird mir von diesem Gedanken genommen, als sich die Schwere von meinen Schultern löst. Als würde ich von einem Auftrieb im Wasser nach oben gedrückt, schnappe ich nun nach Luft. Die Bilder werden zu Nebel und

der Nebel verschwindet allmählich. Ich bin zurück in der Realität, eine Realität, die mir angsteinflößender erscheint als zuvor. Ich sehe das Feuer, das wieder gelb und orange tanzt. Ich sehe Gaia, die neben mir im Gras hockt und auch nach Luft schnappt. Doch ich halte noch immer ihre Hand. Um uns herum sind wilde, dornige Pflanzen gewachsen. Gaia und ich sehen uns gleichzeitig um und stoßen ein Lachen aus. Lange hält es jedoch nicht an.

„Es ist Colden. Die ganze Zeit lang war er“, weiter komme ich nicht. Ich ringe nach Luft und spreche dann weiter. „Und er ist bei Eira! Sie ist in Gefahr!“ Angsterfüllt laufen mir Tränen über die Wangen. Rasch rutscht Gaia zu mir und wischt mir die Tränen aus dem Gesicht.

„Ich, ich muss zu ihr“, meine Stimme zittert und mit ihr mein ganzer Körper. Durch meine lauten Gedanken höre ich gar nicht, was Gaia sagt, bemerke nicht, dass es schon hell wird. In meinem Kopf sehe ich Bilder, in denen Colden Eira und meiner Mutter noch mehr Leid zufügt. Ich blinzele die Bilder weg und eile zur kleinen Hütte. Ohne wirklich darüber nachzudenken, packe ich meine Tasche und krame nach Papier und Stift. In wenigen Sekunden ist der Brief geschrieben, in dem ich die jüngsten Informationen schildere. Ich stürme hinaus und rufe nach Tinker, der kleinen Taube. Wenige Augenblicke später, die sich wie Stunden anfühlen, landet die kleine Taube auf meiner Hand. Ich binde ihr das kleine Stück Papier an ihr zartes Bein.

„Flieg zum Hohen Rat, hast du verstanden? Bring das zum Hohen Rat!“

Sie sieht mir in die Augen und gurt leise. Sie muss es verstanden haben und fliegt sofort los. Ich greife an meine Oberarme und versuche, das beklemmende Gefühl auszuhalten. Ich schließe meine Augen und atme all das aus. Dunkle Blumen wachsen um meine Füße. Erst jetzt nehme ich Gaia und Frankie wahr, die etwas abseits stehen. Mit festem Schritt gehe ich auf sie zu.

„Ich muss zu Eira“, meine Stimme ist nicht mehr zitterig, sondern gefasst. Denn das ist einzig und allein die Wahrheit. Ich muss zurück zu Eira.

DER LETZTE KAMPF

Juliane und Johanna Föhlich

„Wir werden angegriffen!“, ruft Eira aus voller Lunge. In Massen und mit schockierten Gesichtern laufen die Dorfbewohner auf den Marktplatz.

„Was?!“, ungläubig tritt Kalidra an die noch schnaubenden Pferde heran.

„Er macht Ernst, er ist völlig verrückt!“ Florent schwingt sich atemlos von seinem Hengst. Die Friedlichkeit verschwindet und die sonst so harmonische Gemeinschaft verwandelt sich in einen wilden Ameisenhaufen. Rasch holen die Ältesten

der Gemeinschaft ihre alten Waffen aus Kisten und Kellern hervor, Waffen, die sie nie wieder sehen, geschweige denn, benutzen wollten.

Als Gemeinschaft, als Familie, rücken sie schließlich vor. Meile für Meile, Schritt für Schritt. Florent, Eira und Kalidra bilden die Spitze des Zuges, dicht gefolgt von Oona, Freya, Elden und Kelvin, alle zu Pferd. Keiner von ihnen spricht ein einziges Wort. Zu sehr lasten die Erinnerungen auf ihren Schultern. Als sie in der Ferne, am Ende der Lichtung endlich die Spitzen der Mauer sehen können, verstummen auch die letzten Reihen des Zuges. Dicke schwarze Rauchschwaden zeichnen den Himmel hinter der magischen Schutzmauer in ein tiefes Dunkelgrau.

„Wir schaffen das“, Florents leise Worte durchbrechen die Stille, „wir haben es doch schon einmal geschafft.“ Suchend sieht er in die bleichen Gesichter hinter sich.

„Ja, mein Junge, das haben wir. Aber das hier ist anders. Wir haben keine Möglichkeit zur Flucht. Wir haben nur diesen Versuch, sonst verlieren wir unser Zuhause. Für immer. Und die Magie“, Florent fällt Elden ins Wort.

„Nein! Urgroßvater, soweit darfst du nicht mal denken! Wir haben zwar nicht so moderne Waffen wie sie, aber wir haben Magie. Oona, du kannst doch deine Fähigkeit benutzen, sag uns was sie vorhaben. Und Freya, du nutzt die Kraft der Erde. Und du Kelvin, du“

„Florent, mein Sohn“, beruhigend legt Kalidra ihre Hand auf seine Schulter.

„Nein, Mutter! Wir werden nicht einfach so aufgeben! Das lasse ich nicht zu!“

„Ich auch nicht! Florent hat recht, wir dürfen nichts unversucht lassen. Wir dürfen Colden nicht einfach so gewinnen lassen!“, trägt Eira bei.

„Es gibt da nur eines“, setzt Freya mit gesenktem Blick an, „wir können die Magie nicht für Böses einsetzen, das ist einfach nicht möglich“, presst Oona heraus. Verzweiflung breitet sich in Eira aus. Was sollten sie nur tun, wenn die Magie nicht zur Verfügung steht und ihre neuen Gegner von der Anzahl und von den Waffen her weitaus überlegen sind? Schnell beschließt die kleine Mannschaft, sich versteckt in den Büschen zu halten und zu warten. Colden müsste sich doch erstmal einen Plan ausdenken, er würde es sich sicher anders überlegen. Eiras Gedanken kreisen. Florent greift nach ihrer Hand und lächelt stumm zu seiner Liebsten. Auch Eira zwingt sich zu einem Lächeln und verliert sich für einen Moment in seinen Augen. Auf einmal erinnert sich Eira an den Tag, an dem sie Florent zum ersten Mal sah. Niemals hätte sie gedacht, dass dieser Mann, der das kleine blaue Reh versuchte zu retten, ihre große Liebe sein würde.

Doch ein ohrenbetäubender Knall lässt beide zusammensucken. Florent wirft schnell den Blick zu seinem Urgroßvater, der mit einer Bewegung das Vorrücken andeutet. Die Familie befreit sich aus ihrem Versteck und rennt geduckt auf die

Mauer zu. Und da sehen sie es. Das Feuer, ein lichterlohes Feuer. Die Mauer, die ihr Schutz war, die all die Jahre ihr Zuhause beschütze, zertrümmert. Das Tor, das in dem Schnee liegt, lässt alle Ältesten das gleiche denken.

„In unser Zuhause wurde eingebrochen, es ist ein Teil zerstört worden.“ Wie festgefroren stehen sie davor. Die Kälte von außen breitet sich mit Windböen in Alvaheights aus. Mit der Kälte kommen die Verzweiflung und die Angst, als der Himmel sich verdunkelt.

„Los, wir müssen etwas tun!“ Eira greift nach Florents Hand und läuft nun mit ihm Richtung Tor. Die fünf folgen ihnen.

„Ach seid ihr doch gekommen, ja?!“, brüllt Colden ihnen spöttisch entgegen. Eira löst sich von Florents Hand und macht noch ein paar Schritte auf ihre Gegenüber zu. Sie will gerade ansetzen etwas zu sagen, doch da fallen ihr die Katapulte auf. „Woher hast du die?“, brüllt nun Eira.

„Tja, Holz ist Holz. Und aus Holz kann man leicht Dinge bauen, wenn man weiß, wie.“ Er reckt sein Kinn zuerst gen Himmel, doch dann senkt er seinen Kopf und fixiert Eira, so, als wäre er ein Raubtier und sie seine kleine Beute. Eira hält seinem bitterkalten Blick stand, wendet sich schließlich an seine Mannschaft.

„Lord Warren, Lord Maverick, Lord Henderson, Mister Sullivan, Mister Jefferson, ich weiß nicht, wie es hierzu kommen konnte. Aber das ist keinesfalls der Auftrag des Hohen Rats. Der Auftrag, weshalb wir hier sind, der an meinen guten Vater gerichtet wurde. Er hat euch alle mit auf diese Reise genommen, weil er das Gute in euch gesehen hat, da bin ich mir sicher. Aber Alvaheights, dieses Zuhause zu zerstören, ist keinesfalls etwas Gutes oder das Richtige.“ Der Himmel verdunkelt sich weiter. „Er würde nicht wollen, dass so etwas in seinem Namen geschieht, denn er war immer ein so guter Mensch. Der Beste, den wir alle kennen.“ Die Lords wenden ihre Blicke zu Boden und fast suchend sehen sie einander an.

„Aber Colden ist nicht so ein Mensch, er ist ...“

„Bei den Feengöttern, was ist da?!“, unterbricht Kalidra Eira. Augenblicklich werfen alle in dem eisigen Tal ihre Blicke auf den Himmel.

„Bei den Feengöttern, die dunklen Mächte erheben sich!“ Freya lässt augenblicklich ihre Armbrust fallen und lässt sich mit dem Kopf Richtung Himmel gerichtet auf die Knie sinken. Auch die Augen der Lords und deren Knappen füllen sich nach und nach mit Angst, als die Gestalt am Himmel immer größer wird und der Wind noch stärker peitscht. Gemurmel bricht unter ihnen aus. Sollten sie Schutz suchen? Aber nur wohin? Was war mit Eiras Worten? Sollten sie ihnen Wert schenken? Aber was war mit Colden? Die wilden Blicke warteten immer noch auf eine Anweisung von Colden, doch werden von den scheuenden Pferden unterbrochen. Die ersten Männer lösen sich aus ihrer Formation. Verzweifelt versuchen sie die Pferde, die die

Katapulte durch den Schnee gezogen haben, zu beruhigen, doch vergebens. Anstatt sich zu beruhigen, saugen die Pferde die Emotionen ihrer Herren auf. Angsterfüllt reißen sie ihre Augen noch weiter auf. In hektischen Bewegungen tänzeln sie auf der Stelle. Unkoordiniert werden Befehle und Anweisungen gebrüllt, die Pferde wiehern und steigen, Waffen fallen auf den Boden, Chaos bricht aus.

Doch nicht alle schenken dem Geschehen am Himmel oder der wilden Mannschaft ihre Aufmerksamkeit. Coldens Hand greift lautlos und ohne den Blick abzuwenden nach einem spitzen Pfeil und befühlt mit den Fingern seine metallene Spitze. Fast spielend hält er ihn in der Hand. Sein Blick ruht immer noch starr, ohne zu blinzeln auf seinem Ziel. Langsam, kontrolliert blickt er mit den Augen nach links und rechts, aber niemand beachtet ihn. Das laute Chaos um ihn nimmt weiter seinen Lauf, doch Colden verfolgt seinen eigenen Plan, so, wie er es schon immer getan hatte.

Er spannt den Pfeil in seinen hölzernen Bogen und zieht ihn an seinem federigen Ende näher zu sich heran. Sein Atem geht ruhig und kontrolliert. Er fokussiert sein Ziel und das Chaos um ihn verschwimmt, wird nur noch eine schwammige Masse, die aus einem Rauschen besteht. Erneut atmet er aus, zieht seine rechte Hand noch näher zu seinem Gesicht und stabilisiert sie an seinen Lippen. Der Geruch von seinen ledrigen Handschuhen steigt in seine Nase. Seine Augen verengen sich, das Ziel ist erfasst. Der Wind versucht, ihn mit seinen kalten Händen davon abzuhalten, doch Coldens Stand ist fester. Mit einem dritten Ausatmen löst er seinen Griff – der Pfeil fliegt auf die Brust seines Ziels. Und dieses Ziel bemerkt den Angriff nicht mal. Völlig verängstigt blickt Oona an den schwarzen Himmel und spricht Gebete. Dennoch hatte Colden etwas nicht einberechnet. Nicht nur er besitzt die schnellen Augen eines Luchses auf dieser Lichtung.

Eira hatte ihn keine Sekunde aus den Augen gelassen. Sie sah es. Sie sah ihn. Sie erkannte seinen Bogen und wie er ihn gespannt hatte. Ihre Augen zucken zu seinem Ziel und wieder zurück zu ihm. Hin und her. Und da fliegt der Pfeil. Blitzartig reagiert sie. Ihre Füße tragen sie, ohne nur einen Laut zu geben, über die Lichtung. Sie springt. Der Pfeil trifft. Doch ihr Herz aus Gold ist aus keinem standhaften Material. Gold mag zwar wertvoll sein, doch keinesfalls hält es dem spitzen Metall des Pfeils stand. Ihre Haut wird durchbohrt. Der Pfeil kämpft sich noch tiefer an ihr helles Herz heran, bis sie das Gleichgewicht verliert und von der Wucht des Pfeils auf den Boden gerissen wird. Dampf prallt sie auf. Richtig unterscheiden, was ihr nun den Atem nimmt, kann sie nicht. War es die Erscheinung, die ihr so bekannt vorkommt? Oder doch der Pfeil, der in ihrer Brust steckt und aus der so viel Blut strömt? Oder der dumpfe Aufprall auf ihren Rücken, der ihre Rippen

zusammenzog? Den Geschmack von Blut schluckt sie rasch runter, bevor sie realisiert, was soeben geschehen war. Hitze breitet sich von der Einstichstelle über ihren ganzen Körper aus. Mit kribbelnden Händen tastet sie auf ihre blutverschmierte Brust. Alles passiert wie in Zeitlupe um Eira herum. Jeder Atemzug schmerzt, Punkte tanzen vor ihren Augen, Schwindel und Dunkelheit breiten sich in ihrem Kopf aus. Ihr Blick wandert ins Leere, bis sie blinzelt und auf die Gestalt blickt. Um sie herum bricht Panik aus. Florent eilt zu ihr, andere zücken ihre Waffen und bilden einen schützenden Kreis um die verletzte Eira.

Die große Gestalt landet schließlich auf dem Boden. Durch die zugezogenen Wolken sehen ihre Haare fast schwarz aus und die Federn des jungen Pegasusses erscheinen grau. Er breitet seine majestätischen Flügel aus und lässt die junge Nymphe absteigen. Doch das Feenvolk versteht nicht. Die Leute aus Volkesland runzeln ihre Augenbrauen. Irgendetwas erkennen sie wieder. Der Nymphe werden ihre Haare ins Gesicht geworfen, doch sie läuft, ohne mit der Wimper zu zucken weiter auf das Schlachtfeld. Sie holt mit ihrem Arm aus, macht eine große, runde Bewegung. Sofort entstehen dunkle lila Ranken, die kleine Dornen haben. Eine Barriere bildet sich vor Coldens Mannschaft, nein, die Ranken umschließen sogar die Beine der Krieger. Ihr Blick verfinstert sich, als er auf Colden und seinen Bogen trifft, den er erst jetzt langsam senkt. Ember weiß, dass sie weiter auf ihn zu gehen muss, doch im Augenwinkel sieht sie ihre blutende Schwester, die auf Florents Schoß liegt.

Ihr Herz steht bei diesem Anblick in Flammen. Sie weiß dennoch, wie sie sich dieses Feuer zu Nutzen machen kann.

„Ich weiß, wer du bist“, ruft sie Colden entgegen. „Ich weiß, wer du im Inneren bist“, fügt sie hinzu. Nun zieht sie die Blicke noch mehr auf sich. Colden stößt ein abfälliges prustendes Lachen aus, doch Ember lässt ihn nicht zu Wort kommen. „Ja, ich habe überlebt, und nein ich habe meinen Vater nicht vergiftet. Denn du warst es. Du bist der letzte Nachkomme des Königs!“ Ihre Worte hallen auf dem Feld wider. Die Blicke werden fragend und suchen Antworten. Einige der Lords versuchen, sich aus ihren Fußfesseln zu befreien, doch Ember lässt die Ranken nur mit einer kleinen Handbewegung fester um sie schlingen. Ihre Augen fokussieren weiterhin Colden, der seine Augen abwendet, wilde und hektische Bewegungen macht, als würde er sich ertappt fühlen. „Du hast das alles geplant, den Anschlag auf meinen Vater und vielleicht sogar das hier“, sie hebt ihre ausgebreiteten Arme und deutet um sich. „Denn du wolltest nur das Erbe meines Vaters und gleichzeitig Rache nehmen, weil er beteiligt war und deinen leiblichen Vater“, sie betont jedes einzelne Wort, „mit umgebracht hat. Und das alles nur, weil du dir selbst und einem

toten Mann beweisen willst, wozu du imstande bist, weil Macht dein leeres Herz vielleicht ausfüllen wird.“ Sie reckt ihr Kinn und wendet ihren Blick von Colden ab. Ertappt kniet er auf dem Boden. Ember wirft ihren harten Blick zu den Lords. In ihren Gesichtern steht Schock und Verwunderung. Ember starrt sie weiter an, bis schließlich die ersten ihre Waffen grob in den Schnee werfen. Andere folgen ihnen, lassen sie fallen oder etwas zaghafter an sich hinuntergleiten.

Eine gefühlte Ewigkeit vergeht, bis alle größeren Waffen demonstrativ auf dem Boden liegen. Erst jetzt hebt Ember ihre Hand und lässt die dornigen Ranken verschwinden, sodass sich die Lords aus ihrer Formation lösen. Sie gehen aufeinander zu, distanzieren sich von Colden, der sich langsam aufrappelt, und gehen ihren Knappen zu Hand. Embers Blick wird weicher. Besorgt dreht sie sich um ihre eigene Achse und will sich endlich ihrer Schwester zuwenden, doch da hält Colden sie auf.

„Ember, warte.“ Wie eine Katze auf der Jagd pirscht er sich Schritt für Schritt an sie heran. Sein Plan ist gut. Niemand sieht den versteckten Dolch, den er zielsicher in seiner rechten Hand, versteckt unter dem zerrissenen Mantel führt. „Weißt du, ich hätte nie gedacht, dass ich dich wiedersehe, aber du sollst wissen, dass ich sehr dankbar darüber bin. Du hast mir die Wahrheit gezeigt.“ Er bleibt stehen. Nur einen Schritt entfernt. Auch Ember hält inne. Langsam dreht sie den Kopf in seine Richtung. Da. Nur im Augenwinkel, aber deutlich genug, sieht sie ein Schimmern unter seinem Mantel. Ruhig, mit langsamen Bewegungen, Coldens Bewegungen genau betrachtend, zieht sie ihren Dolch aus dem Gürtel. „Und wenn du mir verzeihen kannst, dann ...“, er pausiert, macht den entscheidenden Schritt, hebt den Arm und will zustechen, doch Ember ist schneller. Sie reagiert, ohne nachzudenken, dreht sich, wie aus Reflex und rammt Colden ihren Dolch in die Brust. Schock und Schmerz erfüllen seine weit aufgerissenen Augen. Sein Dolch fällt mit einem dumpfen, kaum hörbaren Geräusch auf die plattgetretene Wiese. Die Zeit scheint still zu stehen. „Ich verzeihe dir“, flüstert Ember mit zitternder Stimme, als sie spürt, wie sein Körper das Gleichgewicht verliert und in sich zusammensackt. Sie betrachtet für einen kurzen, aber eindringlichen Moment seine leeren Augen. Doch schließlich löst sie sich von ihm.

„Eira, oh verdammt Eira! Bitte, halte durch! Ich bin es“, weiter kommt sie nicht. Ember kniet sich zu Eira auf den Boden. „Eira“, Tränen tropfen aus ihren Augen auf Eiras Stirn. „Ember.“ Leise, kaum hörbar, flüstert sie den Namen ihrer Schwester.

„Ja, ich bin es wirklich! Ich habe dir doch gesagt, dass wir uns wiedersehen.“ Weitere Tränen lassen Embers Stimme brechen. „Du hast mich gefunden“, sie hustet, „und wir werden uns wiedersehen.“ Entkräftet schließt sie die Augen.

„Nein, Eira, nein, bleib wach! Du wirst wieder gesund. Bitte“, fast flehend beugt sich Ember zu der sterbenden Eira und küsst ihre Stirn, „bitte, verlass mich nicht. Ich muss dir doch von den Nymphen erzählen und wie ich Frankie gefunden habe. Bitte, Eira, bitte wach auf!“ Ein Schluchzen mischt sich in ihre Worte. Doch Eira reagiert nicht. Bleich und in einer Pfütze Blut, liegt sie am Boden, den Kopf in Florents Arme gebettet. Ember sieht sich um. Die Lords nehmen fast zeitgleich mit den Dorfbewohnern von Alvaheights ihre Kopfbedeckungen ab und senken den Blick zu Boden.

„Könnt ihr denn gar nichts für sie tun? Bitte, helft ihr doch! Mit Magie! Irgendwas! Ihr könnt sie doch nicht sterben lassen, ich bitte euch aus tiefsten Herzen!“ Verzweifelt sieht Ember in die trauernden Gesichter der Ältesten.

„Wir können nichts für sie tun. Es tut mir leid.“

Kraftlos lässt sich die Älteste Oona auf die Knie sinken und legt Eiras blasse Hand in ihre. „Ihr könnt nichts tun, aber Alva kann es.“ Mit rauer, tränenerfüllter Stimme richtet Florent das Wort in die Runde.

„Alva! Alva, wir brauchen dich!“, ruft er in die Stille hinein. Nur einen Wimpernschlag später erscheint ein fliegendes Licht, fast wie ein Glühwürmchen in ihrer Mitte, direkt über Eira.

„Du hast mich gerufen?“ Bedächtig und majestätisch lässt das Strahlen um sie herum nach und man erkennt die kleine Fee in ihrem goldenen Kleid aus Blättern. Wie ein Schmetterling schlägt sie mit ihren schimmernden Flügeln, schwebt dabei aber elegant auf einer Stelle.

„Bitte rette Eira, bitte“, Florents Stimme zittert.

„Florent, ich ...“

„Doch du kannst! Du musst sie retten! Sie war selbstlos, sie ist in den Pfeil gesprungen, damit er Oona nicht trifft, ich habe es genau gesehen. Sie ist die Reinherzige, die allererste seit hunderten Jahren, bitte Alva rette sie!“, fällt er der kleinen Fee ins Wort.

„Florent, ich habe nie Eiras gutes Herz angezweifelt. Aber ich habe noch nie einen Menschen mit meiner Magie gerettet. Ich habe Magie verschenkt und ich habe mit meiner Magie Medizin und Zauber gebraut, die Krankheiten und andere Leiden heilen, aber die Feen haben noch nie versucht, einen Sterbenden zu retten. Das geht schlichtweg nicht.“ Bedauernd senkt sie den Blick. „Es tut mir leid. Aber wenn ihr es wünscht, spreche ich einen Segen über sie, dann hat sie keine Schmerzen und kann friedlich hinüber gehen.“

„Alva“, fast wie ein Wasserfall laufen die Tränen aus Florents Augen. „Bitte“, fast lautlos formen seine Lippen dieses Wort. „Ihr müsst es versuchen. Bündelt eure Kräfte, schickt jegliche heilende und positive Energie zu ihr. Wir, wir werden euch

helfen, nicht wahr?“ Oona steht auf und sieht ihre drei engsten Freunde an. Überrascht heben sie nacheinander die Köpfe und nicken dann, als wäre die Hoffnung in ihnen wieder erwacht. „Aber, ich weiß nicht, was das mit ihr machen wird. Es könnte sie verändern, so sehr, dass ich das Ausmaß davon nicht kenne“, zweifelnd reibt sich Alva die Hände.

„Das ist egal! Hauptsache sie lebt! Hauptsache sie ist bei uns.“ Ember sieht Florent an und lächelt ganz sacht.

„Gut. Tretet zur Seite. Oona, Elden, Freya und Kelvin. Fasst euch an den Händen und stellt euch um Eira herum.“

Mit schnellen Handbewegungen weist sie alle in ihre Position. Dann fliegt sie nach oben und summt eine Melodie. Nur für einen winzigen Augenblick herrscht absolute Stille und alle Anwesenden starren in den Himmel hinauf zu Alva. Plötzlich ertönt ein Summen, erst ganz leise, dann wird es lauter. Der Horizont wird hell, beginnt fast zu leuchten und dann sehen sie sie. Die Feen. In einem Schwarm kommen sie herbeigeflogen, erleuchten die Dunkelheit auf der Lichtung mit ihren hell schimmernden Flügeln und tragen eine warme Brise mit sich. Es braucht keine Worte, jedes der kleinen Wesen nimmt sofort ihre Position ein, in einem Kreis über und um Eira herum. Es sind so viele, dass sich noch ein zweiter Feenkreis nur wenig darüber bildet. In diesen reiht sich auch Alva ein. Dann beginnen sie zu summen. Eine Melodie, ganz ähnlich der, die Alva zuvor gesummt hatte. Bedächtig und mit offenen Mündern stehen Ember, Florent mit Kalidra, selbst die Lords und ihre Knappen einfach nur da und sehen gebannt zu.

Plötzlich breitet sich ein Licht von den Feenkreisen aus, so warm und hell, dass Ember sich die Hände vor die Augen hält, um nicht geblendet zu werden. Nur noch durch die Finger spähend, sieht sie, dass sich das Licht auf Eira bündelt. Ember traut ihren Augen nicht.

„Schwebt sie?“, flüstert sie fast tonlos. Und wirklich, erst sind es nur Zentimeter, doch dann schwebt Eira, wie auf einer Wolke gebettet, in die Luft. Immer noch summen die Feen und das Licht beginnt um sie herum zu tanzen. Ihr Summen, nein ihr Gesang wird lauter, Eira richtet sich in der Luft auf, beginnt zu strahlen, so gleißend hell, als wäre sie die Sonne selbst. Ember birgt ihr Gesicht in ihrem Mantel, hält die Luft an vor Aufregung, dann wird es wieder dunkel. Vorsichtig wagt sie es, wieder hinzusehen.

„Wo ist sie“, fast panisch tritt sie an den Feenkreis heran, der sich allmählich auflöst und wieder freie Sicht gewährt.

Und da liegt sie. Das Blut an ihr ist verschwunden, ihre Haut ist rosig und strahlt. Nur die Augen hat sie nach wie vor geschlossen.

„Hat es funktioniert?“ Erwartungsvoll blickt Ember zu Alva hinauf.

Die kleine Fee ringt nach Atem.

„Ich weiß es nicht. Das kann ich erst sagen, wenn sie wach wird“, entgegnet sie erschöpft. „Eira, Eira. Wach auf. Bitte!“ Wieder steigen Tränen in ihre Augen und mit jeder Sekunde, die verstreicht, schwindet ihre Hoffnung. Wenige Augenblicke lang halten sie alle inne, hoffen und beten. Doch nichts. Eira rührt sich nicht. Tapfer versucht Ember ihre Trauer runterzuschlucken. „Es ist gut, alles ist gut. Du kannst jetzt schlafen. Grüß Großmutter von mir. Ich liebe dich. Für immer“, sie beugt sich runter und küsst Eiras Stirn zum Abschied. „Ich danke euch. Ihr habt es versucht. Wir sollten ...“

„Ember?“ So leise und kratzig klingt ihre Stimme, dass man sie gerade so verstehen kann. Embers Herz macht einen Sprung.

„Eira? Eira, oh, der Mutter sei Dank, du lebst!“ Ohne auch nur eine weitere Sekunde zu zögern, fällt sie ihrer Schwester um den Hals.

„Vorsichtig, ich bekomme keine Luft!“ Langsam, noch immer etwas geschwächt, richtet sich Eira auf und erwidert die feste Umarmung.

„Was ist denn mit deinen Haaren?“, verwundert lässt sie Ember etwas los.

„Später. Dann werde ich dir alles erzählen.“ Sie schmunzelt.

„Eira!“ Florent tritt durch den Kreis der Ältesten, die sich gegenseitig stützen auf die Schwestern zu.

„Florent!“ Eira löst sich von Ember und küsst Florent so leidenschaftlich, dass er rot wird.

„Eira, wow, siehst du das?“, verwundert sieht sich Ember um. Blumen beginnen zu wachsen, genau dort, wo Eiras Körper den Boden berührt. Augenblicklich löst sie sich von Florent und betrachtet ihre Handfläche, auf der kleine goldene Flocken tanzen. Völlig in ihren Bann gezogen, legt sie bedächtig die Hand auf die plattgetretene Wiese. Ein Leuchten, nur ganz zart, geht von ihrer Hand aus und fast im selben Augenblick beginnt das Gras zu wachsen, Blumen gesellen sich dazu, erst sind es nur junge Sprosse mit Knospen, doch dann öffnen sich die Blüten. Das vor wenigen Sekunden noch fast tote Land strahlt nun in den schönsten, lebendigsten Farben, die die Natur zu bieten hat. Ungläubig hebt Eira ihre Hand wieder und betrachtet sie mit weit geöffneten Augen. Anders als Florent und Ember, versteht Eira sofort.

„Danke Alva, ich danke dir.“ Sie richtet sich weiter auf und macht eine verneigende Geste. „Ich danke euch allen! Ihr habt mich gerettet.“ Mit Ember links und Florent rechts, steht Eira auf. „Es geht, danke. Ich schulde euch so viel, wie kann ich euch meinen Dank zeigen?“ Noch etwas wackelig steht sie inmitten der Feen.

„Nein, Kindchen, du bist uns nichts schuldig. Du hast mich gerettet. Du hast dir diesen Pfeil für mich eingefangen. Du hast für uns gekämpft und das bis zum letzten Atemzug. Dich zu retten, war das mindeste, was wir tun konnten, nicht wahr?“

Oona tritt an Eira heran, nimmt ihre Hände und sieht sich in der Runde der Feen und Dorfbewohner um. Die Anspannung fällt deutlich sichtbar von allen ab und sie beginnen zu nicken, dann zu lachen und zu jubeln.

„Kommt mit uns nach Alvaheights, in unser Zuhause“, ruft Oona in die lauter werdende Menge hinein. Eira nickt, umarmt Oona schließlich, dann Ember. Sie ringt immer noch mit den Tränen, als sie ihre Schwester endlich wieder in den Armen hält. Richtig realisieren kann Ember es noch nicht. Sie schließt ihre Augen und will nicht mehr loslassen, denn sie weiß, dass ihre beiden Herzen nun endlich wieder zusammengefunden haben. Zum Schluss umarmt Eira auch Florent, der ihr auf ihr Pferd hilft.

„Halt!“, brüllt eine tiefe Stimme aus einiger Entfernung. Ember und Eira zucken zusammen.

„Das kann nicht sein.“ Ohne sich umzudrehen, sieht Eira ihre Schwester an. Tränen steigen ihr in die Augen und auch Ember traut ihren Ohren nicht.

„Vater?“ Wie aus einem Mund flüstern sie und drehen sich endlich um. Und da ist er. Lord Askan Sterling von Grandfields. Noch schwach und von beiden Seiten gestützt, läuft er mit Selma und Lady Amaya auf die Wiese. In Windeseile springt Eira von ihrer Stute, greift Embers Hand und beide laufen so schnell ihre Beine sie tragen auf ihre Eltern zu. Für einen kurzen Moment fühlen sich die beiden jungen Frauen, wieder wie kleine Mädchen, als sie Hand in Hand über das Feld zu ihren liebenden Eltern rennen.

„Meine Mädchen, da seid ihr ja“, der Lord löst sich von Selma und Amaya, dann fallen sie sich in die Arme.

„Vater, wie ...?“

„Es war deine Medizin, sie hat ihn geheilt. Nach der dritten Dosis ist er aufgewacht.“ Amayas Stimme bebte vor Freude und Erleichterung.

„Oh Ember, mein Liebes, ich bin so froh, dich zu sehen! Geht es dir gut?“ Sie küsst ihre Tochter auf die Stirn.

„Ja, Mama, mir geht es sehr gut.“

„Jetzt erkläre mir doch mal, was ist denn genau passiert? Eure Mutter hat mir schon einiges erzählt, dass du fliehen musstest, Ember und dass Colden einen Angriff plant?“ Fragend sieht er von einer Tochter zur anderen.

„Du musst dir keine Sorgen machen. Wir haben gesiegt. Und Colden“, Ember sieht zu Boden, „es ist eine lange Geschichte.“ Eira legt einen Arm um ihre Schwester. „Du musstest es tun. Es gab keinen anderen Weg.“

„Ich weiß. Ich wünschte nur, er hätte auf eine andere Art Frieden gefunden.“

Ember seufzt. Besänftigend streichelt Eira ihrer Schwester über die Schulter.

„Eira? Ich will nicht stören, aber Oona sagt, dass du deine Familie gerne mitbringen kannst.“ Vorsichtig tritt Florent näher und nickt dem Lord und der Lady höflich zu.

„Mama, Papa, darf ich vorstellen, das ist Florent.“ Verlegen lächelt Eira und nimmt Florents Hand.

„So so, Florent also. Freut mich. Ich bin Askan.“ Mit einem schelmischen Blick reicht der Lord Florent die Hand. Eira beginnt zu schniefen.

„Was ist los, mein Liebes“, fragt Amaya besorgt, als sie gerade ebenfalls Florents Hand schüttelt.

„Nichts, es ist nur, ich habe mir das so sehr gewünscht, dass du, Vater, eines Tages Florent kennenlernst. Und jetzt ist es wirklich wahr geworden. Ich habe meine Familie zurück, dich Vater, und dich, Ember.“ Sie wischt sich die Tränen weg und umschlingt Ember in einer kurzen Umarmung. „Und ich habe auch eine neue Familie, die ich euch sehr gerne vorstellen möchte, also wenn ihr uns begleiten wollt.“

„Nichts lieber als das, mein Schatz, aber ich muss mich erst um meine Kameraden kümmern. Dann möchte ich unbedingt eure Geschichten hören.“

„Sie können uns gerne begleiten!“ Kalidra tritt an sie heran. „Es ist Zeit für etwas Neues. Es ist Zeit, wieder Vertrauen zu haben.“ Sie lächelt und reicht Amaya, dann Askan ihre Hand.

„Ember, kommst du?“ Verwundert dreht sich Eira zu ihrer Schwester um, die über Coldens leblosen Körper steht. „Was machst du denn da?“

„Ich muss noch etwas erledigen.“ Sie greift in ihre kleine Gürteltasche und zieht ein kleines, gläsernes Fläschchen hervor. „Nicht nur du hast eine neue Familie gefunden“, sie lächelt Eira an und hält das Fläschchen gleichzeitig an Coldens Körper.

„Wofür brauchst du sein Blut?“ Eira hockt sich zu ihr.

„Ich muss meine neuen Nymphen-Schwestern retten. Und dass hier“, zufrieden hält sie die gefüllte Flasche in die Höhe, „das hier wird sie alle retten. Geh schon mit den anderen, ich bin in ein paar Stunden wieder bei dir. Und ich werde sie alle mitbringen.“ Hoffnungsvoll und voller Tatendrang springt sie auf und läuft zu ihrem Pegasus. „Aber wie willst du mich denn finden?“ Besorgt läuft Eira ihr nach.

„Schon vergessen? Ich werde dich immer finden!“ Ember zwinkert ihr zu, schwingt sich auf ihr geflügeltes Pferd und steigt mit ihm in die Luft. „Wir sehen uns gleich wieder“, winkt sie ihrer Schwester zu.

„Na, dann bis gleich, du Nymphe“, winkt Eira winkt zurück.

„Bis gleich, du Fee!“

13 | NEWALYA

von Neela Haus



ALISHA DIE ENTDECKERIN ERSTER EINTRAG IN ALISHAS MEMOIREN

Seid gegrüßt, ich bin Alisha und mein Traum war es schon immer, Entdeckerin zu werden! Ich und mein Bruder Karak leben in einem unparteiischen Land namens Volkesland.

Unser Vater ist verschollen, als wir fünf waren. Er wollte über die Zäune raus in die Ferne und schauen, wie sich unsere Nachbarn mit der Zeit entwickelt hatten. Er schaffte es sogar über die Mauer, und er startete seine Entdeckungsreise. Regelmäßig schickte er uns eine Brieftaube und berichtete uns von seinen Entdeckungen. Jede Woche. Aber mit der Zeit wurden es immer weniger und weniger. Und irgendwann kamen keine mehr an. Wahrscheinlich, dachten wir uns, hat die Königsfamilie davon erfahren und die Briefe abgefangen. Für uns war er tot und unsere Mutter wurde überfürsorglich. Sie hat mir verboten, über die Mauer zu klettern, geschweige denn, Entdeckerin zu werden. Ihr fragt euch, warum sie mir das verboten hat und nicht Karak? Karak war schon immer Mamas Liebling. Der, der immer im Haushalt hilft und immer höflich und zufrieden ist. Dagegen bin ich der schwarze Drache der Familie. Drache? Oh, habe ich das nicht erwähnt? Naja egal. Unsere Familie gehört zur Klasse der Federschweife. Wie der Name schon sagt, sind wir Drachen mit Federn, die ein bisschen wie Schuppen aussehen. Federschweife gehören zu den Drachenarten, die Flügel besitzen. Dort sehen die Federn auch endlich mal wie Federn aus. An dieser Stelle sind sie sehr weich und geschmeidig. Aber zurück zu Volkesland.

Früher lebte hier die Königsfamilie. Sie saßen 200 Jahre lang auf dem Thron und ließen niemanden raus, geschweige denn rein. Damals lebten wir wie in einem Gefängnis. Alle Informationen über die Familie wurden längst verbrannt. Wir wussten nichts mehr von unseren Nachbarländern. Im Ausnahmefall verirrte sich mal eine Brieftaube, aber mehr auch nicht. Doch dann, eines Tages, stürzten Mutige die Königsfamilie vom Thron und gründeten Volkesland. Sie haben es so genannt, weil von nun an das Volk regierte. Wir haben einen Rat gewählt, selbstständig. Er besteht aus verschiedenen Personen. Aber die Bewohner von Volkesland regieren trotzdem, nur mit dem Rat. So erschufen wir ein Land voller Frieden und Freude.

Heute war ein großer Tag für mich und Karak, denn der Rat wollte wissen, wie sich unsere Nachbarländer mit der Zeit entwickelt haben. Er hatte beschlossen, dass alle, die sich bewerben, ein Land zugewiesen bekommen, um dieses zu erkunden. Jeder müsste aber regelmäßig einen Brief mit Hilfe einer Brieftaube an den Rat senden, um ihn immer auf den neuesten Stand der Dinge zu bringen. Natürlich habe ich mich beworben und habe das Land direkt neben Volkesland bekommen. Ich konnte sogar meine Mutter dazu überreden. Natürlich gab es ein „aber“, denn sie meinte, ich schaffe das nicht allein und soll Karak mitnehmen. Na toll! Muss ich ernsthaft ein Weichei auf Entdeckungsreise mitnehmen? Nun gut, so ist es nun mal. Morgen geht die Reise los. Ich freue mich! Gute Nacht!

ZWEITER EINTRAG IN ALISHAS MEMOIREN

Heute ging es los. Ich hätte von diesem Tag nur träumen können! Bis mir wieder einfiel: Ich sollte ja Karak mitnehmen. Na, das konnte ja was werden. Heute Morgen scheuchte mich Mama aus dem Bett. Sie hatte uns einen Rucksack gepackt, randvoll mit Kleidung, Nahrung und allem, was man so zum Überleben braucht. Und wer muss das ganze Gepäck tragen? Natürlich ich. Ich fand, sie übertreibt ein bisschen. Aber was toll war, sie vertraute uns Papas Ersatzrucksack an! Danach noch ein Abschiedskuss und los ging es. Wir sind also los und erstmal eine Weile nach Süd-Westen geflogen, bis unter uns die Trümmer der Mauer zu sehen waren. Karak schrie vor Freude: „Wir sind jetzt in unentdeckten Wäldern, wo die Gefahren auf uns warten.“ Was für ein Schwachkopf. Und das Schlimmste war ja auch noch, das kam noch obendrauf, er dachte, er wäre ein Poet oder so. Auf jeden Fall sind wir dann ein Stück geflogen, bis wir unter uns eine Wüste sahen. Sie sah trocken und leblos aus, oder doch nicht? „Dort! Dort unten! Hast du das auch gesehen?“, fragte ich meinen Bruder. „Nö.“ Immer dieses „NÖ“, das nervt mich so sehr!!! Naja, ich war mir sicher, dass ich dort unten etwas gesehen hatte. Also flog ich zielstrebig nach unten. Hinter der Düne, da versteckte sich doch etwas. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und machte einen großen Schritt nach vorne.

Ein etwas beige aussehender, leicht gelber Vogel stand vor mir. Es war eine Taube. Sie war so schön, so schön wie keine andere. Ich hatte noch nie eine beige Taube gesehen. War sie eine Brieftaube? Auf einmal hörte ich aus der Ferne, wie jemand mich rief. Das musste wohl Karak sein. Er hatte also endlich auch mal gemerkt, dass sein ganzes Gepäck und seine allerliebste Schwester weg waren. Nach ein paar Minuten hatte er mich dann auch wieder gefunden und ich erzählte ihm alles, was bis jetzt passiert war. Wir unterhielten uns noch ein bisschen über die Taube, bis mein Adlerauge etwas entdeckte. Die Taube humpelte und hatte eine Wunde am

Bein. Ich hatte keine Ahnung, wie man das flicken konnte und vom Nähen hatte ich schon gar keine Ahnung.

Also haben wir den Vogel erstmal mitgenommen und beschlossen, ein Dorf oder ähnliches zu suchen. Obwohl ich das sehr bezweifelte in so einer Einöde. Wir sind dann einfach am Boden weitergelaufen. Ab und zu flog einer von uns hoch in den Himmel, um zu schauen, ob es etwas zu entdecken gab. Langsam wurde es dunkel und wir hatten unsere Nachtlichter zu Hause vergessen. Also suchten wir einen geeigneten Platz zum Schlafen. Wir liefen und liefen immer weiter und langsam konnten wir nicht einmal mehr uns selbst erkennen.

„Ihhh! Was ist das?“, schrie Karak auf einmal. Ich fragte genervt: „Was ist?“

„Hier ist es voll nass und rau. Das muss irgendeine Wand sein. Aber wer baut eine Wand mitten in die Wüste?“, fragte sich Karak, als wäre er ein Detektiv oder so. „Das ist eine Höhle, du Depp.“ Mein Bruder ist echt manchmal nicht zu ertragen. Hatte ich das schon geschrieben? Ups, ich meinte IMMER! Ich sagte dann, dass wir ja hier schlafen könnten, aber mein Bruder hatte solche Angst vor der Höhle, dass ich ihn erst fünfzehn Minuten lang überreden musste, um nur eine Nacht in so einer Scheiß-Höhle zu schlafen, nur, um dann wieder weiterzuziehen. Naja, irgendwann hatte er doch ja gesagt und wir holten unsere Schlafsäcke raus und machten es uns gemütlich, was gar nicht so einfach war in einer Höhle aus Stein. Karak war schon längst eingeschlafen, während ich noch geschrieben hatte. Ich dachte noch lange nach über die Taube, über die Wüste und was so eine Höhle aus Stein in einer Wüste machte. Ich habe tausend Theorien aufgestellt, wo wir hier sein könnten. Ich war sogar kurz davor, mein Testament hier reinzuschreiben, falls ich nicht mehr aufwachen sollte. Ich meine, es war stockdunkel hier und es konnte ja sein, dass wir gerade in einem riesigen Hai-Maul sitzen. Möglich wäre es gewesen. Ich machte Schluss für heute. Ich sollte mir nicht so einen Kopf machen. Okay, Schluss jetzt! Gute Nacht! Oh, das hatte ich fast vergessen: heute habe ich den Brief an den Rat geschrieben und erstmal zur Seite gelegt. Jetzt aber wirklich, gute Nacht!

Dritter Eintrag in Alishas Memoiren

Als ich heute Morgen aufgewacht bin, wollte ich erstmal nach der Taube sehen. Gestern Nacht habe ich mir noch Namen für die Sandtaube ausgedacht. Wie z.B. Alisha Junior. Das klingt selbstverliebt, ich weiß. Naja, wir müssen diesen Namen ja auch nicht nehmen. Ich schaute rüber zu Karak, natürlich wie immer am Pennen. Ich versuchte, ihn wach zu kriegen, aber das war gar nicht so einfach. Nach einer gefühlten Ewigkeit hatte er dann endlich mal einen Laut von sich gegeben. „Was ist?“, fragte er verschlafen. „Aufstehen“, sagte ich und klimperte mit den Wimpern.

„Wie spät?“, fragte er. „Fünf Uhr, die Sonne ist gerade aufgegangen.“ Ich sagte, dass wir die Gegend erkunden sollten. Dann aber fiel mir wieder ein, warum ich Karak überhaupt geweckt hatte. „Wo ist die Sandtaube?“

„Ähmm ... Naja, ich dachte du hättest sie.“ Ich schaute Karak wütend in die Augen. Ich bemerkte, dass der Brief ebenfalls weg war. Danach haben wir uns noch gestritten, wer die Taube zuletzt hatte. Das schreibe ich jetzt lieber nicht auf, weil – es hat schon einen Grund.

Nachdem wir uns beide wieder beruhigt hatten, entschlossen wir uns erst einmal dazu, die Gegend zu erkunden. Die Höhle, in der wir geschlafen hatten, war nicht sehr groß. Wir gingen nach draußen, um zu sehen, was uns gestern Nacht alles entgangen war. „Sandstrand“, rief ich vor Freude. Ja! Einen wunderschönen Sandstrand entdeckte ich vor meinen Augen. Er war großartig und das Wasser glitzerte von der starken Sonne. Es war so herrlich. Ich konnte es gar nicht fassen, dass uns gestern Nacht so etwas entgangen war, bis mir wieder einfiel: Wir konnten ja nicht unser Lager aufschlagen und uns hier einfach für immer niederlassen. Noch heute mussten wir gehen. Und so kam es auch. Wir packten unsere Sachen, nahmen Abschied von der wunderschönen Landschaft und suchten noch ein letztes Mal nach Alisha Junior – ähhh, ich meine, nach der Sandtaube. Nichts. Also machten wir uns auf den Weg. Wir liefen, statt zu fliegen, falls wir die Taube noch einmal sehen sollten. So verging Minute um Minute, Stunde um Stunde. Auf dem Weg sind uns sehr viele Namen für die Sandtaube eingefallen. Wie z.B. Gertrude, Aleidis oder Samuel. Am Ende hatten wir uns aber trotzdem auf Ava geeinigt. Wir redeten noch lange über verschiedene Dinge, bis wir etwas im Himmel entdeckten. Ein schwarzer Punkt flog im Sturzflug auf uns zu, wir versteckten uns hinter einem großen Stein. Als der Punkt gelandet war, bemerkten wir, was es war. Es war Ava! Die Freude war groß, bis wir sahen, dass Ava etwas im Schnabel hatte. Wir zogen es ganz vorsichtig aus Avas Schnabel. Es war ein Stück Papyrus. Wir öffneten es langsam und lasen:

ANTWORT DES RATES

Werte Abenteurerseele,

hab dank für deinen Bericht. Der Rat las die Nachricht mit großer Neugier. Wisse, dass auch aus den anderen Landen erste Kunde von Wagemutigen kam, die uns schilderten, was sie bislang sahen, erlebten und noch erforschen wollen. Der Rat sieht sich darin bestätigt, die Grenzen von Volkesland einzureißen und die Wunder der Umgebung zu erfahren. Was nun eure weitere Reise angeht, wünschen wir euch den Beistand der höheren Mächte und viele, viele aufregende Begegnungen! Ausgezeichnet!

Mit den besten Grüßen von des Volkesland Rat

Jetzt verstand ich auch, wie ich die Briefe nach Volkesland versenden konnte. Ich dachte noch ein bisschen weiter nach, doch da bemerkte Karak etwas an der Taube: „Siehst du das?“, fragte er mich. Ich erwiderte: „Also ich sehe gar nichts.“

„Ja genau das ist es ja. Die Verletzung am Bein ist weg. Das meinte der Rat also mit 'höheren Mächten.“ Da musste ich meinem Bruder recht geben, er hatte wirklich ein geschultes Drachenaugenauge. Danach aßen wir endlich Frühstück. Es gab Marshmallows, die wir unter unserem heißen Atem gegrillt hatten. Plötzlich flog Ava davon. Einfach so. Aber nach einer Weile kam sie wieder. Das wiederholte sich x-mal, bis wir verstanden. Wir sollten ihr folgen. Das taten wir dann auch und zogen los. Ich meine, sie hatte auch den Weg zum Rat gefunden, also warum ihr nicht auch jetzt vertrauen. Dachte ich. Aber jetzt bezweifelte ich das Ganze schon ein bisschen. Den Rest des Tages wanderten wir nur durch eine riesige Graslandschaft und jetzt sitzen wir hier, eingemummelt in unsere Schlafsäcke, irgendwo im Nirgendwo. Ich bin die Einzige, die noch wach ist. Sogar Ava schläft und das sieht so süß aus. Hätte ich einen Stein und Kohle, würde ich sie sofort malen. Oh, die Sonne ist gleich komplett weg, dann habe ich kein Licht mehr, um zu schreiben. Hoffentlich kommt es nicht dazu, dass wir länger als einen Tag laufen müssen. Das wäre schade. Gerade habe ich auch noch den nächsten Brief geschrieben und ihn zu Ava gelegt. Mal gucken, ob der Brief morgen wieder weg ist. Gute Nacht!

VIERTER EINTRAG IN ALISHAS MEMOIREN

Heute Morgen machte ich mir große Sorgen. Hey! Das hat sich gereimt! Aber egal. Ava und der Brief waren zwar weg, aber sie kam heute den ganzen Tag nicht wieder und das machte mir sehr doll Angst. Und es kommt noch schlimmer. Meine Vermutungen haben sich bestätigt! Wir sind den ganzen Tag nur rumgelaufen und haben nach Ava gesucht. Irgendwann dachte ich, dass es genauso passiert wie gestern. Wir gehen unseren Weg und Ava kommt irgendwann dazu und begleitet uns. Aber so sollte es nicht sein. Ava kam einfach nicht wieder. Oh, und unser Essen wird langsam knapp. Wir dürfen jetzt bloß nicht zu viel essen. Naja, was heißt knapp. Wir haben genug zum Überleben. Übrigens finde ich es sehr unheimlich, dass uns nicht gesagt wurde, wie lange diese Reise gehen wird. Kommentar von Karak: „Das fällt dir aber früh ein.“ Länger als einen Monat werden wir nicht überleben, wenn wir keine Lebewesen finden. Nun liege ich hier voller Sorgen und schreibe hier rein. Ich hoffe, morgen kommt Ava wieder.

FÜNFTER BIS ZEHNTER EINTRAG IN ALISHAS MEMOIREN

Ich kann es nicht fassen! Ava ist noch immer weg und wir sind mal wieder nur gewandert – fünf Tage lang!!! Ich habe mir überlegt, von den Tagen dann immer nur in Fünfer-Schritten zu erzählen. Ich meine, es gibt eh nichts Spannendes zu erzählen. Wir sind die ganzen Tage nur durch eine Landschaft gelaufen. Eine einzige! Das macht mir langsam keinen Spaß mehr! Und so langsam vermisse ich auch Mama. Ich weiß nicht, wie es Karak geht, aber ich habe ein bisschen Angst, dass wir hier noch länger als einen Monat bleiben. Dann geht uns das Essen aus und ich weiß auch gar nicht, wie wir wieder nach Hause kommen. Wahrscheinlich über Ava. Aber wenn sie nicht mehr wieder kommt, dann ... Wir müssen wohl vom Schlimmsten ausgehen. Ich will es einfach nicht wahrhaben! In den letzten Tagen hatte ich ein bisschen geweint. Karak war für mich da, was ich sehr nett von ihm fand. Auch er trauert ein bisschen um Ava. Ich hoffe nur, dass wir morgen mal etwas anderes sehen als Gras. Ich werde nun schlafen gehen, Nacht!

ELFTER EINTRAG IN ALISHAS MEMOIREN

Heute wachte ich sehr früh auf. Aber nicht ohne Grund. Ich hörte ein leises Raschen. Es wurde immer lauter und lauter. Und auf einmal ... AVA! Es war Ava. Ich konnte meinen Augen kaum trauen, sie war wieder da! Den Brief werde ich nicht nochmal hier reinschreiben. Aber es stand geschrieben, wie lange das hier noch gehen soll. Und zwar vier Tage. Ebenfalls wurde erwähnt, dass sich die Abenteuerreise langsam dem Ende neigen sollte. Das ist schon ein bisschen schade, dass es so schnell vorbei sein soll. Ich freue mich irgendwie voll auf zu Hause – vor allem auf Mama. Ja, ich vermisse sie schon sehr, aber das ist ja nicht das Thema. Das Thema ist, dass wir endlich einen Fortschritt gemacht haben. Denn wir haben eine neue Landschaft entdeckt. Den Dschungel! Und noch eine Sache, die irgendwie komisch war. Wir sind die ganze Tour nur Ava gefolgt. Sie hatte uns zu einem Pfad durch den Dschungel geführt. Aber das alles war noch nicht komisch genug, vielleicht bin ich auch die Einzige, aber ich hörte die ganze Zeit komische Geräusche aus den Büschen. So ein Rascheln und Knistern. Irgendwie ist mir nicht ganz wohl bei der Sache. Zurück zum Dschungel. Außer diesen Geräuschen fand ich den Dschungel echt cool. Dort waren viele verschiedene Früchte. Und Ava hatte uns sogar gezeigt, welche Beeren wir essen konnten und welche nicht. Keine Ahnung, wie sie sich sowas merken kann, aber sie konnte es. Karak war mal wieder kurz davor, die falschen Beeren zu essen. Der Dummkopf. Letztlich fanden wir einen guten Schlafplatz. Ava zeigte uns eine Plattform auf den Bäumen. Die war aus Holz und

sah selbstgebaut aus. Irgendwie macht mir das Ganze Angst. Naja, ich werde jetzt schlafen gehen und morgen erkunden wir den Dschungel weiter. Oh, und heute habe ich auch noch den Brief geschrieben und ihn Ava hingelegt. Gute Nacht!

ZWÖLFTER EINTRAG IN ALISHAS MEMOIREN

Es ist etwas ganz Schlimmes passiert! Als ich heute Morgen aufgewacht bin, war Karak weg! Ja, einfach weg. Ich könnte heulen. Und vor allem, Ava ist ja auch weg, wegen des Briefes. Ich weiß echt nicht, was ich jetzt noch machen soll. Ich meine, soll ich loslaufen oder noch hierbleiben? Ich habe keine Ahnung. Also bin ich erstmal auf der Plattform geblieben und habe überlegt. Und dann ist es mir eingefallen. Ich bin auf einer Abenteuerreise. Warum sollte ich dann rumsitzen und nichts tun? Ich dachte erst einmal über Karaks Verschwinden nach. Sein Schlafsack war noch da, also war er nicht freiwillig gegangen. Danach habe ich unseren Schlafplatz abgesehen und wurde auch fündig. Ein Pfeil? Wie in so einem krassen Actionbuch? Ein Betäubungspfeil? Ich habe den Pfeil untersucht und tatsächlich war dort eine Flüssigkeit drin. Ich habe den Pfeil als Beweisstück mitgenommen und bin erstmal losgegangen. Ich erinnerte mich, welche Beeren giftig waren und welche nicht. Somit hatte ich erstmal ein super Frühstück. Dann bin ich weiter dem Pfad gefolgt. Ich finde das Ganze schon echt gruselig. Erst hat uns Ava alles gezeigt und am nächsten Tag verschwindet Karak. Ich glaube, ich traue Ava nicht mehr. Vielleicht wusste sie ja, dass hier irgendwelche Gestalten mit Betäubungspfeilen rumlaufen. Dann wäre ich echt wütend auf sie. Naja, jetzt muss ich mich wohl allein rumschlagen.

Also bin ich dann endlich losgegangen und habe auf dem Weg viele neue Pflanzen gesehen und sie direkt skizziert. Die klebe ich allerdings nicht hier mit rein, denn die sind ganz schön hässlich geworden. Die zeige ich wohl besser nicht dem Rat. Immer weiter den langen Pfad entlang. Während des Wanderns habe ich mich irgendwie beobachtet gefühlt. Vielleicht auch nur wegen Karaks Verschwinden, aber da war ich mir dann doch nicht so sicher. Langsam hat es dann auch schon wieder angefangen zu dämmern und ich habe einen geeigneten Schlafplatz für mich gefunden. Ich weiß, das klingt jetzt vielleicht ein bisschen paranoid, aber ich habe mich eingegraben. Ja. Eingegraben. Ich hatte so Angst, dass ich auch entführt werde oder ähnliches. Ich hatte in unserem Rucksack ganz tief vergraben eine Kerze gefunden. In der Umgebung fand ich dann auch noch zwei Feuersteine, um zu Feuer machen. Ich hoffe einfach nur, dass Ava morgen wiederkommt, damit ich wenigstens nicht mehr ganz so alleine bin. Ich werde jetzt versuchen, wenigstens ein bisschen zu schlafen. Ach so, und natürlich habe ich einen dicken Stock, der von oben rot angemalt war, hochkant aufgestellt, damit Ava mich wiederfindet.

DREIZEHNTER EINTRAG IN ALISHAS MEMOIREN

Als ich mich heute Morgen aus meinem Loch ausgrub, wartete Ava schon auf mich. Natürlich mit einer letzten Antwort im Schnabel. Heute fragte ich mich viele Sachen. Zum Beispiel: Was, wenn ich Karak nie wiedersehe? Was, wenn er für immer hier im Wald verschwunden bleibt? Wie erkläre ich das dann Mama? Ich denke, ich sollte mir nicht so große Gedanken machen. Oder? Auf jeden Fall war Ava dann in eine Richtung geflogen. Ich sollte ihr dann wahrscheinlich folgen. Trotzdem hatte ich ein schlechtes Gewissen dabei, weil sie nicht in die Richtung des Pfades geflogen war, sondern mitten in den Wald hinein. Sollte ich ihr wirklich folgen? Ich dachte an die Beeren, die sie uns gezeigt hatte. Sie waren nicht giftig. Also vertraute ich ihr schweren Herzens. Ich ging ihr nach. Mitten in den riesigen Wald hinein. Hoffnungen hatte ich große. Beispielsweise, dass sie mich zu Karak führte oder so. Ach, ich hatte doch auch keine Ahnung. Ich folgte also Ava.

Aber dieser Pfad war viel länger als gedacht, er war kurvig und steinig. Als wir schon gefühlt drei Stunden diesen Pfad entlang gegangen waren, wurde er auf einmal richtig schlammig. So schlammig, dass wir fast darin versunken wären. Langsam hatte ich echt keine Lust mehr, denn es war so stickig in diesem Urwald, dass ich dachte, jetzt wars das. Ich wollte schon umdrehen, aber dann sah ich etwas Wunderschönes, es war das Schönste, was ich in meinem ganzen Leben je gesehen hatte. Das toppte sogar den Sandstrand! Ein Wasserfall, ein wunderschöner Wasserfall. Er war so vermoost, dass man die Steine gar nicht mehr richtig erkennen konnte. Er war voller Rosen, Tulpen und weiteren Blumenarten. Ich brauchte nun unbedingt eine Abkühlung und sprang ins Wasser. Aber Ava schoss mir hinterher und zerrte mich, verblüffenderweise, mit ihrem Schnabel aus dem Wasser. Ich frage mich immer noch, wie sie das geschafft hat. Nachdem ich mich wieder trocken geschüttelt hatte, zeigte mir Ava, warum sie das getan hatte. Sie flog runter zum Wasser und fischte irgendetwas aus dem Wasser, dass ich von hier oben nicht erkennen konnte. Als sie wieder hochkam, erschrak ich. Es war ein Blutegel! Ich bedankte mich bei Ava, dass sie mir geholfen hatte und entschuldigte mich für mein Misstrauen. Dann gab es erstmal was zu Essen. Ich hatte solchen Hunger. Ich hatte ja den ganzen Tag nichts gegessen. Danach flog Ava so ganz komisch immer durch den Wasserfall und wieder zurück. Irgendwann bin ich ihr dann gefolgt und dahinter war tatsächlich eine Höhle. Da es schon spät wurde, beschlossen wir, hier unser Lager aufzuschlagen. Ich bin gespannt, ob es in die Höhle noch weiter rein geht. Gute Nacht!

VIERZEHNTER EINTRAG IN ALISHAS MEMOIREN

Heute war ein sehr trauriger, aber auch gleichzeitig der glücklichste Tag meines Lebens. Aber nochmal von Anfang an. Heute Morgen bin ich leider sehr krank aufgewacht. Ich habe die ganze Zeit nur gehustet. Wir hatten aber keine Medizin dabei und auch nichts anderes, was mir helfen konnte. Nur ein paar Pflaster. Ich war wahrscheinlich von dem Wasser gestern Nacht krank geworden. Nachdem Ava durch meinen Husten wach geworden war, haben wir erst einmal die Höhle weiter erkundet. Dabei sahen wir, dass es noch viel weiter ging. Als wir weiterliefen, entdeckten wir Steinstufen. Das bedeutete: Hier mussten noch mehr Lebewesen aus diesem Land sein. Da kam es. Wir sahen Licht! Wir folgten ihm und kamen ans Tageslicht. Die Sonne blendete hell und ich wollte gerade den nächsten Schritt machen, aber Ava hielt mich auf. Also machte ich einen Schritt zurück und schaute nach draußen. Meine Augen hatten sich bereits an das helle Licht gewöhnt. Ich sah in einen tiefen Abgrund. Und ein weiteres Mal hatte Ava mein Leben gerettet. Ich sah in der Ferne zwischen den Bäumen eine Lichtung, zu der wir dann auch gleich geflogen sind. Ihr glaubt nicht, was wir dort sahen.

Es war ein Dorf. Ja, ein wunderschönes Dorf! Es bestand aus vielen einfachen Bungalows. In diesem Moment dachte ich mir nur eins: WARTE MAL! DAS WÜRDE ALLES ERKLÄREN! Die Betäubungspfeile, Karaks Verschwinden, einfach alles! Wir umkreisten das Dorf ein paarmal, bis wir landeten. Als ob das noch nicht spannend genug war, kam auf einmal ein Indianer aus dem Bungalow und schaute zu uns hinauf. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass er ein Blasrohr hervorholte und schoss. Als ich aufwachte, fand ich mich auf einer Liege in einem der Bungalows wieder. Ava lag neben mir auf einem kleinen Plateau. Der Bungalow war aus dicken und dünnen Ästen, das Dach aus Stroh. Den Eingang bildeten Blätter, die aneinandergebunden worden waren. Mir fiel erst jetzt auf, dass ich gar nicht mehr krank war. Ich wurde geheilt. In diesem Moment wurden meine Gedanken von einer hübschen Menschengame unterbrochen, die soeben reingekommen war. Aber sie war nicht allein. Ihr folgte ein Drache und es war ... KARAK! Ich sprang auf und umarmte ihn, so fest ich nur konnte. Er erklärte mir alles und sagte, dass er sie schon die ganze Zeit fragen wollte, ob sie unseren Vater kennen würde, aber er verstand sie einfach nicht. Die Dame fing auf einmal an zu reden. Ich verstand sie und übersetzte alles für Karak. Er meinte nur: „Wie hast du das gemacht?“ Ich antwortete daraufhin: „Ich weiß es nicht, Karak, ich weiß es nicht.“ Wir redeten noch eine Weile weiter, bis sie etwas Entscheidendes sagte. Nämlich, dass sie tatsächlich Papa kannte und nicht nur das, sie sagte auch, dass er in der Hütte am Ende des

Pfades wohnen würde. Sie wollte noch etwas anderes sagen, aber da rannten wir schon los. Wir rannten durch den Blättervorhang der Hütte, aber dort war niemand. Nichts. Karak und ich sahen uns an und umarmten uns fest. Wir sahen einen Brief auf dem Schreibtisch, dort stand geschrieben:

„Hallo liebe Fremde, oder auch nicht. Vielleicht lest ihr diesen Brief genau heute oder in 3.000 Jahren, oder es lesen gerade meine Kinder. Ich weiß nicht, ob ich von dieser lebensgefährlichen Mission jemals zurückkommen werde, aber du, der das liest, sage meiner Frau und meinen Kindern, dass ich sie liebe. Für immer.“

Wir trauerten noch eine Weile, bis die Dame hereinkam und uns auf das Datum hinwies. Dort stand das Datum von heute. Trotzdem konnte uns das nicht aufmuntern und Karak machte sich Gedanken, dass wir wegen ihm zu langsam waren. Er machte sich Vorwürfe und gab sich die Schuld. Ich war in diesem Moment einfach nur traurig, bis Ava in den Raum geflogen kam und uns etwas zeigen wollte. Wir folgten ihr nach draußen. Da kam ein Drache an einer Liane angeschwungen. Es war Vater! Ich konnte mein Glück kaum fassen und er auch nicht. Er konzentrierte sich nicht mehr, ließ die Liane los und fiel. Im letzten Moment konnte er sich mit seinen Flügeln noch in der Luft abfangen. Er drückte uns so fest, dass wir beide keine Luft mehr bekamen. Kann ich verstehen, wenn man seine eigenen Kinder jahrelang nicht gesehen hat. Danach quatschten wir zwei Stunden lang, denn in diesem Dorf stand eine riesige Sonnenuhr. Papa erklärte mir, dass das Verständnis dieser fremden Sprache eine Gabe war, die ich von ihm geerbt hatte. Es wurde spät und in Papas Hütte aßen und schliefen wir. Ich fragte ihn noch, was denn seine Mission war, die er in seinem Brief erwähnte. Er meinte, Bananen von den Bäumen zu pflücken, kann ganz schön schwierig werden, wenn eine hungrige Affenfamilie dasselbe vorhat. Da lachten wir alle. Wir redeten noch bis in die Nacht hinein und schliefen dann alle in Ruhe und Frieden ein.

FÜNFZEHNTER UND LETZTER EINTRAG IN ALISHAS MEMOIREN

Heute Morgen gab es erst einmal Frühstück und dabei natürlich wieder Gerede. Nach dem Frühstück kam Ava auf uns zugeflogen und hatte einen Brief im Schnabel. Ich hatte doch gar keinen geschrieben! In diesem stand allerdings, dass wir heute wieder zurück nach Volkesland fliegen sollten. Es war noch ein magischer Kompass darin. Sowas hatte ich noch nie gesehen, denn er zeigte uns den genauen Weg nach Volkesland. Papa wollte das Ganze auch einmal sehen und fand es so toll, dass er es gleich ausprobieren wollte. Also packten wir unsere Sachen, verabschie-

deten uns von den Indianern und flogen los. Als wir angekommen waren, flogen wir erst einmal zum Rat, zeigten ihm unsere Skizzen und berichteten genauestens von unseren Erlebnissen und allem anderen. Er hatte uns aber in dem Brief nicht gesagt, dass wir früher als alle anderen wiedergekommen waren. Machte ja auch Sinn, weil wir ein kleineres Land hatten. Wir sind dann endlich nach Hause geflogen und es gab ein großes Fest. Meine Mutter brach in Tränen aus, als sie Papa sah. Das nenne ich mal ein wahres Happy End!



14 | STURMINSELN

von Vivian Victoria Nestler

ALLES, WAS MAN NICHT SIEHT

Ihr Blick ruhte auf der 'Havets Barn', die in einiger Entfernung über das Meer segelte. Es wehte ein kühler Wind, Salz lag in der Luft, ihre Haare wehten ihr immer wieder leicht ins Gesicht. „Über was denkst du nach?“, eine Hand legte sich auf ihre Schulter, eine warme Berührung, die sie aus ihren Gedanken riss. „Ich frage mich, was auf uns dort draußen wartet.“ Sie drehte sich um und sah ihr Gegenüber an. Ein schmales Gesicht, gebräunte Haut, umspielt von dunklen Locken und smaragdgrüne Augen, die sie anlächelten. „Eine Menge Abenteuer, das ist klar“, sagte die Frau lachend. Sie sah jung aus, maximal Mitte zwanzig.

Ihr Blick fiel hinter die Frau, einige Männer liefen an den beiden vorbei, ihre Blicke trafen sich und sie sah den Argwohn in den Augen der Fremden. „Kyda?“, die andere Frau wandte sich auch um und erhaschte einen Blick auf die kalten Mienen der Männer, die sich sofort erhellten, als die hübsche Menschenfrau zu ihnen sah. Sie lächelte nicht mehr. Kurz schwiegen beide, dann seufzte sie. „Das hätte nicht sein müssen, Kyda, ich hätte-“, Kyda schnitt ihr das Wort ab. „Ich verberge nicht, was ich bin, Myra. Ich verurteile deine Entscheidung nicht, aber es ist genau das. DEINE Entscheidung, lass mir meine.“

Myra seufzte erneut und sah Kyda hinterher, die sich auf den Weg zum Kapitän auf der Brücke des Schiffes machte. Sie hatte lange silberne, leicht gewellte Haare, ihre Haut war jedoch in einem bläulichen Purpurton, und selbst von hinten erkannte man noch deutlich das Paar Hörner auf ihren Kopf. Unverkennbar war Kydara Elra kein Mensch, was ihr viele Blicke bescherte. Die meisten waren dabei ziemlich unfreundlich, sah die vermeintlich junge Frau doch wie ein Teufelswesen aus. Was sie genau war? Das konnten weder Kyda noch Myra genau sagen. Sie beide waren hoch und sportlich, wenn auch immer noch feminin gewachsen. Myra drehte sich nun um und ließ ihrerseits den Blick über die 'Havets Barn' schweifen. Das Schiff sollte die 'Schicksalbraut' eine Weile begleiten, das Schiff, auf dem sie und Kyda sich befanden, ehe sich die Wege trennen würden. Sie hatten verschiedene Ziele und würden wahrscheinlich auch sehr verschiedene Berichte am Ende an den Rat schicken. Myra schloss die Augen und genoss die salzige Brise, die ihr Gesicht streifte. Dann lauschte sie. Viele Stimmen waren auf dem Schiff zu hören,

die meisten riefen sich Befehle zu. Sie lauschte tiefer und fing an, leise Beschwerden, Gerüchte und Sehnsüchte zu hören. Sie öffnete die Augen wieder und atmete tief ein und aus. Nicht nur die Crew warf Kyda kalte Blicke zu, auch die anderen Wesen, mit denen sie das unbekannte Land erkunden sollte, hatten argwöhnische Gedanken der gehörnten Frau gegenüber. Sie hinterfragten Myra aber immerhin nicht und hielten die beiden Frauen einfach für sehr gute Freundinnen. Myra drehte sich wieder um und ließ ihren Blick über die Wesen auf dem Schiff schweifen. „Das kann ja lustig werden“, murmelte sie.

Es dauerte nur wenige Stunden, bis man deutlich ein „Land in Sicht!“ vernehmen konnte. Sogar der Ruf von der 'Havets Barn' war zu hören. Einige Wesen stürmten daraufhin zum Bug des Schiffes. Unverkennbar war der Zentaur in deren Mitte, sein Name war Alves, ein Experte für Wesen aller Art. Außerdem war er unverkennbar ein Albino. Myra sah sich um und sah, dass Kyda weiterhin beim Steuer verharrte. Dann sah sie sich die Truppe am Bug wieder an, die versuchte, auch das versprochene Land zu erspähen. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie die 'Havets Barn' ihren Kurs anpasste, sie mussten noch weiter segeln zu ihrem Ziel. Sie erkannte auch das Echsenwesen Iskon nun, seine grünlich-silbernen Schuppen schimmerten im Sonnenlicht, was kurz durch die Wolken brach. Er kannte wohl alle Pflanzen in Volkesland. Myra ging die Truppe im Kopf noch einmal durch: Neben ihr und Kyda waren sechs andere Wesen in der Expeditionstruppe. Sie fragte sich, ob alle unbekanntes Ziele wohl so gründlich wie ihres analysiert werden würden. Immerhin hatten sie einen Experten für Wesen aller Art, einen für Pflanzen und sogar einen für den Boden, Gesteine und alles drum und dran dabei. Ganz zu schweigen von der Expertin für die Navigation. Wo war die eigentlich?

Noch ehe Myra weiter die Infos über die Gruppe innerlich wiederholen konnte, rief der Matrose auf dem Ausguck wieder etwas. „Sturm voraus!“

Kyda hörte die Matrosen alle durcheinander brüllen, während um das Schiff herum die Wellen preschten und Wasser immer wieder auf das Deck spülte. Der Kapitän brüllte ebenso Befehle durch den heulenden Wind. Plötzlich war da dieser Sturm gewesen, innerhalb von Minuten hatten sie die 'Havets Barn' völlig aus den Augen verloren. Kyda hoffte, dass sie es aus dem Sturm geschafft hatten. Regen knallte auf das Deck und versperrte die Sicht, das Schiff schaukelte immer heftiger. Kyda versuchte, sich zu konzentrieren. Irgendetwas an diesem Sturm stimmte nicht. Irgendetwas.

Als sie ihren Blick hob, sah sie Lichter. Sie tanzten umher. Überall. Auf dem Schiff, in der Entfernung, im Himmel. Sie runzelte die Stirn, dann warf sich plötzlich eine Welle gegen das Schiff und sie klammerte sich an die Reling. Matrosen rutschten

über das nasse Deck, im Gewusel hatte sie die anderen Mitglieder ihrer Truppe aus den Augen verloren, die bis eben noch am Bug gestanden hatten. Sie ließ ihren Blick wieder auf die Lichter schweifen und sah, dass viele Matrosen ebenso verwirrt, aber auch fasziniert hinsahen. „Ihr Narren!“, hörte sie den Kapitän neben sich brüllen. „Konzentriert euch auf den Sturm, wenn euch euer Leben lieb ist!“ Obwohl er nah neben ihr war, konnte sie seine Stimme durch den Regen, Wind und Donner kaum vernehmen.

Das Schiff kämpfte sich im Sturm voran, aber es schien so, als ob der Wind und die See sie vom Vorankommen abhielten. Kyda spürte es. Es war eine Art Magie, eine Barriere aus Stürmen. Sie klammerte sich an das Holz des Schiffes und versuchte, ruhig zu atmen. Sie spürte das Klatschen der Wellen, wie der Wind an ihr zerrte ... und Stimmen? Ein Gesang war vernehmbar, viel deutlicher als jegliche Stimmen an Deck. Sanfte Töne, die vom Heck des Schiffes stammten. Sie waren nicht wirklich da, nicht real, das wusste Kyda instinktiv. Irgendetwas kämpfte dagegen an, dass die 'Schicksalsbraut' ihr Ziel erreichte. Kyda konzentrierte sich erneut, ihre Fingernägel bohrten sich in das Holz des Schiffes. 'Wir müssen vorankommen', dachte sie und versuchte so ruhig wie möglich zu atmen. Wenn sie es nur schaffen könnte, das Schiff durch den Sturm zu bringen.

Myra irrte unter Deck umher, durch die Wellen schwankte das Schiff so stark, dass sie immer wieder gegen die Wände krachte. „Rou!“, rief sie so laut sie konnte. Diese bescheuerten Matrosen mussten sie hier irgendwo eingesperrt haben. „Rou!“, rief sie wieder und klammerte sich dann gegen eine hölzerne Säule, ehe sie die Augen schloss und lauschte. Sie musste sie finden. Was, wenn zu viel Wasser unter Deck geriet und sie eingesperrt in einem Käfig hockte? Das keiner an sie gedacht hatte, verdammt nochmal!

„Bescheuerte Matrosen, bescheuerte Crew, keiner interessiert sich hier für irgendwen“, murmelte sie vor sich hin, „gucken Kyda blöd an und wissen gar nichts!“ Da! Sie riss die Augen auf und kämpfte sich weiter durch das schwankende Schiff voran, immer der leisen Stimme hinterher. Sie wimmerte, weinte eigentlich schon und betete, dass man sie herausholte. Es brach Myra das Herz, es mit anzuhören. „Rou!“, rief sie wieder und riss die Tür zur Kapitänskammer auf. Die Stimme, der sie gefolgt war, brach ab und plötzlich hörte sie Rou wirklich. „Hier! Oh bitte, hier drüben! Bitte hol mich raus!“ Die Stimme kam unter einem Tuch hervor, das auf dem Boden lag. Darunter schimmerte etwas Metallisches. Myra kämpfte sich durch den Raum, hinter ihr fiel krachend eine Flasche herunter. Sie machte sich nicht die Mühe, das Objekt aufzuheben und beugte sich stattdessen zu Rou hinab, warf das Tuch beiseite und suchte die Käfigtür. Im großen Käfig saß in einer Ecke eine

braune Eule und zitterte am ganzen Leib, sie starrte Myra mit großen Augen an, ehe sie zu der nun geöffneten Tür schwankte und sich an Myras Ärmel herauszog. „Bist du okay?“, Myra hielt sich am nächstbesten Objekt fest, um sich hochzuziehen und wankte so vorsichtig wie möglich zur Tür. Sie spürte Rous Krallen in ihrer Schulter, sagte aber nichts.

„Die... die haben mir... irgendwas gegeben und... und dann war ich hier...“, stammelte der Vogel in zittriger heller Stimme und hielt sich im nächsten Moment an Myras Kragen mit dem Schnabel fest, als das Schiff erneut zur Seite kippte und der Boden sich in eine neue Richtung warf. Dann schwieg die große braune Eule, im Augenwinkel sah Myra, dass sie die Augen zusammenkniff. Wie zum Teufel hatten es diese vermaledeiten Matrosen geschafft, Rou für eine normale Eule zu halten und einfach irgendwo abzustellen? Myra kannte das Wesen selbst erst wenige Tage, um genau zu sein, seitdem sie alle Teilnehmer der Expedition unter der Leitung des Rates getroffen hatte, aber sofort erkannte man, dass Rou keine normale Eule war. Spätestens wenn sie den Schnabel öffnete und sprach, war es nicht mehr zu leugnen. Wie genau konnte diese Info nicht weitergeleitet werden und Rou wie ein Haustier behandelt werden?! Noch während sie sich innerlich aufregte, machte der Boden unter ihren Füßen einen Satz, sie stolperte und drohte mit Rou auf der Schulter voran in die nächste Wand zu krachen. Im letzten Moment konnte sie sich drehen und ihre Hände zur Wand ausstrecken, damit sie nicht mit dem Gesicht voran gegen das Holz knallte. Die Eule krallte sich noch schmerzhafter in ihre Schulter und sie spürte den Druck an ihrem Kragen, unterdrückte aber ein Jammern und kämpfte sich weiter voran.

Sie wollte nicht zu lang unter Deck bleiben, falls das Schiff wirklich gegen den Sturm verlieren sollte. Viele der Männer saßen erschöpft auf dem Deck, einige lagen. Der zweite Maat lief umher und kontrollierte, ob jemand fehlte. „So einen heftigen Sturm habe ich noch nie erlebt“, murmelte der Kapitän und strich seinen Bart. Der erste Maat hatte das Steuer übernommen. Auch wenn der Sturm sich etwas zurückgezogen hatte, wankte das Schiff immer noch in den hohen Wellen. Kyda starrte in Gedanken versunken auf das Wasser. Der Kapitän räusperte sich, woraufhin sie ihn anblickte.

„Der Sturm hat uns stundenlang aufgehalten, mehr als er hätte sollen. Wir haben acht bis neun Stunden für eine Strecke von vielleicht einer benötigt“, sagte er mit Blick in den Himmel. Kyda folgte seinem Blick. Zwischen den grauen Wolken konnte man die Sonne erahnen, Regen prasselte in ihr Gesicht. „Kyda“, ertönte da Myras Stimme. Auf ihrer Schulter saß eine übergroße Eule, die am ganzen Leib zitterte und keinen Piep von sich gab. Sie sah mit großen Augen zum Kapitän, der

wiederum verwundert und leicht erzürnt zu Myra sah. „Was machen Sie da mit der Eule?! Der Rat hat sie mir-“, Myra hob die Hand und schnitt dem Kapitän das Wort ab. „Das ist Rou, eine Teilnehmerin der Expedition und eigentlich eine Navigationsexpertin. Nur kann sie schlecht beim Navigieren helfen, wenn man sie unter Deck in einen Käfig sperrt und vergisst!“ Sie funkelte den Kapitän wütend an, der nun beim Blick auf die Eule sich nicht mehr ganz sicher war, was er glauben sollte. Kyda legte ihm die Hand auf die Schulter, ehe sie sich vor Myra stellte. „Ein absolut inakzeptables Missverständnis, nicht wahr Kapitän?“ Sie bedeutete Myra mit einem Blick, es dabei sein zu lassen, welche wiederum mit einem unzufriedenen Murren sich umdrehte und davonstampfte in Richtung der anderen Truppenmitglieder.

„Ich dachte wirklich ...“, setzte der Kapitän an, doch er beendete den Satz nicht. Er schüttelte den Kopf und scheuchte den ersten Maat weg, um selbst das Steuer wieder zu übernehmen. Kaum stand der Mann wieder an seinem Posten, ertönten die Stimmen der Matrosen. Doch nicht nur das. Die Lichter waren wieder da, sie tanzten über das Deck und leuchteten hinter dem Heck des Schiffes, als ob sie versuchten, sie zum Umdrehen zu bewegen. Auch der sanfte Gesang war wieder zu hören, doch auch Stimmen, die irgendetwas riefen und lachten. „Lasst euch nicht von der See täuschen!“, dröhnte da der Ruf des Kapitäns. „Kurs halten!“ Ein Chor von Stimmen rief „Aye, aye, Kapitän!“ und die Männer fingen wieder an zu wuseln.

Kyda war es ein Rätsel, wie die noch immer im leichten Sturm schwankende 'Schicksalsbraut' ohne die bis eben ruhenden Matrosen funktioniert hatte. Es sollte ihr aber recht sein, solange sie überhaupt vorankamen. Sie hatten Stunden in diesem Sturm verbracht, Lichter hatten um sie getanzt und Gesänge sie gelockt. Sie hatte es deutlich gespürt. Eine magische Barriere in Form eines Sturmes. Aber wer hatte sie geschaffen und warum?

Sie hob den Blick und suchte die sieben anderen Teilnehmer der Erkundungstruppe. Sie sollte diese bunte Truppe anführen, so hatte es der Rat bestimmt, nachdem sie ihm ihre Fähigkeiten demonstriert hatte. Bis auf Myra wusste aber noch niemand von denen und dabei würde Kyda es vorerst auch belassen wollen. Sie wollte sehen, was für Wesen das waren und weshalb sie mit auf dieses Abenteuer gekommen waren. Wem von ihnen konnte sie vertrauen? Wenn sie um ihre Magie wüssten, würden sie sich anders verhalten. Andererseits war das bisherige Urteil ziemlich vernichtend: fünf der sieben sahen sie argwöhnisch bis hasserfüllt an. Anscheinend passte es ihnen nicht, von einer vermeintlich so jungen Frau, die dann auch noch einem Höllenwesen ähnelte, angeleitet zu werden. So viel zu 'Vertrauen innerhalb der Gruppe'. Myra hingegen stand nun mit Rou auf der Schulter in ihrer Mitte und schien sich zu unterhalten. Vielleicht hätte sie Myras Angebot

annehmen sollen?

Sie schüttelte den Kopf und machte sich auf den Weg zur Gruppe. Wenn man sie nicht so, wie sie war, akzeptieren konnte oder wollte, brauchte sie keine falsche Freundlichkeit. Vertrauen baute sich nicht auf Lügen auf. Kyda wusste, wie sie aussah und hatte schon öfter gesehen, dass Mütter ihre Kinder vor ihr versteckten, sobald sie vorbeilief. Dieser Gedanke tat ihr nicht mehr weh, sie konnte die Angst auch irgendwo nachvollziehen. Nichtsdestotrotz half es nichts, sich zu verstecken. „Ah, die werde Anführerin“, rief als erstes Alves, der Zentaur, als er sah, wie sie auf die Gruppe zulief. Die anderen drehten sich zu ihr um und verstummten. „Kydala, falls du es vergessen hast“, entgegnete sie neutral, aber bestimmt, worauf der Zentaur schnaubte. „Kyda meinst du wohl“, gab ihr Myra einen bestimmten Blick. „Genauso wie ihr mich nicht Myrala nennen müsst, Myra reicht völlig. Oder Kyda?“ Sie warf ihr einen erneuten Blick zu, worauf Kyda nur mit den Schultern zuckte.

„Was ist der nächste Schritt?“, warf nun Natya ein, sie war unverkennbar ein Ork, ihre Stimme war tief und dröhnend und an Größe überragte sie sogar den Zentaur. Ihre Haut war grünlich und ihr ganzer Bau muskulös und kantig. Zwei übergroße Eckzähne ragten aus ihrem Unterkiefer und ließen die Frau noch einschüchternder wirken. Sie sah Kyda aus gelben Augen erwartungsvoll an. Kyda deutete über den Bug des Schiffes hinaus zu den Inseln, die sich in Entfernung auftaten. „Erst einmal müssen wir dorthin gelangen. Wenn es mehrere Inseln sind, wonach es jetzt aussieht, müssen wir vor Ort eine sinnvolle Reihenfolge zur Erkundung festlegen“, stellte sie fest.

„Was für ein äußerst geistreicher Plan, mit was für Motivation vorgetragen!“, ertönte daraufhin eine noch tiefere, rauchige Stimme. Kyda machte sich nicht einmal die Mühe, den Kopf zum Sprecher zu drehen. Es war unverkennbar Granthar gewesen. Der Zwerg ließ keine Gelegenheit aus, gegen sie zu sticheln, anscheinend war sein Ego von allen am meisten verletzt, dass sie die Erkundung anführen sollte. Granthar entging nicht, dass Kyda ihn ignorierte. Er trat stampfend einen Schritt auf sie zu, woraufhin sie ihm ruhig den Kopf zuwandte und ansah. Er konnte das Schauern nicht unterdrücken, als er in ihre Augen sah. Kyda starrte ihn an. „Möchtest du noch etwas Konstruktives beitragen, Granthar?“

„Nein“, sagte er nur und wandte sich ab, er schüttelte sich dabei, als hätte er etwas Ekliges gesehen. Kyda ließ das kalt. Er benahm sich offen so, wie er sich fühlte. Jedes Mal, wenn sie ihn ansah, passierte das. Ganz offenbar störte es ihn, dass Kydas Augen nicht nur golden zu leuchten schienen, sie hatte auch keine sichtbaren Pupillen. Selbst ihre Iris war nur zu erahnen. „Ich denke, was Granthar eigentlich sagen wollte, war, dass wir alle uns noch ausruhen sollten, ehe wir solche Entscheidungen fällen müssen und zur Tat schreiten.“ Eine sanfte, nicht ganz so tiefe Stimme sprach. Eine

Stimme, die wie gemacht schien, einen in Gespräche zu verwickeln, ihr ewig zu lauschen. Sie gehörte dem Nachtel Erin, der bisher kaum etwas gesagt hatte. Selbst als die Gruppe sich vor dem Rat kennengelernt und alles Wichtige erfahren hatte, war er ziemlich schweigsam gewesen. Sein Blick war kühl, aber nicht feindselig, er sah zu Kyda und dann Myra. Kyda nickte nur und entfernte sich.

Sie hatte recht behalten. Als das Schiff sich seinem Ziel weiter näherte, wurden immer mehr Inseln erkennbar. Sie steuerten auf eine Inselgruppe von vielleicht vier kleineren Inseln zu, hinter ihr ragte ein riesiger Felsen auf, den man schon im Sturm hatte erahnen können. Der Felsen war so hoch, dass er in den Wolken verschwand und umso näher das Schiff kam, umso mehr erkannten sie, dass es vielmehr eine enorme Klippenwand war, die sich in den Himmel erhob. Kyda versuchte, auszumachen, ob man irgendwo durch das Gestein sehen konnte oder womöglich sogar daran hochklettern, da sprach der Kapitän sie an. Vorerst wollte er an der ersten Insel anlegen, die Gewässer schienen tief genug zu sein, um nahe heranzufahren und die weiteren Gewässer erkunden zu können. Außerdem hatte der komische Sturm sie Stunden gekostet und bald wäre es dunkle Nacht. Kyda wiederum rief die Abenteurer zusammen und informierte sie über den weiteren Verlauf. So nah an den Inseln ließ sich nicht nur erkennen, dass es neben der Felseninsel noch sechs weitere Inseln gab, viel mehr schien es so, dass hinter dem Gestein noch etwas lag. Ob sich dort nur die mittige Insel weiter erstreckte oder noch mehr ganz neue Inseln versteckt waren, würde wohl vorerst unklar bleiben.

Granthar war währenddessen sehr aufgeregt, es schien ganz klar, wo er zuerst hinwollte. Sehr zu seinem Unmut schlug Kyda aber vor, morgen erst die Insel, an der sie anlegten, zu erkunden und dann nach Süden weiterzuziehen, da es dort eine riesige Sandbank ungewöhnlicher Farbe zu geben schien. Insgesamt hoffte sie, dass dieser auffällige Ort ihr vielleicht einen Hinweis geben konnte, was für Mächte hier am Wirken waren. Die Lichter und Stimmen waren zwar verschwunden, die Matrosen waren aber völlig überfordert. Erst dieser Sturm, dann diese vermeintlichen Halluzinationen der See. Die Abenteurer waren dagegen zwar verwundert, aber anscheinend zu abgelenkt vom Ausmaß ihrer Entdeckung, um sich weiter mit den Ereignissen des Weges hierhin zu beschäftigen. Zwei Monate würden sie nun Zeit haben, alles zu erkunden, ehe sie ihren ersten Bericht an den Rat schicken würden.

Unsanft wurde Myra noch vor Sonnenaufgang geweckt. Rou flatterte über ihr Gesicht, sie hatte mit in ihrer Kabine geschlafen. Als Myra sich müde zu Kydas Bett umdrehte, erkannte sie, dass jene fehlte. Sie zog sich schnell an und folgte den Geräuschen, die sich als aufgeregte Stimmen entpuppten, aufs Deck. Granthar hatte

die Stimme erhoben und brüllte fast. Ihm gegenüber sah Kyda auf ihn hinab, was ihn wohl zusätzlich wütend machte, und hörte sich seine Flüche ruhig an. „Was ist los?“ Myra tastete sich vorsichtig voran, Rou hüpfte hinter ihr her. Granthar wirbelte zu ihr herum, sein Gesicht war vor Wut verzerrt und sein Bart flog von rechts nach links durch sein aufgebracht gestikulieren. „Warum zum Henker bestimmt die offensichtlich Jüngste und Unerfahrenste dieser Gruppe, was wir zu tun haben?!“, rief er.

„Den Rat in allen Ehren, aber das ist doch eine Entscheidung, die im Wein getroffen wurde!“ Myra hörte einen Matrosen hinter sich scharf ausatmen bei der Kritik. „Liebster Granthar, wollen wir das nicht in Ruhe besprechen?“, Myra legte ihm vorsichtig eine Hand auf die Schulter und sah ihm beruhigend in die Augen. „Ich verstehe deinen Zorn, aber Kyda ist durchaus erfahren und fähig, die Gruppe erfolgreich anzuführen“, fuhr sie fort. Granthar murrte, ließ aber die Berührung zu und sein Atem beruhigte sich deutlich. „Bitte, dann beschließt sie eben alles“, murmelte er, warf Kyda einen kritischen Blick zu und schüttelte dann nur den Kopf. Kyda hatte die ganze Zeit geschwiegen, seufzte nun aber und setzte ruhig zu einer Erklärung ihrerseits an: „Ich kann dir versichern, dass ich weder die Jüngste noch ungeeignet für meine Position bin, obwohl Ersteres keine Relevanz haben sollte. Wir haben sechs Monate Zeit, alles zu erkunden, insbesondere diese riesige Felseninsel. Sei dir sicher, dass auch ich nichts weiter möchte, als dem Auftrag des Rates getreu Folge zu leisten. Ich finde es jedoch ratsam, bei der Insel zu starten, wo wir gerade sind und dann in die Richtung zu gehen, wo wir vielleicht am schnellsten zu Ergebnissen kommen.“ Sie zeigte dabei in Richtung der vermeintlichen Sandbank.

Myra blickte sich um, konzentrierte sich und lauschte. Sie spürte, dass außer ihr und Rou alle Granthars Seite ergreifen würden. Auch wenn Kyda ruhig und bestimmt geantwortet hatte, konnte das ihren grundlegenden Argwohn nicht ändern. Myra lächelte über diese Tatsache hinweg. Das würde eine Menge Arbeit von ihr erfordern, wenn alle so dickköpfig waren, wie sie bisher wirkten. Ihr Blick fiel zuletzt auf den jungen Mann mit der dunkelblauen Haut und der feinen, leicht leuchtenden Gesichtszeichnung über Stirn und Nase. Erin hieß der Nachtel, der Kyda immer auf eine kühle, bestimmte Art ansah. Myra versuchte zu lauschen, konnte ihn aber nicht recht ausmachen. Er hatte keine offene Feindseligkeit Kyda oder irgendwem gegenüber, wirklich freundlich war er jedoch auch nicht. Er schien die junge Frau mit den silbernen Haaren aber immer genau im Blick zu behalten, was Myra einen leichten Schauer bescherte. Sie hasste es, nicht die Intentionen von jemanden zu wissen.

Die Erkundung der ersten Insel verlief wie erwartet. Die acht Abenteurer gingen

von Bord und ruderten mit einem kleinen Boot bis ans Ufer. Mehrere Tage verbrachten sie mit der ausgiebigen Erkundung, mehrere Tage, in denen Granthar immer wieder von Myra beruhigt wurde, in denen nun auch der Zentaur Alves immer unzufriedener mit der neutralen, ruhigen Art von Kyda wurde, und schließlich sogar der bisher recht verschwiegene Echsenmensch Iskon erste Kritik äußerte. Myra stöhnte innerlich bei jedem Konflikt und tat ihr Bestes, um wieder Harmonie in die Gruppe zu bringen. Entgegen der Stimmung in der Gruppe verlief jedoch die Untersuchung der Insel gut. Der Tierexperte Alves war eifrig daran, die äußerst vielen Krabben zu untersuchen und die wenigen anderen tierischen Wesen auffindig zu machen, während Granthar genauestens die Muscheln und den feinen Sandstrand an sich begutachtete und natürlich auch die Insel selbst, die keinerlei Unterholz hatte und auf der ausschließlich Palmen wuchsen.

Echsenmensch Iskon währenddessen analysierte besagte Palmen überaus genau und sammelte allerlei seltsame Früchte, die hier wuchsen.

Die Orkfrau Natya wie auch der Nachtelf Erin halfen dabei mal hier, mal dort aus.

Die große Eule Rou blieb währenddessen bei Kyda und Myra, die alle Ergebnisse sammelten und mithilfe des Himmels möglichst genau die Lage der entdeckten Inseln kartografierten.

Rou war nun wieder aufgetaut und redete überaus munter vor sich hin und versuchte ihrerseits die Stimmung zu heben. Zu Myras Enttäuschung sprach sie zwar nicht von ihrer Herkunft, aber sie hatte allerlei andere Geschichten, insbesondere über die Sterne und Sternkonstellationen zu erzählen. Myra als auch Kyda hörten ihr gern zu, beide verstanden zu gut, wieso Rou lieber nicht über ihre eigene Herkunft sprach. So etwas konnte mitunter ein sensibleres Thema als erwartet darstellen.

Die Nächte verbrachte die Gruppe auf der 'Schicksalsbraut'. Jeden Abend hörten sie das Geflüster der Matrosen über die Halluzinationen des Tages. Anscheinend tauchten auf dem Schiff immer wieder die Lichter auf, sausten umher und waren einfach unheimlich. Es waren keine Käfer, das wusste sie sicher, denn einige der Matrosen hatten schon erfolglos versucht, sie zu erschlagen. Am dritten Abend kamen auch die Stimmen wieder, es waren Gesänge wie im Sturm, auch Lachen und Worte, die man nicht genau ausmachen konnte, waren zu hören. Myra hatte ebenso wie Kyda keine Antwort auf diese Erscheinungen, der Kapitän sprach von Geistern der See, der Rest der Gruppe stritt sich währenddessen, ob etwas in der Luft, dem Essen oder dem Wasser lag.

Nach einer Woche hatten sie genug Erkenntnisse, um zur nächsten südlicheren Insel zu ziehen, die ebenso recht klein schien. Die Schiffsscrew hatte währenddessen

die Gewässer um die Inseln weiter erkundet. Es gäbe hinter dem riesigen Felsen noch mindestens eine eigenständige Insel, um die Felseninsel herum gab es tiefes, klares Fahrwasser, jedoch auch Riffe. Iskon arbeitete nun auch fleißig daran, sich jene beschreiben zu lassen, während Alves die Fische notierte.

Am Abend, bevor das Schiff zur zweiten Insel wollte, kamen Iskon, Alves, Granthar und Natya auf Rou zu. Sie wollten, dass Rou die Insel am nächsten Morgen noch einmal überfliege, für den Fall, dass etwas übersehen worden war. Die vier wussten nicht, dass der Kapitän Rou zu Beginn schon aus einem ähnlichen Grund gefragt hatte, das Gebiet zu überfliegen und zu berichten. „Eh ... uh ... ich meine ... ich, ich würde gern aber ... ehm“, als Rou nicht weitersprach, setzte Iskon an. „Du würdest gerne, aber was genau hindert dich?“, er klang freundlich, aber bestimmt. „Ich ...“, sie scharrte mit den Füßen und wackelte mit dem Kopf, sichtlich angestrengt nach einer Antwort suchend. „Nun sag es doch endlich“, rief da Natya und hob die Arme. Das bewog einige in der Nähe dazu, ihr den Blick zuzuwenden. Das wiederum bemerkten Myra und Kyda, die abseits geredet hatten und nun zur Gruppe eilten. Noch bevor sie da waren, erschien plötzlich Erin und wandte sich an die vier Fragenden. „Rou kann nicht fliegen. Der Rat hatte das erwähnt, als man uns gegenseitig vorstellte“, er stellte sich neben Rou und warf ihr ein leichtes Lächeln zu, als die zu ihm hochblickte und in seine dunkelblauen, fast schwarzen Augen sah. „Ja, ich kann nicht fliegen, entschuldigt“, murmelte sie.

„Das ist doch nicht schlimm!“, sprang nun Myra bei und lächelte in die Runde. „Ich bin sicher, dass wir auch ohne den Blick aus der Luft alles gut erkennen werden. Und außerdem“, sie zeigte nun auf den mittleren und höchsten der drei Schiffsmaste, „können wir uns zur Not sicher auch von dort oben einen super Überblick verschaffen.“ Alves und Iskon folgten ihrer Geste und blickten zum Ausguck in circa 45 Metern Höhe und nickten scheinbar überzeugt. Granthar schnaubte unzufrieden und blickte Rou an, die beiden hatten fast die gleiche Augenhöhe. Während Granthar Kyda bis zur Hüfte bzw. dem Bauchnabel reichte, ging ihr Rou bis leicht über die Knie. Als Myra ihr berichtet hatte, wie sie Rou aus der Kajüte des Kapitäns befreit hatte, konnte sie sich schmerzhaft vorstellen, wie fest der Griff der Krallen in ihrer Schulter gewesen sein musste. Den hatte man auch Tage später noch sehen können, auch wenn Myra ihn aktiv vor Rou versteckt hatte, hatte Kyda ihn bemerkt. Myra war schon immer so gewesen. Immer darum bemüht, dass alle glücklich sind und miteinander klarkommen. Kyda hingegen ... Kyda blieb meist für sich. Sie fand, es kam nichts Gutes dabei heraus, wenn sie sich auf andere verließ, Myra bildete die einzige Ausnahme. Aber wie konnte sie auch nicht ihrer eigenen Schwester vertrauen?

Der Konflikt über Rous Flugunfähigkeit hatte sich glücklicherweise schnell

gelegt, ganz im Gegenteil zur allgemeinen Unzufriedenheit über Kyda. Sie machte nichts speziell falsch, aber insbesondere Granthar und Alves fanden immer etwas, über das sie sich beschweren konnten. Natya, die etwas streitliebend zu sein schien, stimmte generell immer schnell zu und auch Iskon hatte seine, wenn auch überlegt geäußerte Kritik. Erin schwieg meistens und sah zu, während Rou immer munter versuchte, Kyda zu verteidigen. Beim Versuch blieb es aber ausnahmslos, verfiel sie doch viel zu schnell ins Stottern und dann Schweigen.

Myra hingegen galt als gute Seele der Gruppe, was ihr auch Ruhe vor jeglicher Kritik verschaffte. Selbst Natya hatte sich ihre Rolle als Koch gesucht, eigentlich war sie als Kampfperte eingeteilt und neben Erin ganz offensichtlich für den Ernstfall dabei. Bisher war solch ein Einsatz der beiden aber nicht nötig gewesen und auch in näherer Zukunft unwahrscheinlich, schien doch keine menschenähnliche Zivilisation bisher in Sicht.

Aber wenn die Inseln gänzlich unbewohnt waren, wer hatte dann die Barriere erschaffen und warum? Was genau beschützte sie? Kyda versuchte, im Rahmen ihrer Möglichkeiten den Dingen auf die Spur zu kommen, tappte aber im Dunkeln. Auch Myra war ihr keine Hilfe, spürte doch auch sie nichts Besonderes. Neben den beiden war der Rest der Gruppe möglicher Magie eh schutzlos ausgeliefert, bisher umgab die Inseln also weiterhin ein riesiges Geheimnis.

Der nächste Morgen verlief wieder ruhig, die Lichter und Stimmen waren weg, das Schiff konnte sich ruhig umpositionieren und die Expeditionstruppe ging gezielt von Bord, um die zweitsüdlichste Insel zu erkunden. Sie war in etwa gleich groß mit der ersten, also rund fünf Meilen im Kreis. Seltsamerweise ähnelte sie sonst kaum der ersten Insel. Es gab keinerlei Palmen, dafür Nadel- und Laubbäume enormer Größe, keine Krabben waren in Sicht, dafür gab es generell andere Tiere deutlich häufiger. In der Luft und den hohen Bäumen konnten sie riesige Vögel beobachten, von denen sie aber lieber Abstand hielten aufgrund der unbekannteren Ernährungsweise. Außerdem gab es keinen breiten feinen Sandstrand, sondern einen sehr schmalen Steinstrand.

Auch das Klima war plötzlich kühler und feuchter, obwohl sie nur wenige Meilen von der tropisch anmutenden Insel entfernt waren. Bei der kurzen Überfahrt hatten sie auch einen Blick auf die Felseninsel werfen können. Imposant und einschüchternd ragten gezackte Gesteine in den Himmel, man könnte eventuell an ihnen hochklettern, was aber definitiv nicht einfach wäre. Ein Weg nach innen hatte sich nicht gezeigt, aber der Matrose auf dem Ausguck hatte ihnen etwas Seltsames berichtet. Für einen kurzen Augenblick hatte er einen Blick zwischen zwei Felsen hindurch erhaschen können und es sei ihm vorgekommen, als ob es hinter

den Felsen nichts gäbe. Er hätte bis auf die andere ebenso gezackte Seite der Insel schauen können. War hinter den Felsen also ein Tal, vielleicht sogar eine Schlucht? Lebte dort abgesehen jemand und hatte Felsen und Stürme erzeugt, um unerkannt zu bleiben?

Kyda zerbrach sich den Kopf, während sie sich dieses Mal noch mehr Mühe gab, insbesondere Alves und Iskon bei ihren Untersuchungen und Aufzeichnungen zu unterstützen, hatten sie auf dieser Insel doch so viel mehr zu dokumentieren und entdecken. Das wiederum missfiel Granthar und Natya, die gemeinsam umherzogen und nun von Schmeicheleien und dass sich Kyda einschleimen würde, sprachen. Myra hatte mehrmals täglich damit zu tun, die Gruppe zu schlichten bzw. alle davon abzuhalten, auf die äußerst ruhig bleibende Kyda einzureden. Kyda hatte währenddessen ihr Schicksal akzeptiert und ebenso die Tatsache, dass sie vorerst weiterhin nur Myra trauen konnte. Selbst Rou schien ihr aufgrund der im Ernstfall schüchternen Art keine Hilfe. Sie konnte zu leicht einknicken. Der schweigsame Nachtelwurm war genauso keine Hilfe. Er trieb sich meistens allein herum, brachte mal ein kleines Tier oder eine Pflanze für die anderen mit und war sonst damit beschäftigt, nach Wesen zu suchen, die man als intelligent bezeichnen konnte. Er hatte jedoch nicht einmal das leiseste Anzeichen einer Siedlung bisher gefunden. Es gab zwar nun Tiere, die von ihrer Größe bis an Pferde herankamen, aber lange nichts, womit sie sprechen könnten.

Jeden Abend brachte die Gruppe neben Proben und detaillierten Notizen auch weiteren Unmut mit aufs Schiff. Definitiv hatte der Rat Experten ihres Gebiets losgeschickt, Experten was Teamfähigkeit anging, war aber kaum einer. Es war wenig hilfreich, dass nun auch tagsüber die Gruppe immer mal wieder auf der Insel ein Licht entdeckte oder Stimmen hörte. Nicht nur einmal war jemand ihnen gefolgt, im Glauben, dass eine Person dahintersteckte.

„Das macht mich kirre“, murmelte Alves abends, als sie alle auf dem Schiff zusammen beim Essen saßen. „Diese vermaledeiten Lichter, diese elenden Stimmen“, Iskon vergrub das Gesicht in den Händen und seufzte. „Wir müssen weitermachen und versuchen, diesen Erscheinungen auf den Grund zu gehen.“ Kydas motivierend gemeinter Satz entlockte einigen ein Stöhnen. Sie hörte die Matrosen flüstern, ob nicht Kyda selbst der Grund für all das war. Natürlich, sie hatte nur auf die ersten Gerüchte in der Richtung gewartet. Was für einen Grund hätte sie denn für so ein Spielchen haben sollen? Und wie sollte sie die Insel erkunden und trotzdem auf dem Schiff für Erscheinungen sorgen? Doch sie schwieg und sagte nichts. Hätte sie auf das Gerücht reagiert, würde es das wahrscheinlich nur viel schlimmer machen. Und was brachte ihr Leugnen?

Anderthalb Wochen blieben sie bei dieser Insel, ihre Flora und Fauna erforderte etwas mehr Zeit, doch die Gruppe spielte sich in ihren Abläufen ein und konnte trotzdem recht schnell und genau alles abhandeln. Wie von Kyda vorgeschlagen, setzten sie dann zur südlichsten und vorerst merkwürdigsten Insel über. Es war die schon erwähnte Sandbank, ihr Sand sah jedoch weiß bis grau aus, an manchen Stellen schien es sogar blau zu schimmern. Vorsichtig betraten sie den vermeintlich festen Boden. Doch als sie auf dem Sand laufen wollten, gab er seltsam nach, fast so, als ob man über eine dickflüssige Masse laufen würde. Das war definitiv kein normaler Sand. Kyda fühlte sich komisch, als sie dort stand und ihre Hand durch den Sand fahren ließ. Ihr war etwas schwindelig und wirr, sie spürte definitiv eine Art von Magie. Es war die Art, die ihr nur zu bekannt vorkam: Elementarmagie. Myra erzählte ihr später, dass sich die gesamte Gruppe etwas unwohl gefühlt hatte, sie alle hatten es aber auf das komische Gefühl beim Laufen geschoben. Lag etwas in der Luft oder dem Boden?

Granthar war währenddessen voll in seinem Element im wahrsten Sinne des Wortes. Er buddelte mal hier mal dort, Kyda sah ihn jedes Mal innerlich in ein sich auftuendes Loch fallen, aber er schien zu wissen, was er tat, und er genoss diesen ungewöhnlichen Untergrund. Zumindest am ersten Tag erging es ihm so und er war so abgelenkt, dass er sogar Kyda in Ruhe ließ. Der Rest der Gruppe kam sich derweil etwas nutzlos vor und verbrachte auch Zeit auf dem Boot oder assistierte dem übereifrigen Zwerg.

Abends jedoch hörten sie deutlich Stimmen aus allen Richtungen, sie sahen die Lichter, die auch auf den zwei eben erst erkundeten Inseln wie Fackelschein wirkten und hörten zum ersten Mal Summen. Die Stimmen klangen nun neutraler, nicht mehr lachend und freudig rufend, das Summen klang manchmal fast beschwörend. Der Gruppe war klar, dass hier etwas nicht stimmen konnte, waren sie doch mitten auf einer Sandbank! Die Matrosen berichteten Ähnliches, einige blickten dabei wirr umher und wirkten nervös. Kyda und Myra sprachen mit so vielen wie möglich, damit insbesondere Myra sie beruhigen konnte. Der Kapitän wirkte immer grimmiger, sprach von 'unerwünscht sein' und einer 'Warnung der Geister', machte sonst jedoch keine Anstalten, etwas weiter zu unternehmen.

Nach drei Tagen war Granthar am Ende seines Wissens, hatte genug Proben genommen und Löcher gebuddelt, um ohne Murren auf Kydas Rat einzugehen, weiterzuziehen. Es half wahrscheinlich ungemein, dass sie nun um die Sandbank herum und dann nach Norden zur Felseninsel steuern wollte, die die Faszination des Zwerges komplett erfüllte. Während der kurzen Umseglung riefen mehrere

Matrosen, dass sie jemanden auf der Sandbank sehen würden. Doch jedes Mal schien es eine Fata Morgana zu sein, obwohl die Sandbank eher kühl war, lange nicht heiß genug für solche Erscheinungen. Nur mit Mühe konnte Myra die betroffenen Wesen, denn die Crew bestand wie die Abenteurer aus den verschiedensten Kreaturen, immer wieder zur Ruhe bringen. „Irgendetwas will, dass sie durchdrehen“, Myra stellte sich zu Kyda und flüsterte nur. „Sicher, dass so etwas sie nicht einfach nur extrem aufwühlt?“, flüsterte Kyda zurück und sah sich um, die beiden standen etwas abseits an der Reling. „Nein, es fällt mir sehr schwer, sie zu beruhigen, das dürfte nicht der Fall sein.“ Myra klang energisch. „Oder vielleicht“, setzte Kyda an, „ist es gar nicht die Aufregung der Matrosen, sondern du“, sie sah Myra in die Augen. „Was ist, wenn dieses Etwas dich schwächt und beeinflusst?“

Myra sah sie mit großen Augen an, darüber hatte sie offensichtlich noch nicht nachgedacht.

Es waren nur wenige Minuten vergangen, in denen das Schiff ruhig Richtung Felseninsel gefahren war, da verdunkelte sich plötzlich der Himmel. Schlagartig zog ein Gewitter auf, die See wurde unruhig und Blitze zogen sich über den eben noch blauen Himmel. Donner krachten laut und wurden von der vor ihnen liegenden Felswand noch extra laut zurückgeworfen. Kyda und Myra hielten sich am Schiff fest, Kyda versuchte ihre Gedanken im Chaos zu ordnen und sich zu konzentrieren. Sie musste das Schiff wieder ruhig kriegen, sie durften nicht zu schnell auf den Steinstrand zu, sonst könnten sie bis an die Felswand geworfen werden.

Sie hatte die Augen geschlossen und hörte im Hintergrund, wie Myra Rou etwas zurief, die sich eben noch am Mast festgehalten hatte. Kyda versuchte, sich auf das Holz des Schiffes und das Wasser zu besinnen, da riss sie Myras panischer Ruf aus den Gedanken. „Kyda! Rou!“ Kyda merkte, wie Federn an ihr entlangflogen und sah, wie Myra die Hand ausstreckte und nach etwas griff. Als sie den Kopf drehte, sah sie, dass Rou zwischen ihnen vorbeigeflogen war, sie musste den Halt am Mast verloren haben. Eine ihrer Krallen streifte Myras Arm und hinterließ eine rote Spur, sie konnte sich aber nicht festhalten. Instinktiv streckte Kyda die Hand aus, konzentrierte sich auf jene und fühlte den Wind, während sie erneut hörte, wie Myra ihren und Rous Namen schrie. Im nächsten Moment schien eine Windböe die große Eule zu erfassen und wieder aufs Schiff zu werfen, Myra schlang einen Arm um sie und hielt sich mit ihr am hölzernen Geländer fest. Kyda erhaschte einen Moment lang Rous Blick, die sie verblüfft und fasziniert zugleich ansah. Die Eule ahnte, dass diese Windböe nicht einfach eine glückliche Fügung gewesen war. Mit Mühe konnte das Schiff am breiten Steinstrand der Felseninsel anlegen, ohne größeren Schaden davonzutragen.

Die Schiffscrew machte sich sofort an die Sicherung des Dreimasters, damit die

Wellen ihn nicht doch noch erfassten und umherwerfen konnten. Doch kaum hatten sie das Schiff befestigt, verzog sich der Sturm. Der Himmel war wieder blau, ein leichter Wind wehte noch. Wäre das Gestein der Insel nicht völlig durchnässt gewesen, so hätte nichts mehr auf das Gewitter und den Starkregen von eben gedeutet.

„Was war das?!“, rief Iskon aus und ließ sich auf den sicheren Boden des Strandes sinken.

„Die See!“ Der Kapitän war neben sie getreten und besah das Schiff. „Sie will uns zu bedeuten geben, dass wir hier nichts verloren haben. Die Stimmen und Lichter haben nicht funktioniert, also geht sie nun dazu über.“

„Die See hat doch kein eigenes Denkvermögen!“, rief da Granthar erzürnt aus. Der Kapitän sah ihn ruhig an. „Na was versucht denn dann, uns fernzuhalten? Gefunden habt ihr Tüftler ja bisher nichts.“

„Tüftler?!“, schrie Granthar, das Wort erschien ihm wie eine Beleidigung. Alves hielt ihn davon ab, auf den Kapitän zuzuspringen, um ihn am Kragen zu packen. Der Seebär wandte sich währenddessen an Kyda. „Du leitest das an. Ich empfehle, die Prozesse zu beschleunigen, ehe es noch gefährlicher wird.“

„Wir sind so schnell wie möglich, aber der Rat hat uns für eine sorgfältige Erkundung auserwählt und losgeschickt. Das bleibt weiterhin unser Ziel“, entgegnete sie bestimmt. Der ältere Mann musterte sie, zuckte dann resigniert mit den Schultern und begab sich wieder auf sein Schiff. Kyda war sich nun sicher, dass jemand diese Stürme heraufbeschwor. Die Magie hatte die gleiche Quelle, quasi die gleiche Handschrift getragen wie der erste Sturm.

Die Stimmen blieben nun. Sie hatten kurze Pausen, aber kamen immer wieder. Der freundliche Ton fehlte, sie klangen neutral, manchmal riefen sie Dinge, manchmal flüsterten sie einem ins Ohr. Langsam ergaben die Laute Sinn, man konnte Worte ausmachen, kurze Sätze. „Wer bist du?“

„Was tust du?“

„Geh fort.“

„Ich bin hier.“

„Du musst gehen.“ Die Stimmen schienen weder Mann noch Frau, Mensch noch Wesen zuordbar zu sein. Aber sie schienen einen zu beobachten. Oft trat auch das Summen auf. Und nicht alle hörten dasselbe. Die Matrosen an Bord blickten sich ständig nervös um und blafften sich gegenseitig an. Man merkte aber auch den Abenteurern die Anspannung an. Nur Myra schien halbwegs ruhig zu bleiben und den anderen in ihrer Nähe durch ihre reine Präsenz helfen zu können.

Trotz allem versuchten die acht, die Insel zu erkunden. Bis auf den großen Stein-

strand, der noch grober als der letzte war, und ein paar Nadelbäume verschiedenster Formen, gab es aber weder Fauna noch weitere Flora. Nicht einmal Moos oder Farne waren zu entdecken. An einigen Stellen hatte Erin die Felswand, die sich um die gesamte Insel zog, ein Stück erklimmen können und einen Blick ins Inselinnere erhaschen können. Der Matrose hatte recht gehabt: nach innen schien alles abzufallen und noch tiefer als bis zum Meeresspiegel zu reichen. Was genau dort unten war, hatte er jedoch nicht ausfindig machen können. Granthar wurde auch aus diesem Gestein nicht schlau, es war zwar nicht so außergewöhnlich wie die Sandbank, aber es war ein ihm unbekanntes Gestein, was sich seltsam kühl anfühlte und auch nicht in einem Lagerfeuer heiß wurde.

Nach einer halben Woche entschloss sich die Gruppe, wieder aufs Schiff zu gehen, denn sie hatten die wenigen Nächte am Strand verbracht, und am nächsten Morgen an der Felsinsel vorbei zur nächsten unbekanntem, nördlichen Insel zu fahren. Dort befanden sich laut ersten Sichtungen noch mindestens drei kleine Inseln, die sie sich ansehen wollten, ehe sie nach Westen zur erheblich größer erscheinenden Insel und eventuell dahinterliegenden Dingen aufbrechen wollten. Auch wenn die Entscheidung gemeinschaftlich getroffen wurde, meckerten Granthar und Alves im Nachhinein an Kyda herum. Nun setze sie sich nicht mehr genug durch. Rou hatte währenddessen Kyda immer wieder beobachtet und wurde dabei von Besagter erwischt, hatte aber nichts gesagt.

Erin schlich ebenso wie eine Katze um Kyda herum. Am Abend vor der Überfahrt zur nächsten Insel ging Kyda daraufhin auf den jungen Mann zu.

„Was ist los?“, fragte sie ihn und sah ihm in die Augen, wofür sie leicht hochblicken musste.

„Was soll sein?“, entgegnete er gewohnt kühl.

„Das frage ich dich. Wenn nichts los wäre, würdest du mich nicht andauernd anstarren. Wenn du etwas zu sagen hast, dann bitte“, sie machte eine ausholende Geste zur Unterstützung ihrer Worte. Erin lächelte sie daraufhin milde an und drehte den Kopf leicht.

„Weder du noch Myra scheinen das Gefühl von Angst zu kennen“, stellte er fest. Dann runzelte er die Stirn. „Du scheinst sogar keine Wut oder Trauer zu empfinden, oder du solltest Schauspieler werden“, bemerkte er weiterhin. Er ging ein paar Schritte um sie herum, sie folgte seinem Blick, bewegte sich aber nicht. „Was genau bist du? Du und Myra scheint mehr als gut befreundet zu sein. Ich frage mich, wie das kam. Dieses blinde Vertrauen.“

„Es ist egal, was ich bin. Nenn mich Teufel oder was du willst, das definiert mich nicht und interessiert mich nicht.“

„Man hat dir also schon viele Namen gegeben“, fiel er ihr ins Wort, woraufhin sie ihn kühl ansah, ehe sie weitersprach. „Myra und ich kennen uns schon sehr lange und ja, wir vertrauen uns blind. Mehr ist für diese Reise nicht relevant.“

„Zumindest nicht für jetzt.“ Er lächelte sie an und blieb wieder vor ihr stehen, nachdem er einmal um sie herumgelaufen war. Sie sah ihn müde und fragend an, doch da er nichts mehr sagte, schüttelte sie nur den Kopf und wandte sich ab. Sie spürte, wie er sie am Handgelenk packen wollte, zog ihre Hand jedoch schnell weg und wirbelte wieder herum. Er sah sie leicht überrascht an, offensichtlich hatte er nicht mit ihrer schnellen Reaktion gerechnet. Dann lächelte er, verbeugte sich und murmelte eine Entschuldigung, ehe er sich umwandte und verschwand. Kyda seufzte. Der würde ihr noch gehörig auf die Nerven gehen, das wusste sie.

Nachts fing der Sturm wieder an. Er war nicht so stark wie sonst, aber das Schiff schaukelte hin und her, der Regen prasselte auf das Deck und Blitz und Donner erhellten die Nacht und unterbrachen die Stille. Kyda saß auf ihrem Bett und starrte in ihre Handflächen. Was war sie? Das hatten schon so viele gefragt. Aber niemand hatte die Frage öfter als sie selbst gestellt. Ihr Blick fiel auf Rou und Myra, die mit im Raum schliefen. Sie betrachtete Myras langes, dunkles Haar, dachte an die grünen Augen, mit denen sie Kyda seit Wochen ansah. Myrala Donoris hieß sie seit ein paar Monaten, sie hatte den Namen ihres Mannes angenommen. Sie wollte immer schon eine Familie und Kinder haben. Kyda hingegen – sie wollte einen Sinn, eine Bestimmung. Vielleicht auch einfach eine Erklärung. Als der Rat Mutige für die Reisen in fremde Länder suchte, war Kyda sofort dazugestoßen. Myra war ihr gefolgt, sie hatte gesagt, dass sie auch das Abenteuer suchte und an Kydas Seite bleiben wollte. Aber Kyda wusste, dass sie nur mitgekommen war, um sicherzugehen, dass Kyda auch zurückkehrte. Blindes Vertrauen, aber nicht in dieser Hinsicht.

Die Zwillinge hatten auch ihrer Mutter blind vertraut. Einer Frau, der sie ihre Vergehen nicht verzeihen konnten, die sie so sehr vergessen wollten, dass sie ihre richtigen Namen abgelegt und sich neue gegeben hatten. Kydara und Myrala, das hieß wohl Himmel und Meer in einer Sprache, hatten sie gelernt. Sie mochten den Klang und die Frau, die ihnen das erklärt hatte. Eine Gnomin namens Elra. Kyda hatte diesen Namen später als ihren Nachnamen bestimmt. Nichts sollte die beiden mehr an jene Menschenfrau erinnern, die sie vor so langer Zeit auf die Welt gebracht hatte. Kyda sah aus wie eine junge Frau? Sie lächelte bei dem Gedanken. Fast hundert Jahre war sie schon auf dieser Welt, wenn sie es nicht besser wüsste, könnte man sie für einen Elf halten. Ja, einen Elf wie diesen, der diese Frage gestellt hatte, die sie nun wach hielt.

Plötzlich riss sie eine Stimme, klar und deutlich, aus den Gedanken.

„Was wollt ihr hier?“ Sie sah von ihren Händen auf, die Stimme schien keinen Sprecher zu haben, aber sie fühlte sich anders an als das Stimmengewirr, was tagein tagaus in ihre Ohren flüsterte.

„Erkunden“, antwortete sie knapp.

„Hier gibt es nichts zu erkunden.“ Eine Form entstand in der Ecke des Zimmers, ein wabernder Schatten.

„Wir werden danach wieder gehen“, erwiderte Kyda ruhig. Der Schatten sprang auf und ab.

„Ihr bleibt!“, und plötzlich war er weg und mit ihm die Energie, die sie gespürt hatte, was sie erst jetzt merkte. Etwas war auf diesen Inseln und es war überhaupt nicht erfreut über ihren Besuch.

Die nächsten Wochen könnte man fast ereignislos nennen. Die Gruppe wurde zwar wärmer miteinander, die Sticheleien gegen Kyda blieben aber. Ebenso blieben die Stimmen, Lichter und nun auch Schatten, die immer wieder gesichtet wurden, aber nie eine Kreatur dazu. Die Matrosen weigerten sich, das Schiff zu verlassen, jegliches Gepäck mussten die acht Abenteurer selbst vom Schiff und auch wieder darauf tragen, was dazu führte, dass sie auf den Inseln jeweils ein Camp kurzzeitig errichteten und dort schliefen. Jedoch nicht, ohne zur Sicherheit Nachtwachen aufzustellen. Erin erwies sich dabei als überaus nützlich, brauchte er als Nachtelb doch nicht nur weniger Schlaf, sondern konnte auch ausgezeichnet im Dunkeln sehen. Er warf Kyda weiterhin Blicke zu, lächelte nun aber öfter wissend. Was genau er wohl wisse, sagte er nicht. Ebenso schwieg Rou weiterhin zu dem Vorfall und tat so, als ob nichts gewesen wäre. Die Stürme tobten weiterhin, was zusätzlich zu all den Erscheinungen die Erkundungen der Inseln erschwerte und auch verlängerte, was Kyda öfter mit dem Kapitän aneinander brachte, der auf eine baldige Rückreise drängte. Die Worte des Schattens blieben ihr aber im Gedächtnis und sie war sich nicht sicher, ob sie überhaupt, selbst wenn sie es wollten, durch die stürmische Barriere wieder nach draußen kommen würden.

Die nördlichen drei kleinen Inseln erwiesen sich dabei wieder als Paradies für die Gruppe. Der Albino-Zentaur, der Zwerg und auch der Echsenmensch entdeckten auf jeder Insel eine andere Umgebung und somit Flora und Fauna. Auf der einen Insel gab es wieder einen großen Sandstrand, der von Tieren nur so zu wimmeln schien, viele kleine Säugetiere und Vögel fanden sich auf der Insel mit erneut tropisch warmem Klima. Auf der davon nur leicht westlich liegenden Insel wiederum gab es zwar auch tropisches Wetter, wenn der Sturm nicht gerade da war, und einen Sandstrand. Auf ihm tummelten sich sogar noch mehr kleine Säugetiere

und ein paar Echsen, aber noch völlig unbekannte prächtig gefärbte Vögel, welche es wiederum nur auf dieser Insel zu geben schien. Auf der nördlichsten kleinen Insel wiederum war es kühl und waldig, es gab aber kaum Nadelbäume und mitten in diesem Wald standen oft bläulich anmutende Bäume, die teils kunstvoll zurechtgebogen schienen, von denen sich Iskon aber sicher war, dass sie natürlich so gewachsen seien.

Und noch immer waren sie auf keiner dieser Inseln auf eine Siedlung oder Ähnliches getroffen. Nur die Lichter, die Stimmen, das Summen und die Schatten blieben ihnen mit dem Sturm. Sieben Wochen hatten sie für die insgesamt sieben völlig verschiedenen Inseln gebraucht. Wochen, in denen die Schiffscrew immer paranoider, nervöser und ihnen gegenüber feindseliger wurde. Dass sie kaum noch Zeit auf dem Schiff verbrachten, außer sie setzten gerade zur nächsten Insel über, machte das nicht besser. Zusätzlich hatte Myra Probleme, zu lauschen, wie sie es nannte. Die ganzen Halluzinationen schienen auch sie und ihre Fähigkeiten zu beeinflussen oder noch schlimmer, sogar zu schwächen.

Es blieb eine Woche, bis der erste Bericht per Brieftaube an den Rat geschickt werden sollte. Kyda erstellte eine Übersicht der Inseln mit Notizen zu jeder einzelnen und überlegte, wie sie die Erscheinungen am besten verpacken sollte, dass es ernst, aber nicht zu dramatisch wirkte. Der Rat sollte um die Vorkommnisse wissen, aber sie nicht gleich zurückbeordern. Diese eine Woche blieb aber auch, um erste Erkenntnisse über die, soweit sie wussten, letzte Insel zu bekommen. Sie schien eine Mischung aus Tropen und Wald darzustellen mit sowohl Palmen, Laub- und Nadelbäumen und auch Unterholz. Sie hatte erneut einen Sandstrand, war generell gut, aber nicht zu dicht bewachsen und bot enorm viele Früchte, von denen einige sogar schon bekannt waren aus Volkesland. Was sich auf den ersten Blick aber völlig normal anfühlte, wurde alsbald bizarr, als die Gruppe lauter Kristalle im Sand und auch wenige weiter in der Inselmitte entdeckte. Die Insel schien auch mit Abstand die größte von allen zu sein mit etwa vierzig Meilen im Kreisdurchmesser. Nach einigen Tagen konnten sie außerdem mit Sicherheit sagen, dass es keine weiteren Inseln gab, außer den bekannten acht. Natya fand das überaus lustig, waren sie doch auch acht Abenteurer und so machte sie es sich zur Aufgabe, herauszufinden, wer zu welcher Insel am besten passte. Das war wahrscheinlich ihr Weg, die immer schlimmer werdenden Halluzinationen auszuhalten und eine Hilfe, um das Gefühl, beobachtet zu werden, abzuschütteln.

Kyda versuchte all das kurz und knapp in den ersten Bericht zu übernehmen. Sie wusste aber wohl immer noch um die Spannungen gegenüber ihrer Führung, unterschrieb daher nur mit 'Gezeichnet im Auftrag der Expeditionsgruppe 14', was

vorerst alle zufrieden stimmte. Zusammen entließen sie von der letzten Insel aus nach acht Wochen die Taube mit dem Bericht. Sie wussten nicht, was sie damit in Bewegung setzten.

In den folgenden Tagen und Wochen wurden die Erscheinungen schlimmer. Die Gruppe fing an, fast paranoid zu werden mit einem starken Gefühl, sich beobachtet zu fühlen. Überall tauchten nun immer mehr Lichter auf. Mal tanzten sie wie Irrlichter, dann wirkten sie wie Fackeln auf einer Nachbarinsel. Das Summen wurde melodischer, beschwörender, fast, als ob ein Ritual eingestimmt wird. Aus den Stimmen wurden zunehmend Schreie allen Alters, Geschlechts und Rasse. Erfolglos befolgten sie den Hinweis des Rates, eine nächtliche Wache ohne Licht in den Bäumen zu positionieren. Zwar konnten außer Erin noch Iskon, Rou, Granthar, Kyda und Myra nachts wenigstens etwas sehen, aber keiner von ihnen machte eine Entdeckung, die über eine erneute Halluzination hinausging. Immer wieder tauchten auch die Schatten auf, die einen kurz denken ließen, dass ein Wesen gerade dort stand.

Nach etwa zwei Wochen hatte der Kapitän genug. Eines Morgens setzte er sein Schiff in Bewegung, nachdem ein mutiger Matrose noch eine Nachricht an Land geworfen hatte, und segelte aus dem Riff und seinen Inseln hinaus. In seiner Nachricht erklärte er, dass dieser Zustand nicht mehr zumutbar ist und er raus aus dem Riff und dem Sturm segelt. Dort draußen wird er warten, bis die acht Abenteurer ihm mit den zurückgelassenen Ruderbooten folgen. Auf dem Schiff wären Dinge verschwunden oder hätten sich von allein bewegt, seltsame Zeichen seien erschienen und noch andere Dinge, die er nicht durchgehen lassen kann, ohne dass seine Mannschaft völlig durchdrehen würde.

Die Expeditionstruppe konnte das verstehen, ihnen waren im Camp ähnliche Dinge widerfahren, jedoch änderte das nichts am Gefühl, im Stich gelassen worden zu sein und noch viel schlimmer, sich auf der Insel festsitzend zu fühlen. Obwohl das Schiff nicht weit weg sein konnte, sah man es nicht. Den Lichtern nachts konnte man eh nicht trauen, aber laut Rous Einschätzung konnte selbst keins dieser vermeintlichen Schiffslichter stimmen.

Die Gruppe geriet nun fast stündlich aneinander. Neben Myra und Rou versuchte tatsächlich auch Erin, zu schlichten. Sie alle blieben aber erfolglos und langsam war auch Kyda angefressen von den andauernden Anschuldigungen und sogar den gemurmelten Vorwürfen, dass sie doch etwas mit alldem zu tun haben müsste, so wie sie aussah und sich verhielt.

Besonders Natya und Alves wurden zu noch größeren Kritikern als Granthar, warfen sie Kyda doch sogar vor, dass sie als Einzige unfähig war, den Kapitän

aufzuhalten und sogar noch durch ihre kühle, bestimmende Art das Zurücklassen der Gruppe heraufbeschworen hatte.

Die Laune konnte angespannter nicht mehr sein.

Als nach insgesamt vierzehn Wochen plötzlich Myra verschwand, waren alle schon völlig fertig. Die Inseln waren erkundet und sie blieben nur vor Ort, um den seltsamen Ereignissen auf die Spur zu gehen, wenigstens darin waren sich alle einig, was jedoch bisher absolut vernichtend erfolglos verlief. Dunkle Gesänge hatten sich zu den regelmäßigen Schreien und Rufen gesellt, einige stopften sich Wolle in die Ohren, um nicht durchzudrehen. Einzig und allein die Tatsache, dass sie genug zu essen hatten und bisher sie nichts angegriffen hatte, hielt sie minimal bei Laune. Die Stürme hatten sich auch in Grenzen gehalten, nachdem die Truppe ihr Camp sturmgesichert hatte. Es war, als ob irgendetwas immer genau das gegen sie anwendete, was am meisten Schaden erzielte und dabei auch öfter die Taktik wechselte. Kyda suchte verzweifelt nach Myra. Sie hatte eines nachts unbemerkt von Natya ihren Wachtposten verlassen, ein paar Fußspuren zeigten ins Inselinnere, hörten aber schnell auf und weder der Spurensucher Erin noch der Bodenexperte Granthar oder der Pflanzenexperte Iskon konnten ihren Weg weiterverfolgen. Kydas Kräfte schienen ihr auch nicht mehr gehorchen zu wollen. Sie konnte weder im Wind noch in der Erde spüren, wo sich ihre Schwester befand, noch konnte sie Energie losschicken, um ihren Pfad zu verfolgen. Etwas Magisches hatte sich gegen sie verschworen.

Ohne Myra dauerte es nur wenige Tage, bis die Gruppe sich offen gegen Kyda stellte. Hätte jemand anderes die Gruppe geführt, wäre das nicht passiert. Man hätte zu gegebener Zeit mit dem Schiff die Inseln verlassen und wäre mit geeigneten Mitteln zur Erkundung zurückgekehrt, am besten mit mehreren Magiekundigen. Kyda verbiss sich jeglichen Kommentar, was hätte es an dieser Stelle schon noch gebracht? Sie hatte aus gutem Grund ihre Magie verschwiegen und das Verhalten der Gruppe bestärkte sie darin. Was hätten sie in ihr gesehen, hätten sie davon gewusst? Wäre sie vollends Monster, der Teufel persönlich für sie gewesen, konnte sie doch auch einiges mit Feuer anstellen? Und was hätten sie erst über Myra gesagt?

Ein paar Tage bevor der zweite Bericht abgeschickt werden sollte, setzte sich Kyda an den Strand und überlegte, was sie tun sollte. Um Hilfe bitten? Schreiben, dass sie abrechnen würden? Aber sie konnte Myra nicht zurücklassen! Erin und Rou gesellten sich zu ihr wie so oft in den letzten Wochen, während die anderen sich in Entfernung setzten und missmutige Blicke zu ihnen warfen. Kyda schwieg und dachte nach. War das ein Test der Götter? War dies die Schuld, die sie vor fast hun-

dert Jahren ungewollt auf sich genommen hatten? Damals hatte ihre sehr menschliche Mutter die beiden ebenso menschlichen Zwillingmädchen opfern wollen. Kyda erwachte eines Tages plötzlich in einem schummrig erleuchteten Raum, Kerzen brannten als einzige Lichtquelle und flackerten bedrohlich umher. Kyda sah selbst nur alles verschwommen, ihre Mutter musste sie irgendwie betäubt haben. Vor sich konnte sie Schemen erahnen, die sich als Myra herausstellten, die noch bewusstlos war. Überall waren rote Zeichnungen auf dem Boden, den Wänden der Hütte, selbst den beiden Kindern und ihrer Mutter, die nun summend und seltsam tanzend in Kydas Sichtfeld kam. Sie schien in Trance und beachtete Kydas Flehen und Weinen nicht. Sie und ihre Schwester waren Kinder gewesen, kaum zwölf Jahre alt. Einen Vater hatten sie nie gehabt, nur ihre Mutter, die sie an einem Tag blutig schlug und an einem anderen ihnen köstliches Essen gab und ihnen die Haare bürstete, als ob sie die Prinzessin selbst gewesen wären. Diese Mutter tanzte damals um sie herum, murmelte einen Singsang und kicherte immer wieder hysterisch. Myra erinnerte sich nicht daran, nur Kyda war erwacht und hatte alle Götter, die es gab, angefleht, den beiden Mädchen zu helfen, sie wollten doch nur leben. Sie würden auch den Rest ihres Lebens gute Taten vollbringen und den Leuten helfen, Kyda würde nie wieder sauer oder wütend werden, sie würde immer versuchen, die Gefühle der anderen zu verstehen. Letztendlich war an diesem Tag die Hütte der Familie abgebrannt und mit ihr die drei Frauen. Zumindest für das Dorf, in dem sie wohnten. Kyda und Myra waren im Feuer erwacht, die Flammen fraßen die Fesseln und ihre leblos daliegende Mutter auf und die Mädchen flüchteten panisch. Erst später bemerkten sie, dass das Feuer ihnen keine Schmerzen bereitete und sie keine Wunden hatten. Dafür hatten beide Mädchen Hörner, leuchtende Augen ohne Pupillen und blau-purpurne Haut. Kyda fühlte plötzlich die Elemente um sich herum und Myra hatte Stimmen gehört, Gedanken und Gefühle anderer. Eine Gnomin namens Elra nahm sich schließlich der beiden seltsam anmutenden Mädchen an und zog sie auf.

Kyda schreckte aus ihren Gedanken hoch, als Erin sie am Arm berührte. Nein, nein, sie konnte Myra nicht zurücklassen. Sie hatten jahrelang im Verborgenen Gutes getan, hatten geholfen, die Tyrannei der Könige zu beenden, sie war es satt! Sie war wütend und sie wollte ihre Schwester zurück! Wie auf Kommando schrie plötzlich Natya auf und fasste sich an den Kopf, warf sich auf den Boden und schrie, als ob man ihr ein Schwert in den Leib gerammt hätte. Am Waldrand stand ein menschenähnliches Wesen mit kurzen schwarzen Haaren, zwei Hörnern auf dem Kopf und leuchtend silbernen Augen. Erin griff nach seinem Bogen und zielte, aber Rou flatterte ihm dazwischen und verwickelte ihn in ein Gemenge um die Waffe,

beide riefen sich aufgeregt Dinge zu, doch Kyda hörte nichts. Schreie schrillten, Natyas Schreie, die Schreie, die sie seit Wochen hörten und andere hohe, spitze Schreie wie von einer Frau in unfassbaren Schmerzen. Alves, Iskon und Granthar sprangen auf und versuchten, die schwere Orkfrau von dem Teufelswesen am Waldrand wegzuzerren.

Kyda währenddessen hob die Arme und lief langsam auf das Wesen zu, das die gleiche Hautfarbe wie sie zu haben schien. Erin ließ den Bogen sinken, er musste sich zwar konzentrieren, nicht durch die Schreie wahnsinnig zu werden, hatte aber erkannt, dass Kyda wahrscheinlich gerade die einzige war mit einem möglicherweise funktionierenden Plan. Das Ding da war offenbar Myra. Moment, Ding? Er sah zu Kyda, die unverkennbar dem Wesen ähnelte. Das war kein Ding, es war ein Wesen wie Kyda, wie er ein Nachtelf war.

Plötzlich fühlte er sich noch schlechter, auf die vermeintliche Myra gezielt zu haben, und ihm wurde bewusst, wie schlimm die Sticheleien der anderen für Kyda die Wochen über gewesen sein mussten, zusätzlich zu dem Terror, den die Inseln brachten. Er eilte zu den anderen, die immer noch versuchten, die sich windende und schreiende Natya in Sicherheit zu ziehen. Rou war währenddessen in Schockstarre verfallen und machte sich so klein wie möglich, als ob das helfen würde, die Schreie nicht mehr zu hören. Auch Iskon gab nun auf und sank zu Boden, sich die Ohren zuhaltend. Kyda breitete die Arme aus und murmelte immer wieder beschwichtigend der Namen ihrer Schwester, deren Aussehenszauber nun gefallen war. Das war zwar Myra, aber irgendetwas hatte sie besessen.

Niemals hatte sie jemanden angegriffen, erst recht nicht mit den Schreien und Schmerzen, die sie auslösen konnte. Um Myras Füße begann sich der Sand zu bewegen, eine Windböe kreiste um sie und Sand flog mit. Myras Kopf schnellte herum und sie sah Kyda an, doch hinter den Augen war kein Bewusstsein. Natyas Schreie verstummten plötzlich und sie sank erschöpft zusammen. Kyda spürte dafür plötzlich einen stechenden Schmerz, als ob ihr jemand einen Dolch in den Kopf rammen würde. Sie zuckte und musste sich zusammenreißen, den Wind spüren und die Erde unter ihren Füßen, bevor sie weiter auf Myra zuzuging, die sich keinen Millimeter bewegte. Sie stand einfach still da und starrte und wirkte ganz offenbar Magie aus. Im nächsten Moment stoppte Kyda, atmete tief durch und riss ihre Arme herunter. Die Winde um Myra rissen sie mit, ohne jede Chance fiel sie rückwärts um und eine Erdschicht manifestierte sich über ihren Augen. Sie wehrte sich nicht, nicht einmal die Arme zum Auffangen ihres Körpers bewegten sich. Kyda hechtete nach vorn, warf sich auf sie und legte ihre Hände auf Myras Gesicht. Die anderen hörten plötzlich nichts mehr. Keine spitzen Schreie, kein Summen, keine Gesänge, gar nichts. Nicht einmal die Tiere machten mehr ein Geräusch. Natya öffnete die

von Tränen verklebten Augen und rappelte sich auf, die anderen saßen bei ihr und starrten zu den beiden Frauen, die inmitten einer Staubwolke saßen, die Winde wirbelten um sie umher. Kyda saß auf Myra, mehr konnten sie nicht ausmachen, und plötzlich stoppte der Wind und alles fiel hinunter. Myra schreckte hoch und instinktiv sprang Kyda beiseite. Beide Frauen husteten und waren sichtlich erschöpft. Die zwei sahen zu den restlichen sechs der Gruppe und schwiegen.

Alves fand schließlich als Erster seine Stimme wieder: „Was zum Teufel war das?“

Nicht nur war nun raus, dass Myra auch ein Wesen wie Kyda war, die anderen wussten nun zumindest bruchstückhaft, wozu Myra imstande war. Sie waren schockiert und fühlten sich verraten und nicht mehr sicher. Die beiden hatten Magie im Blut und es nicht für nötig befunden, das mit der Gruppe zu teilen? Doch genau diese Reaktion auf die Magie der Frauen hatten sie befürchtet und es daher für sich behalten. Myra hatte sich sogar als Mensch ausgegeben. Alves, Granthar, Iskon und Natya wollten mit ihnen nichts mehr zu tun haben. Die Wörter Monster, Teufel, Verrat, Gefahr fielen und selbst Erin und Rou willigten in Granthars Vorschlag ein, jemand anderen zum Anführer der Gruppe zu ernennen, in der Hoffnung, dass dadurch alle wieder zusammenkommen würden.

Kyda schwieg und Myra starrte auf den Boden und murmelte immer wieder Entschuldigungen, ohne sie an jemanden genau zu richten. Es zerfraß sie, dass sie anscheinend jemanden aus der Gruppe nicht nur angegriffen hatte, sondern eine fremde Macht von ihr Besitz ergreifen konnte und sich ihrer Kräfte bedienen. Die anderen sechs wählten Iskon als neuen Anführer, als jedoch weder Kyda noch Myra sich dazu äußerten, wurde Natya ausfallend und Alves hatte Mühe, sie zurückzuhalten. „Die eine bringt uns in diese beschissene Lage durch ihre Unfähigkeit und Dickköpfigkeit und die andere will uns dann umbringen! Ihr seid Monster!“, schrie sie, woraufhin Kyda den Kopf hob und sie anfunktete. Hinter ihr verstärkte sich plötzlich der Wind und der Boden schien kurz zu beben, als sie einen Schritt auf die Orkfrau zu machte. „Beleidige und verachte mich, so viel du willst, aber wenn du noch ein Wort über Myra verlierst ...“, ihre Stimme zischte fast, so wütend war sie. Noch traumatisiert von dem Angriff, stolperte Natya zurück und krachte in Granthar. Kyda sammelte sich und versuchte betont ruhig auszusprechen, was anscheinend von ihr erwartet wurde: „Myra und ich stimmen auch für Iskon, in der Hoffnung, dass wir die Mission erfolgreich beenden können.“

Iskon wechselte Blicke mit den anderen, räusperte sich und sprach dann mit leicht zittriger Stimme. „Ich denke, es ist für alle besser, wenn wir vorerst die Camps aufteilen zwischen dir und Myra und uns“, räusperte er sich wieder, sichtlich ängstlich vor der Reaktion der beiden. Rou setzte an zu protestieren, doch Kyda hob ihre

Hand und seufzte. Sie wusste, dass das unausweichlich war. Dann nickte sie stumm, wandte sich zu Myra, ergriff deren Hand und zog sie hoch. Myra klammerte sich geradezu an ihre Hand und wehrte sich nicht, immer noch Entschuldigungen und Gebete der Vergebung murmelnd. Ohne weitere Worte verließen die Zwillinge das Camp. Kyda wandte sich nicht um, konnte aber die Blicke der anderen in ihrem Rücken spüren.

Nach ein paar Tagen war Myra wieder die Alte. Sie erzählte, dass sie nachts gerufen wurde und dachte, Kyda mit Elra zu sehen, was einerseits unmöglich war, andererseits sich wie ein schöner Traum anfühlte. Die nächste Erinnerung war die vom Strand, wie Kydas Hände ihr Gesicht bedeckte und sie spürte, dass Kyda die Magie der beiden in Einklang brachte. Myra sah Kyda traurig an. Sie hatte sich an den folgenden Gesprächen zwar nicht aktiv beteiligt, sie aber sehr wohl mitgehört. Ihre Sinne waren nach dem Abklingen der Trance überaus scharf gewesen. Die anderen hatten Kyda als völlig ungeeignet bezeichnet, als Gefahr und dass man ihr und ihren Fähigkeiten nicht trauen könnte, dass unklar wäre, was sie noch alles verschweigt und dass die beiden Frauen vielleicht sogar der Grund für all die Angriffe seien, wenn Myras Magie doch ähnliche Effekte erzeugen könnte. Myra zerfraß die Schuld. Hätte die Gruppe die beiden mehr akzeptiert, wenn Myra von Anfang an in ihrer wahren Form gewesen wäre? Diese Frage würde wohl ewig unbeantwortet bleiben.

Myra und Kyda blieben für sich im Wald. Myra war sich sicher, dass die anderen nicht ohne sie aufbrechen würden, aber Zeit brauchten, alles zu verarbeiten. Kyda hingegen war sich sicher, dass, selbst wenn sie gehen wollen würden, sie es nie durch den Sturm schaffen würden. Die Insel bot ihnen in der Zwischenzeit genug Nahrung, Wasser und trockene Schlafplätze, um das Camp nicht wirklich zu vermissen. Sie ließen den Termin für den zweiten Bericht verstreichen. Sie hatten ja eh keine Brieftauben und wäre es doch nun Iskons Aufgabe, jene loszuschicken. Beinahe hätten sie bis zum Losschicken der dritten und letzten Brieftaube gewartet, hätte sich nicht ein erneuter heftiger Sturm zusammengebraut. Er schien jedoch nur den Teil der Insel zu betreffen, an dem sich das Camp befand. Kyda und Myra hatten seit Tagen keine Stimmen mehr gehört, keine Gesänge, keine Schreie, keine Lichter oder Schatten. Das fiel ihnen erst jetzt auf. Oder hatte man diese Tatsache aktiv vor ihnen verborgen? Die beiden stürmten Richtung Camp und schon als sie in die Nähe kamen, hörten sie aufgeregte Rufe der anderen, spürten, wie der Boden bebte und die Bäume sich im starken Wind neigten. Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht.

Rou wurde vom Donnern geweckt. Den anderen schien es ähnlich zu gehen, doch die erste Erleichterung, dass das Camp ja sturmfest sei, war schnell verflogen,

als sie sahen, dass der Strand immer schmaler wurde, das Wasser immer weiter stieg. Regen prasselte fast schmerzhaft auf sie ein, ehe Hagelkörner dazukamen und die sechs sich unter den Bäumen in Sicherheit brachten, flach auf dem Boden liegend wegen der Blitze. Nur Sekunden später bebte plötzlich der Boden und Iskon und Erin versuchten, die anderen weg vom Strand zu bringen. Alves versank dabei immer wieder mit den Hufen im Boden und kam kaum voran, auch Natya schien zu schwer zu sein und Rou und Granthar hatten aufgrund ihrer kurzen Beine Probleme voranzukommen. Nur mit Mühe und Not konnten sie rechtzeitig den Strand verlassen, ehe der komplett geflutet war. Es stoppte jedoch nicht, sondern im Gegenteil schien sich eine riesige Welle aufzutürmen. Die Gruppe schlug sich weiter voran ins Dickicht, merkte jedoch schnell, dass sie nicht nur wegen des Bodens, sondern auch aufgrund der Pflanzen kaum vorankamen. Sie schlangen sich um Arme und Beine der Abenteurer und zogen sie zurück Richtung Strand. Einige Ranken schlangen sich um Erins und Granthars Hals und Arme. Der Zwerg sank schon bewusstlos zusammen, während Rou versuchte, sich selbst und Erin durch den Einsatz ihres Schnabels zu befreien. Das gelang ihr nur bedingt und nach und nach wurde auch den restlichen fünf langsam schwarz vor Augen, während das Wasser immer näher kam.

Kyda spürte die Ranken, ehe sie sie sah. Und sie war wütend. Auf die Gruppe, die auf die grandiose Idee gekommen war, die einzig Magiebegabten wegzuschicken, auf sich selbst, die das zugelassen hatte, und auf dieses verdammte Ding, was ihnen das Leben zur Hölle machte auf diesen Inseln. Normalerweise ließ sie diese Gefühle nicht zu, hatte sie doch als kleines Mädchen geschworen, ihnen abzusagen, wenn sie und Myra nur leben dürften. Aber sie war kein kleines Mädchen mehr und sie hatte genug geleistet in den Jahren. Ohne groß darüber nachzudenken, zündete sie die Ranken an, blaues Feuer loderte auf und nach und nach fielen der Zentaur, der Zwerg, der Echtenmensch, die Eule, die Orkfrau und der Nachtelz zu Boden. Sie keuchten und rangen nach Luft, das Wasser sammelte sich schon unter ihnen und ihre Kleider waren längst vom Regen durchnässt. Donner knallte über ihnen, gefolgt von einem Blitz, der den Himmel zerriss.

„Ich habe genug!“, schrie Kyda und berührte einen Baum neben sich, der in blau lodern den Flammen aufging. „Zeig dich! Oder ich zünde hier alles an!“ Sie schrie es dem Himmel entgegen. Myra schwieg und folgte ihr, konzentriert darauf, Kydas Magie zu verstärken. Die anderen kamen langsam wieder zu sich, griffen sich aber immer noch an die Kehle und husteten, es loderten Flammen in ihrer Nähe auf und plötzlich traten zwei Wesen völlig unversehrt aus ihnen hervor.

„Hilfe“, krächzte Rou, die Kyda und Myra erkannt hatte, das Wasser reichte ihr schon bis zur gefiederten Brust. Kaum hatte sie mühsam das Wort hervorgepresst,

ging das Wasser zurück und der Boden beruhigte sich. Hinter ihnen krachte eine riesige Welle gegen eine unsichtbare Wand, die die Gruppe zu schützen schien. Rechts und links von den Frauen loderten derweil Flammen auf. Es war ein einziges Chaos, überall krachte, zischte und prasselte es. Dann rief eine Stimme sehr deutlich.

„Ich kann sämtliche Inseln abfackeln, wenn du das willst! Zeig dich!“

Es war Kyda und sie klang alles andere als freundlich.

Es dauerte einige Momente, die genügten, um noch mehr Bäume anzuzünden, da hörte das Gewitter plötzlich schlagartig auf. Die Wellen zogen sich von der unsichtbaren Wand zurück und die bis eben sich windenden Pflanzen standen still. Kyda ließ ihre Hände sinken und zündete nichts mehr an, machte aber auch keine Anstalten, die in Flammen stehenden Bäume hinter ihr zu löschen. Alle sahen die silberhaarige Frau ungläubig an.

„Zeig! Dich!“, schrie sie in den Wald, es hallte wider und war dann plötzlich wieder still. Es dauerte einige Sekunden, bis man in der Entfernung wieder Vögel hörte.

„Du bist stärker, als ich dachte.“ Eine sanfte Stimme, weder Mann noch Frau, weder jung noch alt, erklang plötzlich. Sie schien von überall zu kommen, aus den Bäumen, dem Boden, dem Wasser, dem Wind. „Du und deine Schwester, ihr seid beeindruckend.“ Wie als Antwort hob Kyda die Hand und die bis eben brennenden Bäume im Hintergrund erloschen zischend.

„Ist mir egal, was du von uns hältst, was willst du? Warum quälst du uns?!“

Kyda fixierte einen Punkt zwischen den Bäumen, Iskon und die anderen folgten nach und nach ihrem Blick. Dort war nichts. Trotzdem sah Kyda so aus, als würde sie jemanden ansehen.

„Die Frage ist eher, was ihr wollt. Weswegen ihr hergekommen seid und meine Barriere durchbrochen habt!“ Zwischen den Bäumen trat nun ein Schatten hervor, er wirkte durchsichtig und wabernd, fast so, als würde er ständig die Form wechseln. Er fing an, verschiedene Wesen darzustellen, blieb aber nie bei einer Form stehen. Kyda seufzte tief und streckte die Hand aus.

„Wir wollen für Volkesland die umliegenden Länder, seit zweihundert Jahren unberührt, erkunden. Wir wollen nichts stehlen, an uns reißen, zerstören oder ausnutzen.“

Das Wesen kam langsam auf Kyda zu, ergriff ihre Hand und schwieg eine Weile. Dann sagte es langsam und mit einem Blick auf die anderen: „Ich glaube euch.“

Es war ein uraltes Wesen, nein, eher eine Art Macht. Früher waren Magiebegabte aller Art hierhergekommen, hatten auf den Inseln gelernt, gelebt und das Wesen

versorgt. Doch dann kamen Gierige, die die Macht an sich reißen wollten, sie nutzen, um die Welt zu unterwerfen.

Nach und nach verschwanden die Magiebegabten und zeigten der Macht, wie sie sich schützen sollte. Mit der Barriere, die auf natürliche Weise die Schiffe um die Inseln herumleitete und mit den Illusionen, die all die, die es doch hindurch schafften, zum Umkehren bewegen sollten. Als letztes Mittel sollte sie die Angreifer töten. Alle Schritte hatten jedoch versagt. Dank Kydas Elementarmagie konnte die 'Schicksalsbraut' durch die Barriere und Myras Gedankenmagie hielt die Wesen länger bei guter Laune als gedacht. Jetzt jedoch saß das Schiff ohne Kyda im Sturm fest. Die Macht konnte es nicht gehen lassen, würden sie doch von den Inseln berichten und erneut Wesen mit bösen, gierigen Absichten hierherlocken. Auch die Briefftauben, die Iskon losschicken wollte, kamen immer wieder zurück. Mit der Nachricht am Fuß durften sie nicht gehen, es war schon zu viel, dass es einmal eine Taube und damit eine Nachricht geschafft hatte, die Inselgruppe zu verlassen. Mitten im Gespräch darüber flatterte eine Taube auf Kyda zu und setzte sich bestimmt auf ihren Kopf. Sie schien völlig fertig. Ein kleiner Brief erklärte, dass dies eine Briefftaube war, die Kyda anhand ihres Geruchs gesucht hatte, nachdem kein zweiter Bericht beim Rat angekommen war. Das arme Ding wurde aber von der Magie vor Ort so durchgewirbelt, dass alles Schnüffeln nichts geholfen hatte. Selbst wenn, nach den Erkenntnissen hätte sie mit einer Antwort die Inseln eh nicht verlassen können.

Kyda und Myra erklärten dem Machtwesen und den anderen schlussendlich, wie sie vermeintlich geschaffen wurden. Sie wissen schlichtweg nicht, was sie sind. Sie hätten ihre Magie und Myra ihr Aussehen verborgen, weil sie eben vermeiden wollten, gefürchtet zu werden, als Monster oder Teufel gesehen, sie hatten gehofft, ohne all das auch sehen zu können, wem sie vertrauen können und wem nicht. Das Ergebnis war nur fragwürdig. Nach diesem Zusammentreffen tauchte das Wesen immer wieder auf. Sie alle suchten nach einer Lösung, wie die Macht geschützt und so gut es ging, geheim bleiben konnte, aber die Gruppe auch einen plausiblen Bericht abliefern konnte. Schließlich schickte Kyda einen finalen Bericht los, der möglichst von weiteren Erkundungen abraten sollte:

Bericht der Expeditionscrew 14 mit dem Schiff 'Schicksalsbraut':

Leider haben es einige bedauerliche Ereignisse verhindert, den zweiten Bericht an den Rat schicken zu können. Mich erreichte zwar die spezielle Briefftaube, jedoch war es aufgrund der Wetterlage unmöglich, sie wieder loszuschicken. Die Inselgruppe wurde die letzten Wochen von Stürmen und Gewittern überschattet, erst seit einigen Tagen haben wir wieder klaren Himmel und ich kann dem verehrten Rat nun endlich einen letzten Bericht zukommen

lassen. Das Klima in der Expeditionsgruppe wiederum hat sich merklich gebessert und die schwierige Lage hat das Gruppengefühl gestärkt. Die Halluzinationen und Gesänge sind währenddessen leider schlimmer geworden und ließen sich nur mit Abstand zu den Inseln bessern. Es scheint, dass etwas in der Luft liegt oder die Luft selbst diese Dinge auslöst. Wir konnten uns glücklicherweise gegenseitig vor zu schlimmen Situationen bewahren. Das Gefühl, beobachtet zu werden, muss wohl damit zusammenhängen, da wir keinerlei Zivilisationen oder Ähnliches auch nach weiterer Suche finden konnten. Aufgrund der gefährlichen Luft stellt sich eine Besiedlung nur als wenig erfolgversprechend und kaum mit Nutzen dar. Einen finalen und umfangreichen Bericht werden wir bei unserer baldigen Rückkehr an den Rat übergeben.

Gezeichnet im Auftrag der Expeditionsgruppe 14

Erin wich währenddessen Kyda kaum mehr von der Seite, er musterte sie oft und ausgiebig und lächelte dann immer schief, wenn sie seinen Blick bemerkte. Myra kannte diese Blicke, schwieg jedoch innerlich grinsend. Sie dachte derweil an ihren Mann in Volkesland, mit dem sie hoffentlich bald eine Familie gründen konnte.

Einige Tage bevor die Gruppe abreisen sollte, suchte Erin Kyda auf und bat sie um ein Gespräch. Der Rest der Gruppe, die nun allgemein gut miteinander zurechtkam, schaute den beiden neugierig hinterher.

„Weißt du“, setzte Erin an, doch wurde er sofort von Kyda unterbrochen.

„Ich weiß.“ Er blickte sie verblüfft an. „Ich weiß, dass du romantische Gefühle für mich hegst.“ Kyda klang freundlich, aber ruhig. Sie hätte schwören können, dass die Haut des Nachtelfs einen leichten Rotstich bekam. Er räusperte sich und war sichtlich überrumpelt.

„Ja, puh, ehm na dann ...“, er lachte unsicher. Kyda atmete tief aus und blickte erst auf den Boden und dann auf die See vor den beiden.

„Ich kann nicht.“ Sie sah in seine Augen. „Es tut mir leid, aber ich kann das nicht tun.“ Sie biss sich auf die Lippe, blickte wieder auf den Boden und ging mit einer gemurmelten Entschuldigung fort. Erin blieb perplex stehen. Was war da eben passiert?

„Ein Knall zerriss die Idylle. Mitten aus der Felseninsel fing es an zu qualmen, Kristalle fielen plötzlich zu Boden. Alle sprangen auf und rannten zu den Booten, die uns zum Schiff außerhalb des Riffs bringen sollten. Die Wellen waren aber unruhig, die Boote kaum lenkbar und vom Himmel regnete es Kristalle und bald auch Feuer. Alles ging so schnell, der Boden bebte und ... Kyda blieb zurück und hielt uns den Weg frei. Nur dadurch konnten wir das Riff verlassen. Hinter uns jedoch ... alles versank im Meer. Es ist nichts mehr da.“

Myra schluchzte, als sie dem Rat den finalen Bericht gab. Aufgebaut im Saal standen allerlei Proben, ein paar gefangene Tiere und vorsichtig ausgebuddelte Pflanzen, vor allem aber detaillierte Zeichnungen und Notizen über alles. Erin legte ihr die Hand auf die Schulter. „Wir haben zwar erfolgreich die Inseln erkunden können, aber anscheinend war unter dem Wasser etwas am Brodeln, das muss auch die Halluzinationen ausgelöst haben. Nur durch Kydas Opfer konnten wir unversehrt zum Schiff und Volkesland zurückkehren.“

Myra versuchte gar nicht erst mehr, die Tränen zurückzuhalten. Das hatte sie zur Genüge auf der Rückfahrt tun müssen, um sich konzentrieren zu können. Aber jetzt war alles vorbei, alles besiegelt und erzählt. Und Kyda war nicht mehr da. Die gesamte Truppe war völlig bestürzt, Kyda hatte sich für sie geopfert. Allen war im Gedächtnis, wie misstrauisch sie ihr gegenüber waren und wie schlecht sie über sie gedacht und gesprochen hatten, alles hinterließ einen bitteren Beigeschmack. Myra war völlig am Ende. Sie hatte den anderen erzählt, dass sie überhaupt erst mitgekommen war, nachdem sie erfahren hatte, dass Kyda sich für eine Expedition gemeldet hatte. Sie kannte ihre Schwester gut, wusste um ihre Probleme, einen Platz und eine Bestimmung in der Welt zu finden und hatte befürchtet, dass Kyda aus diesen neuen Landen vielleicht gar nicht zurückkehren wollte. Nie hätte sie in ihren schlimmsten Albträumen sich jedoch so etwas ausgemalt. Sie wusste, dass anders niemand von ihnen die Inseln hätte verlassen können. Aber es brannte in ihr. Der Verlust ihrer Schwester fraß sie, gleichzeitig konnte sie mit niemanden darüber wirklich offen reden, niemandem das ganze Ausmaß ihres Schmerzes beichten. Das einzig Positive war, dass die gesamte Gruppe sich geschworen hatte, sich nicht aus den Augen zu verlieren. Auch wenn genau das manchmal Myra noch extra zu schaffen machte.

EPILOG

„Hey, hey, hey, nicht so schnell!“, Erin hob lachend das kleine Mädchen hoch, das auf ihn zugerannt kam. Myra und ihr Mann nahmen ihm das wild zappelnde Kind ab. Erin schaute ihnen zu, wie sie sie wieder an den Tisch zu anderen setzen und die Kleine sofort wild gestikulierend weiter von ihrem Tag auf dem Markt erzählte. Erin setzte sich mit an den Tisch und nickte schmunzelnd in die Runde.

„Wie immer zu spät, he?“, Granthar stupste ihm den Ellenbogen in die Seite, während er ihm zuflüsterte. Erin rollte nur mit den Augen.

„Ich kann es immer noch kaum glauben, dass du nun schon ganze fünf Jahre bist!“, rief Rou aus und hüpfte aufgeregt.

„Und ich kann schon ganz viele Sternbilder, jajaja!“, erwiderte das Kind hellauf

begeistert und fing zu Rous Freude an, alles aufzuzählen und mit Fingergesten zu beschreiben, was sie wusste. Dass all das Wissen von Rou stammte, ließ der Eule das Brustgefieder anschwellen.

„Fünf Jahre ...“, murmelte Myra gedankenverloren und der Rest der Gruppe wurde kurz still, ehe ihr Mann ihr beschwichtigend den Arm um die Schultern legte und die anderen sich besannen, das verwirrt dreinsehende Mädchen wieder abzulenken. Tishyar hatte sie sie genannt, ein Name, den Kyda ganz beiläufig zu Myra kurz vor der Abreise gesagt hatte. Namen, die schön klangen, hatten sie gesammelt, Kyda hatte damit begonnen. Myra fasste sich an den erneut kugelrunden Bauch und fragte sich, ob ihre Schwester von der Schwangerschaft gewusst hatte. Ob dieses Wesen sie vielleicht auch deshalb hatte gehen lassen. Sie blickte auf und sah sich alle an, die sich wieder einmal eingefunden hatten. Granthar, Iskon, Rou, der ewig zu spät kommende Erin, Natya und Alves, sie alle hatten ihren Schwur und somit Kontakt gehalten und die kleine Tishyar war mit so einigen Tanten und Onkeln aufgewachsen, die ihr allerlei beibrachten. Aber nichts davon hatte Myra den Schmerz erleichtern, gar nehmen können. Nicht einmal, als sie sich vor einem Jahr entschlossen hatte, ihnen die Wahrheit zu sagen. Es hatte sie einiges an Überwindung gekostet, immerhin musste sie damit zugeben, dass Myra ihrer aller Gedanken und Gedächtnis manipuliert hatte und das über Jahre hinweg für sich behalten hatte. Aber zu ihrer Überraschung hatte es ihr niemand übelgenommen. Nach dem ersten Schock hatten alle gesagt, dass sie es verstehen würden und dass sich weder ihr Bild von Myra noch Kyda geändert hatten. So oder so hatte sich Kyda geopfert. Dieses Wesen, diese Macht wollte nie wieder gefunden werden. Es hätte die gesamte Gruppe und auch das Schiff samt Crew nicht wieder freigelassen, hätten die beiden Schwestern nicht im Geheimen dem Deal zugestimmt.

Myra sollte im Gedächtnis aller dieses mystische Wesen löschen, wohl aber nicht die Paranoia und Halluzinationen. Außerdem sollte sie eine Erinnerung kreieren, in der die gesamte Inselgruppe unwiderruflich zerstört wurde und niemand auf die Idee käme, nach ihr zu suchen. Kyda musste zurückbleiben und mit ihrer Elementarmagie die Barrieren verstärken und jeden Eindringling, der doch jene überwinden würde, verscheuchen. Hätten sie sich nicht darauf eingelassen, hätte vermutlich niemand je wieder Volkesland erreicht. Kyda hatte es zwar geschafft, das Schiff durch den Sturm in die Inseln zu lenken, das lag aber daran, dass die Macht unvorsichtig geworden war. Seit Jahrhunderten hatte niemand mehr auch nur im Ansatz mit Magie versucht, die Barriere zu überwinden, und ohne jene hatte man gar keine Chance. Sie war schlichtweg überrascht worden und zudem abgelenkt von der ‚Havets Barn‘, die abgedreht hatte. Aber mit der Anwesenheit all der Wesen hatte es auch wieder Kraft schöpfen können, es hätte ohne ein Einverständnis

keinen Ausweg gegeben. Myra hatte lange überlegt, ob sie überhaupt je die Wahrheit würde aussprechen können oder ob dieses Wesen dies irgendwie mitbekam und sie oder gar Kyda bestrafen würde. Aber irgendwann hatte sie es einfach nicht mehr ausgehalten, immer die anderen zu sehen, zusammen zu trauern und ihnen dabei ins Gesicht zu lügen, ihnen zu verheimlichen, dass sie sich Zugang zu ihren Köpfen verschafft hatte. Doch trotz alledem hatten sie alle nun zusätzlich geschworen, dieses Geheimnis mit ins Grab zu nehmen. Alves war es nun, der sich räusperte und wieder das Wort an Myra richtete.

„Nun, wollen wir dann los?“, er suchte ihren Blick und lächelte sanft. Ein Ausflug war geplant für die kleine Tishyar, die ja immerhin heute schon fünf wurde. Myra nickte und alle erhoben sich, Tishyar rannte dabei erneut zur Tür vor, sie kicherte vor sich hin. Natya wollte ihr noch zurufen, dass sie warten solle, da schwang schon die Tür auf und alle hielten instinktiv inne. Tishyar hatte die Tür nicht berührt, sie stand wie angewurzelt vor der offenen Tür und der Person, die im Türrahmen erschien und ihre Kapuze nun vom Kopf nahm. Hinter sich hörte die Kleine ein ungläubiges Raunen und ihre Mutter einen erschrockenen Ruf äußern, doch Tishyar war mutig. Sie schluckte ihre Angst herunter und blickte der Fremden direkt in die goldenen Augen, in denen sie wie bei ihrer Mutter keine Pupillen sehen konnte.

„Wer bist du?“ Die Fremde lächelte sie sanft an, ließ sich auf die Knie herunter und streckte ihr die Hand entgegen.

„Ich bin deine Tante, entschuldige, dass ich deine letzten Geburtstage verpasst habe.“



15 | FENINSULA

von Paula-Carlotta Kelm

LOREENA

Die Sonne spiegelte sich im azurblauen Wasser. Eine Delfinschule schwamm durch die wilden Wellen des Meeres und ein kleines Segelboot schaukelte mittendrin. Auf dem Boot saß Loreena, ein etwa zwölfjähriges Mädchen aus einem kleinen Dorf in Volkesland. Sie entfaltete die Landkarte, die sie am Hafen bekommen hatte. Sie dachte daran, wie diese Reise begonnen hatte. Sie dachte an den Boten, der die Nachricht ausrief, dass der Rat entschieden hatte, die benachbarten Länder und Inseln zu erkunden. Und an das Gefühl, als sie das Rathaus betreten und erfahren hatte, welches Gebiet sie auskundschaften sollte. Loreena erinnerte sich auch an die Wärme, die der Phönix aus dem Rat von Volkesland ausstrahlte, als er ihr das Boot gab, mit dem sie aufbrechen sollte.

Seit einem Mond war sie nun schon unterwegs, eine Brieftaube, Proviant, Trinkwasser, einen Kompass und eine Landkarte im Gepäck. Die Delfinschule tauchte ab und Loreena blickte auf die spiegelnde Meeresoberfläche. Ein hochgewachsenes Mädchen mit grünen Augen und einer wilden, sehr langen blonden Mähne blickte zurück. Sie zog ihren Kompass hervor und erkannte zufrieden, dass sie auf dem richtigen Kurs war. Zur Insel ohne Namen. Der Rat hatte ihr erklärt, dass es bisher niemanden gab, der es auf diese geheimnisvolle Insel geschafft hatte.

Als die Sonne am nächsten Morgen aufging, erblickte Loreena einen winzigen Punkt am Horizont. Er war noch mehrere hundert Meilen entfernt, doch Loreena hatte das untrügliche Gefühl, dass sie hier richtig war. Bis zur Abenddämmerung erkannte sie die Umrisse einer Insel. Es dauerte noch einen ganzen Tag, bis ihr Boot an Land stieß. Loreena setzte nach vielen Wochen endlich wieder einen Fuß auf festen Untergrund. Das Klima war hier deutlich wärmer als in Volkesland. Die Sonne schien stärker und die Luft war irgendwie feucht. Sie beschloss, bis zum Morgen zu warten und sich erst einmal auszuruhen, bis sie die Insel erkundete. Also zog sie das Segelboot an Land und holte etwas zu trinken und ein kleines Stück Brot heraus. Die Brieftaube flatterte in ihrem Käfig und Loreena gab ihr einige Krümel, welche sie begeistert aufpickte. Die Sonne hatte sich in einen Feuerball verwandelt und versank langsam am Horizont. Loreena streckte sich im weichen Sand aus und schlief ein.

Die Brieftaube zeterte, wie immer, wenn sie nach Fütterung verlangte und weckte damit Loreena auf. Erschrocken hielt sie sich die Ohren zu und schaute sich gleichzeitig um. Schnell zog sie eine Scheibe Brot und die Feldflasche mit dem kleinen Rest Trinkwasser heraus. Sie zerbröselte etwas von dem trockenen Brot und warf es in den Taubenkäfig. Danach aß sie selbst etwas davon und trank die Flasche leer. Es reichte, um ihren Magen zu füllen.

Da bemerkte sie ein Rascheln im Busch hinter sich. Loreena sprang auf und drehte sich um. Sie vernahm ein Flüstern: „Wer ist sie?“

„Sie muss eine von ihnen sein, sonst wäre sie nicht auf die Insel gekommen!“ Plötzlich traten zwei Männer aus dem Busch. Loreena strauchelte einige Schritte zurück und stolperte über eine gigantische Muschel. Doch entgegen Loreenas Erwartungen wurde sie nicht von Speeren durchbohrt. Einer der Männer half ihr auf die Beine. „Es tut mir sehr leid, dass wir dich erschreckt haben, aber es kommt nicht gerade oft vor, dass Fremde nach Feninsula kommen!“ „Was ist Feninsula?“, fragte Loreena. Nun, da sie ihren Schreck überwunden hatte, konnte sie die Männer genauer betrachten. Sie sahen komplett identisch aus. Beide waren großgewachsen und hatten schulterlanges, schwarzes Haar. Ihre dunklen Körper waren mit bunten Symbolen bemalt. Ihre Kleidung schien aus großen Blättern zu bestehen. „Feninsula? Das ist der Name dieser Insel.“ Jetzt hatte sie den Namen der Insel, doch war es wichtiger, herauszufinden, was diese Männer mit ihr vorhatten.

„Was wollt ihr von mir?“, fragte sie und ging sicherheitshalber einige Schritte zurück. „Alles in Ordnung. Wir wollen dir nichts tun, aber es könnte sein, dass es einen Grund dafür gibt, warum ausgerechnet du jetzt hier bist.“ Loreena war verwirrt und neugierig zugleich. „Ähm ... In Ordnung.“

„Verzeihung, wir haben uns noch nicht vorgestellt. Ich bin Joao und das ist mein Bruder Enzo!“

„Ich heiße Loreena.“ Sie wusste nicht warum, aber aus irgendeinem Grund vertraute sie den beiden Männern.

Also ging sie mit ihnen quer durch den Urwald. Vorbei an farnefrohen Blumen, Sträuchern und Bäumen, bis sie zu einem Dorf kamen, das aus Holzhütten bestand. Fast sofort nach ihrer Ankunft brach Gemurmel aus. Erst konnte Loreena nicht ausmachen, wer da murmelte, doch nach und nach traten Gestalten aus dem Schatten der Häuser. Dann begannen die Menschen eine Gasse zwischen sich zu bilden und gaben so den Blick auf eine sehr alte Frau frei. Sie war etwas kleiner als Joao oder Enzo und wirkte stolz. Ihr Gesicht war faltig und ihre dunkelbraunen Augen wirkten freundlich und warm und ihre grauen Haare trug sie in einem geflochtenen Zopf. Auch ihre Haut war mit farbigen Mustern bemalt.

Loreena konnte die Aura der Weisheit und Kraft deutlich spüren. Enzo trat auf die alte Frau zu und wisperte ihr etwas ins Ohr. Die Alte hob ihre Augenbrauen und ihr Blick wanderte zu Loreena. Sie ging zu ihr und sagte leise: „Komm mit, ich werde dir alles erklären!“, und zog sie zu einer der Hütten.

Innen gab es viele Baumstümpfe, die mit Moos gepolstert waren. In einer Ecke stand ein Bettgestell aus Holz. Die alte Frau setzte sich auf einen der Baumstümpfe und machte eine Geste zum Baum ihr gegenüber. Loreena setzte sich und die alte Frau begann zu sprechen: „Mein Name ist Minerva. Ich bin die Älteste aus dem Stamm der Fenin. Und du scheinst auch jemand Besonderes zu sein. Habe ich recht?“

„Ähm ... Nein ... Also, ich bin nichts Besonderes! Ich bin nur ein ganz normales Mädchen.“ Minervas Mund umspielte ein Lächeln, als sie wieder zu sprechen begann. „Denkst du!“

Plötzlich hielt Minerva ein Messer in der Hand. Es war wie ein Reflex. Loreena schlug ihr das Messer weg und es fiel auf den erdigen Boden. Dünne Zweige rankten sich um die Klinge. Dann entfachte sich ein kleines Feuer. Die Flamme fraß sich durch das Holz der Zweige. Aus dem Nichts schwappte ein großer Schluck Wasser auf das brennende Messer nieder. Das Feuer erlosch und ließ schwarze Asche zurück. Ein kräftiger Wind fuhr durch die Hütte und wehte die Asche weg. Das Messer war verschwunden. Alles geschah in nur wenigen Augenblicken und der Schock stand Loreena noch immer ins Gesicht geschrieben. Minerva jedoch schien nicht überrascht, als sie sagte: „Nun, wahrscheinlich möchtest du erfahren, was gerade geschehen ist, nicht wahr?“

„Äh ... Ja!“ Loreena, immer noch geschockt, nickte. Und Minerva erzählte: „Also, wie allgemein bekannt ist, gibt es vier Elemente. Diese Elemente leben hier bei uns im Dorf. Du hast unsere Insel gefunden. Nur Elemente sind dazu in der Lage. Also musst du ein Element sein, und nach dem Schicksal meines Messers“, sie deutete schmunzelnd auf die Stelle, wo noch vor kurzem das Messer gelegen hatte, „denke ich, dass du das Stärkste von ihnen sein musst. Nämlich das fünfte Element.“ Loreena, die noch nicht ganz begriffen hatte, was das für sie bedeutete, unterbrach sie: „Aber es gibt doch nur vier Elemente?!“ „Ich glaube, das erklären dir besser die anderen!“, sagte Minerva und stand auf. In ihrem Blick lag ein kleiner Hauch von Sorge, als sie Loreena zu einer anderen Hütte führte. Die Älteste der Fenin nickte ihr zu und Loreena trat ein.

Drinne saßen vier Kinder, etwa in ihrem Alter. Gleich neben dem Eingang saß ein hochgewachsenes Mädchen mit kurzen, hellbraunen und verfilzten Haaren. Sie trug zerrissene, mit Flecken ausgebesserte Kleidung und ihre wasserblauen Augen

starrten sie an. Sie kannte diese Augen. Augen, die ihr früher im Waisenhaus immer Kraft gegeben hatten. „Loreena?“, fragte das Mädchen. „Toja!“ Die beiden Mädchen fielen sich in die Arme. Loreena konnte es nicht fassen. Sie hatte Toja im Waisenhaus kennengelernt, kurz bevor sie aus diesem geflohen war. Loreena löste sich langsam aus der Umarmung und fragte: „Bist du auch ein Element?“ Toja lachte und sagte: „Ja! Ich bin das Wasserelement. Komm, ich stelle dir alle vor!“

Neben ihr hockte ein Junge mit schulterlangen roten Haaren. Seine glühenden Augen schauten ernst zu Loreena hoch. Er hatte ein schmutziges und lumpenähnliches Hemd an. „Das ist Xao, das Feuerelement. Ich habe ihn am Hafen kennengelernt und wir sind gemeinsam hergekommen. Das hier ist Avani, das Erdelement. Ihr wurde bewusst, dass sie ein Element ist, als sie ihren kleinen Bruder auf die Palme gebracht hat. Wortwörtlich! Er saß plötzlich auf einer Palme, die aus dem Nichts aufgetaucht war.“ Toja deutete auf eine zarte, schüchtern wirkende Fenin in einem Kleid aus Palmenblättern und einer rosafarbenen Blüte im langen schwarzen Haar. „Das ist Anil! Er ist das Windelement. Er war ein Adliger! Ein Prinz aus einem weit entfernten Land. Er floh von zu Hause, weil er kein König werden wollte. Jetzt ist sein kleiner Bruder der Kronprinz.“ Ihr Blick ruhte nun auf dem letzten Jungen in der Hütte. Sein kurzes blondes Haar sah aus, als wäre erst vor kurzem der Wind durch sie gefahren. Er hatte wolkengraue, freundliche Augen und trug ein hellblaues Wams, das wahrscheinlich aus Seide war und eine farblich passende Hose. Seine Finger spielten mit einer Kette, die um seinen Hals lag. Loreena war aus irgendeinem Grund nicht geschockt von alledem. Eine Frage hatte sie aber noch: „Was genau bin ich? Was ist das fünfte Element?“

Avani stand auf: „Hat dir unsere Älteste nicht erzählt, warum es noch ein fünftes Element gibt? Scheinbar nicht. Am besten, ich erzähle dir die Legende von der Erschaffung dieser Insel!“

Am Anfang gab es nur Feninsula. Auf dieser Insel lebten viele Menschengewölker. Fünf Geschwister, aber alle lebten lieber allein im Dschungel. Vier von ihnen fühlten sich mit einem Naturelement verbunden, mit Erde, Wind, Feuer und Wasser. Der fünfte fühlte sich mit der Zeit wie das fünfte Rad am Wagen. Er wurde unzufrieden. Seine vier Brüder und Schwestern hatten ihre Aufgabe gefunden, nur er hatte keine oder kannte sie nicht. Er wurde immer unzufriedener mit sich. Eines Tages wurde die Unzufriedenheit des fünften Bruders so groß, dass er sich in einen Dämon verwandelte. Er verbreitete Angst und Schrecken unter den Völkern auf der Insel, denn er zeigte ihnen ihre größte Furcht. Seine Geschwister versuchten, ihn zurückzuholen, aber der Dämon in ihm war bereits so groß geworden, dass er Besitz von ihm ergriffen hatte. Die vier bündelten ihre ganze Kraft und erschufen so ein fünftes

Element, das es schaffte, den Dämon außer Gefecht zu setzen. Der Dämon wandelt jedoch noch heute als schwarze Rauchwolke durch den Dschungel dieser Insel.“

Avani wirkte nervös. Loreena fiel etwas ein: „Wo ist diese Kreatur jetzt?“ Auch Anil stand jetzt auf und sagte: „Das weiß niemand so genau.“ Eine Frage lag ihr noch auf den Lippen: „Hat diese Kreatur einen Namen?“ Toja antwortete: „Nein, niemand kennt seinen Namen.“ Avani schien allein der Gedanke an dieses Wesen Angst einzujagen. Anil trat vor und sagte: „Du musst deine Magie beherrschen, bevor wir überhaupt etwas tun können!“ Avanis Gesicht hellte sich auf: „Ja! Ich muss aber heute zum Früchtesammeln gehen und ihr habt mir versprochen, zu helfen!“ Ihr Blick ruhte auf den beiden Jungen. Anil rutschte ein erstauntes „Echt?“ raus. „Dann fange ich wohl an!“, rief Toja und zog Loreena aus der Holzhütte. Sie rannte in den Dschungel. Loreena versuchte, ihr zu folgen, verlor sie jedoch nach wenigen Minuten aus den Augen.

Dann war sie allein. Von irgendwoher hörte sie ein Fauchen. Loreena bekam Angst. Nein sie konnte keine Angst haben. Sie durfte keine Angst haben. Über ihr raschelten Flügel. Sie schaute nach oben und erblickte einen wunderschönen großen bunten Vogel. Und dann. PLATSCH! Wie aus dem Nichts landete eine große Ladung auf ihrem Kopf. Toja trat hinter dem dicken Stamm eines Baumes hervor. Sie konnte sich kaum noch halten vor Lachen. Loreena versuchte, sich mit einem kleinen Wind zu trocknen, aber stattdessen entfachte sie an einem Baum in der Nähe ein Feuer. „Heiliger Oktopus!“, entfuhr es Toja, bevor sie mit einem Schlenker ihrer Hand das Feuer löschte. Der Schreck stand ihr ins Gesicht geschrieben. „Ich glaube, wir fangen mit etwas Einfachem an. Du musst deine Kräfte auch unterscheiden können, sonst willst du ein Feuer löschen und vergrößerst es nur.“ Loreena strengte sich an und tatsächlich gelang es ihr bald, eine kleine Quelle vor ihren Füßen entspringen zu lassen. Das klare Wasser sprudelte munter und Toja sah zufrieden aus. So übten sie stundenlang weiter, bis der Boden komplett aufgeweicht war. Als Toja sich diesmal umwandte, ließ Loreena einen riesigen Schluck Wasser auf ihren Kopf platschen. Toja musste lachen und sagte: „Du hast viel gelernt. Am besten machst du morgen mit einem anderen Element weiter“, sagte sie, während sie sich die tropfenden Haare auswring. Da erblickte Loreena einen funkelnden blauen Stein, der an einer Palme zu wachsen schien. „Toja, sieh mal. Wachsen hier Kristalle an den Bäumen?“, fragte sie, während sie sich staunend dem Baum näherte. Sie streckte die Hand aus und wollte den blauen Stein pflücken, doch Toja hielt sie am Arm fest: „Pass auf! Das ist kein Stein, sondern eine Saphir-Spinne. Die sind sehr giftig. Man stirbt, wenn man eine berührt!“ Loreena schreckte zurück.

In diesem Moment fiel Loreena die Brieftaube wieder ein, die allein am Strand zurückgeblieben war. Toja zeigte ihr den Weg und Loreena holte die zeternde Taube. Toja hielt sich die Ohren zu, als Loreena wieder in den Dschungel trat. Gemeinsam wanderten sie zurück zum Lager der Fenin. Die Fenin tanzten und schlugen mit Stöcken auf Trommeln. Loreena bekam eine Frucht, die auffällig violett schimmerte. Sie schnitt die Frucht, die einer Orange ähnlich sah, mit einem Messer aus Stein. Innen war sie leuchtend blau und geleeartig. Sie schmeckte süß-säuerlich.

Als die Nacht hereinbrach, schleppte Avani ein großes Tuch, das mit Sand gefüllt war, in die Hütte, in der Loreena die anderen Elemente kennengelernt hatte. Einige Momente später kam sie auf Loreena zu: „Ich habe dir in unserer Hütte einen Schlafplatz eingerichtet. Komm!“ Dankbar folgte Loreena ihr. Erst jetzt erfuhr sie, warum Avani Sand hereingetragen hatte. Sie hatte ihn zu einem Haufen aufgeschüttet und dann das Tuch daraufgelegt. Von diesen Betten gab es fünf in der Hütte. In der Mitte zwischen den Betten lag eine sehr große Muschel. Sie schimmerte bläulich grün. Avani erklärte: „Diese Muscheln schützen einen nachts vor Alpträumen.“ Dann legte auch sie sich hin.

In den nächsten Wochen lernte Loreena jede Seite ihrer Elementkraft kennen.

In der zweiten Woche auf der Insel führte Avani sie in die Tiefen des Urwaldes. Nach einer halben Ewigkeit kamen sie auf einer Lichtung an. Sie war komplett verdorrt. Die Pflanzen, die noch standen, zeigten Spuren eines Feuers und der Boden war hart und trocken, so dass seit Jahren dort nichts wachsen konnte. Kurz, diese Lichtung war trostlos. Das einzig Lebendige hier waren Anil, Toja und Xao. Loreena hatte ihre Aufgabe schon beim Betreten der Lichtung verstanden. Sie sollte diesem Stück Land neues Leben schenken. Die Magie beherrschte sie schon wie einen Tanz. Eine Umdrehung mit der Hand und ein Feuer fegte über die Lichtung. Als die Flamme sich in Luft auflöste, fegte ein Wind die Asche weg. Dann sprossen überall Pflanzen aus dem Boden. Einige Palmen schossen hinauf und auch kleinere Büsche und Blumen belebten diesen Ort. Am Ende ließ sie eine Quelle in der Mitte der Lichtung herausprudeln. Kurze Zeit später floss ein kristallklarer Fluss durch die üppige Natur.

Als sie sich auf den Weg ins Lager machten, raschelten plötzlich Büsche. Xao drehte sich sofort kampfbereit um. Doch es war ein Jägertrupp der Fenin. Loreena fiel auf, dass einer der Jäger kreidebleich war. Es war Enzo. Joao erkannte sie sofort. „Enzo sagt, er habe eine schwarze Wolke gesehen und plötzlich war überall dichter Nebel. Aber nur er hat ihn gesehen.“ Avani fügte noch hinzu: „Bei so einem Nebel fühlt man sich hilflos und allein. Man kann sich schnell verirren und findet den Weg nach Hause nicht mehr!“

„Genau, und Enzo sagt, er hat so einen Nebel gesehen“, sagte Joao. Loreena fiel etwas auf: „Moment! Eine schwarze Wolke?“

An diesem Abend saßen sie noch lange zusammen und redeten über das Erlebte und schmiedeten einen Plan. Sie wollten sich auf die verschiedenen Teile der Insel aufteilen, um die schwarze Wolke zu finden und unschädlich zu machen, genauso wie die Jäger es taten. Später wurde es still in der Holzhütte. Jeder bekam mit, wie unruhig die anderen waren, doch niemand sprach ein Wort.

AVANI

Ausgerechnet mitten im Urwald! Warum konnte sie nicht einfach irgendwo sein, wo sie den Überblick behalten konnte? Wie waren sie eigentlich auf die Idee gekommen, sich aufzuteilen? Hinter ihr raschelte es und sie zuckte zusammen. Es war nur ein Vogel gewesen.

Es raschelte erneut und plötzlich stand Avani ihrer größten Angst gegenüber. Aus dem Buschwerk des Urwaldes schlängelte sich zischend eine monströse Schlange heran. Als sie ihr Maul öffnete, tropfte etwas Gift von ihren messerscharfen Zähnen. Avani zitterte und alle Erinnerungen an den Tod ihres Vaters drängten sich unaufhaltsam in ihren Kopf. Verzweifelt sah sie zu, wie die übergroße Feninsula – Viper immer näherkam. Sie hatte giftgrün und rot gestreifte Schuppen, die ihren Körper bedeckten, der so lang war, wie ein ausgewachsener Baum hoch ist.

Ihr Blick wanderte zu dem am Boden liegenden Speer. Sie hatte nie jagen wollen, aber diesmal griff sie nach der Holzwaﬀe und zielte. Der Speer traf die Viper mitten ins Herz. Sofort verpuffte diese zu einer schwarzen Rauchwolke. Erschöpft sank Avani auf einen Stein. Das Gefühl von Freiheit breitete sich in ihr aus.

XAO

Xao lief unruhig hin und her. Neben ihm begann der Urwald und auf der anderen Seite reckten sich spitze Berge in die Höhe. Als er sich abermals umdrehte, schwebte eine schwarze Rauchwolke vor ihm. Ganz plötzlich waren die Berge und der Urwald verschwunden. Um ihn herum war nichts. Absolut NICHTS. Er wusste nicht, wo er war. Um ihn herum schien nichts zu existieren. Genauso wie über und unter ihm. Xao stand nicht. Er saß auch nicht. Man hätte seinen Zustand als 'Schweben' beschreiben können, doch das war es auch nicht. Das Schlimmste war, dass er allein war. Kein Lebewesen weit und breit. Zum ersten Mal in seinem Leben gestand er sich ein, dass er Angst hatte. Er fühlte sich wie damals, als er auf den Straßen um sein Leben gekämpft hatte. Doch damals hatte er überlebt und er würde auch heute überleben! Kraft durchströmte ihn und er dachte an seine einzigen und besten Freunde.

Moment, war das da ein Busch? Mitten im Nichts waren die Umrisse eines Busches aufgetaucht. Xao spürte wieder Boden unter seinen Füßen. Das Nichts verschwand und der Urwald tauchte wieder auf. Einzig der schwarze Nebel ließ erahnen, dass all dies wirklich geschehen war. Der Nebel waberte in den Urwald. Xao wollte ihn aufhalten, doch er war zu schwach, um sich auch nur einen Schritt weit zu bewegen. Er fühlte sich trotz allem frei wie noch nie.

ANIL

Anil stand auf der Lichtung, welche Loreena vor einiger Zeit wiederbelebt hatte. Seine Finger spielten abermals mit dem Amulett um seinen Hals. Da erblickte er eine schwarze Rauchwolke, die vor ihm in der Luft hing. Urplötzlich befand er sich in einem engen Käfig. Er hörte die Stimme seines Vaters im Ohr: „Ein Prinz muss tun, was das Volk von ihm erwartet!“ Anil war wieder der kleine Prinz, der seinem Vater alles recht machen wollte, auch wenn er sich im Schloss eingesperrt gefühlt hatte. Doch dann dachte er weiter. Er hatte dieses Leben hinter sich gelassen. „ICH BIN KEIN PRINZ!!!“, schrie er und riss sich das Amulett, welches das Wappen seiner Familie zeigte, vom Hals. Der Käfig war weg. Der schwarze Rauch schwebte zurück in die Tiefen des tropischen Waldes. Er fühlte die Freiheit, die ihn durchströmte.

TOJA

Toja stand bis zur Hüfte im Meer. Hinter ihr der goldene Sand des Strandes. Als sie in der Ferne eine schwarze Rückenflosse erblickte, erschrak sie und wollte zum Strand laufen, aber eine besonders große Welle warf sie um und trug sie in Richtung der Flosse. Diese löste sich in Luft auf. Toja tauchte verwirrt unter. In dem Moment, in dem ihr Kopf unter Wasser war, bildeten sich an ihren Wangen Kiemen. Sie sog das kühle Meerwasser auf und entspannte sich. Ihre Haut bestand nun aus grünen Schuppen. Zwischen ihren Fingern hatten sich Schwimmhäute gebildet. Und an ihren Armen und Beinen prangten jetzt kräftige Flossen. So bewegte sie sich deutlich schneller als zu Fuß in Richtung Strand. Das Wasser unter ihr war jetzt so tief, dass man den Meeresgrund nicht mehr sehen konnte. Plötzlich sah sie etwas Schwarzes aus der Tiefe auf sich zukommen. Es wurde immer größer.

Spätestens jetzt wusste Toja, was da auf sie zukam. Es war ein schwarzer Hai! Toja fühlte sich so hilflos wie an dem Tag, als sie kurz vor der Insel aus dem Boot gefallen war. Sie hatte Xao nie erzählt, woher ihre Bisswunden an ihrem Bein kamen. Dann schoss ihr etwas durch den Kopf. Damals war sie hilflos gewesen, doch heute konnte sie schneller schwimmen als jeder Delfin! Außerdem hatte sie die Fähigkeit, die wundersamsten Dinge mit Wasser anzustellen. Der schwarze Fleck war noch nähergekommen und man konnte jetzt genau erkennen, dass es ein Hai war. Toja

streckte ihre mit Schwimmhäuten verzierte Hand nach unten und dem Hai schoss ein gewaltiger Strom kochendes Wasser ins Gesicht. Er erstarrte und sank nach unten. Dort löste er sich auf, nur schwarzer Rauch blieb zurück. Toja schwamm nun so schnell sie konnte zum Strand. Als sie wieder auftauchte, verschwanden die Kiemen und Flossen. Erschöpft ließ sie sich in den weichen Sand sinken. Toja bekam nicht mehr mit, wie auch die Rauchwolke auftauchte und zurück in den Urwald schwebte. Das Einzige, was sie mitbekam, war das Gefühl von Freiheit in sich.

LOREENA

Loreena blickte sich um. Der große Wasserfall neben ihr rauschte laut. Sie setzte ihren linken Fuß in das kühle Wasser. Da erblickte sie eine schwarze Rauchwolke. Plötzlich verwandelte sich die Rauchwolke. Vor Loreena schwebte nun eine Art Geist. Im Waisenhaus gab es einen Jungen, der den Kleineren immer Gruselgeschichten von Wesen, die weiße Bettlaken über sich geworfen hatten, erzählte. Doch dieser Geist sah nicht im Entferntesten so aus. Es war eine graugrüne Masse, die da in der Luft hing. Eine graugrüne Masse mit stechenden orangen Schlitzaugen. In diesen Augen war nichts als Hass zu sehen. Loreena spürte, wie die Angst ihr den Rücken hochkroch. Sie hatte sich immer gegen das Gefühl von Angst gewehrt. Nie zugelassen, dass sie überhaupt so etwas wie Angst spürte.

Seit sie auf Feninsula angekommen war, hatte Loreena sich gefragt, was ihre größte Angst war. Jetzt wusste sie es. Sie hatte Angst davor, Angst zu haben. Loreena hatte es immer geschafft, sich gegen die Angst zu stellen. Diesmal war es aber anders. „Ja, ich habe Angst!“ Loreena schloss die Augen und ließ diese Worte auf sich einwirken. Als sie ihre Augen wieder öffnete, war von dem Wesen nichts mehr zu sehen. Nur eine schwarze Wolke schwebte noch vor ihr. Loreena fühlte sich schwach, sehr schwach. Trotzdem streckte sie die Hand nach dem Nebel aus. Urplötzlich begann die Wolke sich zu drehen. Immer schneller. Die Wolke löste sich auf und an ihrer Stelle saß nun ein Mann auf dem staubigen Boden. Sein Körper war dürr und schwach und sein Haar hing verfilzt und matt an ihm herunter. Ein langer struppiger Bart verdeckte sein ausgemergeltes Gesicht. Ein einziges Kleidungsstück verdeckte seinen Körper, ein Umhang in derselben Farbe wie der Dämon. Verzweifelt klammerte er sich an dem Stoffstück fest. Es war, als ob er sich an dem Dämon festhielte, als ob er glaubte, nichts anderes mehr sein zu können als dieser Dämon. Er begann zu weinen. In diesen Tränen, die ihm die Wangen herunterrollten, lag so vieles. In ihnen lag Angst, Verzweiflung und Reue.

Loreena reichte ihm ihre Hand. Er schaute zu ihr hoch. Verwirrt und immer noch weinend, legte er seine Hand in die ihre und stand auf. Mit der anderen Hand zog er

sich den Umhang noch fester um den Körper. Dann blickte er in den Himmel. Verwundert folgte Loreena seinem Blick. Vier Gestalten, die vollkommen aus Licht zu bestehen schienen, schwebten von oben auf die Lichtung herab. Sie landeten direkt vor ihnen. Der Mann starrte sie einen nach dem anderen an. Die Größte von ihnen bedeutete ihm, näher zu kommen. Er trat auf wackeligen Beinen auf sie zu und als er in ihrer Mitte stand, erstrahlte er in ihrem Licht und wurde selbst zu einer Lichtgestalt. Gemeinsam schwebten sie hinauf in den Himmel. Das Einzige, was zurückblieb, war der graugrüne Umhang.

EPILOG

Loreena ging ruhelos auf einer Lichtung hinterm Dorf umher. Avani hatte sie angewiesen, auf dieser Lichtung zu warten, bis sie wiederkam. Ihre Gedanken kreisten um die Ereignisse der letzten Tage und Traurigkeit machte sich in ihr breit. Da der Dämon nicht mehr existierte, würde sie nun bald die Insel verlassen müssen und in ihre Heimat zurückkehren, um dem Rat Bericht zu erstatten über ihre Entdeckungen. Aber was dann? Was sollte sie dann tun? Niemand wartete auf sie. Ganz in Gedanken erschuf sie einen Wasserball, ließ ihn über die Lichtung schweben, bis er an einen Baum prallte, zerplatzte und das Wasser in alle Richtungen spritzte. Genau in diesem Moment kam Avani zurück, begleitet von der Dorfältesten Minerva. In den Augen der Ältesten lag etwas Festliches, als sie sagte: „Loreena, wir haben beschlossen, dich in unseren Stamm aufzunehmen.“

Sprachlos startete Loreena sie an.

„Natürlich nur, wenn du das möchtest“, sagte Minerva. Loreena konnte es nicht fassen. Seit langer Zeit durfte sie nun einen Ort wieder ihr zu Hause nennen.



16 | ILE OF STARS

von Paula Albrecht

DIE SUCHE DES KOMETEN

Heute war es endlich so weit. Heute würde ich endlich aus Volkesland verschwinden können. Doch noch war es nicht soweit. Noch musste ich mitspielen.

Mein Name ist Enya. Bevor der Rat Volkesland von der besetzenden Königsfamilie befreit hatte, war ich eine Gefangene, die im tiefsten Verlies des Landes strengstens bewacht wurde. Das hatte auch einen guten Grund: Schließlich war ich eine der ehrfürchtigsten und grausamsten Piratinnen, die je durch die Weltmeere gejagt sind. Mein Name ließ, trotz meiner Gefangenschaft, jedes Dorf in Küstennähe vor Angst erzittern.

Aus irgendeinem Grund beschloss der Hohe Rat, dass ich wohl eine zweite Chance verdient hätte. Er veranlasste den zuverlässigsten jungen Kapitän des Landes namens Alexander, mit seiner Flotte Havets Barn in See zu stechen und nach einer westlich gelegenen Insel zu suchen. Für begeisterte Seefahrer klingt das nach einem aufregenden Abenteuer und einer großen Ehre, doch die Sache hatte einen Haken: Im Gegenzug sollte die Crew auf mich aufpassen und mich ‚resozialisieren‘, wie es der Rat nannte.

Endlich kamen die Wachen, um mich aus meiner Zelle zu führen. Hier unten, die vielen Stockwerke tief in der Erde des Gefängnisses, war es unmöglich herauszufinden, wie spät es in der Welt dort oben war. Die Wachen waren zwei Ritter, die in einer schweren Rüstung steckten, an deren Seite große Schwerter hingen. In ihren Augen spiegelte sich ihr Unbehagen, wenn nicht sogar Angst. Es wäre ein Leichtes gewesen, diese beiden Kämpferlein abzuhängen und zu fliehen, doch noch war es nicht soweit. Noch musste ich warten. Sie hingen mir schwere Eisenschellen um die Handgelenke.

„Keine Spielchen“, raunte ein Wärter mir bedrohlich zu. Ich zog verächtlich die Augenbrauen hoch: „Sicher nicht.“

Wie sich herausstellte, herrschte draußen noch die pechschwarze Nacht. Ich wurde in den dunklen Innenraum einer Kutsche gezwängt und wir fuhren eine Zeitlang durch die Dunkelheit.

Ich musste wohl eingeschlafen sein, denn ich wurde von einem schmerzlich vermissten Geräusch geweckt. Prompt wurde die Kutschentür aufgerissen

und gleißend helles Sonnenlicht erleuchtete die Kutsche. Wortlos wurde ich an meinen Handschellen aus der Kutsche gerissen. Das Erste, was ich erblickte, war meine geliebte White Pearl, der Duft des Ozeans kitzelte mich in der Nase und das Rauschen der Wellen erweichte mein Herz. Bevor ich mich an diesen Anblick gewöhnen konnte, wurde ich direkt auf das Schiff geführt, auf dem bereits reges Treiben herrschte.

„Enya.“ Ein junger, großgewachsener Mann kam auf mich zu. Er musste etwa in meinem Alter oder vielleicht ein oder zwei Jahre älter sein. Die Meeresbrise zerrte an seinen kurzen, sonnengebleichten, blonden Haaren und seine haselnussbraunen Augen fixierten mich unbeirrt.

„Ich bin Käpt'n Alexander und ich führe die Flotte Havets Barn an, zu der du jetzt scheinbar auch gehörst.“ Er musterte mich mit seinem gründlichen Blick, bis er an meinen Handschellen hängen blieb. „Befreit sie von den Handschellen“, wies er die zwei Ritter an, die mich auf das Schiff geführt hatten.

„Aber Sir, sie ist gefähr ...“

„Der Rat hat beschlossen, dass sie mit meiner Crew auf See stechen soll, also werde ich sie so behandeln, als gehöre sie zu meiner Crew“, unterbrach Alexander den einen Ritter scharf.

„Vorausgesetzt, sie verhält sich auch so“, fügte er mit einem warnenden Seitenblick auf mich hinzu. Mürrisch nahmen die Wächter meine Handschellen ab und verzogen sich schnell vom Schiff.

„Die White Pearl ist ein schönes Schiff“, bemerkte Alexander.

„Es ist ja auch mein Schiff“, knurrte ich. Die White Pearl war der einzige Grund, weshalb ich nicht geflüchtet war, als ich die Chance dazu hatte. Mit meiner Festnahme beschlagnahmte die Königsfamilie sie einfach und der höhere Rat hatte sie nun als Transportmittel für diese Erkundungstour freigegeben. Diese Reise war meine einzige Möglichkeit, die White Pearl wieder unter meine Kontrolle zu bringen.

„Deswegen sag ich es ja“, schmunzelte Alexander.

„Nun gut, aber jetzt mal genug davon. Unsere Reise beginnt hier am Hafen zusammen mit dem Schiff Schicksalsbraut, deren Besatzung für eine Expedition einer anderen Insel eingeteilt wurde. Aber wenn wir zunächst gemeinsam losziehen, sind wir gemeinsam besser vor möglichen Feinden geschützt“, erklärte er mir nun nüchterner. Ein Kreischen unterbrach ihn und ein meeresblauer Papagei landete auf seiner Schulter. „Und das ist übrigens Angulus.“ Schön. Zehn Seemänner und ein Papagei mit einem komischen Namen standen zwischen mir und meiner Freiheit. Ich inhalierte die frische Meeresluft tief in meine Lungen. Das konnte ja mal eine Reise werden.

Und so zogen wir schließlich los. Nachdem wir die Küste von Volkesland hinter uns gelassen hatten, nahmen wir mit siebzehn Knoten die Stunde volle Fahrt auf. Die ersten 180 Meilen fuhren wir auf einer ruhigen See.

„Land in Sicht“, rief einer der Seemänner des Schiffes Schicksalsbraut. Das musste deren Insel sein. Die Insel, nach der wir suchten, sollte sich nach den Legenden noch länger als einen halben Tagesmarsch von Volkesland entfernt befinden.

Mittlerweile hatte die Sonne ihren höchsten Stand erreicht. Ich genoss die kühle Meeresluft, die zart an meinen langen, feuerroten Haaren zog, das leichte Schaukeln des Schiffes und die Möwenschreie über mir. Letztere verstummten jedoch nach einiger Zeit. Der Himmel begann sich zu verdunkeln und eine unbarmherzige Böe begann an den Segeln beider Schiffe zu reißen. Aus dem leichten Schaukeln wurde ein heftiges Schütteln und schien immer stärker zu werden, je näher wir der Insel kamen. Ein reißendes Brüllen zerriss die spannungsgeladene Luft. Regen setzte ein mit Tropfen so groß wie Äpfel. Man konnte meinen, das Triton all seinen Zorn in diesen Sturm zu packen schien. Meterhohe Wellen schoben die White Pearl in die andere Richtung, weg vom Eiland. Ich rannte zum Steuerrad und rief währenddessen allen Seemännern zu, sie sollten sofort die Segel einholen. Der Steuermann klammerte sich am Steuerrad fest und versuchte, gegen die Wellen anzukämpfen.

„Wir müssen auf den anderen Bug gehen und den Kurs ändern!“, wies ich ihn über den heulenden Wind an.

„Das hat der Käpt'n zu entscheiden und nicht du!“, keuchte er vor Anstrengung.

„Mach, was sie sagt“, ertönte Alexanders Stimme hinter uns. Er hatte sich kurz nach dem Ablegen in seine Kammer zurückgezogen. Innerhalb weniger Sekunden war er, wie wir, bis auf die Knochen vollständig durchnässt.

„Aber dann verlieren wir unseren Kurs“, japste der Steuermann.

„Dann ist es so!“ Mit diesen Worten riss ich das Steuerrad an mich und wendete Richtung Norden. Der achterliche Wind und die Wellen trieben uns wieder auf das offene Meer und wir drifteten fort von der Insel. Die Schicksalsbraut jedoch wurde regelrecht von dem Sturm verschlungen. Durch den dichten Regen konnten wir sie nicht mehr erkennen.

Je weiter wir abgetrieben wurden, desto mehr klarte das Wetter wieder auf. Die See beruhigte sich, und so konnten wir bald darauf unseren Kurs erneut aufnehmen. Nun waren wir komplett auf uns allein gestellt. Für mich bedeutete es eine Erleichterung meiner baldigen Flucht, und ich hatte auch schon einen Plan, wie ich das Ganze angehen konnte.

Wir fuhren insgesamt noch eine gesamte Erdumdrehung über das endlos weite Blau. Wir legten unter hohen Geschwindigkeiten 400 Meilen zurück.

Immer, wenn Alexander mich zur Wache einteilte, spürte ich das Misstrauen der anderen Crewmitglieder. Sie trauten mir nicht und hatten Angst, was ich anstellen könnte, wenn sie mir zu viel Freiraum ließen. Wenn ich einmal diese Bedenken beseitigt habe, werden sie mich nicht mehr anzweifeln. Schwieriger sah das jedoch bei dem Einzigen aus, der mir bereits Vertrauen schenkte. Alexanders Meinung zu mir war sehr schwer einzuschätzen. Er hatte Verstand und war sicherlich nicht einfach nur so dumm und gutgläubig, einer gefürchteten Piratin blind zu trauen. In seiner Nähe musste ich also besonders vorsichtig sein und dafür sorgen, dass er wirklich denkt, ich sei eine von ihnen.

Ein Geräusch schreckte mich aus meinen Gedanken auf, ein mir sehr bekanntes Geräusch. Metallene Töne, die sich zu einem klaren Gesang vermischten. Die anderen schienen die Klänge gar nicht zu hören. Sie verrichteten unbeirrt ihre gewöhnlichen Seemannstätigkeiten. Ich ging zum Bug und beugte mich über die Reling. Mittlerweile fuhr die White Pearl nicht mehr ganz so schnell aufgrund riesiger Felsen, die aus dem Wasser ragten. Auf einem der Felsen saß ein menschenähnliches Wesen. Eine schimmernde, in der Sonne blau glitzernde Schwanzflosse ersetzte die Beine. Ihre Haare wurden durch ein aus Seetang gesponnenes Tuch umhüllt und ihre gelb-grünen Augen perfektionierten das schmale Gesicht mit dem zarten Lächeln. Eine Blaunixe. Wenn sie nicht provoziert werden, sind sie sehr friedfertige Kreaturen. Auf meinen Seegängen habe ich schon einige von ihnen getroffen, doch diese schien anders zu sein. Denn als ihr scharfer Blick mich traf, wandelte sich das zarte Lächeln plötzlich in eine wutentbrannte Grimasse. Sie stieß einen entsetzlich grässlichen Schrei aus, den nun auch die anderen an Bord hören konnten. In Blitzesschnelle sprang die Nixe ins Meer, um sich im nächsten Moment an meinem Schiff mit ihren krallenähnlichen Fingern festzukrallen und hochzuklettern. Das Ganze ging so schnell, und schon war sie bei mir angelangt und riss mich mit einer unglaublichen Kraft über die Reling.

Haltlos fiel ich und traf mit einem dumpfen Knall auf der aufgewühlten Wasseroberfläche auf. Der Schmerz der Kälte und des Aufschlags durchströmte mich und vernebelte mir den Kopf.

Nach oben! Schnell! Ich kämpfte mich an die Oberfläche und schaffte es, einen Atemzug zu nehmen, bevor ich wieder nach unten gezogen wurde. Die Klauen der Blaunixe krallten sich in meine Beine und zogen mich nach unten. Blindlings zog ich an ihren Haaren, bis ein metallener, schmerzverzogener Schrei durch das Wasser hallte. Dennoch lockerte die Nixe ihren festen Griff nicht. Langsam stieg Panik in mir auf. Sonst hatte ich immer Waffen bei mir. Allerdings wurden mir diese bei meiner Festnahme abgenommen und so misstrauisch, wie alle mir gegenüber

waren, habe ich diese natürlich nicht zurückbekommen.

Mein Blickfeld begann zu verschwimmen. Wie lange war ich jetzt schon unter Wasser? Ich wurde plötzlich ruhig, was zu Folge hatte, dass die Nixe mich noch weiter nach unten ziehen konnte, als ein Schatten an mir vorbei huschte. Etwas griff die Nixe an, die nun noch schmerzvoller schrie. Die Krallen in meinen Beinen begannen sich zu lockern. Ich nahm meine letzte Kraft zusammen und riss mich endgültig von ihr los.

Meine Sicht wurde dunkel. Das letzte, was ich sah, waren haselnussbraune Augen, und dann war da nur noch Schwärze.

Gleißender Sonnenschein weckte mich. Ich blinzelte und setzte mich vorsichtig auf. Ich war an einem Strand und der endlos weite Ozean funkelte mir entgegen. Meine Kleidung war zwischenzeitlich durch die Sonne schon fast vollständig getrocknet.

„Du bist wach.“ Eine Stimme schreckte mich auf. Käpt’n Alexander kam mit schnellen Schritten auf mich zu.

„Wo sind wir? Was ist passiert? Wo ist mein Schiff?!“, bombardierte ich ihn mit Fragen.

„Jetzt mal immer schön mit der Ruhe. Die White Pearl ist unversehrt, ebenso wie der Rest der Crew übrigens“, antwortete er mit einem trockenen Unterton in der Stimme. „Ein Meereswesen hat uns, oder eher dich, angegriffen und ich bin dir hinterher gesprungen. Allerdings war die Strömung so stark, dass wir beide abgetrieben wurden. Ich vermute, dass dies unsere gesuchte Insel sein soll. Mein Papagei Angulus hat uns direkt gefunden und mir die Nachricht überbracht, dass es unmöglich ist, mit der White Pearl an diese Küste zu gelangen aufgrund der vielen Felsen. Sie suchen sich einen anderen Weg zur Insel. Solange werden wir uns hier umsehen und erste Erkundungen durchführen.“

„Schön, dass du das einfach für alle so entschieden hast und du jetzt deine Crew mit meinem Schiff allein fahren lässt.“, maulte ich säuerlich. Er zog die Augenbrauen hoch. „Ich bin der Käpt’n dieser Mission und habe die Entscheidungen zu treffen. Außerdem habe ich dir grade dein Leben gerettet. Ein einfaches Danke hätte gereicht.“ Ich starrte ihn an. Er hatte mich gerettet? Dann kam mir die Erinnerung an den Schatten und die haselnussbraunen Augen wieder in meinem Kopf auf. Er hatte mich gerettet, aber „Warum?“, hörte ich mich fragen. Er hätte mich auch einfach ertrinken lassen können.

Aus der Sicht der Crew bin ich sowieso nur eine Belastung, eine Bedrohung, die dann einfach verschwunden wäre, ohne dass sich jemand vor dem Rat hätte rechtfertigen müssen.

Alexander lachte: „Warum ich dich gerettet habe? Du bist ein Teil meiner Mannschaft und als Mannschaft beschützt man sich gegenseitig.“

„D-Danke“, stotterte ich noch völlig perplex und war dankbar, als Alexander vorschlug, jetzt die Gegend zu erkunden.

Diese Insel war wirklich ein sonderbarer Ort. Große Palmen mit weißen Blättern säumten den Rand des Strandes. Dahinter erstreckte sich eine im Sonnenlicht perlweiß schimmernde Wiese. In schnellen Schritten überquerte ich den Strand und nahm die Blumen in Augenschein, die vereinzelt zwischen den ungewöhnlich weißen Grashalmen wuchsen. „Das sind ja Sterne!“, bemerkte ich überrascht und betrachtete die Pflanzen, die anstatt mit Blüten mit kleinen glitzernden Sternen geschmückt war. „Ich weiß, hier in Strandnähe wachsen ausschließlich solche Gewächse. Lass uns weiter dort raufgehen.“ Alexander deutete auf den ansteigenden Berg vor uns. „Wir müssen noch vor Nachteinbruch einen Unterschlupf zum Schlafen finden.“ Ich blickte in den Himmel und merkte, dass die Sonne sich schon langsam Richtung Westen neigte. Er hatte Recht, wir mussten uns beeilen. Es war nicht gerade klug, ungeschützt in einer fremden Umgebung zu schlafen.

So stapften wir schweigend den Berg nach oben. Einige Zeit verging, die Landschaft um uns veränderte sich nur wenig. Das dichte weiße Gras dünnte sich aus und hier oben trafen wir vermehrt auf schneeweiße Tannen. Der Untergrund wurde felsiger, bis wir schließlich einen weißen, steinigen Pfad fanden, der uns direkt zur Spitze brachte.

„Was zum heiligen Triton“, ich war sprachlos. Vor uns erstreckte sich die Insel. Ein großes Tal, sechs Buchten und sechs spitze Landzungen, die ins Meer reichten, waren zu erkennen. Diese Insel hatte die Form eines Sterns! Eine solch ungewöhnliche Insel hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen. „Wunderschön!“ Der Kapitän war genauso überrumpelt wie ich. Er sah sich genaustens um. „Sieh mal dort! Da sind Berghöhlen, in denen wir vielleicht Schutz vor der Nacht finden können.“ Alexander übernahm die Führung und ich folgte ihm. Nun strahlte uns die Abendsonne schon in voller Röte entgegen und es würde nicht lange dauern, bis der Ozean sie verschlucken würde.

Wir erreichten schließlich eine der Höhlen, deren dunkler Eingang ein winziges Stück ins Innere des Berges führte. Langsam wagte ich mich hinein und übernahm diesmal die Führung. Alexander nahm es wortlos hin. Im schummrigen Licht glaubte ich etwas zu erkennen. „Ich denke, wir sollten schnellstens hier wieder verschwinden“, raunte ich Alexander zu.

Doch just in diesem Moment zeigte ein lautes Schnauben hinter mir, dass es dafür schon zu spät war. Langsam und kontrolliert drehte ich mich um und fand

mich Angesicht zu Angesicht mit einem Drachen wieder. Seine schuppige Haut leuchtete im Dunkeln und erhellte den dunklen Raum um uns herum in einem weißen Licht und ebenso das große Ei, das fein eingebettet in einem großen Nest lag. Doch der Drache griff nicht an. Er starrte mich nur mit großen blauen Augen fragend und argwöhnisch an.

„Geh langsam aus der Höhle und mach keine unkontrollierte Bewegung“, zischte ich dem Käpt'n zu, der neben mir völlig erstarrt stand, ohne den Augenkontakt zum Drachen zu unterbrechen. Langsam erwachte er aus seiner Starre und tat das, was ich ihm geheißt hatte. Plötzlich weiteten sich die Augen des Drachen, als hätte er grade etwas erkannt und sein Ausdruck änderte sich, wie schon bei der Nixe, in schäumende Wut. „Lauf!“, schrie ich und begann selbst, draufloszurennen. Das laute Krachen hinter mir verriet, dass das große Schuppentier die Verfolgung aufnahm. Alexander und ich stolperten aus der dämmrigen Hölle hinaus ins Abendlicht.

Blindlings rannten wir die Hügelkette Richtung Strand entlang. Plötzlich versperrten uns heiße, züngelnde Flammen den Weg. Der Drache flog laut brüllend über unsere Köpfe hinweg und begann zur Landung unmittelbar vor uns anzusetzen.

„Wir müssen in die andere Richtung!“ Alexander griff mich blitzschnell am Arm und zog mich in die entgegengesetzte Richtung. Schlagartig spürte ich, dass wir keinen festen Boden mehr unter den Füßen hatten und ehe ich mich versah, purzelten wir unsanft einen steilen Abhang hinunter.

„Alles in Ordnung?“ Besorgt hielt Alex mir seine Hand entgegen. Ich lag auf dem Rücken und ließ dankbar zu, dass er mich auf die Füße zog. Inzwischen war die Sonne komplett verschwunden, und um uns war es nun sehr dunkel. Ich erkannte schemenhaft die Umrisse vieler Bäume. Wir waren direkt an einen dicht bewachsenen Waldrand gerollt. Immerhin verfolgte uns der Drachen hierhin nicht.

Ich wollte grade auf Alex' Frage antworten, als ich etwas spürte. Ein seltsames Gefühl, dass ich noch nie gefühlt hatte. Irgendwas zog mich in den Wald, zog mich an, so wie Motten vom Licht angezogen werden. „Komm mit!“, erwiderte ich stattdessen und drang schnellen Schrittes in den Wald vor. Ich weiß nicht, wie viele Meilen wir durch den finsternen Wald zurückgelegt hatten, doch ehe ich mich versah, gerieten wir auf eine kleine Lichtung, die schwach vom Mondlicht erhellt wurde. Eine Quelle entsprang hier und bildete einen schmalen Bach, in dem frisches Wasser seinen Weg suchte. Wie paralysiert kniete ich mich an der Quelle nieder und berührte sanft das kristallklare Wasser. Ein warmer Stromschlag durchzuckte mich und strömte durch meinen Körper hindurch. Daraufhin geschah etwas Merkwürdiges.

„Schau mal! Da sind Worte!“ Alex starrte mich verwirrt von der Seite an, doch ich konnte meinen Blick nicht von der sprudelnden Wasserfläche lösen, auf der sich tatsächlich blau leuchtende Wörter bildeten:

*Nur wer besitzt das Sternenbuch
Wird uns befreien können vom ewigen Fluch.
Energie aus der Welt der Planeten
Wird demjenigen helfen, zu finden den Kometen.
Doch muss dieser für sich die Wahl nun treffen:
Wählt er die helle Macht des Guten
oder soll in seinem Herzen für immer die Wunde klaffen?
Eilen sollte er, sonst wird die Ungewissheit seine Lungen fluten.*

Ein Rascheln riss mich aus meinem Starren. „Was machst du da?“, fragte ich Alexander, der aus seinen Taschen ein Stück Kohle und Pergament zerrte. „Ich muss das Ganze aufschreiben. Der hohe Rat muss von einer solch geheimnisvollen Prophezeiung in Kenntnis gesetzt werden.“ Dabei begann er die Worte auf die Papierfetzen zu kritzeln.

„Aber wir wissen doch nicht einmal, was sie bedeuten“, antwortete ich entrüstet. „Deswegen werden wir es herausfinden“, hielt er dagegen und sah mir fest in die Augen. An seiner Wange erkannte ich getrocknetes Blut. Das musste er sich bei unserem Sturzgang eben zugezogen haben. „Du blutest.“ Ich kramte aus meiner Tasche ein Stofftuch und benetzte es mit Quellwasser. Die Worte waren bereits wieder verschwunden, doch das warme Gefühl durchströmte mich wieder, als meine Finger mit dem Flusswasser in Berührung kamen. Sanft tupfte ich das nasse Tuch auf seine Wange. Er sah mich einfach nur aus seinen grün-braunen Augen an mit einem unmöglich zu entschlüsselnden Gesichtsausdruck.

Die Atmosphäre zwischen uns begann sich von jetzt auf gleich elektrisch zu laden, wie bei einem herannahenden Gewitter. Ein leises Kichern ließ uns beide peinlich berührt zusammenzucken. Irritiert sahen wir uns auf der Lichtung um. *Hihihhi*. Da war es wieder, verbunden mit einem Rascheln. Binnen eines Herzschlages sprang ich auf und bewegte mich auf das Rascheln zu. Ich konnte nichts finden. Stattdessen bemerkte ich ein Leuchten von der anderen Seite der Lichtung. Schnell erkannte ich, dass das Licht von einem schmetterlingsartigen, geflügelten Wesen stammte. Anmutig flog es mit seinem roten Licht über die Lichtung. Unverhofft erstrahlte die gesamte Wiese in den buntesten Farben. Etwas so Wundervolles hatte ich in meinem ganzen Leben noch nie gesehen. Der rote Schmetterling begann aufgeregt,

um mich zu fliegen und wollte offensichtlich, dass ich ihm folgte. Er flog zum Rand der Lichtung und ließ sich dort auf einem großen Busch nieder, an dem große, weiße Früchte hingen. Bei diesem Anblick begann mein Magen laut zu knurren. Ich hatte zuletzt was bei Sonnenaufgang gegessen.

„Iss das nicht“, riet Alexander, der hinter mich getreten war. „Wir wissen nicht, ob die Früchte giftig sind.“

„Also willst du lieber verhungern?“, fragte ich sarkastisch. „Wer überleben will, muss Neues probieren. Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.“ Mit diesen Worten pflückte ich selbstsicher die seltsame, fremde Frucht und biss herzhaft hinein. Sie war köstlich, ein unbeschreiblich guter Geschmack.

„Die musst du probieren!“ Ich pflückte eine weitere Frucht und warf sie dem Käpt'n zu. Skeptisch und zögerlich biss er hinein und in seinen braunen Augen begann die Sinnlichkeit sein Misstrauen zu verdrängen. „Scheint so, als würden diese Inselbewohner hier nicht wollen, dass wir sterben“, schmunzelte ich. „Wohl eher, dass du nicht stirbst. Die unscheinbare Meeresnixe hat nur dich angegriffen und der Drache hat auch zuerst nur dich fixiert“, bemerkte Alexander mit einem Unterton in der Stimme. War er etwa besorgt um mich?

Noch ehe ich etwas erwidern konnte, sprach er schon weiter: „Wir werden morgen herausfinden, was das zu bedeuten hat. Für heute werden wir hier nächtigen. Hier scheint es einigermaßen sicher zu sein.“

Er war wieder voll und ganz in seiner Funktion als Anführer. Wir legten uns ins weiche Gras. Über uns erstreckte sich das unendliche Sternenband. „Atemberaubend“, murmelte Alexander neben mir. „Und wie. Vor allem, wenn man bedenkt, dass dies der Ursprung von dem Ganzen hier ist“, antwortete ich und machte eine weitschweifende Geste. Alex drehte nachdenklich den Kopf in meine Richtung. „Was meinst du damit?“

„Alte Seemannslegenden besagen, dass wir alle nichts weiter als Sternenstaub sind, der durch Wasser herabfallender Kometen belebt wurde“, erklärte ich mit einem verträumten Blick in den Himmel. „Du meinst also, dass wir alle ein wandelnder, nasser Klumpen Staub von da oben sind?“, fasste er skeptisch zusammen.

Ich lächelte. „Nicht ganz, wir sind nur der Klumpen Sternenstaub, aber unser Sinn besteht darin, unseren Kometen zu finden, der uns dann erst richtig leben lässt und uns unser ursprüngliches Leuchten zurückgibt.“

Hihih Mich weckte ein Kichern, das Kichern, das ich schon am Abend zuvor gehört hatte. Verschlafen setzte ich mich auf und blickte mich um. Alex lag nicht mehr neben mir und war auch sonst nirgends zu sehen. Ebenso waren die bunt leuchtenden Schmetterlinge verschwunden. Helle Sonnenflecken erhellten den

taunassen Waldboden. Mein suchender Blick traf auf ein kleines, rundliches Männchen, vielleicht drei Äpfel hoch. Stachelige Haare standen ihm wild vom Kopf ab. Als das Männchen bemerkte, dass ich es gesehen hatte, musste es wieder kichern und wollte schnell Reißaus nehmen.

„Nein, warte. Bitte!“, rief ich und stürzte mich hinterher. Ich streckte meinen Arm nach dem Wesen aus, und erwischte es tatsächlich noch an seiner kleinen, blauen Hose, sodass es nicht mehr entkommen konnte. Verlegen drehte sich das Männchen um.

„Ah, du bist es. Äh, entschuldige bitte. Äh, ich wollte nicht lachen, aber äh, du hast so lustig ausgesehen während des Schlafens.“ Ich kniff die Augen zusammen.

„Du bist das Männchen, welches ich gestern Abend schon gehört habe“, stellte ich fest.

„Ja, gut, das war ich. Aber bitte, ich bin doch kein Männchen. Ich bin Augustus, ein Zwergelf und ich lebe hier zusammen mit meinen Artgenossen.“ Mir kam eine Idee. Wenn dieses Wesen hier in der Nähe der Quelle lebte, musste es doch was von der Prophezeiung wissen und könnte mir vielleicht sagen, was hier los ist.

„Augustus, ich muss dich was Wichtiges fragen. Gestern, als ich das Wasser berührt habe, da kam eine Prophezeiung. Weißt du etwas darüber?“, fragte ich mit einem aufgeregten Kribbeln. „Aber natürlich. Jeder weiß was darüber. Um etwas damit anfangen zu können, musst du aber erst einmal die Geschichte dieser Insel kennen.“

Ein Rascheln riss uns aus dem Gespräch. Alexander kam zurück. „Was ist denn hier los? Ich habe nur grade den Bericht an den Hohen Rat geschickt und du hast dich jetzt schon wieder mit einem Inselbewohner angelegt?“, neckte er mich.

„Sei still und hör einfach zu“, antwortete ich leicht genervt.

Der Zwergelf begann uns die Geschichte zu erzählen:

„Vor einigen hundert Jahren, da regierte einmal eine mächtige Königsfamilie die Insel. Der König wurde Beschützer genannt. Man munkelt, dass durch seine Adern das Blut des Sternengottes Ilutumal floss. Als sich die Herrschaft des Beschützers dem Ende zuneigte, sollte sein erstgeborener Sohn die Rolle übernehmen. Das jedoch erboste seine eifersüchtige Schwester so sehr, dass sie ihn zu einem Kampf herausforderte. Sie verlor den Kampf. Vor lauter Schmach und Wut verhexte seine Schwester unsere geliebte Insel und alle Bewohner, die auf ihr lebten. Daraufhin sah man den Beschützer oder seine Schwester nie mehr wieder. Die Königsfamilie ist einfach spurlos verschwunden. Der Fluch wirkt sich aber auch heute noch auf jeden einzelnen von uns aus. In unseren Träumen dürfen wir nur noch unseren

schlimmsten Ängsten entgegenblicken und finden niemals Frieden. Ein Zentaur, der die Kunst des Sternenlesens beherrscht, erkannte in einer weiteren schlaflosen Nacht die Prophezeiung und schenkte damit allen Bewohnern Hoffnung. Dies ist allerdings auch schon viele Jahre her, wodurch viele nicht mehr an die Erlösung glauben. Das Sternenbuch kann eigentlich nur ein Nachfahre der Königsfamilie besitzen und durch das Verschwinden der beiden Geschwister ist es fraglich, ob heutzutage noch ein Nachkomme existiert. Einige denken ebenfalls, dass – falls es doch noch einen geben würde – sich der Befreier für die falsche Seite entscheiden könnte. Das verbreitet Angst und Mutlosigkeit.“

„Und der Komet? Hast du eine Ahnung, was damit gemeint sein könnte?“, erkundigte ich mich.

„Nein, dazu weiß ich leider nichts. Ich habe keine Ahnung.“ Eine leichte Enttäuschung machte sich in mir breit. „Vielen Dank für deine Hilfe. Wir müssen jetzt leider weiter.“

„Hihi, immer gerne“, kicherte der Zwergelf.

Alexander wandte sich an mich. „Lass uns bergabwärts gehen. Ich habe da ein Rauschen von einem Wasserfall gehört und wollte das genauer untersuchen.“

Gesagt, getan. Wir stapften eine Zeitlang an dem Bach entlang. Sein Lauf wurde breiter und immer ungezähmter, bis das Wasser schließlich einen großen Wasserfall hinabsprudelte.

Da war es wieder. Dasselbe Gefühl, welches mich am Abend zuvor an die Quelle geführt hatte, sprudelte in mir und zog mich ins Dickicht des Waldes. Alle meine Sinne schienen sich nur auf dieses Gefühl zu fokussieren. Nur am Rande bekam ich mit, wie Alexander etwas von einer möglichen Höhle hinter dem Wasserfall faselte und sein besorgtes „Enya?“, als ich mich abrupt von unserem Weg abwanderte und in das Herz des Waldes wanderte. Selbst wenn ich ihm hätte erklären wollen, was grade mit mir passierte, ich würde die Worte nicht finden können. Es zog mich immer weiter und mit jedem Schritt wurde ich automatisch schneller. Schneller! Immer schneller! Am Ende verfiel ich in einen regelrechten Galopp, bis ich schließlich atemlos einen alten, knorrigen Baum erreichte. Alexander, der mir gefolgt war und ebenfalls an Geschwindigkeit zugelegt hatte, konnte sich gerade so stoppen, um nicht ungebremst in mich hineinzulaufen. „Was ist los?“, wollte er wissen. Immer noch unfähig zu sprechen, kniete ich vor dem Baum nieder und inspizierte seinen Stamm. Ich erkannte einen eingeritzten Stern. Mit bebenden Fingern fuhr ich darüber. Etwas Dunkles, Klebriges blieb an dem Stern hängen. Erst jetzt bemerkte ich das Blut, dass an meinen Fingern hinabrann. Ich musste wohl an Dornen hängen geblieben sein, ohne es bei meinem halsbrecherischen Lauf zu merken. Ein krat-

zendes Geräusch ließ mich aufschrecken. Ein Spalt öffnete sich vor mir im Boden. Gerade so groß, dass sich eine Person hindurchzwängen konnte.

„Ein Geheimgang“, rief ich überrascht.

„Woher wusstest du davon?“, fragte Alexander verblüfft, der mir über die Schulter linste.

„Intuition“, wich ich ihm vage aus. „Lass uns hinabgehen.“

Ohne Alex' Antwort abzuwarten, zwängte ich mich bereits durch den Spalt. Zu meiner Überraschung hingen hier zwei Fackeln, deren Flammen schwach die Umgebung beleuchteten. Ein langer, dunkler Weg erstreckte sich vor mir. Alexander erschien neben mir und reichte mir eine der zwei Fackeln. Die andere nahm er selbst in die Hand. Mit einem dumpfen Dong schloss sich der Spalt über uns wieder. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Ich atmete tief durch und schritt voran, doch nach einer kurzen Strecke stoppte mich Alexander. „Vorsicht!“ Er deutete auf einen gespannten Draht vor meinen Füßen. „Geh mal ein Stück zurück.“ Er zog an der Schnur und Pfeile schossen aus der Wand. „Hier sind vermutlich überall Fallen versteckt. Wir müssen besonders vorsichtig sein.“ Achtsam liefen wir weiter und fanden noch dutzende weitere, raffiniert konstruierte Fallen. Schließlich tat sich ein großer Raum vor uns auf. Unmittelbar nachdem wir diesen betraten, schob sich ein großer Fels wie von Zauberhand über den Eingang. Doch das war nicht unser einziges Problem. Es gab keine weitere Möglichkeit, aus diesem Raum zu entkommen. Alle sieben Ein- oder Ausgänge, die es hier gab, waren mit Steinen versperrt.

„Hörst du das?“, fragte Alex beunruhigt. Und tatsächlich: Ein leises Plätschern drang an mein Ohr und wurde immer lauter. Hier strömte Wasser in den Raum, und so wie es aussah, gab es auch für das Wasser keine Möglichkeit, aus diesem Raum zu entkommen. In kurzer Zeit standen wir bereits in knöchelhohem Wasser. Panisch sahen wir uns um. In diesem Raum gab es nichts, was uns retten könnte. Er war leer. Komplett leer, doch bald war er schon fast bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Es vergingen dabei nur wenige Herzschläge. Alex ließ seine Fackel fallen. Doch zu unserem Erstaunen leuchtete diese dennoch weiter. Was war das hier nur für ein verzauberter Raum? Das Wasser stieg weiter. Nur noch eine Kopflänge Luft, nur noch eine Handbreit. Ich nahm einen letzten Atemzug und das Wasser verschlang mich vollständig.

Ich machte eine ausladende Schwimmbewegung mit der Hand und das Wasser REAGIERTE darauf. Ich machte noch eine Bewegung, dass Wasser ebenfalls. Dies war vermutlich das Verrückteste, was ich je getan hatte, doch einen Versuch war es wert. Wenn das Wasser auf mich reagierte, konnte ich uns hier rausholen. Ich ballte meine Hände zu Fäusten, streckte in einer schnellen Bewegung meine

Arme aus und breitete meine Finger aus. Es funktionierte! Das Wasser drückte mit einer Wucht gegen die Felsen, die die sieben Ausgänge blockierten. Ich wiederholte die Bewegung und diesmal hatte das Wasser noch mehr Schwung. Explosionsartig sprengte sich das Wasser aus dem Raum. Dabei wurden Alexander und ich mit einer großen Wucht weggeschleudert. Schmerzhaft knallte ich auf dem harten Boden auf. Ich war in einen weiteren Gang gespült worden. Ich blickte mich um. Neben mir lag eine der Fackeln auf dem nassen Boden. Ich sprang auf und wirbelte herum, um zu sehen, wo Alexander geblieben war. Doch er war weg! Er musste in einen anderen Ausgang geschleudert worden sein. „Bitte lass ihm nichts passiert sein!“ Der Gedanke kam schneller, als mir lieb war. Seit wann war ich so weich, so fürsorglich?

Meine Überlegungen wurden von einem lauten Krachen beendet. Die Felswand war wohl nur eine kurze Zeit von meinem Wasserstrahl beeindruckt gewesen, denn sie hatte sich bereits wieder geschlossen. Jetzt erst kam mir noch was anderes in den Sinn. Ich hatte das Wasser kontrolliert. Wie war das möglich? Gedankenverloren lief ich den Gang entlang. Ich musste unbedingt herausfinden, was hier los war.

Ich hatte bereits jegliches Gefühl verloren, als ich das Ende des Gangs erreichte. Wie lange war ich schon hier unten? Eine halbe Erdumdrehung? Eine Ganze? Und was tat Alexander jetzt? Hatte er was gefunden, das dieses Rätsel lösen konnte? Auf meinem Weg begegnete ich wieder einigen Fallen, die ich jedoch leicht mit Alex Stimme im Kopf umging: „Wir müssen besonders vorsichtig sein!“ Überrascht stand ich plötzlich vor einer Wand. Der Gang war einfach zu Ende. Er führte nirgends hin. Das einzig Auffällige war die leere Fackelhalterung an der Wand. Ratlos steckte ich meine Fackel hinein und über mir öffnete sich eine Lücke in der Decke. Einzelne Sonnenstrahlen fielen in den Gang. Schnell kletterte ich aus dem Tunnel und kniff wegen der schlagartigen Helligkeit die Augen zusammen. Ich stand am Rand des Waldes. Vor mir erstreckte sich ein feiner Sandstrand und die Wellen rauschten sanft. Mein Blick jedoch galt allein meinem Schiff, meiner geliebten White Pearl. Die Sonne war schon über den Höchststand hinaus gewandert und näherte sich langsam, aber stetig dem westlichen Horizont. Schnell ging ich im Dickicht des Waldes in Deckung und beobachtete das Treiben an Bord. Es schien nur noch ein Crewmitglied da zu sein. Mein Herz begann schneller zu schlagen. Das war meine Chance, auf die ich, seit ich dieser Reise zugestimmt hatte, gewartet hatte. Ich könnte wieder frei sein und meinen Ruf als gefürchtetste Piratin in vollen Zügen genießen und diesem Titel natürlich auch gerecht werden. Ich würde mir die schaurigsten Crewmitglieder zusammensuchen und Dörfer, vielleicht sogar ganze Länder einnehmen können. Jetzt war meine Chance gekommen.

Ich hatte einen Entschluss gefasst. Ich würde diese ganze Geschichte hier einfach vergessen. Ich würde leben und meine Leidenschaft wieder ausleben. So wie es aussah, wäre es ein Leichtes, dieses eine Crewmitglied von Board zu locken oder sogar als Gefangenen zu nehmen. Dieser war nämlich mit allem möglichen beschäftigt, außer damit, auf das Schiff aufzupassen. Daher konnte ich einfach ungeschützt ins Freie treten und über den Strand laufen, um dann ins kalte Nass zu springen. Nass war ich sowieso noch von dem wassergefüllten, unterirdischen Raum. Mit einer freudigen Bewegung schwamm ich drauf los und das Wasser reagierte abermals auf meine Bewegung. Was war los mit mir? Ich überwand schnell die zwanzig Fuß, die das Schiff vom Land trennte. Langsam und kontrolliert streckte ich meine Hände nach vorne aus und führte sie langsam nach oben. Wie erwartet, bildete sich unter mir eine hohe Wassersäule, die ich langsam und beherrscht weiter nach oben trieb, bis ich über die Reling klettern konnte. Das zurückgelassene Crewmitglied war so beschäftigt damit, das Deck zu putzen, dass er mich erst bemerkte, als ich ihn mit einem kräftigen Hieb über die Reling schubste. Ein Freudenschrei entwischte mir.

„Ich bin frei! Ich, die schrecklichste Piratin aller Weltmeere, bin wieder frei! Jeder, der mir zu nahekommt, sollte sich in Acht nehmen!“ Mit diesen Worten stürmte ich über das Deck, bereit, die Segel zu setzen und die Meere zu erobern. Da ertönte ein Gebrüll von der Insel.

„Er ist gefangen! Käpt’n Alexander! Dieses Teufelsweib hat unseren Käpt’n in seiner Macht!“

Mein Blut gefror mir in den Adern. Ich sah, wie neun schemenhafte Gestalten zum Strand rannten und auf den Mann trafen, den ich eben geschubst hatte. Er war mittlerweile am Strand angekommen. Ich weiß nicht wieso, aber die Vorstellung, dass Alexander etwas zugestoßen war, schnürte mir die Kehle zu und ließ mich nicht mehr atmen. Wofür sollte ich mich jetzt entscheiden? Wenn ich jetzt ging, würde die Ungewissheit mich nie mehr loslassen. Ich konnte jetzt einfach nicht gehen, nicht, wenn Alexander in Gefahr war. Ich fasste einen Entschluss und sprang vom Schiff. Mit wenigen, kräftigen Schwimmbewegungen war ich ebenfalls wieder am Strand angekommen. Dabei kam es mir so vor, als würde das Wasser mich voranschieben, ein wenig so, als wollte es, dass ich Alexander rette.

„Was ist passiert?“ fragte ich außer Atem. Das aufgeregte Gebrabbel hörte schlagartig auf und die zehn Männer starrten mich mit offenem Mund an.

„Wie, aber“, begannen sie zu stammeln. „Du hast ihn doch gefangengenommen! Wo ist er?“, bekam ich endlich eine Antwort.

„Was? Wie kommt ihr denn darauf, bitte?“, fragte ich verwirrt. Irgendjemand hielt mir ein Zettel unter die Nase.

„Den hat Angulus uns gebracht.“ Es waren mit einer schnellen und verwackelten Schrift sechs Wörter auf das kleine Stück Pergament geschrieben: „Sie hat mich! Ich bin gefangen!“

Nein! Konnte das wirklich sein? Eine kalte Vorahnung machte sich in mir breit.

„Wo ist Angulus?“, wollte ich wissen. Der Vogel muss einen offenen Ausweg gefunden haben, der uns hoffentlich schnell zu Alex führen würde. Wie auf Zuruf kam der blaue Papagei angefliegen und übernahm wie selbstverständlich die Führung. Selbst in einer so ernstesten Situation musste ich schmunzeln. Wie der Käpt'n, so sein Vogel.

Ich folgte dem Vogel durch das Dickicht. Er führte mich zu dem Wasserfall, bei welchem ich heute Morgen Alex und mich vom Weg abgebracht hatte. Selbstbewusst machte ich eine ausbreitende Handgeste und das rauschende Wasser teilte sich, sodass ich hinter den Wasserfall blicken konnte. Alexander hatte mit seiner Vermutung Recht behalten. Es befand sich tatsächlich eine Höhle hinter dem sprudelnden Wasser. Ich ging ins Wasser und schwamm zu der Felsengrotte. Die Flotte war mir gefolgt und beobachtete mit erstaunten Gesichtern, was ich tat. „Wollt ihr euren Käpt'n jetzt retten oder nicht?“, fragte ich ironisch und ließ den Spalt im Wasserfall geöffnet, damit auch sie die Höhle sicher erreichen konnten. Ein Weg führte uns wieder nach unten. Doch diesmal gab es hier keine Fackeln. Dafür fiel durch viele Lücken das schwache Licht der untergehenden Sonne. Wenn erst einmal die Sterne aufgegangen waren, würde es hier drin stockdunkel sein. „Wir müssen uns beeilen!“

Der Pfad machte eine scharfe Kurve und mündete dahinter in eine Art Saal.

„Wartet hier“, wies ich die anderen an, die zu meiner Überraschung auf mich hörten.

Ich trat ein. Der Raum war in ein kaltes Licht gehüllt, welches von weiß leuchtenden Flammen an der Wand stammte. Mein Herz machte einen Satz. Alexander saß auf einem aus Stein gemeißelten Thron, gefesselt und geknebelt. „Alex!“ Ich lief mit einem entsetzten Schrei zu ihm und entfernte das Tuch um seinen Mund. Anschließend versuchte ich das starre Seil zu entwirren, welches um seine Handgelenke gewickelt war, als eine kalte Stimme mich erstarren ließ. „Da bist du ja, mein Kind. Dein Freund hier war so nett, mir ein bisschen was über dich zu erzählen, nachdem er mich aus meiner Zauberstarre befreite, in die dein Vorfahre versetzt wurde. Ach, was rede ich da? Er ist ein echtes Goldstück.“ Langsam blickte ich auf. Eine groß gewachsene, hübsche Frau stand vor mir. Langes, silbernes Haar fiel ihr um die Hüften und betonte das stolze Gesicht mit den hohen Wangenknochen und den blauen Augen. Ihre Macht verursachte mir ein unangenehmes Prickeln auf der

Haut. „Das wollte ich nicht! Sie hat mich getäuscht“, verteidigte sich Alexander.

„Ach, sei still“, zischte die Frau verächtlich in seine Richtung.

„Du bist die Schwester des Beschützers.“ Ich hatte sie noch nie gesehen und doch wusste ich es.

„Kluges Kind. Du kannst mich auch Anastasia nennen. Ich weiß nicht, ob du es wusstest, aber du bist die letzte verbliebene Nachfahrin meines Bruders. Oh, du erinnerst mich irgendwie an ihn. Er hatte auch dieses wilde Funkeln in den Augen. Zu schade, dass du dann doch noch mehr von mir geerbt hast, obwohl du nicht einmal meine direkte Blutslinie bist.“ Anastasia lachte freudlos.

„Ich wüsste nicht, wie ich dir gleichen sollte.“, antwortete ich trotzig.

„Tu doch nicht so. Wie ich hörte, bist du eine gefürchtete Piratin. Davor warst du sicherlich unsichtbar für alle anderen Wesen dieser Welt. Nie hast du zu jemandem gehört. Nie hat dich jemand als wichtig empfunden. Doch hast du nicht aufgegeben. Du hast allen gezeigt, wie mächtig du bist. Nun bringt dir zwar jeder Angst und Misstrauen entgegen, aber es ist tausendmal besser, als nicht zu existieren. Ist es nicht so?“ Ich schluckte und sah zu Boden. Sie hatte nicht unrecht.

Ich hatte meine Eltern schon früh verloren und war als Zigeunermädchen auf mich allein gestellt. Es gab niemanden, der mich wollte.

Mein schuldiger Blick gab Anastasia die Antwort, die sie hören wollte.

„Na siehst du. Du bist wie ich. Aber Kind, ich möchte dir was vorschlagen. Du hast Macht, du hast eine große Macht. Um es genauer zu sagen, hast du die Macht der Sterne in deinen Händen. Zusammen können wir uns an der Welt rächen. Zusammen können wir uns die ganze Welt zu eigen machen und dadurch unseren Frieden finden, während der Rest der Welt dieses Wort gar nicht mehr kennen wird.“ Sie kam auf mich zu und sah mir mit einem durchdringenden Blick in die Augen.

„Was sagst du?“ Mit diesen Worten streckte sie mir die Hand aus. Nun wusste ich, was zu tun war und lächelte.

„Ich bin dabei.“

Mit diesen Worten ergriff ich ihre Hand und schüttelte sie.

„Was? Nein! Wie kannst du nur?“ Alexanders entsetzte Schreie hallten gegen die Felswände. Ich drehte mich zu ihm um, sodass Anastasia mein Gesicht nicht sehen konnte. Langsam bewegte ich mich auf ihn zu und beugte mich zu ihm.

„Ach Alexander, du verstehst uns nicht. Du bist vermutlich das gesamte Gegenteil von uns und wurdest schon dein ganzes Leben lang geliebt“, fauchte ich ihm mit einer verächtlichen Stimme entgegen. Ich zwinkerte ihm zu und signalisierte ihm mit einem Blick, dass er gleich Richtung Ausgang rennen sollte. In einer schnellen Bewegung riss ich mit all meiner Kraft an den Seilen um seine Hände. Er sprang auf

und wir rannten den Weg, den ich gekommen war, zurück. Die Flotte, die eigentlich um die Biegung warten sollte, war verschwunden. Doch um darüber nachzudenken, hatte ich grade keine Zeit.

Wie erwartet, war der Gang stockdunkel, da mittlerweile die Sonne untergegangen war. Wenn Anastasia recht hatte mit ihrer Behauptung, müsste dies hier aber funktionieren. Ich versuchte meine Gedanken zu bündeln und stellte mir den Sternenhimmel vor, der hell erstrahlte vom Mondlicht und den Sternen. Es funktionierte! Ein schwaches Licht begann durch die Lücken in den Wänden durchzusickern. Es war immer noch dämmerig, aber immerhin konnten wir so den Weg erkennen. Wir rannten um unser Leben, bis wir den Wasserfall erreichten. Mit einer Bewegung teilte ich das Wasser und erzeugte einen Graben, sodass wir ungehindert ans Ufer laufen konnten. „Sieh dir das an!“, staunte Alexander mit offenem Mund. Der Himmel war übersät mit Millionen von Sternen, die hell erstrahlten. Es war atemberaubend.

„Ja, ganz wundervoll“, ertönte die eisige Stimme. Von der anderen Seite trat Anastasia auf uns zu. Sie musste einen anderen Weg genommen haben.

„Sag nicht, ich hätte nicht gefragt. Du hattest deine Chance.“ Anastasia hob die Hände und begann unverständliche Worte zu murmeln. Doch ich war schneller. Ich erzeugte eine Wassersäule und schleuderte sie auf Anastasia. Mit einem Schrei ging sie zu Boden. Ich wurde jedoch ebenfalls nach hinten geschleudert und mein gesamter Körper begann zu beben. Alexander lief zu mir.

„Enya, ist alles in Ordnung?“, fragte er besorgt. Ich rappelte mich auf und wollte grade antworten, als ein weiterer markerschütternder Schrei die Erde beben ließ.

„Was hast du getan?!“ Wütend und zitternd kniete Anastasia auf der feuchten Erde am anderen Ufer und streckte die Hände von sich, doch nichts geschah. „Natürlich, wie konnte ich so dumm sein. Sie hat nicht nur das Blut von llutumal in sich, sondern auch das der Meeresgöttin Sedna. Ist ja klar, dass die einzige Piratin, die vor all der Zeit hier anlegte, von Sedna abstammt und mein Bruder direkt sein Herz an sie verschenken musste.“ Wieder sah sie mich an mit einem hasserfüllten Blick. „Gib mir meine Kräfte zurück!“, schrie sie.

„Deine Kräfte?“ Weiter kam ich nicht, denn ich fühlte es. Meine Haut pulsierte vor lauter Magie. Ich musste Anastasias Kräfte versehentlich absorbiert haben. Ich tauschte einen verblüfften Blick mit Alexander.

Unvermittelt kamen Mitglieder der Crew auf der anderen Seite des Baches angerannt und fesselten Anastasia mit einer schweren Kette.

„Lasst eure dreckigen Finger von mir. Ich werde euch zeigen, was ich mit Zwergen wie euch anstellen werde.“ Erzürnt streckte Anastasia erneut die Hände aus, doch

wieder geschah nichts. Die Männer begannen sie Richtung Schiff zu zerren. Und ihre klagenden Schreie wurden allmählich leiser.

Hihhi. Freudig drehte ich mich um.

„Hallo Augustus.“

Der Zwergelf sah mich aus schüchternen Augen an.

„Du hast uns alle gerettet. Der Fluch ist vorbei. Wir danken dir alle von tiefstem Herzen“, sagte er.

„Aber ich verstehe nicht“, antwortete ich verwirrt.

„Du hast uns diese Sterne und damit unseren lang ersehnten Frieden unserer Träume geschickt. Du bist diejenige, die das Sternbuch hat, ganz instinktiv.“ Er lächelte. „Du weißt mit deiner Macht um die Sterne umzugehen und dazu noch mit deiner Macht übers Wasser.“

„Aber warum habe ich das vorher nicht schon gewusst? Warum sind meine Kräfte erst auf dieser Insel zum Vorschein getreten?“, hakte ich nach.

„Manchmal muss man erst einmal den richtigen Kometen finden, um sein wahres Ich zu finden“, antwortete Augustus mit einem verschwörerischen Blick zu Alexander. Jetzt verstand ich und gestand es mir zum ersten Mal selbst ein.

„Was meint er?“, fragte Alexander irritiert und verunsichert, dem der Blick des Zwergelfen nicht entgangen war.

„Erinnerst du dich daran, was ich dir gestern Abend gesagt habe? Nun ja, ich bin jetzt kein Staubklumpen mehr, sondern ein lebender Stern, weil ich meinen Kometen gefunden habe, der mir geholfen hat, mein wahres Ich zu finden.“ Nachdenklich blickte er mich an und verstand. Wir lächelten uns glücklich an und über uns leuchteten die Sterne heller als je zuvor.



17 | CETHERA

von Vivienne Pabst



„Wir befinden uns auf direktem Kurs zur Insel. Proviastrationen sowie der Zeitplan können ohne weitere Komplikationen eingehalten werden. Auf unserem bisherigen Weg sind uns keine nennenswerten Hindernisse entgegengetreten.“ Das laute Kratzen der Feder auf dem Pergament riss Latheus aus seinen Gedanken. Er seufzte und setzte ab. Selbst die Feder schien sich über die blanke Lüge beschweren zu wollen. Er stimmte ihr zu. Nach dem dritten Bericht an den Rat hatte Latheus es aufgegeben, sich über seinen Reisepartner zu beschweren. Mittlerweile waren sie zu weit von der Grenze entfernt, es würde sich nicht mehr lohnen, ihn zurückzuschicken.

„Hey, Nichtsnutz! Lass die Taube in Ruhe!“ Ein metallisches Quietschen, gefolgt von aufgebrachtem Flügelschlagen, drang an Latheus' Ohr. Sein Partner oder die schlechte Entschuldigung eines Magiers, die er war, streckte trotzig das Kinn vor. Er sah aus wie ein Kleinkind, dem man die Spielsachen weggenommen hatte.

„Würdest du mit leerem Magen den ganzen Weg zurück nach Volkesland fliegen wollen? Außerdem heißt sie Spot!“ Der alte Zauberer massierte sich die Schläfen. „Du kannst Spot füttern, sobald ich eine Antwort vom Rat erhalten habe. Sie ist eine Brieftaube, Pegaty, kein Suppenhuhn!“ Damit war die Unterhaltung beendet und Latheus steckte seine Nase zurück in den Brief. Nachdem er Cannoli zurechtgewiesen hatte, konnte er sich zwar nicht mehr konzentrieren, aber wenigstens ersparte es ihm weitere Minuten sinnloser Diskussionen. Auch wenn ihre erste Begegnung eher holperig verlaufen war, hatte Latheus Cannoli eine zweite Chance gegeben. Er bereute es. Er hätte wissen sollen, dass Cannoli nicht weniger als ein wandelndes Desaster war.

Wütend stapfte Latheus im Warteraum des Rathauses auf und ab. Er hatte vieles zu sagen, nicht unbedingt Positives. Der Brief in seiner Hand hatte seine einst elegante Form schon lange aufgegeben. Das Ratssiegel war unter Latheus' Griff in winzige Einzelteile zerbrochen, die ihm in die Finger stachen. Die Tinte war verschmiert, das Pergament zerknickt. Er umklammerte den Brief wie ein Ritter sein Schwert vor dem großen Kampf. Anscheinend schien er in den Augen des Rates auch nicht mehr wert zu sein. Egal wie viel er im Aufstand geleistet hatte. Da flog die Tür hinter ihm auf. Sie verfehlte ihn zwar um ein Haar, aber der Windstoß blies

ihm dennoch den Hut vom Kopf. Latheus drehte sich um und wollte sich gerade schimpfend bücken, als er sah, dass sein Hut bereits verschwunden war.

„Entschuldigung, alter Mann, habe dich glatt übersehen!“ Verdutzt blickte Latheus nach oben. Zwei optimistische, haselnussbraune Augen blickten ihm entgegen. Der Fremde hielt seinen Hut in den Händen.

„Naja“, Latheus riss seinen Hut an sich und rückte ihn auf seinem Kopf zurecht. „Du hättest eben vorsichtiger sein müssen! Was glaubst du, wer du bist, Bursche?“ Latheus verschränkte die Arme vor der Brust und reckte die Nase mit einem beleidigten Schnauben in die Luft.

„Cannoli, Sir.“ Einen Moment herrschte Stille, dann krächzte Latheus perplex: „Wie bitte?“

„Ich heiße Cannoli.“

Der Junge warf ihm einen unbekümmerten Blick zu: „Und mit wem darf ich Bekanntschaft machen? Einem griesgrämigen Kauz, der seinem Ärger Luft machen will? Oder nur ein Alter, dessen Elternhaus ihm keine Manieren gelehrt hat?“

Latheus schnappte nach Luft. Noch nie hatte jemand so mit ihm gesprochen, geschweige denn ihm so etwas unterstellt. Während er nach einer schlagfertigen Antwort suchte, setzte der Bengel – dieser eingebildete Rotzlöffel – ein breites, verspottendes Lächeln auf. Latheus' Hand ruhte auf der Tasche, in der sein Zauberstab steckte. Seine Finger kribbelten. Nur zu gern hätte er das selbstgefällige Grinsen des Jungen mit einem kräftigen Schwall Wasser herausgewaschen. Aber er besann sich. Er hatte keine Lust, finanziell für die Wasserschäden aufzukommen, geschweige denn auf die schlechte Seite des Rats zu gelangen.

„Du irrst dich“, verkündete er und streckte feierlich die Brust heraus. Er wusste schließlich, wer er war und was er vollbracht hatte. „Ich bin Jori Latheus. Wenn auch nur ein Funken von Bildung in deinem tölpelhaften Leibe steckt, sollte mein Name dir zu Ohren gekommen sein. Und wenn du vernünftig bist, solltest du dich jetzt schnellstens für deinen Fehler bei mir entschuldigen und mir den angemessenen Respekt zollen! Vielleicht vermag ich es sogar, dir deine Taten zu verzeihen.“

Der Junge blickte ihn mit großen Augen an. Latheus hatte gewonnen. Er wusste es. Mit einem siegessicheren Lächeln wartete er auf eine Antwort des Fremden. Doch statt einer angemessenen, höflichen Entschuldigung oder wenigstens einer ehrfürchtigen Verbeugung, brach dieser in schallendes Gelächter aus.

„Oh verzeihe mir, edler Herr Magier, großer Held, Bezwinger aller Gefahren. Verzeihe der äußerst bescheidenen Wenigkeit meines eigenen, unwissenden Leibes. Verzeihe die unerhörte Art und Weise, auf die ich Ihren zutiefst erhabenen Hochmut schädigte.“ Latheus Grinsen erstarb. Trotz allem wollte dieser ungebildete Tagelöhner, diese schändliche Vogelscheuche eines Menschen, ihn noch immer nicht

ernst nehmen! Der Fremde entfernte sich schnellen Schrittes, ohne Latheus die Möglichkeit zu geben, zu antworten. Bevor der Junge hinter einer der vielen Türen des Rathauses verschwand, drehte er sich noch einmal um und streckte Latheus die Zunge heraus. Ungläubig blickte dieser ihm nach. So etwas hatte er wirklich noch nie erlebt.

Wenige Minuten später wurde Latheus aufgerufen. Er hatte sich die ganze Zeit keinen Schritt bewegt. Er war zu beschäftigt gewesen, über die Unterhaltung mit dem Jungen nachzudenken. Während er losstapfte, schüttelte er den Kopf, um die Erinnerung sowie die damit verbundene Verwirrung vorübergehend zu verbannen. Er riss förmlich die Tür aus den Angeln, als er einen der kleinen Nebenräume betrat. Sie hatten sich seit seinem letzten Besuch kaum verändert. Er trampelte zum Tisch, würdigte die Anwesenden keines Blickes, geschweige denn einer angemessenen Begrüßung und knallte den Brief auf den Tisch. Er hatte Kopfschmerzen und wollte einfach nur noch zurück in sein Arbeitszimmer. Zurück an den Ort, an dem er sich Tag für Tag den Kopf über verschiedenste Zauberformeln zerbrach, um seine Magie zu perfektionieren.

„Dürfte ich fragen, was dies hier an meiner Türschwelle zu suchen hat?“

Seine Worte trugen nur noch etwa die Hälfte seiner Wut. Er war zu erschöpft. Sein einziges Ziel war es, die Sache hinter sich zu bringen und anschließend zu vergessen. Eine Hand schob sich in sein Blickfeld. Sie gehörte einem runzligen Zwerg, der womöglich noch älter war als Latheus selbst. Vermutlich ein Ratsmitglied.

„Möchten Sie sich vielleicht erst einmal setzen?“ Latheus schnaubte. Sein Stolz schrie, das Angebot abzulehnen und dem Zwerg gehörig die Meinung zu sagen. Aber er ignorierte seine innere Stimme und ließ sich auf einen der Stühle fallen. Er fühlte sich ein wenig besser, wenn auch nur für einen kurzen Moment. Da regte sich etwas in seinem Augenwinkel. Sofort schoss sein Kopf ungläubig in ebenjene Richtung. Hinter dem Zwerg stand der eingebildete Tölpel von vorhin. Beide starrten einander stumm und mit großen Augen an. Erst jetzt begann Latheus, den Fremden genauer zu betrachten. Auf den ersten Blick sah er aus wie ein Mensch. Groß und schlank mit bescheidener Kleidung. Allerdings waren seine Ohren zu lang und spitz und seine Haare schimmerten in einem auffälligen violett unter seinem Hut hervor. Ein Mischwesen also. Plötzlich interessierte sich Latheus stark für die Verzerrungen des Fußbodens. Mischwesen blieb Mischwesen. Egal, wie menschlich sie aussahen. Man konnte ihnen einfach nicht trauen. Latheus fragte sich, warum er das nicht früher bemerkt hatte.

„Nun?“ Die schnarrende Stimme des Zwerges durchbrach den Wall aus Schweigen, der den Raum durchzog. „Ich denke, Sie beide sind mit der Aufgabe

und den damit verbundenen Risiken vertraut?“ Niemand schaute ihn an. „Gut, ich werde den Auftrag nochmals wiederholen: Ihr Ziel ist es, eine Insel weit außerhalb der volkesländischen Grenzen zu erforschen. Wir können keine Informationen über die Sicherheit des Gebietes geben, bereiten Sie sich also auf das Schlimmste vor. Überbringen Sie in zeitgleichen Abständen Berichte. Wir erwarten außerdem eine ausführliche Beschreibung und eine Karte bei Ihrer Rückkehr. Die“, der Zwerg wurde von einem gelangweilten Stöhnen unterbrochen. Der Junge wippte ungeduldig auf und ab, stieß allerdings schnell ein „Verzeihung, bitte fahren Sie fort“ aus, als er den Blick des Zwergs sah. Dieser nickte und versenkte die Nase wieder in seiner Schriftrolle. Latheus bewunderte seine Gelassenheit.

„Die nötigen Materialien und eine Brieftaube werden Ihnen vom Rat bereitgestellt. Ich habe Sie herrufen lassen, um die gesammelten Informationen über Sie zu überprüfen. Dies ist nötig, um zu ermitteln, ob Sie der Aufgabe gewachsen sind. Auch wenn es bei einem von Ihnen“, er nickte Latheus zu, „nicht nötig sein sollte.“ Hinter dem Zwerg drang ein leises Kichern hervor. „Liege ich richtig in der Annahme, Latheus?“ Das Kichern verstummte, gefolgt von einem lauten Krachen. Der Kopf des Jungen war in einer hastigen Verbeugung nach unten geschneilt, direkt auf die hölzerne Tischplatte. Der Junge stieß ein ersticktes „Sorry, Sir! Bitte um Verzeihung, Sir!“ aus, während er sich den Kopf hielt.

Eigentlich hatte Latheus vorgehabt, den Zwerg alle seine Errungenschaften aufzählen zu lassen, um dem Jungen noch mehr Salz in die Wunden zu streuen. Allerdings weckten der klägliche Gesichtsausdruck sowie das leise Gewimmer des Jungen Mitleid in dem alten Magier. Er blieb still. Er entschied, dass Kopfschmerzen Strafe genug für ihn waren und senkte den Kopf gegenüber dem Zwerg, um ihm seine Zustimmung zu signalisieren. Daraufhin kramte dieser eine weitere Schriftrolle hervor und fuhr fort.

„Sie haben Gutes im Kampf um Volkeslands Zukunft geleistet. Deshalb haben wir es als richtig empfunden, Ihnen eines der zu erforschenden Gebiete zuzuteilen. Durch die große Anzahl an freiwilligen Meldungen für den Antritt einer solchen Reise haben wir Ihnen einen Partner zugeteilt.“ Ungläubig riss Latheus die Augen auf. Er schluckte ein aufgebracht „Wie bitte? Was fällt Ihnen ein?!“ herunter und hoffte, dass sich seine Befürchtungen als falsch erwiesen. Der Zwerg entrollte unbehindert die Schriftrolle und begann vorzulesen. „Kanoly.“

„Cannoli. Cannoli Pegaty.“

Der Zwerg nickte. „Verzeihung. Cannoli. Zugehörigkeit: Magier. Wohnort: Fort Limen. Fachbereich: Verwandlung.“ Latheus verdrehte die Augen; natürlich war der Junge aus Fort Limen. Schließlich hatte jeder eingebildete Magier irgendwann einmal in dem Dorf gelebt. Der Zwerg las Cannolis Akte, welche außergewöhnlich

voll zu sein schien, still weiter. Seine Augen weiteten sich und traten unter seinen buschigen Augenbrauen hervor. Mit einem Kopfschütteln wandte er sich Cannoli zu.

„Hier stehen zahllose, sogenannte Unfälle, an denen Sie beteiligt waren. Beim letzten Vorfall vor zwei Wochen haben Sie den Bart eines Fischhändlers auf dem Markt zu Stroh werden lassen! Der arme Mann wusste nicht, wie ihm geschieht.“ Der Junge zog sich seinen Hut ins Gesicht und lächelte verlegen. Er wollte antworten, doch der Zwerg gab ihm keine Möglichkeit, zu Wort zu kommen. „Ich persönlich denke nicht, dass Sie hier richtig sind.“

Der Junge blickte den Zwerg flehend an.

„Aber der Rat hat sich für eine Ausnahme entschieden, solange Sie die Reise als Latheus' Partner antreten. Nicht zuletzt dem geschuldet, dass Sie seit drei Wochen den Rat pausenlos mit Flehbriefen überschütten.“ Den letzten Satz fügte der Zwerg mit einem erschöpften Unterton hinzu. Latheus hatte Mitleid mit den Protokollanten, die alle Briefe lesen und anschließend sortieren mussten. Er drehte sich zu Cannoli um, hoffend, dass dieser seinetwegen das Angebot ablehnen würde. Zu seiner Überraschung strahlten seine Augen heller als die halb abgebrannte Kerze, die den Raum erhellte. „Aber natürlich! Mit großer Ehre! Ich ...“ Er blickte hinüber zu Latheus und wartete gespannt auf eine Antwort. Der hoffnungsvolle, fast flehende Blick des Jungen verschlug dem Magier die Sprache. „Ich meine – natürlich müssen Sie sich keine Sorgen um mich machen, solange Latheus da ist! Egal was passiert, er wird wissen, was zu tun ist! Er ist so mutig und pflichtbewusst, er würde sich niemals so eine Chance entgehen lassen! Oder?“ Latheus schnappte aufgebracht nach Luft, als Cannoli sich mit einem selbstgefälligen Grinsen zu ihm umdrehte. Er konnte es nicht fassen. Mit wenigen Worten hatte dieser Bengel ihn regelrecht dazu gezwungen, das Angebot anzunehmen, ob er wollte oder nicht! Er stand verkrampft auf und öffnete die Tür mit einem gequälten „Natürlich. Guten Tag.“ Als er gerade hinaustreten wollte, spürte er die dicken Finger des Zwerges auf seiner Schulter.

„Es ist wegen Cannoli, Latheus. Haben Sie ein Auge auf ihn. Er ist, wie soll ich sagen, speziell.“ Latheus hielt kurz inne, dann verließ er den Raum. Er hatte nicht bemerkt, dass ein rußgeschwärzter Fleck an der Stelle der Tischplatte zurückgeblieben war, die Cannolis Kopf getroffen hatte.

„Hey, alter Mann, ich meine Latheus, Sir!“ Der Zauberer schreckte auf.

„Womit kann ich helfen?“, knurrte er.

„Ich glaube, ein Sturm zieht auf. Ein ganz schön heftiger, wie es aussieht!“ Sofort war Latheus auf Alarmbereitschaft. Er blickte in die Richtung, in die Cannoli zeigte.

Und er hatte recht: Schon mit bloßem Auge konnte man eine riesige, dunkle Wolkenwand am Horizont erkennen, die sich rasch auf ihr Schiff zuschob. Latheus ertränkte die Spitze seiner Feder im Tintenfass und kritzelte auf dem Brief herum. Es blieb keine Zeit, sich über ruinierte Formatierungen und verschmierte Tinte zu beklagen. „Aufkommender Sturm. Mögliche Verspätung um einige Tage.“ Er rollte das Papier zusammen und band es mit einem dünnen Faden an eines der Beine der Brieffaube. Trotz Cannolis lautstarkem Protest ließ Latheus die Taube fliegen. Besorgt blickte er ihr nach, bis ihr braun-weißes Gefieder mit den Wolken am Himmel verschmolzen war. „Hoffentlich erreicht sie Volkesland, bevor der Sturm sie einholt.“

★

Blitzschnell schoss Cannoli an Latheus vorbei und die Takelage hinauf.

„Spot, komm zurück!“, schallte es durch den Wind, während sich dunkle Wolken vor die Sonne schoben. Für einen kurzen Moment glaubte der Junge, das Gefieder der Taube erkennen zu können, bevor sie gänzlich verschwunden war. Enttäuscht blickte er ihr nach. Er vertraute ihr, aber machte sich trotzdem große Sorgen. Sobald sie die Reise angetreten hatten, war ihm die Taube von Latheus mehr oder weniger anvertraut worden. Trotz der Zweifel des alten Magiers hatte Cannoli sich liebevoll um Spot gekümmert, ihr sogar einen Namen gegeben.

„Pegaty, komm sofort her! Ich weiß, dass du nicht unbedingt der Klügste bist, aber selbst jemand wie du sollte einen gewissen Grad an gesundem Menschenverstand besitzen!“, schallte es vom Wind verzerrt zu ihm hinauf. Cannoli kicherte. Er konnte Latheus nicht ernst nehmen, geschweige denn wütend auf ihn sein. Um ehrlich zu sein, bemitleidete er ihn von Tag zu Tag mehr. Latheus forderte ihn erneut auf, diesmal noch lauter: „Sie ist nur eine Taube! Komm runter, du Holzkopf!“

„Komm du rauf! Oder reicht deine Wassermagie nicht für mehr als nasse Füße?“ Platsch! Unter aufgeschrecktem Kreischen wurde Cannoli durch einen Schwall Wasser aus der Takelage gefegt. Die Wassermassen umhüllten den Jungen und formten eine perfekt symmetrische Kugel, die ihn sanft nach unten beförderte. Unsanft war allerdings die Landung – Latheus tippte die Wassersphäre mit seinem Zauberstab an und ließ sie mit einem leisen 'plop' zerplatzen.

Der alte Magier verschränkte die Arme vor der Brust und begann, seinen sturen Reisepartner zu belehren. Während Cannoli seinen Umhang auswring, konnte er die Spur eines triumphalen Lächelns auf Latheus' Gesicht erkennen. Er musste zugeben: Auch wenn er sich seine ersten Flugstunden ein wenig trockener vorgestellt hatte, war Latheus' Angeber-Wasserball trotzdem ein beeindruckender Trick gewesen.

„Du unzivilisierter Bauertölpel!“ Du wiederholst dich. „Deshalb bist du der Einzige, der vom Rat geprüft werden musste! Du bist eine Gefahr für deine Umwelt! Wieso haben sie dich in Volkesland noch nicht weggesperrt?!“

Cannoli vernahm nur einzelne Gesprächsfetzen, während er verträumt in den Himmel starrte. Das war der Grund, weshalb er Latheus bemitleidete. Er glaubte nicht, dass der alte Magier wirklich wütend war oder die ganzen Beleidigungen ernst meinte.

„Dein Hut sieht komisch aus.“ Latheus verstummte abrupt und riss die Augen irritiert auf.

„Dein Hut sieht komisch aus“, wiederholt Cannoli. Diese Worte reichten aus, um den eingebildeten Magier zum Explodieren zu bringen. Latheus' Hut war sein Markenzeichen und sein ganzer Stolz. Mit zahllosen Ornamenten und goldenen Stickereien verziert, vermutlich ein halbes Vermögen wert, diente er jedoch in erster Linie nur dazu, seine Größe wettzumachen. Jedenfalls war das Cannolis Theorie.

Zornig hob Latheus den Finger und versuchte vergeblich, ein Gegenargument aufzutreiben. Der alte Magier hatte alle seine Karten bereits ausgespielt, was ihn nur noch mehr verärgerte. Cannoli seufzte. Egal, wie schlau und talentiert Latheus war, er würde keinen Tag auf der Straße überstehen. Plötzlich fegte eine scharfe Böe über das Deck. Beide Zauberer waren zu abgelenkt gewesen, um zu bemerken, dass das Segel bereits eingeholt worden und die Besatzung innerhalb des Schiffes verschwunden war. Der Sturm war hier und das Meer drohte, das Schiff zu verschlingen. Eine weitere Böe schoss über das Deck und brachte die kleine Karavelle zum Schaukeln und Ächzen. Durch das Geschaukel wurden die Zauberer von den Füßen gerissen. Cannoli bekam ein Tau zu fassen und hielt sich fest. Latheus rutschte weiter über das Schiff, während er sich krampfhaft an seinem Hut festklammerte. Da verbiss sich der Wind in seinem Hut und trug ihn von Bord – mit Latheus im Schlepptau.

Erschrocken riss Cannoli die Augen auf. Von einem Augenblick auf den anderen war Latheus verschwunden. Der Junge fuchtelte panisch mit den Armen. Wenigstens einmal konnte seine Magie ihm doch von Nutzen sein. Bitte! Er hatte sich an die unberechenbar chaotische Wirkung seiner Magie gewöhnt. Jedes Mal war es, als spiele sich eine ganze Zirkusvorstellung ab. Aber Cannoli blieb keine Zeit, das Chaos zu bewundern, welches sich rings um ihn aufat. Wie auch sonst war kein Verlass auf Magie, doch er gab nicht auf. Er würde Latheus retten, mit oder ohne übernatürliche Fähigkeiten. Er nahm das Tau, welches er bis jetzt fest umklammert hatte, und band es sich um. Dann nahm er Anlauf und sprang. Das Wasser war kalt

und durchtränkte ihn sofort bis auf die Knochen. „Lathe-“ Seine Rufe wurden von einem Schwall Salzwasser erstickt und er begann zu husten. Für einen Augenblick sah der Junge seinen Reisepartner auftauchen. Latheus versuchte sich über Wasser zu halten, doch seine Ausdauer hatte unter seinen jahrelangen Magiestudien ohne Auszeit stark gelitten. Cannoli musste sich beeilen. Auch seine Kräfte würden bald schwinden und er musste sie beide vorher in Sicherheit gebracht haben. Zielstrebig schwamm er vorwärts, hatte es fast bis zu Latheus geschafft, als plötzlich etwas an ihm zu ziehen begann. Das Tau war zu kurz. Cannoli kämpfte – gegen Wasser und Seil – um jeden Zentimeter, während sich das Tau immer fester zusammenzog und ihm allmählich die Luft abzuschneiden begann. Er biss sich auf die Lippe und fluchte innerlich. Cannoli streckte den Arm aus; endlich bekam er Latheus' Umhang zu fassen. Als würde ein beschützender Geist auf sie herabblicken, begann der Sturm allmählich abzuklingen. Der Himmel brach auf, gab die Sonne frei und auch die See legte sich allmählich. Cannoli merkte, dass sie sich langsam in Richtung Schiff bewegten. Die Besatzung hatte das Tau bemerkt und begann, beide an Bord zu ziehen. Mit ihren letzten Kräften erklommen die Zauberer das Schiff und wurden sofort mit Decken begrüßt. „Pegaty! Cannoli.“

„Ja?“ Der Junge drehte sich zu Latheus um, welcher seinen Hut angespannt zurechtrückte. Er war wieder der Alte – ob normaler Tag oder fast ertrunken, der Hut musste sitzen. „Das war äußerst unverantwortlich und gefährlich, geradezu Selbstmord! Aber trotzdem“, Latheus wandte den Blick ab, „muss ich zugeben, dich unterschätzt zu haben. Danke, Cannoli.“ Der Junge grinste: „Hätte ich dich etwa mit den Fischen schwimmen lassen sollen? In Volkesland hätte man mich bei meiner Rückkehr dann erst recht weggesperrt!“ Er kratzte sich an den Armen, an denen sich mittlerweile silbrige Schuppen gebildet hatten. „Außerdem wäre es nicht gerade der heldenhafteste Tod für einen Wasserelementarmagier, irgendwo im Wasser zu ertrinken.“ Latheus nickte und studierte das Chaos, das Cannolis Magie auf dem Schiff hinterlassen hatte. Cannoli folgte seinem Blick und zog sich daraufhin seinen Hut ins Gesicht. Er studierte die Bodenplanken, welche plötzlich sein Interesse geweckt hatten.

„Ich habe dich noch nie zaubern gesehen.“ Latheus griff in seine Tasche. „Vielleicht kann ich dir helfen, deine Magie besser zu kontrollieren, damit so etwas“, er griff in seine zweite Umhangtasche, dann wieder die erste, „nicht nochmal passiert.“

Da schnappte der alte Zauberer erschrocken nach Luft und wurde noch blasser, als er ohnehin schon war. „Mein Zauberstab! Er ist weg!“

„He, beruhige dich! Bestimmt liegt er irgendwo auf dem Schiff herum. Ich würde dir ja gern helfen, aber“, Cannoli streckte sich und gähnte laut zur Demonstration, „der Lebensretter ist gerade viel zu müde und muss die Zauberstabsuche leider auf

morgen verschieben!“ Er war froh, Latheus Magielektüren vorübergehend entkommen zu sein. Es ersparte ihm einiges an Ausreden. Natürlich mussten sie den Stab finden, aber das hatte doch sicherlich noch etwas Zeit. Sie waren schließlich nicht in großer Eile. Zu seiner Überraschung nickte der alte Zauberer und ließ ihn mit einem „Natürlich. Morgen ist auch genug Zeit.“ gehen. Sobald Cannoli die Kajütentür hinter sich geschlossen hatte, brach er auf dem Boden zusammen. Das Tau hatte an manchen Stellen seine Haut aufgeschürft und das Salzwasser brannte in den Wunden, doch er war zu müde, um es zu bemerken oder auf seine Hängematte zu klettern. Er wollte einfach nur schlafen.

★

Verzweifelt lief Latheus auf und ab, um seiner Frustration Luft zu machen. „Nichts läuft nach Plan, absolut nichts! Wir sind meilenweit vom Kurs abgekommen, haben große Sturmschäden erlitten und meinen Zauberstab verloren! Und das, nachdem ich dem Rat versichert habe, dass alles in Ordnung ist! Ich könnte vor Ärger meinen Hut essen!“ Er stoppte abrupt. Stille. „Ich könnte hier den Verstand verlieren!“ Er drehte sich um und verschränkte die Arme dramatisch vor der Brust. „Hörst du überhaupt zu?!“ Cannoli blickte auf. Er gähnte laut und streckte sich gelassen, während Latheus ihn mit genervten Blicken durchlöcherte. „Würdest du deinen Hut vorher kochen, oder gleich verspeisen?“

„Cannoli, du hilfst nicht!“ Der Junge kicherte nur und schwang auf seiner Hängematte hin und her. „Ach komm, das wird schon! Aber nur, wenn du nach dem Sturm nicht auch noch in Selbstmitleid ertrinkst.“ Latheus hob anschildigend den Finger und wollte gerade etwas erwidern, klappte dann aber resigniert den Mund zu. Cannoli hatte ihn vor dem Ertrinken bewahrt. Als Zeichen seiner Dankbarkeit wollte der alte Magier geduldiger mit seinem Reisepartner sein, egal, wie sehr dieser es ihm erschwerte. Latheus dachte kurz nach, dann entschied er sich, das Thema zu wechseln. „Bist du immer noch erkältet?“ Cannoli blickte ihn kurz mit großen Augen an, dann streckte er die Zunge heraus. „Wie oft denn noch? Mir geht es gut! Warum fragst du ständig nach?!“

„Ich mache mir nur Sorgen.“ Die Magier blickten einander mit großen Augen an, beide gleichermaßen erstaunt über Latheus plötzliche Aussage. Nach einem kurzen Schweigemoment brach Cannoli die Stille mit einem lauten „Hä?!“ Er verschränkte die Arme vor der Brust und hob trotzig das Kinn. „Hast du etwa zu viel Wasser geschluckt?! Ich sagte doch, mir geht es gut!“ Latheus sah, wie der Junge sich wütend auf die Lippe biss. Cannoli wollte scheinbar noch etwas hinzufügen, blieb jedoch still. Unschlüssig wich Latheus dem schmallenden Blick seines Rei-

separtners aus. Die gesamte Situation war zu gleichen Teilen ungewohnt und unangenehm. So sehr er auch nachdachte, er verstand Cannolis Reaktion nicht. Latheus drehte sich kleinlaut um und wollte gerade verschwinden, als sein Reisepartner plötzlich mit schnellen Schritten an ihm vorbeistürmte und energisch mit den Armen wedelte: „Mir geht es super! Perfekt! Könnte nicht besser sein! Alles in Ordnung! Habe Schlimmeres überstanden! Danke vielmals!“ Er schien wieder der Alte zu sein.

Latheus blickte dem Jungen mit einer Mischung aus Verwirrung und Belustigung nach, während dessen Worte mit zunehmender Distanz an Lautstärke verloren. Egal, wie sehr der Zauberer sich bemühte, Cannoli war und blieb ihm ein Rätsel. Der alte Magier ließ sich auf einen kleinen Stuhl sinken und starrte an die Decke. Ich mache mir Sorgen? Er schnaubte. Natürlich musste er sich Sorgen darum machen, was wäre, wenn dem wandelnden Desaster etwas zustieße. Er trug schließlich die Verantwortung. Allmählich versank er in Gedanken über mögliche Konsequenzen. Mit jedem möglichen Resultat nahmen diese mehr Gestalt an, bis sie sich wie eine Art Theaterstück an der Decke abzuspielen begannen.

Nach einer Weile hielt Latheus inne. Je länger er über Cannoli nachdachte, desto bewusster wurde ihm, wie wenig er den Jungen kannte. „Name: Cannoli Pegaty. Zugehörigkeit: Magier. Wohnort: Fort Limen. Fachbereich: Verwandlung“, murmelte der alte Magier in Gedanken versunken vor sich hin. Das war alles. Obwohl sie schon seit Monaten miteinander gereist waren, kannte er eigentlich nicht mehr als Cannolis Namen. Latheus stand auf. Er musste mehr über den Jungen erfahren.

„Cannoli? Wo steckst du?“ Latheus stolzierte über das Deck, während er die Augen vor der Sonne abschirmte. Er hatte soeben seine dritte Runde vollendet, sogar einige Besatzungsmitglieder gefragt, ohne Erfolg. Da sah er auf dem Boden etwas silbrig Glänzendes. Der alte Magier beugte sich hinunter und sah, dass es sich um eine der Schuppen handelte, die nach dem Sturm auf Cannolis Armen aufgetaucht waren. Eigentlich war sie, so wie die anderen, schon lange abgefallen und hatte sich nur in Cannolis Kleidung verfangen. Das war der Grund, weshalb der Junge momentan neben seinem Schatten auch von einer dünnen Spur an Schuppen verfolgt wurde. Latheus blickte sich um und hielt nach weiteren Schuppen Ausschau, die sich über das Deck schlängelten und an der Treppe zum Lagerraum endeten.

„Cannoli? Bist du hier unten?“ Noch während er die Stufen hinunterstieg, wurde er bereits mit lautem Gefluche begrüßt. Irritiert schaute Latheus um die Ecke und brauchte einen Moment, seinen Reisepartner zwischen den vielen Fässern und Vorratskisten ausfindig zu machen. Der Anblick verschlug ihm zunächst die Sprache.

Statt eines trotzigen Cannolis streckten sich ihm zwei Füße aus einem leeren Fass entgegen. „Blödes Fass! Und ich dachte, du hältst etwas aus“, hörte Latheus es dumpf aus dem Fass meckern. „Cannoli?“ Der alte Magier trat besorgt näher, wurde jedoch sofort von einer Hand gestoppt, die aus dem Fass nach oben schnellte und abweisend winkte. „Hah! Die Stimme kenne ich! Latheus, wie geht es dir? Schöner Tag, nicht wahr? Ich wollte nur“

„Wieso steckst du in einem Fass?“ Stille, gefolgt von lautem Lachen. „Ich stecke überhaupt nicht fest, oder so! Warum auf einem Fass sitzen, wenn du in einem Fass sitzen kannst? Habe ich nicht recht? Hah!“ Stille. „Brauchst du Hilfe?“ Eine zweite Hand erhob sich aus dem Fass und begann, ebenfalls wild zu gestikulieren. „Nein! Oh, nein, nein, nein! Mir gefällt es hier! Wirklich entspannend! Ich kann rauskommen, wann immer ich will!“

„Dann komm aus dem Fass. Ich will mit dir reden“, antwortete Latheus und lehnte sich an eine Wand. „Ich will aber nicht!“ Der alte Magier schüttelte den Kopf. „Gut, dann bleibe eben dort.“

„Genau! Sag mir nicht, was ich tun soll!“, krächzte es aus dem Fass zurück. Latheus seufzte resigniert. Er wollte Cannoli besser kennenlernen, fand jedoch keinen Ansatz. Vor allem nicht, wenn der Junge noch sturer war als er selbst. Der alte Magier räusperte sich: „Cannoli.“ Plötzlich fuhr ein starker Ruck durch das Schiff, der Cannolis Fass zum Umkippen brachte. Belustigt sah Latheus seinem Reisepartner zu, wie dieser unbeholfen aus dem Fass kletterte und tief Luft holte. „Oh, Freiheit!“, seufzte Cannoli erleichtert und richtete seinen Umhang, als wäre nichts gewesen. Der junge Zauberer drehte sich zu Latheus um und grinste breit. „Siehst du? Ich habe es ja gesagt: ich komme raus, wann ich will!“

„Ja, ja. Du hast mich überzeugt.“ Latheus spürte, wie seine Mundwinkel zuckten. „Cannoli. Mir ist aufgefallen, dass“

„Entschuldigung?“ Eine zweite Unterbrechung, die stark an Latheus Nerven zerrte. Schuld war ein Besatzungsmitglied, welches den Kopf um die Ecke streckte. „Sie haben ihr Ziel erreicht.“ Sofort war jegliche Art von Wut verschwunden, obwohl beide Zauberer zunächst einen Moment brauchten, um das Gehörte zu verstehen. Cannoli nickte energisch und quietschte etwas Unverständliches, bevor er aufgereggt die Treppe zum Deck hinaufsauste. Latheus nickte dem Besatzungsmitglied zu und bedankte sich, bevor er seinem Reisepartner nach oben folgte. Er musste zugeben, dass Cannolis Enthusiasmus zum Teil ansteckend war. Vor allem nun, da sie beide vor ihrem Ziel standen: eine kleine, unscheinbare Insel inmitten des weiten Ozeans.

★

Latheus blickte hinüber zu Cannoli, der sich neugierig über die Reling beugte. Plötzlich verzog der Junge das Gesicht. „Langweilig! Die Insel sieht ja genauso aus wie Volkesland!“ Er ließ den Kopf auf das Geländer fallen und schmolte. Latheus stellte sich neben seinen Reisepartner, um einen genaueren Blick zu erhaschen. Cannoli hatte recht: Die Insel war zwar gewöhnlich, aber trotzdem ein schöner Anblick. Weiße Strände, ein dichter Wald, ein Berg mit Klippen am anderen Ende. Und weit und breit kein Wesen in Sicht. Nicht einmal Vogelgesang war zu hören. Latheus seufzte. „Was hast du erwartet? Wir sind auf einer Erkundungsreise, keinem Märchenabenteuer! So oder so, wir müssen vorsichtig sein.“ Cannolis Kopf schnellte nach oben. „Aber natürlich! Zeit für ein Abenteuer!“

„Cannoli, hör mir doch zu!“ Aber es war zu spät. Der Junge schnappte sich ein Tau und schwang sich mit strahlenden Augen vom Schiff. Er landete ein wenig unbeholfen im Sand und blickte sich kurz um, bevor er Latheus zuwinkte. Dieser hievt sich mit einem genervten Seufzen über die Reling. Er federte seinen Fall mit kleinen Plattformen aus Meerwasser ab und landete elegant neben seinem Reisepartner. Cannoli legte den Kopf schief, während er sich den Sand aus den Kleidern klopfte. „Ich dachte, du brauchst deinen Zauberstab, um Wasser zu kontrollieren. Warum hast du dich nach dem Sturm so beschwert?“ Latheus schnaubte beleidigt. „Das stimmt nicht! Ich kann sehr wohl Magie ohne Zauberstab einsetzen. Allerdings ist meine Auswahl an Formeln nur auf das Geringste begrenzt. Ich bin nicht völlig nutzlos, falls du das denkst!“ Cannoli nickte gelassen; er schien wieder nur zur Hälfte zugehört zu haben. Latheus schnaubte beleidigt und studierte die Umgebung, um seinem Ärger Luft zu machen. Die Insel war nahezu von Wäldern überwuchert. Vom Berg in der Ferne schlug ihnen das Rauschen eines Wasserfalls entgegen. Cannoli war der erste, der sich bewegte. Er nickte dem alten Magier zu und verschwand zwischen den Bäumen, um in den dichten Wald vorzustoßen. Latheus hatte zunehmend Mühe, mit dem Jungen mitzuhalt. Obwohl sie immer tiefer in den Wald eindringen, blieben die Waldgeräusche fern. „Cannoli, wir müssen vorsichtig sein!“ Latheus schob einige Äste beiseite, als er plötzlich ein lautes Knacken hörte, gefolgt von einem dumpfen Aufprall. „Cannoli?!“ Der Junge war verschwunden. Latheus wollte gerade loslaufen, wurde dann jedoch darauf aufmerksam, dass sein Reisepartner nicht weit gekommen war. Cannoli lag flach vor ihm auf dem Boden und grummelte in den Waldboden: „Mein Glück.“ Latheus verschränkte die Arme belustigt vor der Brust, während er zusah, wie der Junge seinen Fuß von einer Wurzel befreite. „Ich sagte doch, dass du vorsichtig sein sollst.“ Wortlos griff Cannoli nach seinem Hut und setzte ihn auf. Er versuchte kurz, seine violetten Haare zu verstecken, gab jedoch auf, als sie zum dritten Mal wieder unter der Krempe hervorsprangen. Latheus drehte sich um und wollte gerade weiterlaufen, als er plötzlich auf

die Wurzel aufmerksam wurde, über die sein Reisepartner gestolpert war. Sie war völlig zerfetzt und halb aus dem Boden gerissen, Krallenspuren zierten ihre Ränder. Sofort blickten die Zauberer sich alarmiert um. Sie waren zu abgelenkt gewesen, um zu bemerken, dass viele Bäume sowie der Waldboden ähnlich tiefe Furchen aufwiesen. Ohne sich jegliche Nervosität anmerken zu lassen, stapfte Cannoli zu einem der Bäume und musterte die Spuren. Er hielt sich nachdenklich das Kinn: „Seltsam. Die Spuren sind zu groß für einen Wolf, aber zu klein für einen Bären.“ Der Junge drehte sich zu Latheus um. „Wir müssen aufpassen.“ Das Auge des alten Magiers zuckte. Wieso versuche ich überhaupt, mit ihm zu reden! Widerwillig setzten die beiden ihren Weg fort und begannen, die Insel zu umrunden. Ein unbehagliches Gefühl verfolgte die Magier. Latheus fühlte sich beobachtet. Er nutzte die Gelegenheit, um sein Fachwissen zu demonstrieren, während Cannoli ihre Entdeckungen auf einer Karte festhielt.

Nachdem sie etwa ein Viertel der Insel hinter sich gelassen hatten, war das Dröhnen des Wasserfalls unüberhörbar. Wie angekündigt, wartete er bereits hinter einer Lichtung. Das Wasser schlug kristallklare Wellen in einem angrenzenden See, während der Wind sanft durch das Schilf strich. Die Wolken zogen langsam vorbei, eine Böe zupfte an den Bäumen. Noch immer waren keine Tiere in Sicht. Latheus stütze sich auf seine Knie und schüttelte erschöpft den Kopf. „Es wird bald dunkel. Wir müssen zum Schiff zurückkehren.“

„Lasst uns erst eine Pause machen. Du siehst noch blasser aus als sonst.“ Cannoli ließ sich auf den Waldboden sinken und stützte den Kopf auf die Knie. Latheus verschränkte die Arme vor der Brust. „Ich verschwende meine Zeit nicht mit nutzlosen Spaziergängen! Ich kann meine Studien nicht vernachlässigen.“

„Und trotzdem bist du mitgekommen.“ Der alte Magier seufzte resigniert, als er Cannolis vorwurfsvollen Blick sah. Er ließ sich widerwillig ins Gras fallen und stützte sich auf seine Hände, um den Himmel anzusehen. Da spürte er etwas Feuchtes an seiner Hand. Sofort sprang der alte Magier unter einem lauten Kreischen auf, gefolgt vom Lachen seines Reisepartners. „Beruhige dich, Latheus! Das sind nur Krötenpilze.“ Für einen Moment sah Latheus Cannoli an, dann blickte er zum Boden. Einige schwarze Pilze stachen aus dem Grün hervor und glänzten im Sonnenlicht. Der alte Magier verschränkte die Arme vor der Brust, um seine Verlegenheit zu überspielen.

„Krötenpilze?! Ich bin Gelehrter! Noch nie habe ich so einen Namen gehört! Diese Pilze dort“, er wies dramatisch zum Waldboden, „heißen Witterherzen. Der Name kommt von ihrem tödlichen Gift, weshalb du unzuverlässiger Chaosverschacher dich von ihnen fernhalten solltest.“

Cannoli blickte den alten Magier kurz an, dann griff er nach einem Pilz und begann, wortlos auf ihm herumzukauen.

„Cannoli, bist du wahnsinnig?!“ Der Junge kicherte, als er Latheus entgeistertes Gesicht sah.

„Alles in Ordnung. Die Schleimschicht auf den Pilzen neutralisiert das Gift!“ nuschelte Cannoli mit vollem Mund, während er dem alten Magier einen Pilz entgegenhielt. „Man kann sie essen. Willst du einen?“ Latheus hob die Hände und trat einen Schritt zurück.

„Nein, danke. Ich habe keinen Hunger.“

„Okay, dann nicht.“ Cannoli zuckte gelassen mit den Schultern. „Eigentlich sind sie ganz akzeptabel, wenn man sonst nichts zu essen hat. Aber man sollte nicht versuchen, sie über dem Feuer zu rösten, ohoh!“ Der Junge grinste und hielt seinen Umhang hoch. Statt einer sauberen Kante klaffte ein großes eingebranntes Loch. Er ließ seinen Umhang los und stand auf, dann drehte er sich um und begann, zurück zum Strand zu laufen. „Naja, wir sollten uns auf den Weg zum Schiff machen. Ich habe Angst im Dunkeln.“ Latheus zögerte für einen Moment, bevor er dem Jungen wortlos folgte. Er konnte nicht aufhören, über Cannolis Worte nachzudenken. Jetzt, da er den Jungen in der Dämmerung sah, fiel ihm vieles an ihm auf. Seine Nase war krumm, als sei sie vor langer Zeit gebrochen worden. Seine Haare waren schief geschnitten, seine Kleidung zu groß und mit einem Seil als Gürtel behelfsmäßig befestigt. Sein Gesicht war leicht eingefallen und auch sein restlicher Körper ähnelte nicht dem einer Person, die jeden Tag eine Mahlzeit auf dem Tisch oder ein Dach über dem Kopf hatte. Und doch strahlte er eine Aura von Heiterkeit aus, als gäbe es keine Sorgen in seiner Welt. Latheus schüttelte den Kopf und strich mit der Hand über die Ornamente an seinem Hut.

„Übrigens, wir sollten die seltsamen Steinhäufen auf der anderen Seite des Sees auf der Karte festhalten, nicht wahr?“

Steinhäufen?

★

Stolz hielt der Junge seine Karte gegen das Sonnenlicht.

„Hah! So, wie du es wolltest, Latheus! Alles gezeichnet und markiert vom einzig wahren Cannoli Pegaty! Ich habe sogar unterschrieben!“ Er seufzte, als seine Freude schlagartig verflog. „Schade, dass wir bald wieder gehen müssen. Ich hatte gehofft, dass die Erkundungsreise spannender wird.“ Er erhielt nicht mehr als ein unbekümmertes Brummen als Antwort. Cannoli blickte zu seinem Reisepartner. Seitdem sie vor einigen Monaten aufgebrochen waren, hatten sich zahlreiche seiner Vermutungen bestätigt: Latheus war stets organisiert und brachte viel Zeit damit

zu, seine Studien zu verfolgen. Bevor er seinen Zauberstab verloren hatte, war er ständig damit beschäftigt gewesen, seine Formeln im Geheimen zu testen, um sie zu perfektionieren. Gleichzeitig verlor er schnell die Geduld, wenn seine Pläne nicht eingehalten wurden. Eines allerdings konnte Cannoli nicht verstehen: schon seit einigen Wochen wich Latheus ihm kaum von der Seite. Es war seltsam.

„Cannoli!“, zischte es plötzlich hinter ihm. Cannoli blinzelte verwirrt und drehte sich zu seinem Reisepartner um. Latheus kniete auf dem Boden und wies zu einem Busch. „Da hinten!“

Cannoli zog die Augenbrauen nach oben und folgte seinem Blick, dann weiteten sich seine Augen vor Erstaunen. Das Geäst öffnete sich und gab ein kleines Wesen preis. Doch es war kein Tier – es war klein, stand auf zwei kurzen Beinen und war halb von Moos überwuchert. Statt einem Kopf streckte sich ihnen ein Pilzhut entgegen, aus dem seltsame Antennen sprossen. Das Wesen war in ein Gewand aus Blättern gehüllt und hielt ihnen ein schimmerndes Schneckenhaus entgegen. Mit strahlenden Augen starrte Cannoli das Pilzwesen an.

„Ich wusste doch, dass uns jemand die ganze Zeit beobachtet hat! Ich habe noch nie solche Bewohner in Volkesland gesehen!“ Er streckte den Arm aus, wurde jedoch von Latheus zurückgehalten.

„Halte Abstand, sonst verscheuchst du es noch. Außerdem wissen wir nicht, ob es gefährlich ist! Wir haben noch immer nicht die Ursache der Krallenspuren.“ Der alte Magier brach ab, als das Pilzwesen nähertrat und erwartungsvoll mit den Antennen wackelte. Es legte das Schneckenhaus vor ihnen auf dem Boden ab und huschte schnell wieder ins Gebüsch. Cannoli schüttelte den Kopf. Das Wesen war zu ängstlich, um sie je angreifen zu können. Außerdem schien es keine Krallen oder scharfe Zähne zu haben. Der Junge merkte, wie der Griff seines Reisepartners sich lockerte, bis er sein Handgelenk gänzlich losließ.

„Latheus, ich glaube, dass es uns ein Geschenk machen wollte.“

Cannoli stupste den alten Magier an und kicherte: „Los, nimm es! Du bist schließlich der Anführer.“ Er sah zu, wie Latheus widerwillig das Schneckenhaus aufhob und in das Licht hielt. Es glitzerte und warf kleine, bunte Lichtreflexe auf die angrenzenden Baumstämme. Während die beiden Zauberer das Schimmern bewunderten, kroch das Pilzwesen wieder unter dem schützenden Blätterdach des Busches hervor. Es hob die Ärmchen und sprang wild auf und ab. Der Anblick brachte den Jungen zum Lachen. Er kicherte weiterhin, als Latheus auftrat und zögernd auf den kleinen Inselbewohner zuing.

„Wir müssen dem Rat von der Kreatur berichten! Dein Suppenhuhn Spot hätte schon längst zurückgekehrt sein sollen!“ Cannoli verschränkte die Arme vor der Brust und reckte trotzig die Nase in die Luft.

„Während des Sturms bist du ja auch kurzzeitig geflogen. Da hättest du gleich den Weg nach Volkesland zurücklegen können, um dem Rat persönlich Bericht zu erstatten!“ Der Junge grinste erleichtert, als er daraufhin Latheus' gewohntes Zetern hörte. Er wandte sich wieder dem kleinen Inselbewohner zu, welcher schnell voranlief und nach ein paar Schritten stoppte, um auf sie zu warten. Neugierig folgten die Zauberer dem Wesen durch den Wald, vorbei an vielen der seltsamen Steinformationen, die sie auf ihrer Karte vermerkt hatten. Die Bauwerke bestanden noch immer hauptsächlich aus gestapelten Steinen, die vom Meerwasser über Jahre rundgeschliffen worden waren. Einige wurden von der Natur zurückerobert, andere waren schon lange zerfallen. Und ein weiterer überdeckte einen seltsamen Fußabdruck, den die Magier am Morgen zuvor entdeckt hatten. Sie liefen sogar an dem Baum vorbei, an dem Cannoli ihre Namen eingeritzt hatte. Latheus hatte sich damals beschwert, dass der Junge seinen eigenen Namen stets falsch schrieb und Cannoli bestand darauf, dass seine Freunde es ihm so beigebracht hatten. Er wusste es schließlich selbst, war allerdings zu stur, um zuzugeben, dass er damals auf den Scherz seiner Freunde hereingefallen war. Letztendlich war ihre Diskussion nur Zeitverschwendung gewesen, da am nächsten Tag frische Kratzer die Namen bis zur Unkenntlichkeit überdeckten. Nach einer Weile nahm das Dröhnen des Wasserfalls zu. Das Pilzwesen lief weiter geradeaus, völlig unbeeindruckt vom ständigen Rauschen der Wassermassen. Es brach durch das Dickicht und blieb auf der Lichtung zum See stehen, an dem Cannoli die ersten Steinhaufen entdeckt hatte. Das Wesen drehte sich um und schaute kurz hoch zu den beiden Magiern, dann wackelte es erneut mit den Antennen und lief hinunter zum Seeufer. Es schnappte sich ein weiteres Schneckenhaus und füllte dieses mit Wasser. Belustigt sah Cannoli zu, wie der Inselbewohner begann, munter das Seewasser aus dem Schneckenhaus zu schlürfen. Der Junge blickte hinüber zu seinem Reisepartner, welcher sich erschöpft auf das Gras sinken ließ. Latheus rückte seinen Hut zurecht und schnaubte verärgert: „Dieser See scheint seltsame Pilze förmlich anzulocken.“

Cannoli sah jedoch, wie der gereizte Ausdruck des alten Magiers verschwand, sobald das Pilzwesen auf einen der Steinhaufen kletterte. Es hob erneut die Ärmchen und zuckte mit den Antennen, dann drehte es sich im Kreis. Plötzlich war die Lichtung mit zahllosen Inselbewohnern gefüllt, die die Zauberer neugierig umringten. Pilze, Blätter, Blumen, einige trugen sogar ganze Baumstümpfe auf den Köpfen. Manche trugen ebenfalls Schneckenhäuser, andere große Nusschalen. Einige Inselbewohner trugen Gewänder aus Ästen und Baumrinde. Leise kniete Cannoli sich neben seinen Reisepartner und beobachtete die Bewohner. Das Pilzwesen sprang vom Steinhaufen und lief auf die Magier zu. Seine Antennen zuckten und es begann, auf Cannolis Schoß zu klettern. Trotz Latheus besorgtem Blick fing

der Junge an zu lachen: „Hey, das kitzelt. Aua!“

Der Inselbewohner zog neugierig an seinem Ohr. Vorsichtig schob Cannoli die Ärmchen des Wesens beiseite, um sein Ohr zu befreien.

„Meine Ohren sind schon lang genug!“ Er kicherte und stupste die Antennen des Inselbewohners an. Diese vibrierten, bevor das Wesen mit wedelnden Armen umkippte und kopfüber zurück in seinen Schoß fiel. Dort blieb es kurz reglos liegen, dann stand es auf und kletterte wieder an dem Jungen hoch. Es setzte sich auf seine Schulter und versteckte sich zwischen seinen Haaren. Cannoli blickte zurück zu Latheus, welcher ihn belustigt anschaute: „Ich denke, dass wir wohl doch ein wenig länger bleiben müssen, um diese Wesen zu erforschen. Wenigstens scheinen sie dich zu mögen.“

„Hah! Wie kann man mich nicht mögen? Aber ich muss sagen“, der Junge grinste breit, „dass du auch ganz nett sein kannst.“ Latheus blinzelte ihn nur stumm an.

„Es nennt sich ‚Kompliment‘. Nimm es an.“ Cannoli lachte, als sein Reisepartner sich räusperte und ein verlegenes „Danke“ murmelte. Der alte Magier stand auf und klopfte seine Kleidung ab.

„Wir sollten der Besatzung auf dem Schiff berichten, dass sich unsere Rückfahrt verzögert.“ Latheus drehte sich um und wollte gerade loslaufen, als die Inselbewohner ihn umringten. Der alte Zauberer verschränkte die Arme vor der Brust:

„Gibt es ein Problem? Falls ihr uns überhaupt versteht.“

Die Antennen der Pflanzenwesen zuckten. Cannoli sah, wie einer der Inselbewohner an Latheus' Umhang zog. Der alte Magier schnaubte und stapfte dem Bewohner erneut widerwillig hinterher. Allmählich gesellten sich immer mehr Pflanzenwesen zu dem ersten und liefen mit den Zauberern mit. Auch der Pilzbewohner auf Cannolis Schulter sprang herunter und lief an der Spitze mit. Die Gruppe umrundete den See, bis sie vor dem Wasserfall stehenblieb. Cannoli musste sich die Ohren zu halten, um dem Lärm zu trotzen. Das Pilzwesen blieb kurz an einer Seite des Wasserfalls stehen, dann war es verschwunden, dicht gefolgt von weiteren Inselbewohnern. Noch bevor die Zauberer die Lage verstanden hatten, waren sie schon hinter den Wassermassen verschwunden.

★

Cannoli brauchte einen Moment, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Seine Hand verschwand in seiner Tasche und er kramte kurz darin herum, dann zog er etwas heraus. Es war ein Ast. In einer schnellen Bewegung ließ er ein Ende über die Höhlenwand scheuern. Sofort brannte die Spitze lichterloh, gerade genug, um einen Teil der Höhle sowie Latheus' fragendes Gesicht zu erhellen: „Ich dachte, dass du lieber auf Magie verzichtest.“

Cannoli stützte seine freie Hand auf seine Hüfte und grinste stolz.

„Das war keine Magie! Erinnerst du dich noch an die Pilze?“

„Ja. Sie heißen übrigens Witterherzen, nicht Krötenpilze.“ Der Junge ignorierte den beleidigten Gesichtsausdruck seines Reisepartners. „Nicht meine Schuld, dass sie von weitem wie Kröten aussehen. Jedenfalls habe ich doch erzählt, dass man sie nicht rösten sollte, oder?“ Cannoli lächelte, als sich Latheus' Augen vor Erstaunen weiteten. „Stimmt! Du hast die Spitze des Asts in dem Schleim der Pilze getränkt, weil du wusstest, dass er schnell anfängt, zu brennen.“ Der alte Magier verschränkte die Arme vor der Brust und hob eine Augenbraue.

„Du bist schlauer als du aussiehst.“

„Danke, du auch.“ Der Junge grinste und hielt den Ast hoch, um die Höhle weiter zu erleuchten.

Rings um sie herum standen die Inselbewohner. Ihre Antennen reflektierten das Licht und leuchteten so bunt wie das Schneckenhaus, das die Zauberer als Geschenk erhalten hatten. Auch die Höhle an sich glomm schwach, zum Teil von schimmernden Kristallen und kleinen Löchern in der Decke, zum anderen von Pilzen und Ranken, die Cannoli noch nie gesehen hatte. Die Flechten erklimmen ebene Höhlenwände, die die Höhle vom Wasserfall abgrenzte. Noch immer konnte man das Donnern der Wassermassen vernehmen, begleitet vom leisen Plätschern und Tropfen. Das Plätschern ging von einem kleinen Teich inmitten der Höhle aus. Bunte Wasserpflanzen zierte die Wasseroberfläche und die schimmernden Flossen kleiner Fische schlugen sachte Wellen. Bei genauerem Hinsehen erkannte Cannoli, dass es keine Fische waren, sondern Lurche. Die bunten Muster auf ihren Rücken glommen ebenfalls im gedimmten Licht der Höhle. Sie sahen aus wie kleine Drachen, die still durch das Wasser glitten. Fasziniert trat Cannoli einige Schritte näher. Ein roter Frosch sprang neben seinem Fuß los und landete mit einem Platschen ebenfalls im Wasser. „Das ist der Wahnsinn“, flüsterte der Junge und drehte sich zu seinem Reisepartner um. Latheus nickte, während er die Ranken beäugte. Auch wenn der alte Magier Cannoli den Rücken gekehrt hatte, konnte dieser noch immer sein Erstaunen wahrnehmen.

Der Junge trat näher und legte den Kopf schief: „Kennst du diese Pflanzen?“

„Sie kommen mir bekannt vor.“ Der alte Magier zupfte einige Blätter ab und ließ sie in seinem Umhang verschwinden, dann drehte er sich um. „Es dämmt bald.“ Cannoli sah zu, wie sich Latheus seinen Weg zum Ausgang am Wasserfall bahnte, aber von den Inselbewohnern abgehalten wurde. Die Wesen hoben die Arme und begannen, sich so im Kreis zu drehen, wie es das Pilzwesen zuvor getan hatte. Die Masse teilte sich und gab einen weiteren Bewohner frei, dessen Angesicht eine

Woge von Autorität begleitete. Er sah aus wie seine Gefährten, war allerdings größer und mit verzweigten Mustern geschmückt. Er drehte sich zu den Zauberern und nickte ihnen zu, dann lief er zum See und berührte das Wasser mit einem Arm. Dann begann das Wesen leise zu flüstern. Sofort zuckten die Zauberer zusammen. Ein Moment kurzer Stille verstrich, bevor Latheus sich ungläubig räusperte und im gleichen Flüstern antwortete. Perplex sprang Cannolis Blick zwischen seinem Reisepartner und dem Inselbewohner umher, während diese einander abwechselnd zuredeten.

„Latheus? Was passiert hier?!“ Der alte Magier blickte auf: „Das Wesen kann sprechen. Es sagt, dass seine Art in Frieden kommt und uns willkommen heißen will.“

Cannoli verschränkte ungläubig die Arme vor der Brust und ließ seinen Reisepartner fortfahren. „Es sagt, dass vor langer Zeit Reisende ihre Insel besuchten, die der damaligen Generation ihre Sprache vermachten. Als Gelehrter“, Latheus streckte die Brust heraus, als Teile seines Stolzes wieder ihren Weg ans Licht fanden, „ist mir diese antike Sprache natürlich bekannt.“ Cannolis Augen leuchteten erwartungsvoll, während er dem alten Magier und dem Inselbewohner zuhörte. Er musste zugeben, dass er ein wenig neidisch war. „Die Reisenden zerstörten große Teile des Waldes und töteten alles, was sich ihnen in den Weg stellte. Die Überlebenden versteckten sich in dieser Höhle und hofften auf Rettung.“ Während er seinem Reisepartner zuhörte, blickte Cannoli zu den Inselbewohnern. Nur das Zucken ihrer glimmenden Antennen zeichnete sie vom Rest der Höhlenflora ab. Er spürte einen stechenden Schmerz, als er sich Latheus' Erzählung bildlich vorstellte. Sie waren völlig hilflos! „... es sagt, dass sein Name Rue sei“, hörte er seinen Reisepartner enden.

Der Junge schüttelte den Kopf, um seine Gedanken zu verdrängen: „Rue?“

„Es ist der Name des Beschützers, den die Wesen in dieser Höhle fanden und aus seinem Schlaf weckten. Rue rettete die Bewohner vor den Reisenden. Hörst du jemals zu?“ Cannoli vernahm den gereizten Unterton, der in der Stimme des alten Magiers mitschwang. Er nickte gedankenverloren. Rue. Egal, wie angestrengt er Latheus zuhörte, der Name wollte Cannolis Gewissen nicht verlassen.

Die Zeit verstrich, bis auch das schwindende Licht der Sonne nicht mehr in die Höhle dringen konnte. Die Flamme des letzten Asts, den Cannoli an der Höhlenwand entzündet hatte, verabschiedete sich allmählich und kündigte die verspätete Heimkehr an. Zum Erstaunen der Zauberer grüßte sie beim Verlassen der Höhle nicht Sonnenschein, sondern der Mond, der sich über dem fliehenden Dämmermeer regte. Es war, als hätte das Höhlengrau ihnen jegliches Zeitgefühl geraubt. Die Nacht brach an.

Der Mondschein brach durch das Blätterdach des Waldes und verfiel sich im Lodern des Lagerfeuers. Es war zu spät gewesen, zurück zum Schiff zu laufen, weshalb die Zauberer sich dazu entschieden hatten, die Nacht auf einer Lichtung nahe des Wasserfalls zu verbringen. Latheus blickte hinüber zu seinem Reisepartner, welcher verträumt in den Nachthimmel blickte. Der Junge regte sich nicht einmal, als es in der Ferne krachte. „Cannoli, hast du noch die Karte?“ Cannoli streckte sich und gähnte, dann wendete er ihm den Kopf zu.

Latheus sah, wie sich das Feuer in den haselnussbraunen Augen des Jungen widerspiegelte.

„Ja, ich habe sie nachgebessert.“ Mit diesen Worten wandte Cannoli sich erneut dem Sternenhimmel zu. Latheus sah, wie er die Augen schloss und entspannt seufzte, als könnten ihm die unheimlichen Geräusche und Schatten der Bäume nichts anhaben. „Du glaubst nicht, welchen Rumtreibern man bei Nacht in Volkesland begegnet!“, bemerkte Cannoli und kicherte. Latheus senkte den Kopf und blickte in die Flammen. Es war schon eine Ausnahme, dass die Gestalten des Tages ihn zu Gesicht bekamen.

Ein weiteres Krachen ertönte in der Ferne, diesmal ein wenig lauter. Zu Latheus' Erstaunen fuhr Cannoli nicht einmal zusammen. Er saß ruhig da, nur das leichte Zittern seiner Knie und das Zucken seiner Ohren offenbarten, dass seine Wachsamkeit nicht nachließ. Stumm saßen die Magier sich gegenüber, während sie dem Knistern des Feuers lauschten. Es war unklar, ob die Abwesenheit der Waldgeräusche ihre Situation auflockerte oder anspannte. Plötzlich blickte Cannoli mit weiten Augen auf. „Latheus?“

„Ja?“

„Renn.“

Noch bevor Latheus das Zischen des Jungen verstehen konnte, hatte dieser ihn schon bei dem Handgelenk gegriffen und schleifte ihn schnell hinter sich her. „Wir müssen zum Schiff!“, rief Cannoli panisch. Mittlerweile hörte Latheus ebenfalls ein lautes Trommeln, das immer lauter wurde. Sie waren nicht allein. „Wir haben keine Zeit, die Höhle ist näher!“, keuchte der alte Magier, während er versuchte, mit dem Tempo des Jungen Schritt zu halten. Ein verzerrtes Kreischen hallte hinter ihnen von den Baumstämmen wider. Ein Zittern fuhr durch eine Reihe von Blätterkronen hinter ihnen und schoss rasch auf sie zu.

Es war schnell. Bald schlug ihnen aus beiden Richtungen der Lärm entgegen – das Dröhnen des Wasserfalls, welches vergeblich versuchte, das Donnern hinter den Zauberern zu ertränken. Sie brachen durch das Geäst und landeten auf der

Lichtung, dicht gefolgt von einem weiteren Kreischen. Die Bäume verschwommen miteinander, während Latheus' Lunge brannte. Er schaute mit schreckgeweiteten Augen zu seinem Reisepartner, welcher ihre Umgebung rasch überflog. Erst, als sie sich kurz vor dem Eingang der Höhle befanden, wagte Latheus einen Blick über die Schulter. Trotz der Finsternis sah er den Schatten klar und deutlich. Das Wesen hatte zahllose, milchig weiße Augen, die jeglichen Fokus verloren hatten. Latheus hörte das Reißen von Klauen auf Gras und das Knirschen von Steinen, die unter den zahllosen Beinen der Kreatur zermalmt wurden. Es kam näher. Plötzlich verschwand der Griff am Handgelenk des alten Magiers, sowie die Kraft, die ihn mitzog. Sie waren vor dem Höhleneingang, als er etwas in seinem Augenwinkel sah. Cannoli stürmte an ihm vorbei. Es war, als existierte kein Gedanke hinter seinem Blick, während er die Augen auf eine Stelle vor dem Monster gerichtet hatte. Ein ahnungsloses Inselwesen stand am Seeufer und füllte sein Schneckenhaus. Es bewegte sich nicht, auch nachdem die Kreatur ein weiteres Kreischen ausstieß und rasch näherkam. „Cannoli!“ Der alte Magier sah zu, wie der Junge zu dem Pflanzenwesen rannte.

Die nächsten Momente waren zu schnell verstrichen, als dass Latheus einen Gedanken fassen konnte. Er schnappte aus seinem Schockzustand und löste den Wasserschild auf, den er im letzten Moment geschaffen hatte. Er blickte zu seinem Reisepartner. Cannoli kauerte neben dem Pflanzenbewohner, jegliche Anzeichen seiner stolzen, selbstbewussten Art verschwunden. Der Junge starrte mit Schreck geweiteten Augen auf die Wurzel, die vor ihnen emporgeschossen war und das Monster zurück in den Wald geschleudert hatte. Seine Augen füllten sich mit Tränen, während er das Werk seiner Magie gedankenverloren ansah. Er war nur ein Kind. Dieser Gedanke wollte Latheus nicht verlassen. Er war nur ein Kind und doch war er dem Pflanzenwesen zur Hilfe geeilt. Der alte Magier kniete sich neben den Jungen.

„Bist du verletzt?“ Latheus war besorgt, dass sein Wasserschild nicht ausgereicht hatte, um die Kraft der Wurzel abzuhalten. Sein Reisepartner senkte nur den Blick und schüttelte den Kopf, dann stand er wieder auf. Er wischte eine Träne weg, dann setzte er wieder ein breites Grinsen auf. Es wirkte gekünstelt.

„Alles in Ordnung. Danke für den Schildzauber, sonst wäre ich vermutlich wieder mal meiner eigenen Magie zum Opfer gefallen.“ Cannoli kicherte und Latheus nickte abwesend. Wäre er nicht gewesen, hätte die Wurzel Cannoli und den Inselbewohner vermutlich erschlagen.

„Naja“, der Junge zuckte mit den Schultern und lief auf den Berg mit dem Wasserfall zu, „ist schließlich nichts Neues.“ Latheus glaubte nicht, dass der Junge von seinen typischen kleinen Magieunfällen sprach. Die Situation erinnerte den alten

Zauberer an die große Gefahr, die Magie darstellte, wenn sie unkontrollierbar war. Er kannte einige Magier, die Kontrolle über verschiedenste Bereiche hatten, doch er war niemals jemandem begegnet, der ein derartig vielfältiges und zerstörerisches Chaos anrichten konnte. Er blickte dem Jungen nach. Es gab vieles, das sein Reisepartner über sich und seine Vergangenheit verschwieg. Wer war er?

★

Die ersten Sonnenstrahlen erklimmen den Horizont und tränkten die Insel in goldenes Licht. Der Schock der letzten Nacht saß tief, selbst, nachdem die beiden Magier wieder Sicherheit genossen und auf dem Quellberg des Wasserfalls die Umgebung überblickten. Latheus blickte zu seinem Reisepartner und versuchte, seine Handlungen zu entziffern. Cannoli kramte in seiner Tasche herum und zog eine kleine Schachtel mit Kieselsteinen hervor. Er suchte sich zehn gleichgroße Steine heraus und reihte sie vor sich auf dem Boden auf. „Warum trägst du eine Schachtel voller Steine mit dir herum? Das ist nur unnötiges Gewicht.“ Der Junge blickte auf und nahm einen Kieselstein in die Hand: „Ich verzichte hauptsächlich auf meine magischen Fähigkeiten, weil sie mir sowieso nur im Weg stehen. Manchmal gibt es Notfälle, in denen ich abwäge, ob es sich lohnt, sie doch einzusetzen. Deshalb muss ich herausfinden, wie sehr ich meine Fähigkeiten kontrollieren kann, wenn es darauf ankommt. Und dafür nehme ich Kieselsteine.“ Unter Latheus' Blick schlossen sich die Finger des Jungen um den Kieselstein und öffneten sich nach einem Moment wieder. Der Stein war verschwunden und der Junge blickte sich irritiert um. Latheus hob die Augenbraue: „Ich dachte, dass du ein Verwandlungsmagier bist.“

„Stimmt nicht“, der Junge gab die Suche nach dem Kiesel auf und griff nach dem Nächsten. „Das habe ich nur geschrieben, weil der Rat mir nicht traut.“ Wieder verschwand der Stein in der Hand des Jungen. Cannoli hielt den Kiesel für einen Moment, dann warf er ihn plötzlich weg und wedelte fluchend mit der Hand. Der Stein glomm rot und flog zischend an Latheus vorbei, bis er mit einem leisen Platschen im See unter ihnen versank.

Der alte Magier sah, wie der Junge ihm kurz gedankenverloren nachblickte und dann einen weiteren in die Hand nahm. Nach einigen Minuten ließ Cannoli den letzten Kiesel erschöpft zurück in das Gras sinken. Der Stein hatte sich in einen Apfeln kern verwandelt. „Das waren alle. Ich denke, das war eine vier von zehn“, bemerkte Cannoli und schnippte den Apfeln kern weg. „Das ist ein Fortschritt! Vier Mal ist ungefähr das passiert, was ich erreichen wollte! Und es gab keine Explosionen.“ Latheus blickte hinüber zu seinem Reisepartner, der die Schachtel mit

den Kieselsteinen in seiner Tasche versinken ließ. Er verstand Cannolis Idee: Das Verwandeln von Kieselsteinen verlangte vergleichsmäßig nur eine kleine Menge an Magie, weshalb mögliche Schäden auf das Geringste begrenzt werden konnten.

„Cannoli?“

Der Junge blickte mit einem „Hm?“ auf und legte den Kopf schief. Sofort wandte Latheus den Blick ab und starrte verlegen hinunter auf das Seewasser.

„Ich bin mir sicher, dass deine Eltern stolz auf dich sind.“

„Das kann sein.“ Der Junge lächelte ihn an. Er sah aus, als wäre er mit einem Schlag um Lebzeiten gealtert. „Nicht, dass ich es je herausfinden werde.“ Die Antwort verschlug Latheus die Sprache, als sich ein Dorn von Schuld in sein Herz bohrte. Sein Reisepartner zuckte nur abweisend mit den Schultern, als er den Blick des alten Magiers bemerkte: „Mein Vater ist verschwunden, bevor ich geboren wurde, und über meine Mutter will ich nicht sprechen.“ Latheus dachte über die Worte des Jungen nach. Sein Vater war verschwunden? Er versuchte krampfhaft, sich zu erinnern, jemals einen Mann namens Pegaty kennengelernt zu haben. Es musste etwas geben, das er tun konnte. Noch vor einigen Monaten wäre der Junge dem Magier egal gewesen, jetzt schrie sein Bewusstsein danach, ihm um jeden Preis zu helfen. Er konnte die Selbstverständlichkeit, mit der sein Reisepartner sprach, nicht ertragen.

Latheus räusperte sich und zwang sich krampfhaft, ruhig zu antworten: „Cannoli, ich habe viele Kontakte innerhalb und außerhalb des Rats. Ich kann meinen Status nutzen, um deinen Vater zu finden. Du musst nicht“

„Ist schon gut“, Cannoli schaute auf zum Himmel, der die Sonne willkommen hieß. „Solange ich meinen Vater nicht kenne, kann ich mir alles über ihn denken. Vielleicht hat er sich nicht einfach aus dem Staub gemacht, sondern ist losgezogen, um ein Held zu werden und Unschuldige zu beschützen. Wer weiß“, er grinste, „vielleicht ist er ja ein noch mächtigerer Zauberer als du!“ Latheus blickte nach unten, während die beiden in Stille saßen.

Nach einer Weile lächelte er traurig und antwortete: „Ja, bestimmt. Und er denkt immer an dich.“

„Aber natürlich! Niemand kann mich aus seinem Kopf bekommen!“ Der Junge blickte zu Latheus und legte den Kopf schief: „Was ist mit dir? Hast du Familie?“ Der alte Magier seufzte.

„Ja, aber ich besuche sie kaum. Meine Studien nehmen zu viel Zeit in Anspruch.“ Der Junge nickte nachdenklich.

„Verstehe.“ Beide saßen für eine Weile still nebeneinander, bevor Cannoli sich aufrichtete und auf die Wolken zeigte: „Weißt du? Vor einer langen Zeit hat mir jemand gesagt, dass ich in den Himmel schauen soll. Wenn die Wolken die Sonne

bedecken, kann ich mich entweder über die Dunkelheit beklagen oder akzeptieren, dass ich sowieso nichts daran ändern kann. Und wenn ich es akzeptiere, sehe ich sogar, wie schön die Wolken eigentlich sind. Schau! Die Wolke sieht aus wie ein Kaninchen! Und diese wie ein Drache!“ Cannoli zögerte, bevor er kleinlaut weiter sprach: „Manchmal wünsche ich mir, dass ich auch fliegen könnte. Den Brieftauben vom Rat scheint es großen Spaß zu machen.“ Der Junge schaute nach unten, doch Latheus Blick ruhte weiterhin auf den Wolkenschleiern, die langsam vorbeizogen. Da vernahm er fernes Flügelschlagen, gefolgt von einer braun-weiß gefleckten Silhouette, die sich ihnen von oben näherte. Spot war zurückgekehrt.

★

„Wir müssen ihnen helfen! Wir können sie nicht dem Monster überlassen!“ Besorgt schaute Cannoli zu den Inselbewohnern, die neben ihm ihre Schneckenhäuser mit Wasser füllten. Den ganzen Weg zum Schiff und zurück hatte der Junge seinem Reisepartner in den Ohren gelegen. Erst seitdem sie erneut am See angekommen waren, hatte Latheus angefangen, ihm zu antworten. Der alte Magier schüttelte den Kopf und seufzte frustriert: „Sie haben bis jetzt auch ohne unsere Hilfe überlebt. Ich weiß, dass du ihnen helfen willst, aber wir sollten nicht in ihre Natur eingreifen.“ Cannoli senkte den Blick. Er wusste, dass Latheus recht hatte, aber er wollte nicht aufgeben.

„Können wir das Monster nicht fangen? Vielleicht kannst du auch mit ihm sprechen!“

„Letzte Nacht sah das Monster nicht so aus, als könnte man es auf einen Plausch bei Tee einladen.“ Beleidigt verschränkte Cannoli die Arme vor der Brust: „Dasselbe hätte ich über dich sagen können, als wir losgefahren sind.“ Der Junge lehnte sich gegen die Wurzel, die letzte Nacht von seiner Magie beschworen wurde. Spot hatte es sich unter seinem Hut bequem gemacht und den Kopf unter ihren Flügel gesteckt. Die Brieftaube war noch immer erschöpft von ihrer Reise. Cannoli sah, wie Latheus zu den Inselbewohnern sah und sich die Schläfen rieb. Er schien eine Weile mit den eigenen Gedanken zu ringen, dann antwortete er: „Na gut, wir werden ihnen helfen. Aber nur, weil ich weiß, wie stur du bist.“ Die Augen des alten Magiers weiteten sich, als der Junge aufsprang und ihm um den Hals fiel.

„Danke! Du bist der Beste!“ Während Cannoli seinen Reisepartner mit strahlenden Augen ansah, wich dieser seinem Blick aus. Der alte Magier klopfte ihm kurz verlegen auf die Schulter, dann trat er einen Schritt zurück, um sich aus dem Griff des Jungen zu befreien. „Wir müssen uns etwas einfallen lassen, wenn wir die Kreatur fangen wollen“, murmelte Latheus und dachte nach.

Er verschränkte die Arme vor der Brust und seufzte frustriert.

„Mit meinem Zauberstab wäre das Unterfangen natürlich in Sekunden erledigt.“ Cannoli verdrehte die Augen und lehnte sich wieder gegen die Wurzel. Er hatte eine ähnliche Antwort erwartet.

„Und warum besorgst du dir keinen neuen? Hier gibt es schließlich genug Bäume.“

„Wie bitte?!“ Cannoli kicherte, als er das entgeisterte Gesicht seines Reisepartners sah. Latheus wandte sich ab und reckte beleidigt das Kinn in die Luft. „Ich kann nicht irgendeinen Ast abbrechen und als Zauberstab verwenden! Nicht, dass du es verstehen würdest, aber Zauberstäbe können nicht einfach ohne gelehrtes Handwerk und Magie hergestellt werden! Außerdem ist das schlichtweg unter meiner Würde als respektierter Gelehrter!“ Ohne dem Schimpfen des alten Magiers Aufmerksamkeit zu schenken, brach Cannoli einen Zweig von der Wurzel ab. „Hier.“ Er hielt den Zweig seinem Reisepartner entgegen, welcher perplex zurückstarrte.

„Du hast recht, ich habe weder Ahnung noch Respekt vor Magie. Aber diese Wurzel hier“, er tippte die Pflanze an, „wurde schließlich durch meine Fähigkeiten geschaffen. Magischer geht es doch nicht, oder?“ Latheus nahm den Ast widerwillig entgegen. Er warf dem Zweig einen skeptischen Blick zu, dann antwortete er: „So einfach geht es nicht.“ Cannoli seufzte und schüttelte den Kopf.

„Aber natürlich!“ Er drehte sich um und hob dramatisch die Arme. „Du kannst es nicht! Welch ein Narr ich doch bin. Ich scheine deine Fähigkeiten als Gelehrter gehörig überschätzt zu haben. Naja, jeder hat eben seine Grenzen“ Platsch. Ein Schwall Wasser schlug dem Jungen von hinten entgegen und durchtränkte ihn. Die Kraft wehte ihm den Hut vom Kopf und führte dazu, dass Spot aufwachte und unter aufgebrachtem Flügelschlagen davonflatterte. Die Brieftaube kreiste kurz über den Magiern, dann ließ sie sich auf Cannolis Schulter nieder und schüttelte sich beleidigt.

„Nimm das zurück!“, krächzte Latheus gereizt. Er hielt den Zweig in der ausgestreckten Hand. Cannoli kicherte und wrang seine Haare aus, während er sich dem alten Magier zuwandte: „Geht doch!“ Kurz herrschte Stille, dann sah er, wie der wütende Gesichtsausdruck seines Reisepartners verschwand und einem Staunen Platz machte. Latheus schüttelte ungläubig den Kopf.

„Cannoli, du chaotisches Genie!“ Der alte Magier hob den Zweig in die Höhe. Ein Wassertropfen formte sich an dessen Spitze. Er tropfte hinunter und nahm die Gestalt eines kristallklaren Fisches an. Mit einem stolzen Lächeln ließ Latheus den Fisch der Spitze seines neuen Zauberstabs folgen. Die Wassergestalt schwebte durch die Luft, bis sie nach einigen Metern wie eine Seifenblase zerplatzte.

„Ich verstehe!“

„Und ich verstehe nichts“, brummte Cannoli und gähnte. „Du bist so ein Angeber.“ Der Junge kraulte Spot und blickte gelangweilt zum Himmel. „Jetzt, da du deinen Zauberstab hast, können wir das Monster fangen und die Bewohner retten.“ Sein Herz verkrampfte sich. „Durch Magie.“

★

Mit verschränkten Armen stapfte Cannoli durch den Wald. Die letzten Sonnenstrahlen der Abenddämmerung tränkten seine Haare in warmes Licht. Der Junge fröstelte leicht, während er sich umsah. Plötzlich raschelte es im Geäst des Baumes über ihm. Er wollte gerade das Zeichen geben und losrennen, als plötzlich ein Inselbewohner aus der Baumkrone fiel und in seinen Armen landete. Cannoli sah das Pflanzenwesen kurz mit großen Augen an, dann schüttelte er mit einem Lächeln den Kopf: „Wolltest du dich etwa anschleichen?“ Der Bewohner zog neugierig an seinen Ohren.

„Autsch, das tut weh! Diesmal bin ich nicht nach euch auf der Suche!“ Der Junge lachte und setzte das Wesen vorsichtig ab. Es zuckte mit den Antennen und sprang kurz auf und ab, dann verschwand es im Gebüsch. Cannoli winkte ihm nach. Er streckte sich und lehnte sich an einen Baum. Noch war die Sonne nicht gänzlich untergegangen. Er stöhnte frustriert. Der Junge warf der Sonne einen beleidigten Blick zu, als würde es den Sonnenuntergang beschleunigen und sank auf den Boden, mit dem Rücken zum Baumstamm. Er schloss die Augen. Nur noch ein paar Minuten.

Ein lautes, vertrautes Kreischen riss Cannoli aus dem Schlaf. Er schreckte auf und stieß sich den Kopf an dem Baumstamm. Unter leisem Fluchen stand der Junge auf und rieb sich den Kopf. Er sah sich um. Die Finsternis der Nacht hatte den Wald eingeholt und sorgte dafür, dass Cannoli kaum die eigene Hand vor Augen sah. Er kramte in seiner Tasche und zog einen weiteren Ast hervor. Mit einer schnellen Handbewegung entzündete er dessen Spitze, so wie er es in der Höhle getan hatte und lief durch den Wald. Bald schon hörte der Junge das Donnern in der Ferne. Er kraulte Spot und flüsterte: „Flieg zu Latheus!“ Die Taube zögerte kurz, dann breitete sie die Flügel aus und flatterte davon. Mit einem Lächeln blickte Cannoli dem Vogel nach. Er vertraute ihr.

Dann begann er loszurennen. Obwohl ihre letzte Begegnung mit dem Monster schon einige Zeit zurücklag, war ihr Fluchtweg noch immer frisch in Erinnerung. Schnell wich er den Baumstämmen aus, die rechts und links neben ihm aus der Finsternis aufzutauchen schienen. Trotz der Fackel konnte der Junge noch immer kaum sehen und wurde hauptsächlich vom Rauschen des Wasserfalls geleitet. Er brach durch das Geäst und landete am Rande des Sees. Sein Blick richtete sich auf

den Eingang der Höhle, während er das Ufer entlangsprintete. Das Monster musste mittlerweile dicht hinter ihm sein, lautes Kreischen drang an seine Ohren. Cannoli verschwand im Eingang der Höhle, dicht gefolgt von der Kreatur. Sobald das Monster innerhalb der Höhle verschwunden war, spülte es eine Welle gegen die steinernen Wände. Die Wassermassen schlossen sich um die Beine der Kreatur und hielten sie am Boden fest.

Cannoli lehnte sich erschöpft gegen die Höhlenwand und seufzte erleichtert, als er Latheus aus dem Schatten treten sah. „Du bist noch immer wahnsinnig“, brummte der alte Magier, während er das Monster davon abhielt, die Flucht zu ergreifen. „Ich bevorzuge ‚der Wahnsinn‘. Schließlich hat mein Plan funktioniert!“ Cannoli grinste triumphierend und drehte sich zum Monster um. Im gedimmten Licht der Höhle konnte man noch immer nicht mehr als einen dunklen Schatten mit zahlreichen Augen erkennen. „Beeile dich! Ich kann es nicht ewig festhalten“, zischte es hinter Cannoli. Der Junge blinzelte irritiert. „Ja, richtig“, murmelte Cannoli verunsichert und trat einen Schritt näher. Er hatte die ganze Zeit darauf verzichtet, an das Ende seines Plans zu denken. Das Monster stieß ein weiteres Kreischen aus, woraufhin einige neugierige Inselbewohner am Höhleneingang erschienen. Die Wesen waren zuvor von den Magiern in Sicherheit gebracht worden, nun strömten sie nahezu in die Höhle. Die unerwartete Ankunft der Bewohner irritierte Latheus.

Für einen kurzen Moment verlor der alte Magier seinen Fokus – genug Zeit für das Monster, sich von seinen nassen Fesseln zu befreien und nach Cannoli auszuholen. Der Junge hatte keine Zeit zu reagieren und wurde weggeschleudert. Er rollte über den Boden und blieb neben dem See liegen. Cannoli hustete und hielt sich den Kopf. Es war ein Wunder, dass er nicht mehr als einige Kratzer erlitten hatte. Sofort war Latheus an seiner Seite und half ihm hoch, doch der Junge war zu abgelenkt, um seinem Reisepartner zuzuhören oder irgendwelche Schmerzen zu verspüren. Er startete hinüber zu den Inselbewohnern. Sie umringten das Monster und hüpfen auf und ab. Statt die Wesen anzugreifen oder die Flucht zu ergreifen, stand das Monster ruhig inmitten des Kreises und schaute sich um. Es senkte den Kopf, dann legte es sich auf den Boden und ließ die Wesen auf sich herumklettern.

Erstaunt bäugten die Magier das Geschehen, bis sie auf das gemusterte Inselwesen aufmerksam wurden. Es stand am Höhlensee und schaute sie mit gehobenen Armen an. Eine Weile sah Cannoli zu, wie Latheus und das Inselwesen miteinander redeten. Zwischendurch schwankte sein Blick immer wieder zu der Kreatur, die die Höhle noch immer nicht verlassen hatte. Der Junge hob den Kopf, als er hörte, wie sein Reisepartner sich räusperte: „Erinnerst du dich an den Beschützer, über den das Wesen sprach?“ Cannoli hob eine Augenbraue und drehte sich erneut zurück zum

Monster. Es lag ruhig inmitten der Schar an Inselbewohnern. Einige Wesen hatten es sich auf seinem Rücken bequem gemacht. Die Augen des Jungen weiteten sich und er stand auf.

„Du bist Rue!“, rief er der Kreatur zu. Die Antennen der Inselbewohner begannen zu zucken und sie drehten sich zusammen im Kreis. Leiser Choral drang an sein Ohr. „Rue, Rue!“ Die ganze Zeit hatte die Kreatur nur sein Revier verteidigen und die Bewohner vor Eindringlingen schützen wollen. Rue senkte den Kopf und schloss die Augen. Während die ersten Sonnenstrahlen durch die Löcher in den Höhlenwänden drangen, blieb es reglos liegen, erneut in tiefen Schlaf versunken. Allmählich verstummte auch der Singsang der Pflanzenwesen und sie schlüpfen nacheinander durch den Ausgang der Höhle. Nur der gemusterte Bewohner blieb. Er lief hinüber zu Rue, um ihm Gesellschaft zu leisten. Stumm hatten die Magier alles mitangesehen. Unschlüssig blickten sie einander an.

★

Stumm saß Latheus in seinem Studienzimmer. Der gedimmte Kerzenschein war gerade hell genug, um die Schriftrolle auf seinem Schreibtisch zu erhellen. Seine Feder kratzte auf Pergament, begleitet vom Tropfen des strömenden Regens an seinem Fenster. Seit Tagen tobte ein Sturm über seiner Hütte, der ihm jegliches Zeitgefühl raubte. Einen Moment saß der alte Magier stumm da, dann versenkte er mit einem frustrierten Gurren die Feder im Tintenfass und griff nach einem Stapel Bücher. Latheus stapfte hinüber zu den klappernden Fensterläden und deponierte den Bücherstapel so, dass der Lärm von außen verstummte. Erschöpft stützte er sich auf den Fenstersims. Einige Regentropfen hatten ihren Weg in sein Arbeitszimmer gefunden und blickten ihm in Form einer kleinen Pfütze auf dem Boden entgegen. Der alte Magier trat einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf, als er sein eigenes, miserables Spiegelbild sah. Sein Gesicht war wieder so bleich, wie es zum Antritt der Entdeckungsreise ausgesehen hatte. Er hatte vergessen, wie lange ihre Ankunft bereits zurücklag. Nachdem sie die Wahrheit über Rue und die Inselbewohner herausgefunden hatten, waren die Magier nach Volkesland zurückgekehrt. Seither hatte er Cannoli nicht mehr gesehen. Latheus seufzte und ließ sich erneut an seinem Schreibtisch nieder. Doch egal, wie sehr er sich auch bemühte, er konnte keine klaren Gedanken mehr fassen. Er schaute zu der kleinen Schatulle, in der sein neuer Zauberstab einzustauben begann. Dieser war um einiges besser geeignet und elegant verziert, schließlich hatte er etwa die Hälfte seines Huts gekostet, aber er benutzte ihn nicht. Vielleicht war es bittersüße Nostalgie. Die Erinnerungen an Cannolis albernes Grinsen sowie ihre gemeinsamen Abenteuer wollten Latheus

nicht mehr verlassen. Nicht, solange er den krummen Zweig hielt, den Cannoli ihm als behelfsmäßigen Zauberstab geschenkt hatte. Der alte Magier lächelte. Ein Teil von ihm wollte die Zeit nicht vergessen.

Egal, wie groß die Gefahr war oder wie oft Cannoli ihn fast zur Weißglut getrieben hatte. Während Latheus weiterhin in Erinnerungen schwelgte, war das Licht der Kerze am Erlöschen. Er entzündete ein zweites Licht und stieß dabei versehentlich sein Tintenfass um. Damals hätte sein Temperament vermutlich die Überhand gewonnen, doch nun kümmerte es den alten Magier kaum, dass das Schwarz seine Aufzeichnungen verschluckte. Im Gegenteil – er fühlte sich erleichtert. Plötzlich sprang er auf und lief zu seinem Regal. Energisch kramte er zwischen seinen Schriftrollen umher, ließ einige achtlos auf den Boden fallen, bis er fündig wurde. Mit einem Lächeln breitete er die Karte aus und hielt sie gegen das Licht. Er hatte damals eine Kopie angefertigt und dem Rat zukommen lassen, zusammen mit einer Warnung vor einer unbesiegbaren Kreatur, die die Insel heimsuchte und weitere Erkundungen nicht zuließ. Da bemerkte er einen dunklen Schatten in einer Ecke des Pergaments. Latheus drehte die Karte um und blinzelte, um die Schrift zu entziffern. Jori Latheus und Caeli Pegaty. Cethera. Er faltete das Pergament und stopfte es in seine Tasche, dann griff er seinen Mantel und lief hinaus.

Cannoli saß auf einem Dachbalken und blickte zum schmalen Dachfenster, während er Spot gedankenverloren kralte. Die Taube schlief auf seiner Schulter und gab gelegentlich ein leises Gurren von sich. Da flog die Tür mit einem lauten Krachen auf, woraufhin er vor Schreck das Gleichgewicht verlor und sein überraschter Aufschrei im Stroh am Boden erstickt wurde. „Diesmal habe ich wirklich nichts angestellt. Latheus?!“ Der Junge brach ab und blickte verdutzt zu der Silhouette, die über Kopf vor ihm stand. Sofort rappelte er sich auf und versuchte, das Stroh aus seinen Haaren zu pflücken. „Wer hätte gedacht, dass wir uns noch einmal sehen! Hah!“ Cannoli hatte nicht einmal Zeit zu erfragen, wie sein ehemaliger Reisepartner ihn gefunden hatte. Das breite Grinsen des Jungen wich blankem Erstaunen, als Latheus ihm die Karte ins Gesicht hielt, die er damals gezeichnet hatte. „Cannoli Pegaty!“, hörte er den alten Magier brüllen. Latheus räusperte sich kurz, dann fuhr er so schnell fort, dass der Junge kaum mithalten konnte: „Der Rat hat einen neuen Auftrag und sucht nach freiwilligen Abenteurern, die mutig und vermutlich auch leichtsinnig genug sind, ihr Leben aufs Spiel zu setzen und auf eine Entdeckungsreise zu gehen!“ Für einen Moment war es still, dann folgte schallendes Gelächter.

18 | POTOK

von Mara Helena Weinkauff



VON DEN METEORBERGEN BIS ZU DER BLAUEN WÜSTE – MEINE REISE ÜBER DEN POTOK EIN REISEBERICHT EINES CAMEERA

Das Leben meines Volkes der Cameera ist schwer zu beschreiben.

Wir sind ein katzenartig aussehendes Nomadenvolk, das sich von Dorf zu Dorf unterscheidet. Wir leben abgeschottet von den Menschen, handeln nicht mit Waren, sondern leben im Einklang mit der Natur. Das Wasser ist ein fester Bestandteil unseres Lebens. Es ist Teil eines Kreislaufs, wie unser eigenes Leben. Wir werden von der schwarzen Sonne geboren. Sie wirft uns als Meteoriten zur Erde. Gesegnet werden die Cameera, die den Meteoriten finden. Leider überleben nur wenige Cameerakinder. Den Grund dafür kennen wir bis heute nicht. Aber viele Cameera sind der Auffassung, dass negative Energien ihnen schaden. Ob es der Wahrheit entspricht oder ein simpler Aberglaube ist, kann ich nicht beurteilen. Sterben wir, so werden wir der schwarzen Sonne zurückgegeben. Unsere Asche wird in den Potok geschüttet. Am Ende unserer Reise kehren wir zu den Sternen zurück, bis die schwarze Sonne entscheidet, dass es Zeit ist, zur Erde zurückzukehren.

Obwohl alle Cameera gleich sind, so haben wir doch eine Dorfälteste, die uns mit ihrer Lebenserfahrung berät. Wir sind Fischer, Holzfäller oder Jäger. Was mein ist, soll auch dein sein. Meiner Erfahrung nach ist das Leben in meinem Heimatdorf Winterfjoll einfach, aber schwer. Ein Widerspruch in sich selbst. Es ist kalt und die Sonne wird stets von den Wolken verdeckt. Die meiste Zeit schneit es und nur im Frühling taut der Potok auf.

Meine Reise begann zu dieser Zeit. Es war das allererste Mal, dass ich meine Heimat verließ. Die Welt außerhalb von Winterfjoll erschien mir fremd und eigenartig. Als ich im Silberfischdorf ankam, traf ich auf ein Mitglied des Forschungsschiffes ‚Pritessa‘. Er stellte mich den anderen Mitgliedern des Schiffes vor. Sie erzählten mir, dass der Rat von Volkesland nach Freiwilligen suchte, welche die umliegenden Länder und dergleichen erkunden sollten. Die Mannschaft der Pritessa sollte den Potok erkunden. Sie boten mir an, dass ich ihnen folgen könne, wenn ich sie zur Quelle des Potok führte.

Ich willigte ein und wir stiegen die Meteorberge hinauf.

Die Meteorberge erhielten ihren Namen durch die des Öfteren einschlagenden Meteoriten. Doch bis auf die Steine aus dem Himmel sind die Berge größtenteils harmlos. Es gibt dort nicht viel außer Schnee und Eis. Die Pinien sind das Zuhause von Schneeeulen, Schneehasen und Bären. Allgemein ist es so kalt, dass Menschen nicht freiwillig den Berg besteigen. Sollten sie sich doch dazu entscheiden, ist es ratsam, dicke Winterkleidung zu tragen, die sie vor der Kälte schützt. Steigt man die Meteorberge empor, so sieht man mehrere große und kleine Wasserfälle, die im Winter vollständig gefrieren. Das Wasser ist klar und in ihm leben die Winterfische, die dem Silberfischdorf ihren Namen gegeben haben. Probiert man das Wasser des Potok, so stellt man fest, dass es salzig schmeckt. Grund dafür ist das Innere der Meteorberge. Sie bestehen nicht nur aus Eis und Schnee, sondern auch aus blauem Salzgestein.

Des Nachts erhellet der Schnee die Berge, sodass man keine Fackeln oder dergleichen benötigt, um sich zurechtzufinden. Möchte man die Sterne erforschen, so ist Winterfjoll ein besonders geeigneter Ort. Obwohl tagsüber die Sonne nicht die dicke Wolkenschicht durchdringt, klart der Himmel über Nacht auf und gibt einen spektakulären Blick auf den Sternenhimmel frei.

Die Cameera von Winterfjoll sind gastfreundlich und offen, solange man sie und ihre Kultur mit Respekt behandelt. Bereitwillig zeigten sie den Forschern, wie wir leben und weihen sie in unsere Rituale ein.

Wir blieben nicht sonderlich lange in Winterfjoll, schon bald darauf kehrten wir ins Silberfischdorf zurück. Es gibt nicht viel zu sagen über die Kleinstadt, außer, dass sie innerhalb der letzten 200 Jahre gewachsen ist. Sie liegt am Fuße der Meteorberge, direkt neben einem großen Wasserfall. Dort unten ist der Potok so breit, dass man fast glauben könnte, es sei ein kleiner See. Die Häuser bestehen aus Holz und ihre Bewohner sind freundlich, bleiben jedoch unter sich. Ähnlich wie die Cameera sind sie vorrangig Fischer und Holzfäller.

Es gibt dort eine beliebte Taverne, die ‚Zum Silberfischlein‘ genannt wird. Das beliebteste Getränk ist ein ekelerregendes Gebräu namens ‚Silberplörre‘, das aus den Silberfischen gewonnen wird. Das Dorf verfügt über einen kleineren Hafen, der zukünftig wieder zum Handeln genutzt werden soll.

Fährt man eine Weile, so erreicht man die Nebelschleusen. 200 Jahre lang wurden sie nicht genutzt und wurden unter der ehemaligen Schreckensherrschaft streng bewacht, sodass niemand hinein oder herauskommen konnte. Die Nebelschleusen erhielten ihren Namen aufgrund eines alten Phänomens, das sich nach der Abriegelung von Volkesland nicht mehr zugetragen hatte. Den Erzählungen

nach soll sich plötzlich vor 250 Jahren ein undurchdringlicher, dichter Nebel über die Stadt gelegt haben. Fischer, die des Nachts noch draußen waren, verirren sich in ihm und kehrten nicht mehr heim. Andere Erzählungen besagen, dass ein Wal, der nur aus Knochen bestand, die Dorfbewohner ins Wasser gelockt und dann verpeist haben soll.

Zudem kann an den Nebelschleusen des Potok ein einzigartiges Naturphänomen beobachtet werden: Asperitas Wolken. Schaut man hinauf in den Himmel, hat man den Eindruck, ins Meer zu starren. Die Wolken bewegen sich über einem wie Wellen und man bekommt das Gefühl, man stehe kopfüber.

Nutzt man die Nebelschleuse, wird man in tiefes, schwarzes, säurehaltiges Wasser gelassen.

Baden sollte man nicht darin, die Säurekonzentration ist so hoch, dass es einem die Haut wegätzt, wie eines unserer Forschungsmitglieder schmerzlich feststellen musste.

In dem schwarzen Gewässer sind knochenartige Fische zu Hause. Sie scheinen allein von alter Magie am Leben gehalten zu werden. Versucht man sie in frisches Wasser zu setzen, so zerfallen sie in ihre Einzelteile. Ihre Augen bestehen aus Lichtkugeln, die ihnen helfen, im pechschwarzen Gewässer zu sehen.

Der Grund für die Verfärbung des Gewässers liegt in der Luft – Asche und Ruß lagern sich ab. Als wir dem Volkeslander Rat den ersten Brief schrieben, stellten wir fest, dass sich die Tinte rot färbte. Dies bestätigte unsere Theorie, dass der hohe Säuregehalt nicht vom Wasser, sondern von der Luft bestimmt wird.

Die Schleuse hält tatsächlich den tiefen, undurchdringlichen Nebel zurück. Wahrscheinlich ist er deswegen so stark, weil auf diesem Teil des Potok kaum Wind weht, der ihn verteilen könnte. Täglich benötigten wir die Unterstützung unserer Magier, um überhaupt dort Wind erzeugen zu können. Sonst wäre unser Segelschiff niemals vorangekommen. Die Forschergruppe hat die Vermutung, dass der Nebel und die vom Himmel fallende Asche durch einen Eisvulkan entstehen. Je weiter man fährt, desto schlechter wird die Luftqualität. Schließlich sollte man das Schiffsinnere nicht mehr ohne Schutzkleidung verlassen.

Im Nebel fahren verwarhloste Geisterschiffe umher. Die Passagiere bestehen nur noch aus Knochen und verwestem Fleisch. Sie haben ihre irdischen Körper längst verlassen. Dies erklärt den unerträglichen, ewigen Geruch der Verwesung. Ihre Schiffe sind zerstört, verbrannt und fahren von ganz allein. Starrt man den Toten in die Augen, so läuft es einem kalt den Rücken hinunter. Sie sind friedlich, vermögen allerdings nicht zu sprechen. Versucht man mit ihnen zu kommunizieren, so antworten sie mit Gestik.

Am Ende des Nebels befindet sich ein riesiges, schwarzes Loch. Fährt man hindurch, so ist es zunächst stockdunkel. Doch nach und nach sieht man helle, blaue Lichtimpulse. Zuerst vereinzelt und dann werden es immer mehr. In der gesamten Höhle sprießen überall blaue, hell leuchtende, kleine Pilze. Es kommt einem so vor, als würde man in einen Sternenhimmel sehen. Die Pilze leuchten in einem gemeinsamen Rhythmus – wahrscheinlich handelt es sich um ein einziges System von Fungi. Isst man einen der leuchtenden Pilze, so kann man für eine begrenzte Zeit unter Wasser zwar atmen, jedoch immer noch nicht sprechen. Die Wirkung lässt nach, sobald man ein Kitzeln in der Nase verspürt.

In der Decke gibt es manchmal kleinere Löcher, die vereinzelt Sonnenstrahlen in die Höhle lassen. Nur an diesen erkennt man, ob es grade Tag oder Nacht ist. Das Fungi-System reinigt die verschmutzte Luft von draußen. Die Höhlenwände sind äußerst hoch und der Potok ist an einigen Stellen besonders tief. Dies ist der Grund, warum selbst die erfahrensten Schwimmer hier in Panik geraten können. Eine Cameera schloss sich unserem Schiff an, als wir sie vor dem Ertrinken retteten.

Die Höhle wird von farbenfrohen Tieren bewohnt. Dabei handelt es sich hauptsächlich um Amphibien. Es gibt sechsbeinige Echsen, die äußerst flink und glitschig sind, sodass wir uns schwertaten, überhaupt eines der Exemplare zu fangen. Das Wasser wird von den Pilzen so hell erleuchtet, dass das Fangen der bunten Frösche deutlich leichter fiel. Dennoch sind diese mit Vorsicht zu genießen. Isst man einen von ihnen, verfällt man in einen Stunden andauernden Rausch. Anscheinend sind sie nicht giftig, eines unserer Besatzungsmitglieder probierte das Exemplar. Glücklicherweise erholte er sich nach wenigen Stunden.

Schaut man in das tiefe, angenehm warme, klare Wasser, so kann man Ruinen der verlorenen Stadt erkennen. Taucht man hinab, so stellt man fest, dass nicht viel von ihr übrig geblieben ist. Die ehemaligen Bewohner (die ‚Meer‘) bauten ihr Mobiliar aus dem gleichen Gestein, aus dem die Höhle besteht. Dadurch, dass die Stadt seit mehr als zwei Jahrhunderten verlassen scheint, überwuchern die leuchtenden Pilze auch alles, was noch dort unten ist. Trotzdem fanden wir einige wertvolle Artefakte. So auch feine Steintafeln in der alten Sprache, die all diese Zeit in der verlassenen Bibliothek lagen.

Unsere Besatzungsmitglieder schafften es, Teile dieser Steintafeln zu übersetzen. Ein Großteil der Übersetzung gelang uns durch die sprachkundigen Fähigkeiten eines Cameerakindes. Sie war eine blinde Passagierin, die wir erst in der Höhle bemerkten. Es stellte sich heraus, dass der Knochenwal tatsächlich einmal existiert

hatte und der Grund für die Zerstörung der leuchtenden Stadt war. Die Meer hatten versucht, unsterblich zu werden, was der schwarzen Sonne missfiel. Dank dieser Entdeckung wissen wir, dass die Meer und die Cameera miteinander verwandt sind. Schließlich untersuchten wir auch das Gestein der Höhle. Tatsächlich ähnelt es Lava oder Vulkangestein. Entfernt man es von den Höhlenwänden, so zerfällt es oft in sternförmige Teile. Bricht man es auf, kommen blau leuchtende Kristalle zum Vorschein.

Den längsten Teil unserer Reise verbrachten wir in der Sternenhöhle. Denn es stellte sich heraus, dass es sich nicht um eine einzige Höhle, sondern um ein ganzes Höhlensystem handelt. Der Fluss ist verworren und es gibt viele Abzweigungen. Einst waren die Höhlenwege auch gut ausgeschildert, aber innerhalb der letzten 200 Jahre hat sich niemand die Mühe gemacht, die Schilder instand zu halten. Dennoch fanden wir schließlich das Floßdorf.

Es schwimmt inmitten des Flusses als ein riesiges Pilzgeflecht, auf dem ein Dorf steht. Die Häuser bestehen ebenfalls aus den Pilzen und sind sehr klein. Besonders auffällig ist auch die Kleidung der Dorfbewohner. Sie leuchten in bunten Farben, wahrscheinlich werden sie aus den Amphibien, die im Fluss hausen, gewonnen. Die Dorfbewohner selbst sind sehr gastfreundlich und hilfsbereit. Leider sprechen sie nicht unsere Sprache und reden allgemein sehr leise. Sie scheinen, ebenso wie eines unserer Besatzungsmitglieder, von den Meer abzustammen, denn er konnte sich halbwegs mit ihnen verständigen. Das Volk betreibt dort einen kleinen Markt und interessiert sich sehr für unsere Volkeslander Ware.

Schließlich führten wir auf Anweisung des Rates ein kleines Experiment durch. Eines unserer Besatzungsmitglieder sollte so laut wie möglich in die Höhle hineinschreien. Der Rat stellte die Vermutung auf, dass sich dadurch vielleicht versteckte Höhlenbewohner zeigen würden. Zunächst geschah nicht viel. Die Pilze verlangsamten zwar ihren Leuchtrhythmus, je lauter man schrie, aber das schien vorerst die einzige Konsequenz zu sein. In der darauffolgenden Nacht wurden wir jedoch eines Besseren belehrt. Unsichtbare Wesen griffen das Schiff an. Sie zwackten und bissen uns, versuchten Besatzungsmitglieder zu entführen und zerstörten das Schiff komplett.

Nicht zuletzt wurden wir dank unserer Magier und denen der Stadtwache von Quart'Hadasht gerettet. Von der früheren weltberühmten Gastfreundschaft des Landes ist 200 Jahre später nicht mehr viel übrig. Zwar helfen einem die Menschen, allerdings sind sie dabei äußerst unhöflich und direkt. Wir hatten weder Geld noch ein Schiff oder einen Schlafplatz und waren somit wortwörtlich in Quart'Hadasht

gestrandet. Unsere Mannschaft teilte sich auf, um sich umzuhören.

Läuft man durch die vielen Straßen, bemerkt man schon nach kurzer Zeit, wie riesig die Stadt ist. Überall gibt es verwinkelte Gassen und Stände, an denen Ware feilgeboten wird. Quart'Hadast ist ein wahres Paradies für Händler. Es gibt dort einen abgeschlossenen Bezirk, in dem wir durch eine glückliche Fügung landeten. Einer der Tempel dort umfasst eine riesige Bibliothek, welche unzählige Bücher in verschiedenen Sprachen aufbewahrt.

Uns wurde ein Einblick in alte Forschungsunterlagen gewährt. Schon einmal wurde die Sternenhöhle von Menschen aus Volkesland untersucht. Unsere Vermutungen, dass der Knochenwal die Meer aus der leuchtenden Stadt vertrieben hatte, bestätigten sich. Die unsichtbaren Angreifer scheinen die Seelen der Meer zu sein, die sich in dem Höhlensystem verirrt haben.

In der Bibliothek gibt es einen Geheimgang, der unter die Stadt führt, um genauer zu sein: in die Kanalisation. Hier fand unsere Mannschaft einen Unterschlupf. Meine Cameerafreunde und ich verabschiedeten sich hier von der Besatzung des Schiffes, da wir die Einzigen waren, die den darauffolgenden Abschnitt der Reise durchhalten würden – die eisige Straße des Potok. Ein alter Magier lenkte den Kahn, der uns aus der Stadt brachte.

Die Kanalisation führt in eine Art Höhlensystem, das nur wenige Meter entfernt von der pompösen Schleuse von Quart'Hadast endet. Das Höhlensystem ist ein idealer Weg, um den Wachen zu entgehen, die an der Schleuse patrouillieren. Als wir die goldene Stadt verließen, war es bereits Nacht, sodass wir nur wenig sehen konnten. Doch hörten wir, wie die Zikaden im hohen Schilf uns ein Schlaflied sangen.

In den frühen Morgenstunden erreichten wir die eisige Straße. Eisschollen schwimmen dort auf dem Potok, bis die Eisschicht so dick und fest wird, dass man darauf nur noch laufen kann. Sie ist tatsächlich so fest, dass man nicht einmal ein Loch in sie hineinbohren kann. Anfangs kann man meilenweit sehen, doch es gibt dort nichts außer die trostlosen Berge und die dicke Eisschicht.

Je weiter man auf der Eisstraße läuft, desto gefährlicher werden die Wetterbedingungen. Der seichte Schnee verwandelt sich schnell in einen Schneesturm, dessen Intensität so stark ist, dass man kaum vorwärtskommt. Auch wenn das Laufen sehr anstrengend wird, rate ich davon ab, Pausen einzulegen. Die Temperaturen sind exorbitant kalt und das wenige Tageslicht steht nur begrenzt zur Verfügung.

Die Nächte sind noch schlimmer. Die Kälte kriecht einem in die Knochen und man hat das Gefühl, sich nicht mehr bewegen zu können. Irgendwann wird der

Schneesturm so dicht, dass man schnell die Orientierung verlieren kann.

Zum Schluss wären wir beinahe alle dem Kältetod erlegen. Zwar fanden wir eine klitzekleine Höhle, doch war das Cameerakind zu diesem Zeitpunkt bereits unterkühlt. Wenige Stunden später wurde dann auch meine andere Cameerafreundin ohnmächtig und schließlich dachte auch ich, dass mein letztes Stündchen geschlagen hätte. Wir hatten wirklich großes Glück. Hätte man uns nicht gefunden, wären wir nun mausetot.

Selbst als Cameera, welche die Kälte gewohnt sind, hatten wir kaum eine Chance, die eisige Straße des Potok zu überleben. Sollte man nun trotzdem auf die verrückte Idee kommen, doch diese Straße entlangzugehen, benötigt man dafür dringend genügend Vorräte, dicke Winterkleidung, Magie und Schlittenhunde. Keinesfalls sollte man versuchen, die eisige Straße des Potok allein zu überqueren.

Wie sich herausstellte, wurden wir in der Nähe des zweiten Cameeradorfes entlang des Potok gefunden – Saatusfjoll. Hier leben die Cameera freier und entspannter als in meinem Heimatdorf. Die Sonne scheint hier viel intensiver und es herrscht ewiger Frühling. Die Blumen strecken ihre Hälse durch den tauenden Schnee der Sonne entgegen. Auch die Bäume tragen Blütenkleider, sodass die rosafarbenen Blütenblätter durch die Luft fliegen und im Potok landen, der sie sanft davonträgt. Die Heilkünste der Saatusfjoller Cameera sind legendär, so behandelten sie unsere Nachwirkungen der Unterkühlung so gründlich und mit solcher Präzision, dass wir nach ein paar Tagen wieder geheilt waren.

Fährt man mit einem Kanu weiter, so gelangt man zu den gefährlichen Stromschnellen. Allein sollte man keinesfalls versuchen, diese zu überqueren. In jedem Fall braucht es einen erfahrenen Reiseführer, der einen sicher durch die Stromschnellen leitet. Es braucht Vertrauen – widersetzt man sich den Anweisungen, gerät das Boot ins Wanken und man läuft Gefahr, in dem reißenden, schäumenden Wasser umzukippen und zu ertrinken. Doch sobald man die tosende Strömung verlässt, geht es steil bergab. Je nach Abenteuerergemüt kann das großen Spaß machen oder Furcht einflößen.

Umso weiter man kommt, desto wunderschöner und farbenfroher wird der Potok. Das Wasser färbt sich durch die einheimischen Korallen bunt. Man könnte fast meinen, die Farben des Wassers tanzen miteinander. Von Rot über Blau, bis Grün, Gelb oder sogar Violett sind alle Farben vertreten. Ein einzigartiges Spektakel, das man sich nicht entgehen lassen sollte. Am Flussufer wachsen korallenartige, ebenso bunte Bäume. In ihnen nisten allerlei Paradiesvögel, die fröhlich durcheinander singen. Auch das Moos am Flussufer ist schwammartig und farbenfroh.

Die letzte Etappe des Potok ist sein Flussdelta, das in der blauen Wüste endet. Ein wunderbar magischer Ort, an dem drahtige goldene Bäume aus dem blauen Sandboden dem Himmel entgegenragen. Schaut man den blauen Dünen länger zu, so hat man den Eindruck, man sei auf dem Meer. Der Wind hebt und schiebt die Dünen wie Wellen durch die ewige Leere. Mit der Zeit wird der Potok immer flacher und die bunten Farben des Flusses teilen sich in den Adern des Flussdeltas auf. Wenn die Nacht hereinbricht, fangen die Venen des Potok an zu leuchten und erhellen die dunkle Wüste. Sollte man kein Freund der Kälte sein, so ist auch die blaue Wüste, ähnlich wie Winterfjoll, ein fantastischer Ort, um die Sterne zu sehen. Wir hatten das unsägliche Glück, eine Aurora Borealis zu sehen. Steht man direkt unter ihr, so hätte man fast meinen können, man sehe in das Auge der schwarzen Sonne.

Auch wenn die Reise auf dem Potok nicht ganz ungefährlich ist, so lohnt es sich – sofern man die richtige Ausrüstung und Mannschaft dabei hat – ihn einmal zu sehen. Als Camera empfand ich die Reise als besonders spirituell. Nun weiß ich, welchen Weg ich einmal gehen werde, wenn ich meinen irdischen Körper verlasse. Dennoch kann ich mir vorstellen, dass auch Menschen und andere Wesen von den einzigartigen Wundern des Potok in den Bann gezogen werden können. Zumindest hoffe ich, dass mir dies in meinem Reisebericht gelungen ist.

mein erster Blick auf
die Hofstadt



19 | QART'HADASHT

von Tim Gärtner

CADIUS REISE

SIEG AUS ASCHE

Seinen Helm hatte Cadius schon lange verloren. Beinahe wünschte er sich, es wäre nicht so gewesen. Aber bei seinem gehetzten Sprint – in voller Rüstung – einmal quer durch die Residenz der Königsfamilie hatte er nicht darauf achten können. Oder auf sein Schild.

„Cadius, Cadius! Dein Bruder, dein Onkel, komm schnell!“ Ein Ausruf, direkt wie aus seinen schlimmsten Alpträumen bestellt. Den Weg durch das Schlachtfeld allerdings hatten sich selbst seine schlimmsten Befürchtungen, Ängste nicht grausamer ausmalen können. Oder so in die Länge ziehen. Vorbei an Szenen von Gemetzel und Tod, Blutvergießen und gerechter Rache, als würde er durch ein Gemälde des Pandämoniums rennen müssen. Sein Körper war am Ende und der Schock hatte seine Augenlider gefesselt, wo sie waren. Oder war das getrocknetes Blut? So hatte er nichts, was ihm den Blick irgendwie verschränken konnte, denn mit beiden Händen stützte er sich auf die Brustwehr vor ihm, außer Atem um Luft ringend und dennoch beinahe erstickend. An den Zinnen vorbei. Auf dem Boden eines kleinen Innenhofes lag eine Szene, wie sie sich drumherum vielfach wiederholte, mit Sicherheit auch schrecklicher anzusehen, fassungsloser zurücklassend. Eine Nachhut der Loyalisten hatte einen Durchgang zu halten gesucht. Gefunden hatten sie eine Sturmgruppe der Rebellen, die kurzen Prozess mit den Gardisten gemacht hatte. Allerdings nicht, ohne dabei selbst Verluste zu erleiden. Cadius letzter Bruder, drei Jahre jünger und vor zwei Stunden noch voller Hoffnung auf ein befreites Morgen und sein verbliebener Onkel, verbittert aber siegesgewiss, lagen am Rand des Schlachtfeldes auf einem provisorischen Verbandsplatz. Die Bewegungen der Heiler um sie herum ließen wenig Zweifel daran, dass ihnen nicht mehr zu helfen war. Cadius Bruder blickte auf, entdeckte ihn. Hob schwach die Hand, bewegte den Mund. Aber er war zu weit weg. Es gab keine Chance, ihn zu verstehen. Cadius Alptraum ging weiter. Zwei scharlachrote Treppenhäuser hinab, in die Sackgasse eines eingestürzten Durchganges, zurück in das Chaos, einen anderen Weg finden.

Als er seine Familie erreichte, waren sie fort, nur ihre Körper waren zurückgeblieben. Er kämpfte darum aufzuwachen, schrie, tobte, schlug einen Mann, trat

einem anderen vors Knie, brach einem Dritten die Nase. Es änderte nichts. Er blieb in diesem Alptraum gefangen. Seine Familie blieb fort.

Einige Stunden später hatte er sich so weit beruhigt, dass man ihn aus dem Arrest entließ. Er entschuldigte sich bei den Männern, die er angegriffen hatte, die alle sagten, es wäre nicht nötig. Ihr Mitleid schmerzte, als er im Spiegel ihrer Augen den Mann sah, den sie einst ‚den Ungebrochenen‘ genannt hatten. Hätte er den Titel nicht schon vor einiger Zeit zum Namen genommen statt dem seiner Familie, als aufrichtiges Zeichen seiner Hinwendung zum Aufstand, trotz des adligen Blutes, wäre dies vielleicht der Moment gewesen, den Spitznamen abklingen zu lassen. Doch dieses Bild in jenen Spiegeln war es auch, dass ihn dazu brachte, sich wieder aufzuraffen. Seine Familie war tot, dem Namen des Hauses hatten ja eigentlich bereits die Großeltern lange vor ihm entsagt und so blieb nichts, das er nach Ende dieses Krieges wieder aufbauen konnte. Außer sich selbst. Die Geschichte, wie ‚der Ungebrochene‘ in den letzten Minuten des Krieges schließlich doch brach, sich gegen die eigenen Leute wendete, hatte sich bereits verbreitet.

Aber falls seine Feinde geglaubt hatten, dass die Meinung des Volkes sich jetzt gegen ihn wenden würde, hatten sie sich getäuscht. Mitleid, ja, dieses schlug ihm jetzt an jeder Ecke entgegen. Die wenigen Gespräche, die nicht verstummten, wenn er sich näherte, bemerkten seine Beherrschung, dass seine Wut, sein Zorn sich Bahn brachen – ja, aber er niemanden ernstlich verletzt hatte.

Obwohl doch jeder wusste, dass er es vermocht hätte. Der Teil der Geschichte, wie ihm die letzten Momente mit seinem Bruder von einem blockierten Durchgang gestohlen worden waren, entwickelte bereits ein Eigenleben, bei dem statt eines Umwegs um Trümmer eine halbe Hundertschaft feindlicher Nachzügler ihn kritische Zeit kostete. Einen der Großen der Rebellion vor der Wirklichkeit des Krieges verzweifeln zu sehen, ließ vielen die eigene Mühsal erträglicher erscheinen. Seine Leiden wurden zum Spiegel, indem die einen erkannten, dass sie eigentlich gut davongekommen waren, oder andere, dass sie mit ihrem Leiden, ihrem Schicksal nicht allein waren.

Doch es gab noch eine zweite Geschichte, eine dunklere, unbekanntere. Dass es ohne Zweifel das Werk seiner Feinde gewesen sein musste, das seine Familie ereilte, wusste er aus der Beschauung der Leichen. Seinem Bruder waren von hinten die Bänder der Knie durchtrennt worden und sein Onkel hatte – ebenfalls von hinten – einen Stich in den Nacken erhalten. Von den anderen Soldaten der Einheit hatte keiner etwas gesehen, oder gesehen haben wollen, genauso wie es bei den Toden seiner übrigen Familie gewesen war. Er hatte immer noch keine Beweise, aber ihm wollte keine andere Partei einfallen, die von seinem Sturz so sehr profitieren konnte wie der Rat.

Sie fürchteten seine Beliebtheit beim Volk und versuchten ihn zu zerstören, wo sie die Gelegenheit dazu witterten. Aber wieder einmal hatten sie versagt. Doch wusste Cadius auch, dass die wahre Prüfung noch bevorstand. Bald würde das zivile Leben wieder beginnen, würde er nicht mehr von loyalen Soldaten umgeben sein. Die Attentäter, die seine Familie auf dem Gewissen hatten, warteten mit Sicherheit nur noch auf ihre Chance, wenn er alleinstehen musste. Er entwarf bereits einen Plan, Details mochten noch fehlen, doch wusste er: sein Ruf, nicht mehr sein Schwertarm, würde bald seine wichtigste Waffe sein. Also drückte er ein letztes Mal seines Onkels Schulter, nahm die Hand seines Bruders. Dann drückte er den Rücken durch und zog sich seine Rolle über wie eine Rüstung. Der Ungebrochene hatte sich von den Letzten seiner Familie verabschiedet und würde – wie immer – wieder das tun, was das Volk von ihm brauchte. So hatte er es gehalten, seitdem er den Kampf seiner Familie mit sechzehn Jahren aufgenommen hatte. So würde er es heute halten, wenn auch von seiner Familie niemand mehr übrig und er doppelt so alt war.

Organisieren, planen, bauen, führen. Wer weiß, was es heute wäre.

Was das Volk scheinbar gebraucht hatte, war ein großes Fest gewesen. Also hatte Cadius ein großes Fest organisiert. Es hatte alles gegeben, was sich ein siegestrunkenen Mob nach der Eroberung einer Hauptstadt nur wünschen konnte. Aus den Vorräten der Rebellen war ein Festmahl zusammengestellt und der Weinkeller der gestürzten Könige geplündert worden.

Unter den Soldaten waren Wachschichten ausgelöst worden, damit wenigstens ein Minimum an Ordnung erhalten blieb. Die Entscheidung, auf diese Patrouillen zu bestehen, rettete Cadius das Leben. Nachdem er auf die Beschwerde eines Generals hin dessen Unterbringung überprüft hatte und feststellte, dass drei Räume tatsächlich angemessen genug für einen einzelnen, wenn auch hohen Offizier waren, war er gerade auf dem Weg zurück zur Feier, als plötzlich eine Holzterasse unter ihm nachgab und er in die Tiefe stürzte. Einige Wachen hatten den Lärm gehört und ihn bei ihrer anschließenden Überprüfung gefunden. Jetzt lag er in seinem Quartier und überdachte seine Optionen. Obwohl neben dem Bett eine Krücke für ihn bereitstand, hatte er Glück gehabt und würde keine permanenten Folgen von dem 'Unfall' zurückbehalten. Einige Zeit am Stock, danach vielleicht ein wenig mehr Zeit mit leichtem Humpeln, während die Knochen am rechten Bein heilten. Die Heiler hatten ihm eine Kur mit Tränken angeboten, die die Heilzeit verkürzen und die Gefahr eines Hinkens ausschließen sollten, aber mit Verweis auf die vielen ernsthaft Verwundeten hatte er abgelehnt. In Wahrheit fürchtete er ein Giftattentat. Die Ereignisse hatten deutlich gezeigt, dass er sich aus dem Einflussgebiet des

Rates zurückziehen musste. Passenderweise hatte er von der idealen Gelegenheit erfahren, genau dies zu bewerkstelligen.

Cadius war noch nie am Meer gewesen. Auf absehbare Zeit würde er es auch nicht mehr erreichen, aber der Flusshafen von Volksstadt, der vom Rat gewählte neue Name der alten Hauptstadt, entsprach genau dem, was er sich von einem Hafen immer vorgestellt hatte. Viel Betrieb, eine Menge grob aussehender Gestalten, Möwen und vor allem: Wasser. Im Moment war der vorherrschende Betrieb zwar vor allem ein Akt des Aufräumens und Erfassens, aber mit dem Ende der Belagerung würde das Leben bald mit voller Macht hierher zurückströmen.

Cadius wäre dann bereits weit weg. Er hatte seine wenigen Besitztümer – vorwiegend seine schwere Rüstung und einige wenige Bücher – in der großen Reisetruhe verstaut, die ihn durch die gesamte Kampagne begleitet hatte. Ergänzt wurde diese Reise von einigen Brieftauben in einem Käfig, wie er sie schon von der militärischen Kommunikation kannte und die er samt Käfig und Futter vom Rat erhalten hatte. Alles Übrige hatte in einen Seesack gepasst, oder war in den Taschen oder an den Schlaufen seiner Reisekleidung untergekommen. Mit einer Hand am Knauf seines Schwertes und der anderen auf seinen Stock gestützt, betrachtete er aus dem Schatten seiner Kapuze ein letztes Mal seine alte Heimat. Im Auftrag des Rates würde er morgen ein Schiff besteigen und jenseits von Volkesland Anschluss an alte Beziehungen zu den Nachbarstaaten suchen. Sein erstes Ziel war die Hafenstadt Quart'Hadasth. Heute hatte er seine Sachen auf den kleinen Flussegler gebracht und seine winzige Kammer am Bord eingerichtet. Der Kapitän des Schiffes hatte sich ihm vorgestellt, seine Familie war vor der Abriegelung aus Quart'Hadasth gekommen. Dass er zu diesem Anlass den Namen des Mannes nicht erfahren hatte, wäre ihm noch vor wenigen Tagen verwirrend vorgekommen, aber in Vorbereitung auf die Expedition hatte er gelesen, dass es in Quart'Hadasth nicht so einfach mit dem Nennen von Namen gegenüber Menschen außerhalb der Familie war.

Cadius fand es ironisch, dass er den öffentlichen Aufruf des Rates nutzen konnte, um sich dem Rat zu entziehen. Gleichfalls störte ihn, dass es sich ein wenig wie Flucht anfühlte. Dem Überblick nach, den er sich verschaffen konnte, hatte der Rat alle großen Namen des Aufstandes entweder mit Posten weit weg von der Hauptstadt bedacht, sie in seine Reihen gezogen, oder sie wie Cadius auf eine der vielen Forschungsreisen geschickt. Innerhalb der neuen Republik gab es so gut wie keine – für Cadius – wahrnehmbare Opposition mehr.

Während er so in Gedanken vertieft am Pier stand, bemerkte er beinahe nicht, wie in Zivil gekleidete Männer und Frauen, bei denen es sich nach der Art ihrer Bewegungen aber sicher um Soldaten handeln musste, den Bereich umzingelten.

Aber seine Erfahrung hatte ihn auf die Neuzugänge aufmerksam gemacht und noch hatten sie den Hafen nicht völlig abgeriegelt. Langsam, um nicht aufzufallen, bewegte er sich auf eine Gasse zu, die im aktuellen Tempo der Streiter noch nicht versperrt sein sollte, wenn er sie erreichte. Er wusste zwar nicht, was diese Waffennechte hier wollten, aber sein Instinkt riet ihm, vorsichtig zu sein. Da bemerkte vor ihm eine Cameera-Frau ebenfalls die Bewegungen der Neuankömmlinge. Ein langer schwarzer Mantel verhüllte ihre Gestalt, aber ihre Anspannung war für Cadius überdeutlich zu sehen. Gleich würde sie losstürmen und sie wahrscheinlich beide verraten. Kurz entschlossen wollte er die Distanz zwischen sich und ihr überbrücken, aber sein Bein hinderte ihn. Er hockte sich zwischen zwei Kisten – was sein Bein nicht besonders amüsierte – und rief der Katzenartigen zu: „Hey, jetzt keine ruckartige Bewegungen, oder die bemerken, dass wir beide hier sind!“ Natürlich löste allein dieser Anruf beinahe eine sehr ruckartige Bewegung bei der Kätzin aus. Aber Cadius hatte Glück und sie sich besser im Griff als es zuerst den Anschein gehabt hatte. „Wir? Fauxes kann sich nicht erinnern, dich schon einmal gesehen zu haben, Fremder. Geh weg, oder die Wachen werden schon bald dich entdeckt haben.“ Cadius war mehr als versucht, dem Wunsch der Cameera zu folgen. Immerhin schien sie ja doch auf sich aufpassen zu können. Aber vielleicht wusste die Kätzin etwas. „Hör zu, Fauxes.“ Er hoffte, die Selbstbezeichnung korrekt als Namen verstanden zu haben. Sicher konnte man sich bei Cameera nie sein, ihre Dörfer pflegten teilweise sehr eigene Sitten. „Ich erkenne das Vorgehen von denen. Wir haben jetzt noch etwa zwei Minuten, um da drüben in die Gasse zu kommen. Mit meinem Bein wird das für mich schwer.“ Sich als verletztlich darzustellen, machte ihn hoffentlich ungefährlicher in ihren Augen und damit vertrauenswürdiger für die andere, auch wenn es ihm unangenehm war, seine Blöße so offen zugeben – einer Fremden noch dazu! Aber in seinem Zustand wäre er allein tatsächlich ziemlich fertig gewesen, hätte er die Deckung einmal erreicht. Er konnte den Widerstand in der Kätzin praktisch in ihren Augen mitlesen. Auf der einen Seite wollte sie seinem Hinweis auf die Gasse folgen, ohne ihn. Andererseits befürchtete sie, es könnte eine Falle sein und wollte ihn lieber dabeihaben. Es ging hin und her, einer Ewigkeit gleich, wenn es wohl auch nur wenige Herzschläge waren. Fauxes traf eine Entscheidung – lieber mit ihm. Sein Angewiesensein auf die Kätzin nur halb spielend, überwand sie zu zweit die Distanz bis zur Deckung.

Während Cadius jetzt sein Bein massierte, musterte die Kätzin den Hafen hinter ihnen, ihr Schweif angespannt, fast zuckend hin und her schwingend. Keiner der getarnten Soldaten warf einen Blick zu ihnen, konzentriert und systematisch arbeiteten sie den Hafen ab. Cadius konnte aus der Gasse heraus nicht feststellen, ob sie fanden, was sie suchten. Schließlich wand sich die Katze von ihrer Beobachtung ab.

Ihr Gesicht strahlte immer noch eine angespannte Bereitschaft aus, die Pupillen ihrer Augen waren zu Schlitzeln verengt.

„Wen auch immer die gesucht haben, gerade haben sie begonnen, den Platz wieder zu räumen. Du hast gute Augen und einen schnellen Kopf, Mensch. Vielleicht auch die Wachen im Nacken? Fauxes sollte in deiner Nähe bleiben. Eine Weile zumindest. Wie nennst du dich?“

„Cadius“, antwortete er, froh, das Misstrauen der Katze überwunden zu haben und Erleichterung durchströmte ihn, aber dann holten ihn langsam die Ereignisse der letzten Minuten ein. Zuerst war ihm zwar nicht ganz klar gewesen, was gerade vor sich gegangen war, aber seit er hier in der Gasse angefangen hatte, sein Bein zu massieren, hatten weniger Adrenalin und Instinkt und wieder mehr Erfahrung und Intellekt das Sagen in seinem Kopf.

Ein Attentat! Bevor er endgültig einschiffen konnte und sich seinem Einfluss entzogen hätte, hatte der Rat versucht, ihn auszuschalten. Aber vielleicht hatte der Augenblick ihn ja auch mit einer neuen Verbündeten zurückgelassen?

„Du hast nicht zufällig einen unserer Verfolger erkannt, oder?“, fragte Cadius möglichst unbestimmt. „Wieso? Glaubst du, Fauxes beobachtet ständig Menschen um sie herum? Oder dass Fauxes öfter von Wachen gejagt wird? Menschen-Rassisten und ihre Vorurteile, Cameera sind nicht alle kriminell!“ Anscheinend beleidigt, verletzt und wütend wollte die Kätzin sich abwenden und gehen, aber Cadius versuchte sie aufzuhalten.

„Nein! Du verstehst nicht. Diese Leute verfolgen mich. Der Rat will mich loswerden. Du warst auch am Hafen, hattest eine andere Perspektive. Vielleicht ist dir etwas aufgefallen, was ich übersehen habe? Etwas, das mir helfen könnte?“ Cadius versuchte es mit maximaler Ehrlichkeit, legte seine Angst offen. Sollte Fauxes ihn auslachen, er wäre morgen eh außer Landes. Die Katze blinzelte.

„Oh. Ja natürlich. Fauxes hat Wächter-Menschen reden gehört. Über Falle für Mensch mit Stock. Du solltest Fauxes bei dir behalten, Mensch. Sie kann deine Feinde wiedererkennen.“ Bei diesen Worten nickte die Cameera, als hätte sie Worte großer Weisheit oder Bedeutsamkeit gesprochen. Cadius fühlte die letzten Reste Anspannung von sich abfallen. Ein gutes Vorzeichen war ihm erschienen, als die Intrige des Rates sich gegen seine Feinde gekehrt hatte und ihm eine Verbündete bescherte. Cadius begab sich auf sein Schiff zurück. Fauxes wollte noch einige Dinge holen und sich ihm am Morgen anschließen.

Obwohl Cadius von Natur aus ein Frühaufsteher war, stellte er fest, dass Seeleute noch einmal in einer anderen Welt lebten. Als er nach einem kurzen Frühstück an Deck trat, herrschte dort bereits emsiger Betrieb. Am Hafen herrschte dagegen noch Ruhe und Stille. Lagen sowieso nur wenige Schiffe hier – größtenteils für

die Forschungsreisen des Rates – waren die landseitigen Anlagen als Folge der Eroberung noch außer Betrieb. Während Cadius noch über diese Ruhe und die Möglichkeit zukünftigen Betriebs im Hafen nachsann, wurde eben jene Ruhe wüst gestört:

Am Eingang zum Hafen brach ein heftiges Handgemenge aus, Rufe und Schreie erschallten. Cadius konnte die Banner und Uniformen des Rates sehen. Dann stockten seine Gedanken entsetzt. Waffenknechte des Rats setzten seine neue Freundin fest. Entschlossen griff er sein Schwert fester, trat zur Planke, mit dem Stock jeden zweiten Schritt dramatisch-hölzern unterstreichend, als sich auch auf seine Schulter eine Hand senkte. Der Kapitän des Schiffes.

„Meister Cadius. Ihr werdet sicherlich erfreut sein zu hören, dass wir in Kürze auslaufen können.“ Scheinbar hatte er den Tumult im Hafen übersehen oder ignoriert.

„Ich fürchte, ihr werdet noch einen Moment warten müssen, Käpt'n“, antwortete er und wollte das Schiff verlassen, doch der Mann ließ seine Schulter nicht los.

„Wollt ihr der Wache helfen, Herr? Keine Sorge, die brauchen euch nicht. Hier im Hafen kennt jeder diese Cameera. Im besten Fall ist sie eine unzuverlässige Lügnerin, an schlechten Tagen nennt man sie eine Diebin. Mit so einer wird die Wache schon fertig, auch wenn Cameera ja ein gewisser Ruf nacheilt.“

Cadius war wie betäubt. Nicht, weil die Kätzin wahrscheinlich eine Diebin war. Die Zeiten waren immerhin hart. Aber eine notorische Lügnerin? Was wenn sie gar nichts über die Verschwörung gewusst hatte? Bevor er sich aus seiner Erstarrung befreien konnte, hatte der Kapitän losmachen lassen und sie auf den Weg in die Fremde gebracht.

Die Fahrt selbst verläuft ereignislos. Cadius plagten Selbstzweifel wegen Fauxes, aber schließlich stellte er fest, dass er die Wahrheit über die Kätzin vielleicht nie herausfinden würde. Es wäre schön gewesen, endlich einen Beweis für die Verschwörung oder wenigstens einen Zeugen gehabt zu haben, aber es hatte nicht sein sollen. Er musste sich jetzt darauf konzentrieren, in seiner neuen Funktion weiter sein Heimatland zu unterstützen und auf seine Verfolger zu achten.

In ruhigen Momenten betrachtete er die Erhebungen und Felsformationen am Flussufer und stellte sich vor, wie er hier in einem anderen Leben Burgen, Außenposten oder befestigte Häfen hätte errichten können. Nach einem halben Leben voller Krieg, Belagerung und Zerstörung hätte er das vererbte Wissen seiner Familie gern in einer ansprechenden Form abgebildet, aber er war jetzt Botschafter und Forschungsreisender, nicht Festungsbaumeister. Doch träumen erlaubte er sich auf dieser ruhigen Reise. Ein Turm hier, ein Vorwerk mit Graben dort. Ein paar Zinnen zwischen den Felsspitzen da ...

Als sie endlich Qart'Hadasth erreichten, die Stadt, die zu besuchen Cadius Auftrag war, kam Cadius nicht umhin, sie in ihrer Gesamtheit zuerst mit den Augen eines obersten Belagerungsmeisters zu sehen. Qart'Hadasth war auf einem kleinen, aber langgezogenen Tafelberg gebaut, der weit in den Kreuzungspunkt des großen Flusses mit einem kleineren Gewässer hinausragte. Die Stadt hatte von daher eine lange, aber nur schwer anzugreifende Seemauer, die zusätzlich mit mehreren Türmen gesichert war. Auf der sehr kurzen Landseite deckte eine mächtige Festung die Stadt. Cadius glaubte außerdem im Bereich des Hafens an einer Lücke in der Bebauung mit Lagerhäusern, vor genau der ein besonders mächtiger Wachturm stand, einen zusätzlichen, expliziten Militärhafen vermuten zu können. Die dort stationierte Flotte würde einen Angriff von der Wasserseite wohl unmöglich machen, eine vollständige Abriegelung für eine Belagerung ebenfalls höchst zweifelhaft erscheinen lassen. Cadius kam zu dem Fazit, dass Qart'Hadasth für sich allein genommen wohl der wehrhafteste feste Punkt war, dem er bisher begegnet war.

Nach der Einfahrt konnte er zuerst seine Vermutung über den Militärhafen bestätigen. Am fernen Ende des Handelshafens schirmte eine Mauer mit Seetor seinen Blick auf die Flotte der hiesigen Machthaber ab. Bevor er weitere Beobachtungen anstellen konnte, wurde er bereits von der Ankunft des Hafenmeisters abgelenkt. Es sah so aus, als begänne sein Auftritt als Botschafter genau jetzt.

„Willkommen Ausländer! Qart'Hadasth begrüßt den Wohlstand, den ihr bringt und ermahnt euch immer an eure Gastpflichten zu denken!“ Jedenfalls glaubte Cadius, dass der Mann das sagte. Er hatte seine Kenntnisse der hiesigen Sprache soweit wie möglich aufgefrischt, seitdem er vom Rat dieses Land zum Erkunden zugeteilt bekommen hatte. Aber laut der alten Berichte in Volkesland war das Volk hier extrovertiert, freundlich und von einer Kaste von Priesterinnen regiert. Die einzige vermerkte Besonderheit hier war die große Bedeutung von Namen für die Beziehung, in der Art, dass selbst langjährige Geschäftspartner einander nicht mit Namen anredeten, sollten sie nicht auch wirklich gute Freunde sein. Der Hafenmeister schien der Beschreibung nicht ganz zu entsprechen, um diplomatisch zu bleiben. Ehrlich gesagt, wirkte er brutal beleidigend, mit Vorsatz und Absicht. Cadius setzte einen neuen Punkt auf seine To-Do-Liste. Herauszufinden, ob von diesem Land eine Gefahr für Volkesland ausgehen könnte, blieb aber in seiner Rolle: „Der Rat des freien Volkes von Volkesland begrüßt seine alten Freunde in Qart'Hadasth. Wir haben die Fesseln unserer tyrannischen Könige abgelegt und wollen uns wieder der Welt zuwenden.“ Cadius hatte noch erheblich mehr Text vorbereitet, aber der Hafenmeister unterbrach ihn. „Ah ja, eine Gesandtschaft. Geht zum Gasthaus 'Zum höflichen Ausländer', wartet auf eure Vorladung zum Hof des Sufeten. Die Liegegebühr wird erhoben, sobald über die Rechtmäßigkeit eures

Besuches entschieden wurde.“ Ohne weiteren Kommentar oder eine Erläuterung, ging der Hafenmeister wieder von Bord. ‚Willkommen in der Fremde‘, dachte sich Cadius. Der Kapitän hatte vom Rat die Anweisung erhalten, sich in der Stadt nach Handelsmöglichkeiten umzuhören. Er würde Cadius von daher zum Gasthaus begleiten und dort eine temporäre Handelsmission eröffnen, falls dies möglich war. Während der erste Offizier in Abwesenheit des Kapitäns an Bord das Kommando übernahm, schlossen sich ihnen noch einige Matrosen an, vordergründig um im Wechsel Cadius’ Kiste zu tragen. Allerdings mutmaßte Cadius, dass sie in Wirklichkeit nur die hiesigen Tavernen erkunden wollten.

Seine Befürchtungen stellten sich allerdings als nicht gänzlich begründet heraus, denn als sie das Gasthaus ‚Zum höflichen Ausländer‘ erreichten, bestellten zwar einige der Matrosen Getränke, sie begannen allerdings nicht, sich zu betrinken, sondern beobachteten ihre Umgebung. Zwei waren außerdem vor der Tür geblieben. Scheinbar schätzte der Kapitän seine Sicherheit, und hatte eine loyale Besatzung bei sich, falls Cadius neue Einschätzung zutraf und die Matrosen sie als Wachen begleiteten. Der Wirt des Gasthauses entsprach mehr seiner Erwartung an das Land, von dem er zuvor nur gelesen hatte. Er hatte nichts von der beleidigenden Direktheit des Hafenmeisters an sich und versicherte Cadius wortreich, dass die Zimmer für sie nicht sofort bezahlt werden müssten, sondern, wie im Falle des Schiffes, erst der Verlauf der Gespräche abgewartet werden müsste. Außerdem half er dem Kapitän dabei, einige aussichtsreiche Händler auszumachen, an die man sich in den nächsten Tagen wenden könnte. Nach zwei Getränken und einer Mahlzeit der hiesigen Küche, eine stark gewürzte Soße, in die sich einige Fleischstücken verirrt hatten, dazu gekochtes Gemüse und Brot, zog sich Cadius in sein Zimmer zurück. Eine letzte Pflicht blieb ihm: Dem Rat seinen Bericht erstatten.

Schiffsreise verlief ereignislos + STOPP + Erreichte Hafenstadt Qart Hadasht + STOPP + Treffe Sufet, hiesiger Herrscher + STOPP + Anschließend Erkundung Stadt, oder Umland? + STOPP

Er rollte den Papierstreifen und befestigte ihn am Bein der ersten Brieftaube. „Gute Reise“, sprach er ihr noch gut zu, bevor er sie durchs Fenster nach draußen entließ. Mochten die Götter wissen, was daraus werden würde.

HINTER DEM VORHANG

Am nächsten Morgen stand Cadius früh auf der Straße. Zwar hatte der Hafenmeister gesagt, er solle auf Nachricht vom Sufet warten, aber der Rat erwartete ausführlichen Bericht über Cadius Reise. Einfach nur die Vorzüge gegen die Nachteile des Angebots im ‚Zum höflichen Ausländer‘ abzuwägen, würde wohl kaum seine

Auftraggeber zufriedenstellen. Nicht, das Cadius sich im engeren Sinne um die Meinung des Rates scheren würde. Aber im weiteren Sinne hatte er seinen Auftrag ja auch von Volkesland erhalten. Und seine Heimat würde er nicht enttäuschen. Vom Wirt hatte er erfahren, dass Quart' Hadasht grob in vier große Viertel unterteilt werden konnte:

Im Südwesten, am Hafen, das Hafenviertel

Im Südosten, am Kriegshafen, das Ritterviertel

Im Nordwesten das Tempelviertel und zuletzt

Im Nordosten das Händlerviertel

Die Stadtteile wurden von zwei großen Straßen getrennt, einer kürzeren, aber bedeutenderen Süd-Nord-Straße und einer langen West-Ost-Straße. Am Kreuzungspunkt der beiden sollte sich ein großer Markt befinden, der sich auch auf den beiden Hauptstraßen fortsetzte, und vor allem auf dem Südstück bis zum Hafen wohl Waren aus allen bekannten Teilen der Welt anbot. Wollte er etwas über die Welt erfahren, deren Teil Volkesland nun wieder sein wollte, würde sich ein Besuch auf der südlichen Marktstraße und danach vielleicht im Händlerviertel anbieten. Freundlicher Weise hatte der Wirt ihm einen Teil seiner Münzen aus Volkesland gegen die hiesige Währung gewechselt – ein Vorgang, der überhaupt nur möglich gewesen war, weil der andere Cadius beim Wort genommen hatte, als er ihm den Edelmetallgehalt der einzelnen Stücke genannt hatte. Irgendwie konnte Cadius sich nicht vorstellen, dass ein Mensch, wie der Hafenmeister, zu dieser Art Geschäft bereit gewesen wäre.

Cadius machte sich auf den Weg zur Hauptstraße, dem West-Ost-Stück vom Haupttor und Stadtmauer aus Richtung Stadtmitte. Die Straße hier war breit und eben, wahrscheinlich ließ die Stadt sie regelmäßig ausbessern. Da es jene Straße war, über die jeder über Land eintreffende Besucher die Stadt betrat, erschien das gar nicht so unwahrscheinlich. Es war auch sehr sauber, was Cadius im Hinblick auf eine Hauptstraße verwunderte, denn die vielen Zugtiere, der Staub an den Wagen von den langen Reisen hierher – wobei, Cadius konnte auch keinen einzigen Handelswagen sehen. Immer noch grübelnd, erreichte er den großen Markt der Handelsstadt Quart' Hadasht. Es war lange her, dass er einen solchen Markt in einer Stadt im Frieden gesehen hatte. Aber in Vorbereitung auf den heutigen Tag hatte er die Vorkehrungen getroffen, die ihm früher immer geholfen hatten. Den Großteil seines Geldes hatte er in einer Börse direkt am Körper, eine kleinere für einfache Beträge am Gürtel. Sein Schwert hatte er in der Taverne gelassen, aber sich mit einem Sax, einer einschneidigen, kürzeren Hiebwaaffe gegürtet, die weniger martialisch in einer städtischen Umgebung wirkte und auch in der Handhabung

in engen Umgebungen eindeutig vorteilhafter war. Er hatte vor dem Aufbruch gut gegessen und viel getrunken und führte zusätzlich noch einen Wasserschlauch mit. Alles in allem fühlte er sich eigentlich gut für eine Erkundung des Marktes gerüstet. Nur dass er eine Sache unterschätzt hatte – den Unwillen der Einheimischen, mit ihm überhaupt zu reden. Wahrscheinlich lag es an seinem Zungenschlag, wenn er die Handelssprache nutzte, aber schon nach dem ersten Satz von ihm winkten die meisten Händler ihm, weiterzugehen. Nur diejenigen Händler, die Lebensmittel anboten, zeigten ihm ihre Waren, wobei auch sie dabei nicht glücklich wirkten. So saß Cadius zum Mittag ein wenig ratlos im Schatten eines Baumes bei einem solchen Stand und aß ein undefiniert gefülltes Teigteilchen und trank Tee aus einer Tontasse, von der der Händler anzunehmen schien, dass Cadius die Absicht haben musste, sie zu stehlen, denn der Mann blickte alle paar Augenblicke zu Cadius und vor allem der Tasse in dessen Hand.

Wenn die Menschen in dieser Stadt tatsächlich alle so waren, würde es sehr schwer werden, irgendwelche Informationen zu erlangen. Sicher, er könnte zu Fuß die Stadt ablaufen und jede Werkstatt, jeden Laden inspizieren, um für den Rat herausfinden, welche Art von Handel sich mit Quart' Hadasht lohnen könnte, aber eigentlich hatte er sich diesen Auftrag nicht ganz so stumpfsinnig vorgestellt. Wobei er ja schon einen Menschen in dieser Stadt kannte, der nicht komplett ablehnend mit ihm umgegangen war. Er gab dem erleichterten Händler seine Tasse zurück und machte sich auf den Weg heim zum Gasthaus. Dort herrschte großer Tumult. Männer in den Uniformen der, wie Cadius mutmaßte, Stadtgarde hatten den Bereich gesichert. Es war seine erste Chance, einen Blick auf die Aufstellung der Gardisten zu werfen. Sie trugen gepolsterte, im weiß-violett der Stadt gehaltene Wappenröcke unter einfachen Brustpanzern. Bei einigen konnte Cadius Arm- und Beinschienen sehen, aber Standard schien sonst nur noch der einfache, offene Helm mit einer Blende über der Gesichtsöffnung zu sein. An Waffen trugen die Gerüsteten Hellebarden, aber deutliche Gebrauchsspuren zeigten nur die mit Leder umwickelten Knüppel, die sie alle zusätzlich an den Hüften hatten. Cadius beendete seine Musterung und setzte seinen Weg fort. Ein Gardist wollte ihn aufhalten, aber, wie schon zuvor in der Stadt, kaum hatte Cadius einen Satz gesagt, änderte er sein Verhalten und winkte ihn durch. Das erste Mal heute, dass sein Ausländer-Sein ihm etwas vereinfacht hatte. Der Wirt saß aufgelöst in der Gaststube, wo sämtliches Mobiliar zu Kleinholz geschlagen worden war. Geschirrrümmer lagen überall und Essensreste bedeckten Wände und Boden. Etwas tropfte Cadius in den Nacken und er sah nach oben. Oh. Und die Decke. Als Cadius neben den Wirt trat, blickte dieser auf.

„Oh, mein Herr, es ist so schrecklich!“ Verzweiflung lag in seinen Augen, aber auch Angst? „Sie haben mein ganzes Haus verwüstet und euch Gäste ausgeraubt!“

Jetzt spürte auch Cadius einen tiefen Stich der Unruhe. „Und das, obwohl ich doch eine Lizenz vom Rat für den Handel mit Ausländern habe!“ Nach allem, was er bis jetzt hier erlebt hatte, überraschte eine solche Aussage Cadius nicht mehr wirklich. „Was ist mit meinen Sachen?“, ergriff jetzt Cadius das Wort. „Oh mein Herr, ich konnte es selbst kaum glauben, aber sie trugen eure große Kiste einfach zur Tür hinaus!“ Mehr musste Cadius nicht hören. So schnell es mit dem Stock ging, war er in seinem Zimmer. Die Tür war eingeschlagen, der Raum durchwühlt. Soweit man das über ein fast leeres Zimmer sagen konnte. Scheinbar hatten die Diebe auch nicht fassen können, dass nur die Kiste da war. Sie hatten sein Bett umgeworfen und den Schreibtisch von der Wand weggeschoben. Cadius konnte sein Glück kaum fassen, als er unter dem Bett sein Schwert fand. Aber das war alles. Sogar die Tauben hatten die Verbrecher mitgenommen. Entschlossen, mit der dramatischen Stock-tok-tok-Untermalung und nun wieder seinem Schwert am Gürtel, ging er nach draußen.

Schon mit den ersten Schritten wieder aus dem Gasthaus hinaus liefen seine Gedanken auf Hochtouren. Der Rat? Eigentlich unwahrscheinlich. Die einzigen Agenten, die im Auftrag des Rates jetzt schon in Quart'Hadast sein könnten, wären die Seeleute gewesen, die mit Cadius die Stadt erreicht hatten. Nahm man das Misstrauen gegenüber Außenseitern in der Stadt mit dazu, wären sie viel zu auffällig. Aber vorerst konnte Cadius nicht ausschließen, dass der Rat bereits damit begonnen hatte, ihn auch hier zu sabotieren. Als er für einen Moment innehielt und die Bewegung der Gardisten verfolgte, fand sein Schlachtfeld-geschulter Blick schnell den Anführer der Stadtwache vor Ort. Im Zentrum des Sturms energischer Soldaten stand ein Mann, der sich optisch kaum von den anderen unterschied. Gerade und selbstbewusst, ja. Befehle gebend und Berichte empfangend, auch das auffallend. Aber seine Schärpe konnte man auf den ersten Blick ohne weiteres übersehen, und der kurz gehaltene, weiße Federbusch auf dem Helm hätte auch leicht übersehen werden können. Mit den selbstbewussten Schritten – und dem Stock – die ihm seine Zeit als Offizier der Rebellionsarmee hinterlassen hatten, steuerte er den Mann an. Beinahe hätte er salutiert, als er vor ihm stand. Aber nur beinahe, im letzten Moment erinnerte er sich daran, dass er jetzt Zivilist und Botschafter war. „Verzeihung“, er kannte die hiesigen Ränge nicht und zögerte kurz, „Herr Offizier, aber ich bin Bewohner des Gasthauses hier. Wissen Sie, wohin die Diebe geflohen sind? Ich würde gerne mein Eigentum zurückerlangen.“ Der Mann nahm sich einen Moment Zeit, ihn zu mustern. „So. Ihr Eigentum. Mir ist gar nicht gemeldet worden, dass schon wieder neue Söldner in der Stadt eingetroffen sind.“ Scheinbar hatte er aus Cadius Auftreten auf seinen militärischen Hintergrund geschlossen. „Nur Botschafter mit Erfahrung. Aber dazu gerne später mehr, ich möchte die Verfolgung schnell beginnen.“

„Schnell? So wie ihr aussieht, kommt ihr wohl eher nirgendwo schnell hin. Aber sei's drum. Den Beschreibungen nach waren hier keine der üblichen Kriminellen am Werk, sondern Stadtfremde aus dem Umland.“ Cadius notierte, dass er sie nicht Ausländer nannte. „Die können hier nirgendwo untertauchen. Sie müssen also zum Hafen unterwegs sein, ich habe bereits die schnellsten Wege absperren lassen.“ Er drehte sich halb um und rief einen Soldaten zu sich. „Das hier ist einer meiner Leutnants, er wird der Garde auf dem Weg zum Hafen erklären, wer ihr seid und was ihr wollt. Viel Glück, ich habe hier zu arbeiten.“ Schon bei den letzten Worten ging er mit forschem Schritt in Richtung eines gestikulierenden Gardisten davon. Der Leutnant nutzte den Moment, um sich vorzustellen.

„Guten Tag Ausländer. Folgt mir, wenn ihr denn müsst.“ Beinahe hätte Cadius sich vom schnellen, problemlos-professionellen Auftreten seines Chefs zu dem Gedanken hinreißen lassen, die Soldaten der Stadt wären etwas freundlicher als der Rest der Stadt. „Einen Moment noch Leutnant.“ Der Mann sah nicht besonders begeistert aus, aber Cadius hatte zwei der Matrosen von seinem Schiff entdeckt. Einen Zuruf später hatten sie sich ihm angeschlossen. „Jetzt könnten wir,“ sagte er zu seinem Begleiter. Der Leutnant ging voran. Als sie den Hafen erreichten, stellte sich schnell heraus, dass die Aufregung unnötig gewesen war. Tatsächlich waren es Stadtfremde gewesen, die das Gasthaus überfallen hatten. Stadtfremd bezeichnet Bürger aus dem zu Quart'Hadasth gehörenden Umland, wie Cadius auf dem Weg gelernt hatte. Der Leutnant war doch nicht so abweisend, wie Cadius zuerst gedacht hatte. Aber wie sich herausstellte, waren sie beim Versuch, die Stadt per Boot zu verlassen, von einem anderen Schiff abgefangen worden. Einer weiteren Expedition aus Volkesland, wie sich zeigte. Allerdings war deren Schiff so übel zugerichtet, dass Cadius bezweifelte, dass es sich beim Stoppen der Diebe um einen besonders bewussten Vorgang gehandelt hatte. Scheinbar war diese Expedition auf ihrem Weg aus Volkesland heraus von unbekanntem magischen Wesen angegriffen worden. Im verzweifelten Bemühen, ihr Schiff irgendwie über Wasser zu halten, hatten sie das auslaufende Schiff der Diebe mehr oder weniger geentert, einfach nur, um durch einige Trossen hinüber zum anderen Boot die Schwimmfähigkeit ihres eigenen Schiffes zu retten, alles, während die unbekanntem Magiewesen weiter angriffen. Vielleicht wäre das Schiff aus Volkesland immer noch gesunken, hätte nicht die die Diebe verfolgende Stadtgarde eingegriffen. Einige Magier der Garde hatten scheinbar eine bessere Idee als die Besatzung des volkeslander Schiffes, was die Angreifer waren, und konnten diese mit einigen Beschwörungen vom Hafen vertreiben. Cadius konnte noch eine kleine Gruppe unter Begleitung einiger Gardisten in Richtung Stadtzentrum verschwinden sehen. Er glaubte, es waren Cameera darunter. Vielleicht hatte Fauxes es ja noch aus Volkesland herausgeschafft. Wobei,

wenigstens eine Person war bewusstlos und wurde auf einer Trage transportiert. Vielleicht sollte Cadius lieber doch nicht hoffen, dass die Kätzin ausgerechnet auf diesem Schiff gewesen war.

Die Stadtgarde stellte gerade einen Spürtrupp zusammen, der das Schiff der Diebe durchsuchen sollte. Cadius meldete sich freiwillig, die Männer zu begleiten, was zuerst mit einiger Skepsis aufgenommen wurde. Allerdings führte er an, dass er das Diebesgut aus dem Gasthaus wiedererkennen würde, und man ließ ihn mit an Bord. Er hatte nicht wirklich viel Erfahrung im Bestimmen von Wasserfahrzeugen, aber das kleine Schiff der Diebe kam Cadius unspektakulär vor. Nur die vier Personen, drei Männer und eine Frau, die das Boot bemannt hatten, kamen ihm etwas wenig vor. Nicht unmöglich sicherlich, aber er blieb skeptisch. Sie hatten gerade das Unterdeck zur Hälfte abgesucht, als sich seine Skepsis wieder meldete. Dieser Raum hier war zu klein. Eigentlich müsste das Schott zu seiner linken viel weiter links, also backbord sein. Seine rechte Hand lag jetzt am Schwertgriff, als er die Gardisten auf seine Beobachtung aufmerksam machte. Er hatte den Satz kaum beendet, da flog eine versteckte Klappe auf. Zwei Nicht-Menschen und eine Frau griffen sie aus ihrem Versteck heraus an. Cadius verfluchte sich dafür, dass er aus Statusgründen sein Schwert mitgenommen hatte. Hier unter Deck konnte er es kaum ziehen! Er schlug einem der Angreifer mit seinem Stock gegen das Knie, und der echsenähnliche Nicht-Mensch ging zu Boden. Die Gardisten hatten derweil ihre liebe Not, den zweiten Nicht-Menschen, der Ähnlichkeit mit einem Löwen hatte, in Schach zu halten, während sich die Frau auffällig zurückhielt. Endlich hatte Cadius sein Schwert frei, schlug mit dem Stock die Deckung des am Boden Liegenden zur Seite und wollte sich des Gegners gerade mit einem Stich entledigen, als ihm sein Schwert von einem magischen Stoß aus der Hand gerissen wurde. Die Frau hatte sich ihm jetzt zugewandt und mit beiden Händen eine Raute geformt, Handteller ihm zugewandt. Eine Magiewirkerin! Cadius hätte gerne in selber Münze geantwortet, aber sein Element war Erde und er war nur gering begabt, sodass er hier auf einem Schiff leider ohne Zauber auskommen musste. So musste er damit Vorlieb nehmen, der Echse zu seinen Füßen weiter mit dem Stock zuzusetzen. Zu Cadius Glück schien die Frau für einen weiteren Zauber noch nicht bereit zu sein, denn der nächste Stoß von ihr traf ihn erst, als er den Echsenmenschen mit einem gut gesetzten Stockschlag ins Land der Träume schickte. Was er bei dieser Nahkampfeinlage nicht bedacht hatte, war sein Stock gewesen. Sicherlich ein robustes Stück, war es ihm doch von den Heilern in Volkesland als Gehhilfe anvertraut worden. Er erfüllte seinen letzten Dienst, Cadius Gegner außer Gefecht zu setzen, doch er brach dabei. Schon im nächsten Moment dröhnte sein Schädel, denn die Magierin hatte ihren nächsten Schlag geführt. Wiederum ein Stoß, aber ein heftigerer diesmal,

der ihn rückwärts gegen das Schott schleuderte. Auf dem Boden liegend konnte er beobachten, wie der Löwe den letzten Gardisten in die Flucht schlug. Ein Brüllen voll Triumph und Herausforderung dröhnte durch den Gang und sicherlich auch über die Pier. Zwar konnte es sich nur noch um Augenblicke handeln, bevor Verstärkung hierherkam, aber für den Moment war Cadius mit der Magierin und dem Löwen allein.

„Warum müsst ihr auch so gewissenhaft sein, Gardist?“, sprach ihn die Magierin an, „Ignoriert einfach das Schmugglerversteck. Hier sind nicht die Nichtmenschen, die ihr sucht. Weitergehen!“ Cadius’ Stimme fühlte sich belegt an, als er sprach, den letzte Stoß der Magierin immer noch in seinen Knochen.

„Leider habt ihr mein Eigentum aus diesem Gasthaus entwendet, werte Dame. Und da ich es noch nicht wieder habe, war ich nun einmal sehr aufmerksam beim Versuch, es zurückzubekommen.“ Die Frau schaute ihn perplex an.

„Ihr seid ein Ausländer? Warum arbeitet ihr dann mit den ...“, sie konnte ihren Satz nicht beenden, denn der Löwe sprang an ihr vorbei.

„Hört genau zu, Mensch“, ein tiefes Knurren begleitete die Worte des Löwen. „Ihr werdet mich jetzt gefangen nehmen, und auch den guten Schwimmt-Schnell, den ihr niedergeschlagen habt. Und dafür vergesst ihr sofort, dass die Priesterin hier war und sie versteckt sich wieder im Loch.“

Cadius brauchte einen Moment, um mit der überraschenden Wendung mental mitzukommen. Der Löwe ergab sich ihm?

„Nein Shishi, nicht!“ Scheinbar war er nicht der Einzige, der überrascht war. „Wir können immer noch zusammen fliehen!“ Doch der Löwe, Shishi, ließ sich nicht von seinem Entschluss abbringen.

„Nein Herrin. Mich haben die Gardisten schon gesehen. Mich werden sie hetzen, bis sie mich haben. Aber wenn dieser dort“, er deutete auf Cadius, „bestätigt, dass ich und Schwimmt-Schnell hier waren, das würde den Fall für die Wache schließen. Ihr könntet dann wie geplant bei Einbruch der Nacht entkommen.“ Schon hörte man Schritte auf dem Gang. Ohne weiter abzuwarten, griff der Löwe die Frau und stieß sie zurück in das Versteck. Cadius hatte sich währenddessen aufgerichtet, hoch gestützt auf sein Schwert, dass zu seinem Glück nicht allzu weit entfernt von ihm gelegen hatte. Cadius hatte keine Ahnung, wie der Hintergrund dieser Leute aussah. Er wusste noch so gut wie nichts über die hiesige Innenpolitik. Aber er konnte die Hingabe des Löwen anerkennen. Ganz davon abgesehen, dass es die Quart’Hadashter einem wirklich schwermachten, sie gern zu haben. Absehbarerweise würde er auch das Eigentum aus dem Gasthaus zurückgewinnen. Also hielt er dem stehenden Löwen das Schwert an den Hals, der das widerstandslos hinnahm, und hatte einen Fuß auf dem Echsenmann, als die Gardisten das Schiff erneut stürmten.

Von der Frau im Versteck sagte er nichts. Der Leutnant war begeistert, als Cadius mit seinen Gefangenen wieder unter Deck hervorkam.

„Und das von einem Ausländer!“, rief er. „Wirklich gute Arbeit, ich werde mich dafür einsetzen, dass ihr in dieser Angelegenheit ausreichend gewürdigt werdet!“, was auch immer das heißen würde. Ein zusätzliches Gutes hatte der Ausflug: das abgefangene Schiff wurde von der Stadtgarde in den Militärhafen gebracht. Cadius schaffte es im Gefolge der Menschen, die das Schiff an dem Pier ‚begrüßt‘ hatten, zu bleiben und wurde somit in den Kriegshafen gebracht. Ein wenig Sorgen machte er sich um die Frau. Ob sie es wohl aus dem extra gesicherten Hafen schaffen würde? Aber das sollte nicht seine Sorge sein.

Sorgfältig fertigte er mentale Notizen zu Größe und Zahl der Quart’Hadasht zur Verfügung stehenden Schiffe an. Als er gerade dabei war, sich die Verteidigungsanlagen des Hafens sowohl zum Fluss als auch zur Stadt hin genauer anzuschauen, fiel den Gardisten schließlich auf, dass er wahrscheinlich nicht hier sein sollte. Obwohl eindeutig verärgert, wurde er von den Wächtern ohne größeres Aufsehen auf die Straße gesetzt. Wahrscheinlich sahen sie die Angelegenheit damit als ausreichend gewürdigt an. Cadius war sehr glücklich über diesen Ausgang. Zwar kannte er sich nicht mit Seekrieg aus, aber Hafen und Schiffe erweckten nicht den Eindruck, als bereitete Quart’Hadasht kriegerische Auseinandersetzungen in der Fremde, in Volkesland, vor. Eindeutig war man hier völlig mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Als er kurz danach mit den beiden Matrosen, die freundlicherweise die Kiste für ihn trugen, ins Gasthaus zurückkehrte, war dort vom Trubel zuvor nichts mehr zu sehen. Tatsächlich war sogar sein Zimmer schon wieder komplett hergerichtet.

Zwei Dinge warteten im Gasthaus auf ihn: Die Antwort vom Rat und eine Vorladung zum Sufeten.

Werte Abenteuerseele,

hab dank für Deinen Bericht. Der Rat las die Nachricht mit großer Neugier. Wisse, dass auch aus den anderen Landen erste Kunde von Wagemutigen kam, die uns schilderten, was sie bislang sahen, erlebten und noch erforschen wollen. Der Rat sieht sich darin bestätigt, die Grenzen von Volkesland einzureißen und die Wunder der Umgebung zu erfahren. Was nun Deine weitere Reise angeht, wünschen wir Dir den Beistand der höheren Mächte und viele, viele aufregende Begegnungen! Bis zum Treffen mit Herrscher die Stadt erkunden +++ Vorsicht vor Dieben +++ Nach dem Treffen nach Geheimnissen der Stadt forschen +++ Danach ins Umland +++ mit den besten Grüßen von des Volkesland Rat

Nun, die Warnung vor Dieben kam zu spät. Aber wenigstens wusste Cadius, wohin er als nächstes müsste. Das hieß, sobald er mit dem Sufet gesprochen hatte. Er kontrollierte seine Sachen, versorgte die von den Ereignissen etwas gestressten

Tauben und bereitete sich auf seine Audienz mit dem Herrscher dieser Stadt vor. Nachdem er an sich selbst nichts mehr auszusetzen fand, aber noch Zeit übrig hatte, begab er sich in den Gasträum, um mit dem Wirt zu sprechen.

„Herr Wirt, ich habe lange darüber nachgedacht, aber mir will niemand besseres einfallen als ihr, wenn ich darüber nachdenke, wen ich fragen könnte, was man wohl in Gegenwart des Sufeten beachten sollte.“ Der Wirt überlegte nach Cadius Ansprache kurz. „Aber werter Gast, warum denn ich, von allen Menschen? Sicher muss es bessere Ratgeber als den Wirt einer Taverne für solche Staatspolitik geben.“ Seine Antwort war defensiv, aber nicht unlogisch. „Nun ja, in der ganzen Stadt habe ich niemanden gefunden, der mir besonders gesprächig erschien. Gleichzeitig sind aber alle Aufzeichnungen, die wir in Volkesland über Qart’Hadasht haben, so veraltet, dass mein bei uns noch von einer Hochpriesterin statt eines Sufets schreibt.“ Der Wirt wurde bleich. „Also, wenn ich euch schon sonst nichts sagen kann, dann aber doch, dass ihr die Priesterinnen im Rat des Sufets unter gar keinen Umständen erwähnen solltet!“ Und so hatte Cadius seinen Ansatzpunkt. „Warum das denn nicht? Ist die Stadt von den Göttern verlassen worden?“

„Oh nein, und mögen sie uns noch lange gnädig bleiben! Aber die Priesterinnen wurden vor etwa fünfzehn Jahren fast alle aus der Stadt vertrieben. Es hatte sich herausgestellt, dass sie gar nicht im besten Interesse der Stadt gehandelt hatten. Der heutige Sufet hatte aufgedeckt, dass sie Gelder veruntreut hatten und Geheimnisse verrieten. Wisst ihr, eigentlich redet man heutzutage nicht mehr darüber, es fühlt sich fast an wie ein Tabu. Aber ihr habt dabei geholfen, allen Gästen ihre Wertsachen zurückzubeschaffen und werdet wohl auch bald wieder weg sein. Da kann euch Hasdrubal, Sohn von Hannibal eigentlich auch die ganze Geschichte erzählen.“ Und so erzählte der Wirt.

Wie im alten Qart’Hadasht die Stadt ein offener Ort war, an dem Angehörige aller Nationen und Völker zusammenkamen. Wie unter der Leitung der Priesterinnen die Abgaben, Zölle und Steuern genutzt wurden, um allen Bewohnern der Stadt ein gutes Leben zu ermöglichen.

Cadius bemerkte schon sehr früh in die Erzählung hinein, dass der Wirt jenen Zeiten alles andere als abgeneigt schien. Aber wann immer er auf die Priesterinnen zu sprechen kam, beendete er seinen Satz mit einer Aussage wie „Aber sie nutzten unser Geld für fremde Probleme!“ oder „Qart’Hadasht war das Armenhaus des Kontinents!“ Doch erreichte der Zorn jener Sätze nie seine Augen.

Eines Tages hatte der heutige Sufet mit seinen Gefolgsleuten und Anhängern auf einer Sitzung die Priesterinnen des Verrats angeklagt. Die Frauen waren völlig arglos gewesen und wurden von den Vorwürfen völlig unvorbereitet getroffen. Dem Sufeten loyale Teile der Stadtgarde verhafteten die Priesterinnen und ver-

suchten das Tempelviertel zu stürmen. Doch die Nachricht des Umsturzes hatte sich schnell durch die Stadt verbreitet. Anhänger der alten Ordnung versuchten, die Umstürzler aufzuhalten, aber es zeigte sich, dass die Händler einen zu großen Teil der Stadtgarde im Voraus gekauft hatten. Gegen die Gewappneten hatten die Stadtbewohner früher oder später unterliegen müssen. Einige der jüngeren Geistlichen und die Tochter der Hochpriesterin konnten noch aus der Stadt fliehen, dann brach der Widerstand zusammen. In Folge der Ereignisse verloren ‚Ausländer‘ das Wohnrecht in der Stadt. Es war eine Bezeichnung, mit der der Rat in den Wochen nach seiner Machtergreifung inflationär um sich warf. Insbesondere die nicht-menschlichen Rassen mussten feststellen, dass sie in ihrer Heimat unter der neuen Führung unerwünscht geworden waren. Ein Massenexodus setzte ein und die Stadt entwickelte das Gesicht, dass sie auch Cadius seit seiner Ankunft präsentiert hatte. Am Ende wurde der Wirt sehr leise. Er vergewisserte sich, dass niemand sonst in Hörweite war, bevor er Cadius erzählte: „Einige behaupten, dass die Tochter der Hochpriesterin immer noch dort draußen in der Steppe ist. Sie führt Überfälle auf die Ratsmacht durch und hat den Handel auf dem Landweg fast zum Erliegen gebracht. Triff die Händler, wo es ihnen wehtut. Offiziell gibt es natürlich andere Gründe. Angeblich würden unsere Nachbarn die Straßen nicht instand halten, so dass sämtlicher Warenverkehr jetzt übers Wasser läuft. Der letzte Teil stimmt zwar, aber ich habe noch von niemanden gehört, dass die Straßen in unseren Nachbarländern auf einmal alle weg oder kaputt sein sollen. Wie auch immer. Jetzt wisst ihr Bescheid.“ Ja, jetzt wusste Cadius Bescheid.

Am selben Tag, kurz vor Einbruch der Nacht, stieg Cadius aus der Kutsche, mit der die Stadtgarde ihn vom Gasthaus abgeholt hatte. Sie hatte die Hauptstraße nach Osten befahren, einmal die gesamte Länge der Stadt entlang. Cadius hatte wieder sein Schwert an der Seite, einen neuen Stock über den Knien und seine besten Kleider an. Er hatte die prunkvollen Fassaden, mit denen die wohlhabendsten Bewohner der jeweiligen Viertel sich selbst oder ihre Institutionen repräsentierten, bestaunen dürfen. Die großen Speicherbauten und Kontore des Hafenviertels. Die prächtigen, ehrfurchtgebietenden, aber auch fast alle verlassenen Tempel in ihrem Viertel. Der nachts verlassene große Markt, seine Stände als Kontur gegen die hell erleuchteten Tavernen und Gildehäuser an seinem Rand zu erkennen. Danach die trutzigen Bauten des Adels im Ritterviertel, genauso wie die vor Gold und Überfluss protzenden Bauten des Händlerviertels. Hier war die große Straße anders als zuvor. Trotz der Nacht hatte Cadius Nachtschwärmer sehen können, hatte Stimmen gehört, Gelächter und immer wieder Zeichen von Lebendigkeit und Freude vernommen. Doch je tiefer die Kutsche in die beiden Viertel der Reichen und Mächtigen rollte, desto dunkler, kälter und einsamer schien es zu werden. Obwohl hier

Lampen an den Mauern die Straße kräftiger beleuchteten, obwohl Nachtwächter an jeder Kreuzung standen. Die Schatten schienen tiefer, und die Stille absoluter zu sein.

Schließlich konnte Cadius nur noch das Schlagen der Hufe und das Klappern der Räder auf dem Pflaster hören. Kein Mensch, kein Nachtvogel, kein Hundegebell. Natürlich hielt genau jetzt die Kutsche. Sie standen auf einem Platz, der dem Anschein nach das Ende der großen Straße nach Osten markierte. Vor Cadius erhob sich eine Zitadelle, und wie zuvor war es zuallererst der Belagerungsmeister in ihm, der sie einer Bewertung unterzog. Der Belagerungsmeister hatte sofort Kopfschmerzen bekommen. Cadius stand am spitzen, östlichen Ende der Stadt. Die Zitadelle hatte die Form eines Keils, das stumpfe Ende zum Land hin, die zwei übrigen Seiten von Wasser gedeckt. Doch diese stumpfe Seite war als dreifacher Wall ausgestaltet, jeder höher als der davor, so dass sie sich gegenseitig decken würden. In die hinteren beiden Wälle waren, zusätzlich zum Bollwerk des Torhauses, vier Türme integriert. Cadius vermutete, dass der erste Wall wahrscheinlich vor allem als Sichtschutz für einen Graben dienen würde. Zwei Gardisten hatten ihn auf der Kutsche begleitet und bedeuteten ihm nun, ihnen zum Tor zu folgen. Im Näherkommen stellte er fest, dass der erste Wall wohl ziemlich sicher vor allem ein Hindernis und weniger eine Verteidigungslinie war. Zumindest für einen entschlossenen Angreifer. Wütendes Stadtvolk würde er wirkungsvoll fernhalten. Die wahre Verteidigung begann hinter dem ersten Wall. Ein trockener Graben von fünf Metern Tiefe, mit senkrechten Wänden und spitzen Pfählen aus Holz am Boden, würde einem Verteidiger den Rückzug, aber auch jedem Angreifer den weiteren Angriff unmöglich machen. Das Torhaus des ersten Walls war auch nicht Teil des Bollwerks dahinter, wie es zuerst ausgesehen hatte, sondern ein geschickt in Schalenbauweise errichtetes Schanzbollwerk. Das hieß, dass es nach hinten, zu den Verteidigern auf dem zweiten Wall, offengelassen worden war und auch keinen Zugang auf die tiefere Verteidigung bot. So konnten Angreifer hier keine Deckung finden.

Seine Gedanken liefen immer noch auf Hochtouren, da durchschritten sie das eigentliche Haupttor. Cadius konnte Mörderlöcher an der Decke des Durchgangs erkennen, aber ansonsten ließ sich aus dem Tunnel des Torbaues nur noch wenig über die Anlage der Verteidigungen hier erfahren. Hinter dem Torhaus stand er auf einem Burghof, wie er sie schon ähnlich und vielfach gesehen hatte. Ihm direkt gegenüber befand sich eine Kernburg, um ihn herum Wirtschaftsgebäude, Türme und die hohen Wälle der dritten Verteidigungslinie. Bevor er dazu kam, die Kernburg ausgiebiger zu betrachten oder Betrachtungen zu ihrer Konstruktion anzustellen, führte man ihn nach rechts und durch eine Tür in eines der eher unscheinbaren Häuser, die er als Wirtschaftsgebäude abgetan hatte. Im Inneren

erwartete ihn schlichter, zurückhaltungsvoller, aber doch als solcher zu erkennender Luxus. Als erstes erfasste er die Materialien der Wandverkleidung, polierte Hölzer und die Böden unter den edlen Teppichen, hochwertiger Kalkstein, dazu sauber ausgeführte Silberleuchter. Als zweites nahm er den sanften Duft nach Räuchwerk und die leise Musik wahr, die ihn so zurückhaltend umfingen, dass sein Bewusstsein einige Herzschläge brauchte, um sie überhaupt bewusst wahrzunehmen. Vielleicht würde sein Leben jetzt so bleiben. Vielleicht würde er eines Tages aufhören, jeden neuen Ort nach seiner Verteidigung zu bewerten und sich auf Dinge wie Dekoration, Musik und Atmosphäre einlassen können. Noch nicht heute. Doch mit den sich vor ihm öffnenden Türen eines Konferenzraumes öffnete sich in ihm auch die leise, zurückhaltende Hoffnung, dass das Schwert an seiner Seite in Zukunft ungezogen bleiben würde.

Der Rat bestand ausschließlich aus Männern, wohl an die dreißig. Etwa zur Hälfte schienen sie Adlige zu sein, zur anderen Hälfte Händler. Bei einigen vermischten sich die Zeichen der Ränge, Ämter und Würden. Nicht im Entferntesten erinnerte das Gremium an die Berichte, die Cadius vor seinem Aufbruch gelesen hatte. Aber dank seines Wirtes wusste er ja nun auch, warum.

„Also, Volkesland will sich wieder der Vernunft, dem Handel und der Völkerverständigung zuwenden, ja? Das hört man doch gerne!“ Ein rundlicher Händler hatte das Wort ergriffen. Es hatte keine Vorstellungen gegeben. Man hatte Cadius auch keinen Sitzplatz angeboten. Ein Angriff aus der Bewegung sozusagen. Naja, noch hatte er sein Schwert nicht gezogen. Die Hoffnung lebte also noch. „Ja, hoher Rat, werter Sufet, so ist es. Natürlich war dem volkeslander Rat völlig klar, dass es nur wenige Partner geben würde, die uns dabei helfen könnten, zu einem Platz in Kreis der Völker zurückzufinden, den unsere törichten Könige so leichtfertig aufgegeben hatten.“ Cadius beobachtete die anwesenden Herren genau. Er wusste noch nicht, wer der Sufet war. „Und kein anderer als Qart’Hadasht würde in der Lage sein, unseren frühen Handel genauso zu begleiten wie später ein immer weiter ansteigendes Handelsvolumen.“ Cadius hatte die Theorie, dass der Sufet einer der adlig aussehenden Herren sein würde, aber den Handel als gewichtiges Thema sehen würde. Auf der Reaktion seiner Gegenübersitzenden aufbauend, konnte er seinen Verdacht auf drei der Anwesenden eingrenzen. „Das freut uns zu hören“, setzte ein anderer Redner als zuvor die Unterhaltung fort. „In der Vergangenheit war... Volkesland ein wichtiger Handelspartner.“ Cadius registrierte die Pause vor dem Namen seines Heimatlandes. Hätten sie grob oder offen beleidigend sein wollen, hätten sie den alten Namen benutzt. Oder zu Beginn der Verhandlungen erst einmal über die Legitimität des neuen Rates gefeilscht. Doch seitdem Cadius hier eingetroffen war, hatte er schon einiges erfahren. Der Landhandel war zum

Erliegen gekommen und der Handel über den Fluss hatte den Wegfall nicht ausgleichen können. Der Rat von Quart' Hadasht brauchte Zugang zu neuen Märkten, oder sie riskierten, dass ihnen die Rebellen langfristig schweren Schaden zufügen würden. Quart' Hadasht brauchte Volkesland. Hier, heute, in diesem Verhandlungsraum hätte Cadius eine gute Ausgangsposition. „Wir freuen uns natürlich darüber, dass unser Name hier noch immer einen Klang von guter Partnerschaft hat. Im Moment ist unser Land noch kriegszerstört, aber schon bald könnten regelmäßig Handelsschiffe eintreffen.“ Nicken bei den Ratsherren, bei einigen sogar Erleichterung. Waren sie noch nicht lange Politiker, oder zeigten sie ihre Emotionen als Teil eines Planes so offen? Um ihn in falscher Sicherheit zu wiegen?

„Gut, dass ihr euren Krieg anspricht, werter Botschafter. Das erlaubt, das Thema direkt anzugehen.“ Einer der drei, die Cadius im Verdacht hatte, höhere Würden zu tragen, ergriff das Wort und ergänzte noch: „Denn im Moment könnte Quart' Hadasht vor allem Zugriff zu erfahrenen und fähigen Soldaten benötigen. Nicht, dass unsere Garde nicht ausreichen würde. Aber es gibt einige ... Einsätze mit einem gewissen Gefahrenpotential. Schlachterprobte Streiter wären eine große Bereicherung.“ Auf der einen Seite war Cadius erleichtert, dass man so offen einen Bedarf an zusätzlichen Soldaten zugab. Wer militärische Schwäche einräumte, würde keinen Angriff auf das Heimatland eines potenziellen Verbündeten oder seine Söldnerbasis planen. Andererseits hatten sich seine Landsleute ihren Frieden und ein Leben in solchem verdient. Er würde dem Volk einen Bärenienst erweisen, würde er zulassen, dass sich eine professionelle Söldnerindustrie aufbaute. Andererseits könnte man die innere Sicherheit Volkeslands vielleicht sogar stabiler machen, wenn man die schlimmsten Streithähne, all jene, deren Leben ohne Krieg keinen Sinn mehr zu haben schien, aus der Heimat abzog. So dass aus gelangweilten Bauern keine perspektivlosen Banditen werden konnten. Cadius würde mit Fingerspitzengefühl vorgehen müssen. „Ich fürchte, die meisten ehemaligen Soldaten wünschen sich heute ein Leben in Frieden. Aber ich werde meine persönlichen Kontakte für euch bemühen, um herauszufinden, ob sich nicht einige Compagnien finden ließen, um unseren neuen, alten Freunden auszuhelfen.“ Der Sprecher schien zufrieden zu sein. „Großartig. Ein hervorragender Beginn unserer Gespräche. Lasst uns essen und dabei die Verträge aufsetzen.“ Und so beging Cadius sein erstes Arbeitsessen, seinen ersten Staatsakt für Volkesland.

Am nächsten Tag saß Cadius in seinem Zimmer und überdachte seine Optionen für den Bericht. Er hatte einiges gelernt. Er hatte die Geheimnisse und Absichten Quart' Hadashts erforscht, wie ihm aufgetragen worden war. Nur war er unsicher, wie viel er dem Rat mitteilen wollte. Immerhin war er sich über die Absichten der Herrscher seiner Heimat weiter im Unklaren. Auch die Söldner, die er gestern doch zu

beschaffen fest zugesagt hatte, musste er irgendwie organisieren. Aber, wie ihm klar wurde, während eine Idee in seinem Geist Gestalt annahm, nur am Rat vorbei. Mit Söldnercompagnien hier vor Ort, die vor allem über ihn koordiniert waren, würde er sich langsam Hausmacht aufbauen können, um sich vor den Nachstellungen des Rates zu schützen. Er entwarf eine Botschaft an Saul, einen seiner bewiesenen loyalen Leutnants aus der Armee. Der Mann hatte die Absicht zum Ausdruck gebracht, die Abwicklung des Krieges aus der Armee heraus zu verfolgen, bevor er zu seinem elterlichen Gut zurückkehrte. Vielleicht ließe er sich überzeugen, noch ein wenig Uniform und Rüstung zu tragen.

Zwei Compagnien Unruhestifter und eine mit echten Veteranen. Aber nur solche, die keine Verpflichtungen in der Heimat hätten. So würde Cadius hier arbeiten können. Über den Modus des Transports, der diese Verlegung vor dem Rat geheim hielt, würde er sich später noch Gedanken machen müssen. Die Handelsabmachungen waren solide. Für die Zukunft hatte Cadius für alle Volkesländer volle Bewegungsfreiheit in Aussicht, aber zuerst wollte der Rat noch ein wenig Probezeit. Wobei Cadius das für Augenschwermerei hielt. Quart'Hadasth würde viel zu sehr von einem solchen Handel profitieren, könnte dringend nötigen Handel zurück in seine Warenhäuser und Markthallen locken. Dafür würde er dem Rat der Stadt langfristig noch alle Privilegien, die seine Landsleute hier für ein gutes und sicheres Leben brauchen könnten, aus den Rippen leihen. Als er mit dem Kapitän seines Schiffes darüber geredet hatte, war dieser hellauf begeistert gewesen. Ohne Privilegien des Rates redete in der Stadt scheinbar kaum jemand mit ihm. Aber fertig unterschrieben war noch nichts. Offiziell wollte der Sufet noch sehen, wie sich Volkesländer Bürger in den Mauern der Handelsstadt benehmen würden. Also konnte Cadius auch davon noch nichts an den Rat schreiben. Über dem Dessert hatte ein Ratsherr zugesagt, die Magiergilde zu beauftragen, den Handelsweg zu sichern, auf dem das Volkesländer Schiff, das nach Cadius eingelaufen war, so übel mitgenommen worden war. Aber Cadius wusste nicht, ob deren Bericht die Hauptstadt wohl erreicht hatte. Auch hier besser nicht die Pferde scheu machen.

Also schrieb er:

Bei Erkundung Stadt Kontakt mit Dieben + STOPP + Verbrecher auf Fluss eingeholt. Eigentum zurückerlangt + STOPP + Stadtrat sehr an Handel interessiert + STOPP + Hiesige Bevölkerung sehr xenophob + STOPP + Keine Anzeichen für Aufrüstung angesichts Abrüstung Grenze Volkesland + STOPP +

Er wollte gerade die Botschaft abschicken, als ihm einfiel, dass er für den Rat ja noch das Umland erkunden sollte. Das Rebellenland. Er zögerte. Cadius könnte hier vor Ort noch viel erreichen. Aber Befehl war Befehl. Außerdem könnte er ja schon einmal das potentielle Einsatzgebiet der Volkesländer Söldner inspizieren. Er

ging die Treppe hinunter zum Wirt. Cadius konnte sein Glück kaum fassen, als der Mann ihm sagte, dass dessen zweiter Sohn wohl recht vertraut mit dem Umland wäre. Auf die Zusicherung hin, dass Cadius ein erfahrener Kämpfer wäre und sogar Magie wirken konnte, erlaubte der Wirt trotz der potentiellen Gefahren Expeditionen unter Beteiligung seines Kindes. Sein Sohn selbst sah die Sache völlig anders als der Vater. Voller Ungeduld, wie so viele seines Alters, brannte er darauf, mit Cadius loszuziehen. So voller Überschwang und Dankbarkeit für das Abenteuer war der Junge, dass Cadius sogar seinen Namen erfuhr: Mago.

Wieder auf seinem Zimmer aktualisierte Cadius seinen Bericht.

Bei Erkundung Stadt Kontakt mit Dieben + STOPP + Verbrecher auf Fluss eingeholt. Eigentum zurückerlangt + STOPP + Stadtrat sehr an Handel interessiert + STOPP + Hiesige Bevölkerung sehr xenophob + STOPP + Keine Anzeichen für Aufrüstung angesichts Abrüstung Grenze Volkesland + STOPP + Lokalen Führer angeworben. Reise Umland beginnt morgen + STOPP +

Er hoffte mit kurzen Vorstößen von jeweils nur wenigen Tagen das Umland Stück für Stück erkunden zu können, statt es in einer großen Rundreise auf einmal abklappern zu müssen. So wäre er auch regelmäßig in der Stadt, um hier als Ansprechpartner zur Verfügung zu stehen. Cadius war schon gespannt, was der Morgen bringen würde.

EIN WEITES LAND, VOLL NICHTS?

Cadius und sein Führer Mago, Sohn des Hasdrubal, waren nun schon seit einer Woche durch das Umland gereist. Nebenbei hatte er mit Hilfe des Kapitäns die ersten vorsichtigen Abmachungen mit lokalen Händlern getroffen. Auch sein Leutnant hatte sich gemeldet. Mit der Aussicht, wieder unter Cadius zu dienen, hatte er sich bereit erklärt, ihm beim Aufbau eines Söldnerkommandos zu helfen. Heute war er wieder von einer seiner Erkundungstouren zurückgekehrt und hatte eine neue Nachricht des Rates vom Wirt übergeben bekommen.

Reist mit dem lokalen Führer entlang kleiner Pfade. Meidet die breiten Wege. Sucht Straßen, die zugewuchert sind. Dort warten die größten Abenteuer.

Der Rat war in keiner Weise auf jene Unternehmungen eingegangen, über die Cadius geschwiegen hatte. Während naive Seelen das wohl als Beweis für die hehren Absichten des Rates sehen würden, wurde Cadius nervös. Er war sich ziemlich sicher, dass der Rat ihn beobachten ließ. Die Stille konnte eine Drohung sein. Sicherheitshalber würde er seine nächste Erkundungsstrecke tiefer ins Rebellenland legen, als er bis jetzt losgezogen war. Er würde die Anweisung des Rates so genau wie möglich befolgen und erneut Bericht erstatten.

Schon am nächsten Morgen passierten er und Mago wieder einmal das Haupttor der Stadt. Cadius hatte detaillierte Anweisungen an Leutnant Saul und den Kapitän zurückgelassen, damit sie in seiner Abwesenheit möglichst unterbrechungslos weiterarbeiten konnten. Zuerst ritten sie noch entlang der großen Straße, doch schon wenige Meter außerhalb der Stadt war von der Pflege und Aufmerksamkeit, die sie innerhalb der Mauern Quart'Hadasths erfuhr, nichts mehr zu sehen. Gräser wuchsen zwischen den Pflastersteinen empor und Regen und Sturm hatten immer wieder große Mengen Sand über die Straße gebracht. Nach einem halben Tag erreichten sie eine Gegend, die sie bei ihren bisherigen Touren noch nicht erkundet hatten. Sie verließen den breiten Weg und begannen ihre eigentliche Erkundungsarbeit. Den Rest des Tages entdeckten sie nichts Auffälliges. Als sie kurz vor Abend auf der Suche nach einem geeigneten Lagerplatz eine Felsformation umrundeten, ließ Cadius sich einmal mehr dazu hinreißen, in Gedanken Türme und Wälle aufzurichten. Der Felsen zu seiner linken wäre doch eigentlich gut geeignet. Sie würden auch bald eine feste Basis für die Söldner brauchen. Denn weder glaubte Cadius, dass der Rat von Quart'Hadasth so viele bewaffnete Ausländer in der Stadt kasernieren wollte, noch hatte er vor, sich durch eine solche Unterbringung der Gnade der Stadtgarde auszuliefern. Eine unabhängige Basis außerhalb der Stadt könnte von großer Bedeutung sein. Allerdings gab es hier weit und breit keine Wasservorkommen. Es würde nötig werden, einen Brunnen zu graben. Durch den Felsen, der diese Position so hervorragend als Bollwerk empfahl, wäre ein solcher Brunnen-schacht ziemlich herausfordern anzulegen. Im Schein ihres Lagerfeuers konnte er die Felsen über sich betrachten. In Gedanken wuchsen Wehrgänge und Zinnenkränze über wuchtigen Mauern und mächtigen Bollwerken. Vielleicht war ja genau das der Fehler. Sie waren nur zu zweit. Seine Aufmerksamkeit hätte ungeteilt auf der Umgebung liegen sollen.

Bevor er oder Mago auch nur nach ihren Waffen greifen konnten, waren sie umstellt. Eine Truppe von fünf, sechs Nichtmenschen in weiten Gewändern und tiefen Kapuzen hatte Speere und Schwerter auf sie gerichtet.

„Die Hände, wo wir sie sehen können und denkt nicht einmal daran, Zauber zu nutzen. Wir haben zwei Magier dabei, die uns schon beim kleinsten Versuch von euch warnen werden.“ Eine deutliche Ansage von einem der Angreifer. Cadius sah keinen Grund, ihm nicht zu glauben. Zwei zu sechs war von vornherein ein äußerst ungünstiges Verhältnis für jede Art von Widerstand. Aber dennoch versuchte Cadius ruhig zu bleiben und zumindest ein wenig Kontrolle zu behalten.

„Seid willkommen an unserem Feuer, Fremde. Mein Name ist Cadius und ich bin Reisender aus Volkesland. Dies ist Mago, mein Führer in diesen Landen. Falls ihr wollt ...“, doch weiter kam er nicht, als der Wortführer der Räuber ihm das Wort

abschnitt. „Wir wollen, dass ihr jetzt aufsteht und uns folgt. Im Übrigen könnt ihr den Mund halten. Die Zeiten der Höflichkeit auf diesen Straßen endeten vor fünfzehn Jahren, dreiundzwanzig Wochen und vier Tagen. Heute sollte ein jeder zuerst auf sich selbst achten. Denn ohne die Priesterinnen werden die Götter es sicher nicht tun.“

Ohne weitere Worte wurden Mago und Cadius auf die Beine und in die Mitte der Gruppe befördert. Man wollte ihm die Hände fesseln, aber als seine Häscher sahen, dass er zum Gehen einen Stock zu Hilfe nahm, ließen sie die seinigen frei. So viel zum Ende der Höflichkeit. Scheinbar hatte man nicht vor, einen alten Mann seiner Stütze zu berauben. Auch wenn Cadius eigentlich nicht alt war. Vielleicht waren diese Räuber ja sehr jung. Im selben Moment begann einer der Räuber laut darüber nachzudenken, welche Belohnung die Prinzessin ihnen wohl zuteilwerden lassen würde. Ein anderer erwiderte seine Hoffnung auf eine volle Mahlzeit. Cadius konnte kaum fassen, wie selbstverständlich sie sensible Informationen vor ihm offenlegten. Scheinbar waren sie wirklich sehr jung und unerfahren. Oder Cadius einfach schon ein toter Mann.

Sie erreichten ein Lager, als der Mond hoch am Himmel stand. Aber schon auf den ersten Blick konnte Cadius sehen, dass es keineswegs das Hauptlager dieser Gruppe war. Im Gegenteil, es war ein Ort, wie er ihn selbst während des Krieges immer wieder eingerichtet, abgebaut, verlegt, verloren oder zurückerobert hatte. Der temporäre Lagerplatz einer unabhängigen Kriegsschar. Letzte Zweifel, ob es nicht vielleicht doch eine Räuberbande war, die ihn gefangen genommen hatte, zerfielen. Diese Kämpfer waren Teil einer größeren militärischen Formation und sehr wahrscheinlich jener Gruppe zuzurechnen, die seit dem Machtwechsel in Quart'Hadast die umliegenden Ländereien gegen den Stadtrat sperrte. Er sah einen ihrer Ergreifer in einem größeren Zelt verschwinden. Minutenlang regte sich gar nichts, dann kam derselbe Rebell in Begleitung einer zweiten Person wieder aus dem Zelt heraus. Zielstrebig kamen sie zu Cadius.

„Du willst ein Reisender aus Volkesland sein, ja?“, sprach ihn der Neuzugang an, Stimme und Gesicht von Magie verstellt und verborgen. Vielleicht war Cadius ja doch noch nicht so tot. Wenn man sich vor ihm verbarg, hatte man Grund anzunehmen, er könnte freigelassen werden.

„Da hat sich der Sufet aber eine dumme Tarnung für dich ausgedacht. Weißt du denn nicht, dass Volkesland seit eh und je abgeschottet ist?“

Das war merkwürdig.

Wie konnten diese Leute dann den neuen Namen von Cadius Heimat kennen, wenn sie doch auf die Abschottungsgeschichte bestehen wollten?

„Nun ja, dass ihr den neuen Namen meiner Heimat schon kennt und nutzt, zeigt,

dass ihr die Neuigkeit von der Öffnung ja schon bekommen haben müsst.“

Dabei lächelte Cadius. Er hatte keinen Grund dazu, es nicht zu tun. Ob er starb oder nicht, lag nicht bei ihm. Aber sich offen und nicht verängstigt zu zeigen erschien ihm sinnvoll. Er wusste nicht, was seine Gastgeber von ihm wollten. Doch zu zeigen, dass er weiter Herr seiner Sinne und Meister seines scharfen Geistes war, könnte das hier vielleicht abkürzen, seine neuen Bekannten schneller dazu bringen, mit ihren Absichten herauszurücken. Die Person mit der magischen Maskerade nickte.

„Er scheint wirklich von dort zu kommen. In seinen Gedanken waren keine Farben, die nach Lüge oder Theater geschmeckt hätten. Auch wenn es unglaublich erscheint. Unsere alten Nachbarn haben vielleicht wirklich ihre Grenzen geöffnet.“

Zwei der Rebellen begannen aufgeregt miteinander zu reden, doch bevor er genauer hören konnte, was sie sagten, wurden ihre Worte von lautem, ohrenbetäubendem Lärm übertönt. Niemand anderen schien es zu stören und als Cadius gerade den Punkt erreichte, an dem der Schmerz ihn sein Gesicht zu einer Fratze zu verziehen ließ, wurde der Lärm genauso plötzlich, wie er begonnen hatte, durch Vogelgesang ersetzt. Lauten Gesang zwar, aber nur Vögel. Nur da Cadius nirgendwo welche sehen konnte. Magiemaskenmensch tippte Cadius gegen die Schulter. Wie durch ein Wunder ... oder Magie war die anonyme Stimme durch die Vögel deutlich zu hören.

„Na na na, nicht lauschen. Nicht, dass wir euch später nicht mehr gehen lassen können.“ Auf diesen dort musste Cadius aufpassen. Das war definitiv ein anderes Kaliber als die Streiter, die ihn und Mago gefangen genommen hatten.

Sie verbrachten den Rest der Nacht bei ihren neuen Freunden. Jedenfalls wurden sie nicht wie richtige Gefangene behandelt. Zwar waren ihre Vorräte von allen gemeinsam aufgeteilt und dann auch tatsächlich direkt gegessen worden, doch ihre sonstigen Besitztümer blieben bei ihnen. Sogar sein Schwert durfte Cadius bei sich behalten. Nach einer kurzen Nacht brachte man ihn direkt auf den Weg zu einem ihm unbekanntem Ziel. Mago blieb zurück. Cadius wollte sich für den Wirtssohn einsetzen, aber Magiemaske würgte seine Einwände recht direkt ab. „Wir sind nicht der Rat des Sufets. Eurem Führer droht keine Gefahr von uns. Aber vielleicht fühlt ihr euch ohne ihn ja etwas weniger in Versuchung gebracht, allein durch diese Lande ziehen zu wollen?“

Nachdem er, wenn auch kurz, über seine Lage geschlafen hatte, versuchte Cadius abzuschätzen, wie genau dieselbe eigentlich aussah. Er befand sich in den Händen der Rebellen, glaubte er zu wissen. Auch wenn man ihn nicht unbedingt wie einen Gefangenen behandelt hatte. Er erwog eine Verschwörung des Rates, aber wie zuvor in Quart' Hadasht kam es ihm im Moment einfach noch zu unwahrscheinlich vor. All

diese Verschwörer hier zu platzieren, nur um Cadius etwas vorzuspielen, erschien verrückt. Vor allem, da sie ihn ja auch einfach hätten töten können, wie es der Rat in der Vergangenheit ja angestrebt hatte. Gegen Mittag warnte ihn einer seiner Begleiter noch kurz vor, dann zog man ihm einen Sack über den Kopf. Aber das war schon ok. Cadius hatte mit so etwas gerechnet, da Magiemaske im kleinen Lager zurückgeblieben war. Danach ging es nur noch kurz weiter, bevor in seinem Sack auf einmal lediglich das Geräusch eines fröhlich spielenden Baches zu hören war. Ah ja. Diesen Zauber hatte Cadius ja bereits kennen gelernt. Kurz danach wurde ihm die Kapuze vom Kopf und der Bach aus den Ohren genommen. Er befand sich eindeutig in einem neuen Lager. Einem in einem Talkessel, umgeben von hohen Steilwänden. Mehrere Frauen verschiedenen Alters in langen Gewändern saßen in einem offenen Halbkreis vor ihm. Er sah bei einigen sich wiederholende Farben und Symbolkombinationen und vermutete, dass es sich wohl um Priesterinnen der Tempel von Qart'Hadast handeln müsste, zumindest, wenn er bereit war anzunehmen, dass dies ein Rebellenlager war.

„Entschuldigt bitte die Unannehmlichkeiten, die euch auf dem Weg hierher zuteilgeworden sind“, sprach ihn eine der Jüngsten an. Ihre Kleidung war weiß und Abzeichen oder Muster, wie bei den anderen mutmaßlichen Priesterinnen konnte er keine erkennen. „Aber nach all den Jahren des Krieges mussten wir leider lernen, dass für die alte Höflichkeit erst Zeit ist, sobald alle in Sicherheit sind.“ Sie lächelte tatsächlich, während sie das sagte, auf eine entwaffnende, halb schüchterne, halb entschuldigende Weise. „Hier sind wir alle in Sicherheit. Also lasst mich euch einen Tee anbieten. Falls ihr rasten wollt, bevor wir reden, wäre auch dafür noch Zeit genug.“ Mit ihren Worten reichte ihm ein katzenartiger Nicht-Mensch tatsächlich eine Teetasse aus feinem Glas. Flüchtig fragte Cadius sich, ob es wohl ein Cameera war, bevor er die gestellte Frage beantwortete: „Nein, vielen Dank für eure Rücksicht, aber ich komme selbst aus einem Leben im Krieg. Der Tee“, er hob dankend die Tasse, „erscheint mir schon sehr nobel für ein Feldlager. Lasst uns reden.“

Die junge Frau nickte, bevor sie fortfuhr.

„Eure Heimat, die ihr gegenüber unseren Kameraden mit Volkesland bezeichnet habt, war viele Jahre verborgen in selbst gewählter Abschottung. Doch unsere Beobachtungen haben gezeigt, dass ihr mit der hiesigen Lage bereits gut vertraut zu sein scheint. Über euer Land wissen wir dagegen so gut wie nichts. Im Sinne der Gleichheit möchten wir euch bitten, uns von euch und eurem wiedergeborenen Land zu berichten. Danach interessieren wir uns für den Grund eures Besuches.“

Also berichtete Cadius von einem Land im Bürgerkrieg. Er erzählte Geschichten von Helden, die zu jung starben und Schurken, die heute noch weiterlebten. Er legte seine eigene Rolle offen und versteckte nicht einmal das Schicksal seiner Familie

oder die Verschwörung des Rates. Er konnte die Skepsis in den Augen einiger der Anwesenden sehen, Skepsis, wie er sie selbst auch manchmal verspürte, wenn er sich vor Augen führte, wie lange ihn der Rat schon jagte. Welches rationale Ziel konnte solch unermüdliche Nachstellung rechtfertigen? Er versuchte nüchtern zu bleiben, als er feststellte, dass er der Letzte seines Hauses war. Er versuchte optimistisch zu sein, als er von seiner Mission redete, von alten Freundschaften, die er wiederentdecken wollte.

Die Priesterinnen hörten größtenteils schweigend zu. Nur selten stellten sie Zwischenfragen und fast nur, wenn er etwas erklären sollte, dass sich explizit auf seine Heimat bezog und ihnen unklar war. Einzige Ausnahme war seine Episode mit der Priesterin im Schmugglerversteck der Hafenträuber. Hier gab es mehrere Nachfragen. Cadius verstand warum, musste jene Frau doch eine ihrer Kameradinnen gewesen sein. Doch wusste er zu wenig darüber, was jener Frau widerfahren sein mochte, nachdem sie sich unter Deck getrennt hatten. Als er das Ende seines Berichts erreichte, hatte er sich entschieden, etwas mit seinen Zuhörerinnen zu versuchen. „Ihr seht also, so kam es zu diesem Treffen hier in der Natur. Mein Auftrag lautet, zu erkunden, Freunde zu finden und Wege zu öffnen, die lange verschlossen waren. Bis jetzt habe ich mit dem Rat des Sufeten verhandelt. Aber ich habe den Eindruck gewonnen, dass jener Rat scheinbar gar nicht so unangefochten regiert, wie er es selbst gerne hätte. Im Sinne zukünftiger Freundschaft erscheint es mir ratsam, auch hier auf gute Beziehungen mit meiner Heimat hinzuwirken.“ Cadius war gespannt, wie sie reagieren würden, hatte er doch erst vor wenigen Minuten zugegeben, in einigen Tagen die ersten Söldner von einmal drei Compagnien in Qart’Hadasht seinem Kommando zu unterstellen.

Aufregung und Getuschel störte die höfliche, zurückhaltende Gruppe ihm gegenüber. Aber nur kurz. Die Jüngste, wie er mittlerweile vermutete, beendete mit wenigen Worten und noch weniger Gesten den Tumult. „Darüber werden wir erst unter uns reden müssen. Seid heute Nacht unser Gast. Ein Zelt ist bereit und euer Besitz erwartet euch darin. Sobald ihr so weit seid, können wir euch ein leichtes Nachtmahl reichen. Morgen sollten wir euch antworten können.“ Seine Gastgeberinnen verneigten sich geschlossen vor ihm und zogen dann nach rechts ab, als wären sie eine gut gedrillte Linienformation. Wer weiß, vielleicht waren sie es ja, nach fünfzehn Jahren Widerstand.

Tatsächlich fand Cadius all seinen Besitz, der ihn auf die Expedition begleitet hatte, in dem Zelt. Sogar die zwei Tauben in ihrem Extrakäfig. Blieb für heute nur noch eines zu tun. Einen Bericht für den Rat verfassen, mit einem Test für seine Herren. Die Fraktion der Priesterinnen erschien Cadius eindeutig umgänglicher als jener Rat des Sufeten in Qart’Hadasht. Auch hatte er in der Stadt nur wenige

Anzeichen dafür gefunden, dass die Sache der Priesterinnen nicht gerecht sein könnte. Er glaubte ehrlich, dass es sich lohnen könnte sie zu unterstützen, sollten sie wirkliche Aussichten auf Erfolg haben. Aber wie würde der Rat in der Heimat das sehen? Cadius könnte die Antwort als Test benutzen, wie sehr sich der Rat seiner hier draußen noch immer entledigen wollte. Denn was ein neutraler Vorschlag seinerseits wäre, würde entweder mit dem Befehl, die Priesterinnen oder den Rat zu unterstützen, beantwortet werden. Cadius aber würde in jedem Fall den Frauen helfen, solange es Chancen auf einen Sieg gab. Sie hatten moralisch jedes Recht zu ihrem Streit und waren auch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit langfristig die besseren Partner in diesem Land. Würde der Rat das nicht genauso sehen, hätte Cadius einen Beweis für die moralische Verkommenheit seiner Herren und Meister. Wenn er sich dann noch einem Befehl widersetzte, könnte die Reaktion dazu auch sehr aussagekräftig sein. Risiko, aber auch sehr lehrreich. Also schrieb Cadius:

Von Banditen überfallen + STOPP + Banditen sind Rebellen gegen Rat + STOPP + Versuchen Rebellen anzuschließen? + STOPP + Oder Partei für Rat der Stadt ergreifen? + STOPP

Wie schon in der Vergangenheit blieb ihm nun nichts mehr zu tun. Er trank noch einen Tee, aß später eine leichte Mahlzeit aus Beeren, Fleischstreifen und dünnem Brot. Dann schlief er ein, im Lager seiner Häscher, aber zufrieden mit sich selbst wie schon lange nicht mehr.

EIN ALLERLEZTES MAL

„...?“ Cadius erwachte mit dem Klang einer Frauenstimme im Ohr.

„Seid ihr wach Herr Chaostrutz?“ Dieser Name. Er selbst hatte ihn nie geführt. Seine Familie hatte ihn mit Beginn der Rebellion abgelegt. „Ja, ich bin wach.“ Aber er war zu lange Soldat gewesen. Im Zelt geweckt zu werden reaktivierte Reflexe, von denen er noch vor kurzem gehofft hatte, sie vielleicht endlich ablegen zu können. Die junge Frau, die gestern Wortführerin gewesen war, schlug die Zeltplane zurück und trat ein. Sie stockte kurz, als sie feststellte, dass er noch in Unterzeug und im Bett war, aber Cadius registrierte genau, dass es nicht mehr als eine Sekunde war. Eine Information, die sie aufnahm und weitermachte.

„Entschuldigt, ich dachte, ihr wäret schon wach, nicht, dass ich euch geweckt habe.“ Mit dem nächsten Atemzug rief sie etwas in ihrer eigenen Sprache nach draußen, dass kurz bestätigt wurde. Cadius ergriff das Wort, wollte sich erklären: „Ich war mein ganzes Leben Soldat. Sobald ich nicht mehr schlafe, bin ich so wach wie mitten in einer Übung oder während eines Gespräches. Vielleicht kennt ihr diesen Eindruck ja auch an euch.“

Er versuchte den Moment zu nutzen, um auch etwas über sie zu erfahren.

Sie gab sich nicht wie die Priesterinnen, die er kennengelernt hatte. Mehr wie eine Offizierin der Rebellenarmee. Er nahm an, dass es auch eher ihrer tatsächlichen Funktion entsprach. Sie lächelte über seinen Vorschlag, während sie sich in den einen Sessel des Zelts setzte.

„Tatsächlich musste auch ich lernen und erleben, dass wachsein und funktionieren oft bedeutungsgleich sind. Nächtliche Angreifer fragen auch nicht, ob man wach ist, oder?“ Cadius hatte sich nicht geirrt. Zwar hatte sie gestern, gekleidet wie eine Priesterin zwischen den anderen Frauen, den anderen Priesterinnen gesessen, aber die Zeit im Felde hatten sie auf einen anderen Pfad geführt, als ihr vielleicht von Familie und Stand vorgesehen gewesen wäre. „Tatsächlich fragen Angreifer oder Attentäter selten, ob man bereit ist, ja. Wo wir bei bereit sind: Es scheint, ihr kommt vorbereitet zu mir. Jedenfalls kann ich mir nicht vorstellen, dass man von hier ohne großen Aufwand an einen obskuren Namen, wie den alten Namen meines Hauses kommen kann.“ Cadius war sich nicht ganz sicher, was sie vorgehabt haben konnte, war aber gespannt, wie es sich weiterentwickelte. Zuerst einmal wurde sie ein wenig bleich. Sie hatte sich allerdings direkt wieder im Griff, wenn es auch geringfügig länger dauerte als bei ihrem Eintreten. Cadius vermerkte, dass partielle Nacktheit ein weniger heikles Thema zu sein schien als Namen, oder falsche Namen.

„Obskur? Aber es ist doch der Name eures Hauses, oder?“, griff sie den Faden wieder auf. „Schon, aber mit Beginn des Krieges hatten wir ihn abgelegt“, erwiderte er. „Euer Krieg ist vorbei, also doch sicher auch eure Namenslosigkeit?“, fragte sie nach. Cadius versuchte sich darüber klar zu werden, was ihre Aussage über ihre Erwartungen an ihn aussagte. Aber er stellte fest, dass er zu wenig wusste und nicht unhöflich sein und sie anschnitten wollte. Also musste er weiter, blind vorwärts ins Gespräch. „Ich bin aber auch der Letzte meines Hauses. Ehrlich gesagt, hatte ich mir noch keine Gedanken darüber gemacht, ob ich den Namen wieder aufnehme oder einen Neuen behalte.“ Sie hatte seine Wortwahl bemerkt.

„Einen Neuen behalten? Wie meint ihr das?“ Mit dramatischer Geste sprang er aus dem Bett auf, präsentierte einen nahezu perfekten, tiefen Diener und antwortete: „Cadius Ungebrochen, Botschafter des Rates von Volkesland und euch zu Diensten, meine Dame.“

Eigentlich bereute er es noch, bevor er fertig war. Aber ihm war einfach danach gewesen. Die ganze Szene kam ihm so unsinnig vor. Hier war er, auf der Flucht vor seinem Rat, im Auftrag eines anderen Rates, auf der Jagd nach Rebellen, zu Gast bei besagten Rebellen, höflicher behandelt als von einem der Räte und eigentlich wollte er die Seiten wechseln. Aber er hatte gewusst, dass es nicht so wirklich schlau war. Namen waren in Quart'Hadast halt einfach nichts, was man nebenbei mit

jemandem austauschte. Also auch sicher nichts, was man im Scherz aufbauschte. Irgendwo vor ihm zerbrach Geschirr auf dem Boden.

„Hoheit, war das ein Antrag?“ Ein was jetzt?

Das Geschirr wäre sein Frühstück geworden. Die Anweisung, welche die Prinzessin in ihrer eigenen Sprache gegeben hatte, war der Auftrag, es zu holen. Prinzessin war eigentlich auch nicht der richtige Titel. Sie war die älteste Tochter der Hochpriesterin gewesen, als der Sufet die Macht an sich gerissen hatte. Allerdings war es bis dahin kein erbliches Amt gewesen. Doch in der Zeit nach dem Verlassen der Stadt hatte sich die Hierarchie in der Gruppe der Priesterinnen gewandelt. Als die Mutter der Prinzessin starb, hatte man ihr die Nachfolge angetragen. Da die junge Frau aber nie einem Tempel angehört hatte, konnte sie keine Priesterin sein. Ach ja. Sie war fast jung genug, um Cadius Tochter zu sein. 19 Jahre zu seinen 32. Ihm war noch nie etwas so peinlich gewesen. Er würde gerne gehen, oder im Boden versinken. Allein seine Pflicht hielt ihn von beidem ab.

Abholen wollte sie ihn eigentlich zu einer Besprechung. Auf so einer war sie jetzt ohne ihn, denn wie Cadius mittlerweile erfahren hatte, war der Umstand, dass sie noch ohne Partner oder Partnerin war, ein Thema, das schon vor Cadius Dummheit oft genug Thema im Rebellenrat war. Schließlich kam sie hochroten Kopfes aus dem Zelt gestürmt, das die Priesterinnen für die Besprechung genutzt hatten. Sie erwiderte seine Geste von zuvor, auch wenn die Bewegung mechanisch und leblos wirkte und sprach: „Dido Tanitstochter. Gewählte Prinzessin Qart’Hadashts. Ich nehme eure Dienste an, mein Herr.“ Ihre Augen waren hart und ihr Gesicht eine Maske. Vielleicht war es gut, dass Cadius so fassungslos war. Sonst hätte er am Ende noch wirklich seine Erdmagie genommen und sich im Erdboden versenkt.

Zu seiner großen Überraschung folgte der Szene nichts weiter. Kein Zeremoniell, keine Ausrufer. Er war erleichtert, befürchtete aber, dass die Abwesenheit jedweder formalen Anerkennung dessen, was sich gerade abgespielt hatte, nur aufgeschoben und nicht aufgehoben wäre. Statt sich in Pomp und Zeremonien wiederzufinden, packte ihn Dido am Handgelenk und zog ihn in das Zelt. Cadius meinte, alle Anwesenden von gestern wiederzusehen. „Es ist getan“, meldete die Prinzessin. „Gut.“ Eine der älteren Priesterinnen sprach lächelnd: „Ihr werdet sehen, Hoheit, dass es Schicksal war. Aber lasst uns nicht davon reden. Wir wollen eure Bedingungen achten.“ Dann wand sie sich Cadius zu. „Qart’Hadasht hatte seit Jahrhunderten keine Königin und erst recht keinen König. Aber es steht außer Frage, dass der Sufet ein grausamer und ungeeigneter Herrscher ist. Die Götter hatten beim Tod ihrer Mutter ihr Wohlwollen zum Ausdruck gebracht, die Prinzessin der Mutter folgen zu lassen. Lange haben wir uns gefragt, warum. Vielleicht haben wir heute die Antwort erhalten.“

Cadius fand den Gedanken wenig erheitend. Er wusste, dass in feudalen Systemen Hochzeiten immer politisch und selten frei waren. Es war aber nie Teil seiner Erziehung gewesen, ein solches Schicksal für sich zu erwarten, noch wollte er es jemand anderem aufzwingen. Allerdings hatte die Alte von Bedingungen Dido's gesprochen. Vielleicht hatte die Prinzessin bereits begonnen, für sie beide einen Ausweg zu bauen. Im Moment wusste er zu wenig, um irgendetwas zu tun. Wäre er nur vor einer halben Stunde schon so weise gewesen.

„Wir wissen“, setzte die Alte jetzt ihre Rede fort, „dass ihr ein erfolgreicher Heerführer und vor allem ein überlegener Belagerungsmeister gewesen seid. Vor allem an Zweitem hat es uns schon immer gemangelt. Heute habt ihr Namen mit eurer Dame getauscht, doch müsste jedem Außenstehenden völlig unklar sein, wie in Betrachtung beider Seiten von einer gleichberechtigten Partnerschaft gesprochen werden sollte. Würdet ihr die Stadt der Prinzessin zurückerlangen, müsste jeder Zweifler verstummen.“ Cadius war erst einmal sprachlos. Sicher, er hatte Truppenteile kommandiert. Natürlich hatte er Belagerungen überwacht. Sogar einen Abschnitt beim finalen Angriff auf die Hauptstadt. Aber dass man hierim fernen Ausland schon davon gehört hatte, genug, um an ihn heranzutreten, um eine Stadt wie Quart'Hadast zu angehen, überraschte ihn außerordentlich. Zuerst einmal auf Zeit spielen, mehr über die Lage erfahren. „Im Grunde kann jede Festung eingenommen werden. Ich könnte viel besser Aussagen dazu treffen, wie gut oder schlecht verschiedene Ansätze funktionieren könnten, wenn ich wüsste, welche Mittel unsere Seite hat.“ Gute Arbeit, Cadius, dachte er zu sich selbst. Erstmal vorsichtig bleiben, aber nicht ablehnend und sich auch demonstrativ auf die Seite der Priesterinnen schlagen. Jetzt sollte er in Ruhe nachdenken können, während das benötigte Material ... „Hier, wird das reichen?“ Auf ein Zeichen der Alten hin hatte eine der anderen eine Botentasche gebracht und begonnen, den Inhalt auszubereiten. Cadius erkannte sofort, was es war. Strategische Karten mit Positionen von Einheiten und Schlachtfeldern, Markierungen über Bewegungen beider Seiten inklusive. Tabellen mit Material und Nachschub. Stapelweise Berichte. Cadius würde schätzen, dass sein Intermezzo mit der Prinzessin unerwartet gewesen war, aber ihn zu diesem Dienst einzuspannen war offensichtlich ein vorbereiteter Plan gewesen.

Unter den Augen der Priesterinnen und der Prinzessin studierte er die Aufzeichnungen. In einem kleinen Teil seiner Gedanken stellte er fest, dass es sich doch noch als nützlich erwies, die Verteidigungsanlagen Quart'Hadast zu studieren. Nach drei Stunden präsentierte er den ersten Entwurf seines Plans. „Drei Phasen. Phase eins: Täuschung. Wir nutzen die Flussflotte eurer Verbündeten im Süden, um die Flotte der Stadt anzulocken.“ Es gab auch Berichte über Geheimverhandlungen

der Rebellen in den Unterlagen. Diese Flussflotte war einer der Aktivposten, von dem die Rebellen hofften, dass sie ihn im Rahmen eines Großangriffes aktivieren konnten. „Sobald die Flotte des Sufets außer Reichweite ist, um bei Kämpfen um die Stadt noch eingreifen zu können, beginnt eine Abteilung, die im Voraus in die Stadt eingeschleust wurde, einen Angriff auf den Kriegshafen und das Hafentor.“ Cadius tippte auf die entsprechenden Stellen der Karte von Qart’Hadasht, die er ausgebreitet hatte. „Die Stadtwache wird natürlich zur Stelle sein und dem Angriff begegnen. Sobald die Kämpfe sich ihrem Höhepunkt nähern, setzen wir mit den Booten, die ihr selbst hier in der Nähe habt, eine zweite Abteilung über den Fluss und attackieren das Händlerviertel und von dort aus die Zitadelle. Der Sufet ist ein Herrscher durch Gewalt und wird an das Szenario eines Enthauptungsangriffes glauben. Alle Reserven, die ihm noch zur Verfügung stehen, sollten gegen diese Landung eingesetzt werden.“ Cadius mochte an seinem Plan nicht, dass er nur die erste Phase vorgestellt hatte und bereits mehrere unabhängige Teil-Unternehmungen präsentiert hatte. Ein guter Plan sollte aus genau einer Aktion bestehen. „Was wird mit diesen zwei Abteilungen passieren, wenn der Sufet seine Kräfte gegen sie konzentriert?“, fragte eine der Priesterinnen. „Sie werden vernichtet“, antwortet Cadius mit der Kälte, mit der er solche Fragen seit Jahren beantwortet hatte. „Aber ihre Vernichtung wird dafür sorgen, dass die Kräfte des Feindes nicht in Position sind, um uns an Phase zwei zu hindern: der Eroberung der Landseitigen Stadtmauer.“ Stille folgte seinen Worten, Cadius konnte Unbehagen und Unglauben auf den Gesichtern etlicher Anwesender sehen. „Ihr wollt dutzende, nein eher hunderte unserer Kämpfer in den sicheren Tod schicken?“, sprach endlich eine aus, was wohl fast alle dachten. „Ich will unseren Feind dazu bringen, seine Verteidigungsanlagen zu entblößen. Denn solange er sie mit Macht und Masse verteidigt, sind sie für euch nur mit höheren Verlusten zu erobern, als die Armee erleiden wird, wenn wir diesem Plan folgen.“ Er wusste, dass, wenn ihnen das nicht gefallen hatte, die Nächste Phase noch weniger Anklang finden würde.

„Wie gesagt, verfolgt Phase zwei das Ziel, Stadtmauer und Festung auf der Landseite zu erobern. Nachdem die Stadtgarde und eventuelle weitere Reserven des Sufeten im Osten der Stadt kämpfen, beginnen wir mit Wurfmaschinen ein Bombardement über die Stadtmauer hinweg in die westlichsten Viertel der Stadt. Parallel findet ein Sturmangriff auf die Mauer statt.“ Cadius zeigte die Aktionen mit Figuren und Markierungen auf der Stadt an. „Nicht nur werden die verbleibenden Verteidiger von Mauer und Festung hoffnungslos in der Unterzahl sein, durch die Brände in der Stadt sollten auch keine nennenswerten Verstärkungen die Kampfzone von Phase zwei erreichen können. Sobald Mauer und Festung in unserer Hand sind, werden wir sie für den unausweichlichen Gegenangriff befestigen. Danach gehen

wir so vor, dass wir aus unseren neuen Positionen mit den Wurfmaschinen die Positionen des Feindes einschließen ...“, Cadius wurde unterbrochen. „Positionen des Feindes?! Hinter der Mauer kommt bis zur Zitadelle im Osten keine nennenswerte Befestigung mehr auf uns zu. Ihr könnt nicht wirklich vorhaben, systematisch die gesamte Stadt zu beschießen!“ Es war die alte Priesterin. „Die Erfahrung zeigt, dass im Stadtkampf jedes Haus eine Festung sein kann. Spätestens die Nord-Süd-Hauptstraße mit dem Marktplatz teilt die Stadt in eine West- und Osthälfte, an deren Grenze der Feind sich verschanzen wird. Die breite Straße und der Platz sind im Kampf offene Flächen, durch die unsere Soldaten auf vorbereitete Gegner anstürmen müssen. Durch den Pfeilhagel, durch die Magie und an Fallen und anderen Gemeinheiten vorbei.“ Er schüttelte den Kopf, denn er konnte sehen, dass sie ihm nicht glaubten.

„Stadtkampf ist eine harte, dreckige, grausame Angelegenheit. Wir werden uns Straße für Straße, Gasse für Gasse und um jeden kleinen Platz mit voller Verbissenheit streitend vorkämpfen müssen. Phase zwei findet ihren Abschluss, sobald die gesamte Stadt bis zur Zitadelle im Osten gesichert ist.“ Fassungslosigkeit herrschte jetzt im Zelt. „Phase drei wird eine klassische Belagerung der Zitadelle. Es gibt keinen potenziellen Gewinn bei einem Angriff auf die Zitadelle, obwohl wir sie natürlich beschießen können, ohne etwas zu verlieren. Aber im Unterschied zur Stadt verfügt die Zitadelle über keinen Hafen. Während Qart’Hadasht von seiner Flotte unbegrenzt mit neuen Vorräten versorgt werden kann, wird die Besatzung jener letzten Verteidigungslinie irgendwann aufgeben müssen. Aber ich glaube, dass wusstet ihr eigentlich bereits. Könnte man Qart’Hadasht mit einer konventionellen Belagerung über die Zeit schlagen, hättet ihr es in den Jahren seit eurer Vertreibung schon geschafft.“ Denn das war das eigentliche Problem. Die Führung der Rebellen war verzweifelt. Sicher, sie waren ein stetiges Ärgernis, ein Stachel im Fleisch des Sufeten. Aber sie hatten mit ihrem bisherigen Vorgehen keine Aussicht, ihn zu beseitigen.

„Also sagt ihr“, ergriff die Prinzessin zum ersten Mal das Wort, „dass wir die Wahl haben, unsere Heimat zu zerstören oder nie nach Hause zurückkehren zu können?“ Er hörte die Trauer und sah ihre Verzweiflung. Er verneigte sich im Sitz leicht vor ihr, bevor er antwortete.

„Meine Dame, ihr wolltet von mir einen Plan zur Eroberung der Stadt. Dies ist er. Es bereitet mir keine Freude, solches zu entwerfen. Ich würde lieber eine Universität entwerfen mit verspielten Türmen und einem großen Park. Eine Bibliothek, die zukünftigen Generationen eine helle und frohe Welt erschließt. Aber mit demselben Streben nach Erfüllung entwerfe ich euch diesen und jeden anderen Plan für einen Belagerungsangriff. Gebt den Befehl und ich werde euch eure Stadt erobern.“

So wie jede andere, die ich davor und danach angegangen bin.“ Denn das war die Wahrheit, die Cadius verfolgte. Er konnte sehr gut zerstören. Er hatte noch nie gebaut. Solch ein Meister der Vernichtung war er geworden, dass er am Ende keine hohen Posten mehr bei Angriffen auf Städte bekommen hatte. Burgen, Festungen, Außenposten: Sie brannten auf Geheiß des Rates unter seinen Angriffen bis zu den Grundmauern nieder. Aber des Volkeslandes Rat selbst fürchtete, wie Cadius seinen Krieg führte. So war er am Ende des Krieges ein legendärer Truppenführer, der an der Spitze seiner Soldaten selbstlos und schonungslos den Angriff anführte. Aber an Cadius, den Belagerungsspezialisten erinnerten sich nur wenige, und jene nur ungern. Nicht umsonst hatte er die letzte Schlacht in voller Rüstung zwischen den Feinden erlebt und nicht im Zelt eines Hauptquartiers.

Die Priesterinnen entließen ihn mit einem Wink und mit einer weiteren Verbeugung zog er sich zurück. Doch in den Augen der Alten hatte er es bereits gesehen. Den Wunsch, es zu Ende zu bringen. Lieber über Asche herrschen, als dem Feind eine halbe Stadt zu überlassen. Letztlich würden sie seinen Plan annehmen. Vielleicht schaffte Cadius es ja diesmal, nicht aus der Schlacht zurückzukommen. Er dachte, er wäre allein in sein Zelt zurückgekehrt, doch als er sich mit einem schweren Seufzen auf sein Bett fallen ließ, erklang eine Stimme. „Wie könnt ihr nur?“ Es war Dido. „Das wollt ihr mir also zum Geschenk machen? Tausende tote Seelen, ihr Scheiterhaufen, eine ganze Stadt? Meine Stadt? Lieber soll der Sufet für immer herrschen, als dass ich so zurückkehren will!“ Cadius hatte im letzten Teil der Besprechung schon bemerkt, dass die Prinzessin nicht annähernd mit der absoluten Macht regierte, die einer Monarchin zustand. Ihr Rat aus Priesterinnen schien erheblichen Einfluss zu haben. Doch nichts davon sprach er aus, sondern sagte stattdessen: „Falls ihr euch in Zukunft jemals fragt, ob ihr zum Herrschen geschaffen seid, erinnert euch an diesen Moment. Ich persönlich glaube, dass wahre Verantwortung und die Liebe, die ein Souverän für sein Land und Volk fühlen sollte, genau in dem, was ihr fühlt, Ausdruck findet.“

Er versuchte ein Lächeln, aber scheiterte kläglich. „Lieber abgeben, was einem zusteht, als Leid und Verderben über alle zu bringen. Klingt für mich nach der Art von Größe, die die Götter von uns einfordern, wenn man den meisten Predigten so zuhört.“

„Wenn ihr das so seht, warum entwerft ihr dann so einen Plan?“ Eine Frage so berechtigt wie unschuldig. „Weil man es mir befohlen hat. Weil es der Plan ist, von dem ich nach bestem Wissen und Gewissen sagen kann, dass es derjenige ist, der gelingen wird. Weil ich gut sein will, in dem was ich tue, egal was ich tue. Weil Quart' Hadasht die größte Festung ist, die ich je gesehen habe und ihre Eroberung die größte Feder, die ich mir je an den Hut stecken könnte. Auch wenn ich schon am

Morgen danach wieder behaupten würde, dass ich das niemals gewollt hätte. Weil das ist, wer ich bin.“ Dido stand wortlos vor ihm. Aber nicht tatenlos. Sie dachte nach, wog ab was er gesagt hatte, bevor sie ihre Worte wiederfand, sich zu ihm setzte. „Was ist der andere Plan?“

„Wie bitte?“

„Ihr sagtet, der Plan, der gelingen wird. Das klingt, als hättet ihr noch wenigstens einen anderen.“

„Jener Plan, den ihr kennt, wird euch mit schrecklichen Verlusten an eurer Armee und eurer Stadt zurücklassen. Aber selbst wenn Phase eins komplett fehlschlägt, kann er der militärischen Logik von Kräfteverhältnissen und Abtauschgrößen nach nicht versagen. Ihr und die euren werden leiden, aber auch einen Lohn davontragen.“ Er sah ihr in die Augen, suchte nach Verstehen. „Ich habe einen anderen Plan. Er würde in einer intakten Stadt resultieren, aber die Verluste an eurer Armee wären wenigstens genauso groß. Vor allen Dingen aber kann dieser Plan fehlschlagen. Dann würdet ihr all diese Verluste erleiden und würdet wieder hier draußen stranden. Ihr könntet in absehbarer Weise nie wieder die Kräfte für einen neuen Versuch sammeln. Eure Bewegung wäre endgültig gescheitert.“ Er sah das Verstehen in ihren Augen und ihren Entschluss.

Die Priesterinnen waren nicht begeistert. Aber die Prinzessin bestand darauf, dass sie die Regentin war. Schweren Herzens und voller Angst, ihre Heimat nie wieder zu sehen, stimmten die Priesterinnen zu.

Eine Woche später

Cadius saß im Gasthaus ‚Zum höflichen Ausländer‘. Mago hatte sich, wie sein Vater, als Sympathisant der Priesterinnen herausgestellt. Zwischenzeitlich hatte Cadius Antwort auf seinen Bericht erhalten.

+++ Ergünden, was Rebellen wollen +++ Ist deren Anliegen berechtigt, bringt Rat und Rebellen zusammen +++ Findet eine friedliche Lösung +++ Wenn nicht möglich, tut das, was das Beste für die Mehrheit ist +++ Die Götter mögen mit euch sein.

Nun, der Götter Segen sollte er als Streiter einer Fraktion von Priesterinnen wohl haben. Auch ansonsten hoffte er, dass im Namen nicht nur von Menschen, insbesondere der menschlichen Männer, sondern für Gleichheit aller Wesen kämpfend, die Bedingung des größeren Wohls erfüllen mochte. Nur die friedliche Lösung würde er wohl leider nicht erreichen können. Er hatte drei Compagnien schlachterprobter Söldner in der Stadt. Außerdem zwei Abteilungen Rebellen. Er trank seinen Tee aus und fragte sich, ob das wohl der letzte Moment voll Ruhe in seinem Leben sein würde. Oder ob er seine ‚Ehefrau‘ wohl wiedersehen würde. Er befürchtete, dass es ihre Art von Rache an der Prinzessin gewesen war, als die Priesterinnen auf

den Abschluss der Zeremonien vor seinem Aufbruch bestanden hatten. Auch wenn Dido und er sich davor hatten drücken können, die Ehe auch tatsächlich noch vollziehen zu müssen. Wer weiß, wenn heute sein letzter Tag auf dieser grünen Erde war, mochte sie noch ein glückliches Leben führen. Leutnant Saul stand schon neben ihm. Seine Compagnien waren in den Plan eingeweiht. Jeden Moment müsste die Meldung von den Stadtmauern eintreffen.

Glocken läuteten. Erst eine, dann immer mehr. Cadius musste nicht nachschauen. Doch die anderen Gäste stürmten aus der Schankstube. Die meisten kehrten genauso schnell wieder zurück und stürmten auf ihre Zimmer. Flucht war ein menschlicher Impuls. Was für ein glücklicher Zufall, dass Cadius bereits seine Rüstung trug, als Mago ihm auch noch seinen Helm reichte. „Na dann, Spielbeginn, meine Herren.“ Saul und Mago folgten ihm auf dem Fuß ins Freie.

Cadius war gerade dabei, die Söldner der Veteranen-Compagnie für den Marsch zu ordnen, als ein Läufer der Stadtgarde eintraf. „Hauptmann Volkesland-Söldner!“ Namen würden dem Militär Quart’Hadashts wirklich guttun, dachte er noch.

„Die Stadt wird angegriffen! Die verfluchten Rebellen marschieren in diesem Augenblick vor der Stadtmauer auf. Im Namen des Sufeten erhaltet ihr Befehl, eure Männer zur Mauer zu führen und euch als Reserve bereit zu halten.“

Cadius bestätigte den Befehl. Allerdings hatten seine Männer zuvor gänzlich andere erhalten. Tatsächlich würden die zwei Compagnien mit den eher draufgängerischen Söldnern zur Stadtmauer marschieren. Aber sie würden, sobald der Angriff auf irgendeinem Abschnitt der Stadtmauer Erfolg hatte, nicht als Reserve versuchen, die entsprechende Sektion zurückzuerobern, sondern stattdessen für die Angreifer den Durchbruch gegen die Stadtgarde abriegeln. Dann sollten die Rebellen hoffentlich die Stadtmauer Bastion für Bastion aufrollen können. Aber er wäre nicht da, um es selbst zu sehen. Denn Cadius war schon auf dem Weg Richtung Zitadelle im Osten. Dort wären sie zufällig und genau genommen befehlswidrig, in Position, um dabei zu helfen, den Versuch der Rebellen, über den Fluss hinweg einen Enthauptungsschlag gegen die Zitadelle zu führen, abzuwehren.

Nur das der Sufet dann schnell feststellen würde, dass die Söldner nicht im Geringsten daran dachten, gegen die Rebellen zu kämpfen. Sobald dann die zu erwartenden Reserven gegen Cadius antraten, würden die zwei in die Stadt geschmuggelten Abteilungen der Rebellen antreten und wiederum Cadius retten.

Was nach diesem Nahkampf noch von seinen Truppen übrig war, würde tatsächlich einen Angriff gegen die Zitadelle führen. Ohne Belagerungswaffen. Über drei Wälle und wenigstens einen Graben hinweg. Cadius war schon mehr als gespannt, was aus diesem gewagten Manöver werden würde, sobald sie mit der Umsetzung begannen. Hinter ihnen brandete sehr schnell und immer heftiger die Musik des

Schlachtfeldes auf. Um Cadius herum schlossen sich Türen und Fensterläden. Noch war er in den westlichen Vierteln. Hätten die Rebellen seinen ersten Plan umgesetzt, würden sich jetzt hier eins zu eins dieselben Szenen abspielen. Nur, dass es in wenigen Augenblicken Feuer und Verderben regnen würde. Ein kleiner, weinender Junge wurde vor ihm von seiner Mutter von der Straße gerissen, die mit vor Angst geweiteten Augen auf den Zug Soldaten auf der Straße starrte, bevor sie sich daran erinnerte, dass sie eigentlich nicht hier sein wollte und sie sich und ihr Kind in eine Kellertür flüchtete. Kurz stellte Cadius sich vor, was sein anderer Plan für diese beiden Menschen bedeutet hätte. Vor seinem inneren Auge überlagerte sich das Bild um ihn herum mit dem, was gewesen wäre und die Schreie und das Sterben, das noch so weit hinter ihm war, umgaben ihn mit der feurigen Gewalt eines Pandämoniums. Militärische Logik war viel weniger bedrückend, wenn man sie in einem Zelt weit weg von der Front vortrug.

Ohne Zwischenfälle erreichten sie den großen Marktplatz, als aus Richtung der großen Zitadelle ein völlig aufgelöster Läufer eintraf. „Oh Götter, wie sehr lobe ich euch dafür, dass ihr da seid, mein Herr! Es ist furchtbar, die Rebellen setzten mit Booten über den Fluss! Die Flotte ist im Süden, wir können nichts tun! Wahrscheinlich gehen die ersten dieser Unholde bereits die Mauern bei der Zitadelle an, schnell, ihr müsst eilen und unseren Rat retten!“ Cadius befahl Laufschrift und seine Gewappneten stürmten durch die Straßen, dass es klang, als würde eine Stahl-lawine durch Qart’Hadasht rollen. Noch immer läuteten die Glocken, noch immer konnte man das ferne Sterben hören. Das Tor zur Zitadelle war zu. So weit, so geplant. Aber vielleicht waren die Götter ja wahrhaft auf seiner Seite. „Heda, Wache! Wir sollen hier die Mauern verstärken, lasst uns rein!“, rief Cadius zum Tor hinauf. „Nicht die Zitadelle, Mann, den Nordwall! Geht dort die Straße hoch, da landen sie! Ein paar sollen versucht haben, bei der Zitadelle zu landen, aber das ist ihnen schlecht bekommen, nur der Nordwall am Händlerviertel ist schwer bedrängt, also Eile, Eile!“ Also alles wie geplant.

Die Stadtgarde am Nordwall war völlig arglos. Ein Hauptmann fing beinahe an zu weinen vor Erleichterung, als er Cadius und seine Söldner anrücken sah. Selbst von unten konnte Cadius auf den ersten Blick sehen, dass die Garnison nur noch mit Mühe die Brustwehr behaupten konnte.

„Merkwürdig“, dachte er entrückt. Das ist das erste Mal, dass ich den Kampf um eine Mauer von dieser Seite aus sehe.

Die Compagnie machte kurzen Prozess. Es gab eine Aufforderung zur Aufgabe, danach starb jeder, der noch stand. Sie hatten die Mauer am Händlerviertel erobert. Aber Cadius hatte die hastigen Schritte gehört. Nachricht hiervon würde schon sehr bald den Sufeten erreichen. Tatsächlich schon sehr bald. Auf dem Rückmarsch

zur Hauptstraße, mit den übrigen Truppen der Rebellen zusätzlich bei ihnen, versperrte ihnen eine Phalanx der Stadtgarde zwei Querstraßen vor der großen Straße, vor dem Tor zur Zitadelle den Weg. „Keinen Schritt weiter, Abschaum!“, scholl die Aufforderung zu ihnen. „Und wenn doch?“ Cadius fühlte sich beinahe beschwingt. Jetzt würde die erste Entscheidungsrunde kommen. Die Würfel waren gefallen. Wie würde man sich an ihn erinnern? „Dann sterbt ihr!“ Naja, Cadius hatte schon kreativere Austausche auf Schlachtfeldern geführt, allerdings auch immer mit Soldaten, die sich einen kulturellen Hintergrund mit ihm teilten. Vielleicht hatte das hier ja in Quart’Hadasht gute Geplänkel Qualität.

Cadius gab der Gegenseite keine Chance, sich noch einen besseren Spruch einfallen zu lassen. Er nutzte seine niedere Erdmagie und stellte den Boden unter den Füßen von drei Hoplitern in der ersten Reihe schräg. Sie stürzten und Cadius Veteranen stürmten vor. Das war nicht das erste Mal, dass sie dieses Manöver gemeinsam durchgeführt hatten. Durch Cadius überraschenden Magieeinsatz erreichten sie einen Einbruch in die Linie der Verteidiger. Trotzdem war eine Phalanx immer eine harte Nuss. Zusätzlich erschwert wurde das ganze dadurch, dass die Häuser hinter den Verteidigern mit Schützen besetzt waren. Immer wieder wurden einzelne Kämpfer von Cadius Seite von Pfeilen niedergestreckt. Er würde sich jetzt gerne zurückziehen und die ganze Häuserzeile mit Wurfmaschinen planieren. Aber das würde ja heute nicht stattfinden. Neben ihm ging mit einem Röcheln Mago zu Boden. Der Sohn des Gastwirtes war von einem Pfeil in den Hals getroffen worden. Cadius verdrängte alle Erinnerungen, die er an den Mann hatte, wusste aber, dass er handeln musste. Die Verluste hier waren auf Dauer nicht tolerierbar. Er machte eine Handbewegung und der Hornbläser seiner Einheit gab ein Signal.

Eine ganze Minute passierte nichts Neues, die Schlacht behielt Klang und Tempo bei. Cadius entledigte sich des Gegners, der ihn die letzten zwei Minuten aufgehalten hatte, länger als Mago tot war, als er es hören und fühlen konnte. Eine neue Formation griff in die Schlacht ein, die erste Abteilung der Rebellen fiel dem Feind in den Rücken. Aber entschieden war damit noch gar nichts. Die Phalanx der Stadtgarde rotierte taktisch sauber und individuell hervorragend ausgeführt aus ihrer unhaltbaren Position und versuchte Cadius Einheiten den Zugang zur Zitadelle ein zweites Mal zu verlegen. Wieder war die Position der Verteidiger umgeben von Häusern mit Schützen. Ein zweites Signal erklang und die zweite Abteilung verlegte der Phalanx den Rückzugsweg. Bedrängt von drei Seiten igelten sich die Gardisten ein, während Cadius Kämpfer Haus für Haus, teilweise eher Stadtpaläste der Reichen und Mächtigen, von den nervigen Schützen ausräumten. Danach gingen sie die Überreste der Phalanx an. Ein weiterer Magiestoß und die Disziplin der Stadtwache brach. Die Überlebenden von Cadius Einheiten sammelten sich.

Vielen der Rebellen konnte Cadius ansehen, dass sie sich auf dem Weg in einen Schock befanden, der Schlachtfeldkrankheit, die praktisch alle Neulinge in ihrem ersten Kampf im Angesicht all der Gewalt, der Unmenschlichkeit und des Todes erlitt. Seine Veteranen holten aus einem Versteck vier Sturmleitern und einen als Rammbock geeigneten Holzpfeiler mit Stahlbeschlag. Mehr hatten sie nicht für den Frontalangriff auf eine mehrschichtige Zitadelle erster Güte. Zuerst fingen sie an, mit dem Rammbock gegen das äußerste Tor anzurennen. Cadius konnte die Verteidiger hören, die sich auf der anderen Seite gegen das Tor stemmten, im Versuch es irgendwie zu halten. Da ließ er die Sturmleitern anlegen, direkt am Tor.

Seine Leute überwand die Mauer, ohne auf Widerstand zu stoßen und konnten danach, Veteranen, die sie waren, mit langen Sprüngen von der Mauer auf dem Torweg landen. Das erste Tor war nach hinten offen, so hatte Cadius es selbst gesehen. Die Verteidiger waren überrumpelt und chancenlos gegen die Besten, die Cadius aufbieten konnte. Blieben noch zwei Tore und die Kernburg. Ihr improvisierter Rammbock brach auf halbem Weg durch das zweite Tor, aber sie hatten Glück, denn Verteidiger schien es kaum noch zu geben, oder sie waren weiter innen in der Zitadelle, oder zu demoralisiert zum Kämpfen. Cadius legte seine Hände auf das angeschlagene Tor, danach auf den Boden vor den Torflügeln. Mit aller Magie, die ihm verblieben war, stemmte er den Boden unter einem Torflügel nach oben und das vom Rammbock angesplitterte Holz gab nach. Eigentlich hatte er vorgehabt, die Mörderlöcher im Tortunnel mit seiner Magie zu verschließen, aber sei es drum. „Schilder nach oben!“, dann eben altmodisch und grausam.

Die erste Welle im Tunnel verbrannte, als die Verteidiger kochendes Öl herabgossen und danach anzündeten. Die zweite Welle auch. Deshalb waren das auch Rebellen und keine von Cadius Veteranen gewesen. Während die Sterbenden die Aufmerksamkeit der Verteidiger auf sich gezogen hatten, legten die übrigen die Sturmleitern zusammen, versuchten mit Seil und Glauben etwas zu schaffen, was halten mochte. Cadius wäre lieber durch die Tore gekommen. Aber jetzt mochte es so gehen. Hoffentlich, wenn die Götter mit ihnen waren. Die dritte Welle wusste, was kam. Immerhin konnte Cadius ihnen versichern, dass in einer idealen Welt die Verteidiger zu sehr mit Überleben beschäftigt sein sollten, um sich ihnen mit ihren Gemeinheiten zuwenden zu können. Dann schickte er die Rebellen in den Tunnel, ließ die improvisationsmäßig verlängerte Leiter anlegen, wartete eine halbe Minute und stürmte als Erster auf den Wehrgang des Haupttorhauses. Er hatte sich gerade über die Kante gezogen, da konnte er die Garnisonstruppen sehen, wie sie ein drittes Mal ihren teuflischen Kessel nach unten entleeren wollten. Nur war er diesmal hier. Er konnte nicht auf den nächsten Mann auf der Leiter warten, dass schuldete er jeder Seele im Tunnel.

Der erste Verteidiger starb, ohne Cadius je gesehen zu haben. Der Zweite sah ihn, starb aber mit seinem Schrei noch auf den Lippen. Dann war Cadius im Nahkampf. Der Kessel stoppte mitten in der Bewegung, kein Tropfen war geflossen. Cadius empfing einen Streich, der größtenteils harmlos an Stahl und Kette hängen blieb. Dann einen Stich, der beides durchdrang. Dann schlossen nach und nach die übrigen Veteranen über die Leiter zu ihnen auf. Es blieb hart und schrecklich, aber der Fall des Torhauses war nur noch eine Frage der Zeit. Die Entscheidung kam, als die Rebellen von hinten auf die Kampfplattform strömten. Sie hatten das Tor durchbrochen und die Verteidiger umgangen. Zum zweiten Mal stand Cadius nun im Innenhof der Zitadelle. Über die Beschaffenheit der Kernburg wusste er nichts, er war nur im Gästehaus zu seiner Linken gewesen. Sie hatten keine Leitern und keinen Sturmbock mehr. Seine Magie würde noch Wochen brauchen, um sich zu erholen. Er wand sich zu seinen Kämpfern. „Bildet Gruppen. Je ein Trupp aus Volkesland mit drei, vier aus Qart’Hadasht. Durchsucht den Teil der Zitadelle, der uns offen ist. Vielleicht finden wir etwas, mit dem wir dieses Tor“, er zeigte auf die Kernburg, „aufbekommen.“ Aber er machte sich wenig Hoffnung. Gute Verteidiger sollten alles unbrauchbar gemacht haben, was einen solchen Zweck erfüllen konnte. Also blieb nur, aus allem, was ging, einen neuen Rammbock zu improvisieren. Sie würden keine Deckung haben. Sie würden einen beschissenen Wirkungsgrad haben. Aber Cadius würde gegen dieses Tor anrennen, bis er tot oder durch wäre. Seine Veteranen würden ihm folgen. Der Rest, nun ja, Cadius würde sehen, was zu machen wäre.

Zwei Stunden später hatten sie einen neuen Rammbock fertig. Ehrlich gesagt einen besseren als den anderen. Sie hatten eine noble Kutsche gefunden, die nicht zerstört worden war, die Kabine zerschlagen und auf dem Fahrgestell einen stabilen Balken aus dem Gästehaus montiert. Die Spitze war ein kalt zurecht gehämmerter Brustpanzer eines Verteidigers, der ihn nicht mehr brauchte. Sie hatten sogar einen Baldachin aus Tischen über dem Gefährt gezimmert, was wenigstens den Bedienern ein Minimum an Schutz bieten würde.

Nur noch wenige Minuten, dann wäre die letzte Ruhepause vorbei. Dann würde es weiter voran gehen. Für Tod und Glorie. Cadius wollte aufstehen, aber sein Bein, das ihm seit Volkesland schon Probleme machte, ließ ihn nicht. Er verlängerte die Pause, vorgeblich, weil einer der Rebellen auf den letzten Metern Tee gefunden hatte. Den Helm im Schoß genoss er: Abgang mit Tee. Doch vielleicht hatte nicht sein Bein seinen Aufbruch verzögert, denn als er mit seiner wirklich letzten Tasse Tee fast fertig war, hielt ihn wieder etwas auf. „Cadius!“ Alles blickte verwirrt zu ihm. Seine Veteranen, über die Vertrautheit und Sorge in jener Stimme, die nicht so recht zu ihrem Chef passen wollte, der keine nahen Menschen mehr hatte, die Rebellen,

weil sie die Stimme als die von Dido erkannten. Cadius selbst hielt es mit seinen Soldaten, er hätte nicht damit gerechnet, dass es noch jemanden gab, der für ihn durch ein Pandämonium wie eine Stadtschlacht laufen würde. Aber es war tatsächlich Dido. „Du musst nicht mehr angreifen!“ Verwirrt blickte Cadius sie an. Aber die Kernburg. „Wir haben die Stadt. Die letzten Gardisten haben kapituliert, als sie die Verbindung zum Sufeten verloren, als du hier durch die Tore brachst!“ Cadius verstand immer noch nicht. Die Stadt wäre nicht erobert. Was wollte sie sagen? Zu seinem Glück verstand Dido, verstand den Menschen Cadius nach nur wenigen Stunden in Zelten in einem Feldlager. Sah das Blut auf ihm und das in seinem Blick. Sanft griff sie nach seinem Kopf, löste die Haube des Gambesons. „Du hast gesagt, dass ich verzichten würde für das höhere Wohl, würde mich auszeichnen, weißt du noch?“ Er konnte sich erinnern. Aber was hatte das mit ihm zu tun? „Du musst auch verzichten. Du kannst die Stadt nicht erobern. Diese Feder wird deinem Hut fehlen. Dir fehlen die Mittel, wenn auch nicht der Wille.“ Sie sah sich um, sah den improvisierten Rammbock. „Ich habe gerade etwas gesehen“, sprach sie dann leise, langsam. „Die Götter haben es mir gezeigt. Ich sehe dich, wie du diese Burg einnimmst. Aber es wäre das letzte, was du tust. DU stirbst dafür.“ Sie schüttelte den Kopf. „Tu das nicht. Denk an deine Familie, deinen Namen. Wer soll deine Geschichte erzählen, wenn du hier stirbst?“ Sie fuhr ihm mit einer Hand über den Kopf, wischte ihm Haare und Schmutz aus dem Gesicht. Mit der anderen begann sie ihn langsam fortzuführen. „Weißt du, eigentlich kenne ich dich noch gar nicht. Ich würde ungern Witwe eines Mannes sein, der nur für zwei Tage in meinem Leben stand. Du hast uns gerettet. Lass mich dich retten. Bitte.“ Cadius wusste nicht, womit er das verdient hatte. Wie konnte es sein, dass es einen Menschen wie sie gab? Bestimmt war er gestorben, und sie ein Engel, der ihn abholte. „Du könntest deine Geschichte aufschreiben. Das erste Buch für deine Bibliothek, für deine Universität. Was denkst du?“ Eigentlich eine gute Idee. Vielleicht sollte er das tun, wenn es Tee gab. Ja, noch ein Tee wäre eine schöne Sache. Es gab ausgezeichneten Tee in Quart’Hadasht. Blieb nur zu hoffen, dass der Rat ihm vergeben konnte. Dann wäre es tatsächlich möglich, hier Ruhe zu finden. Vor sich selbst, seiner Schuld. Vor Krieg und Hass und Tod und Feuer. Auf seiner Wange lag eine kühle Hand und jemand sprach sanfte Worte in sein Ohr. Sollte Frieden doch möglich sein? Schwärze umfing ihn, aber er wusste, dass er wieder aufwachen würde. Da war jemand neben ihm, der auf ihn warten würde. Wie sollte er sein Buch nennen? Vielleicht Cadius Weg? Oder war es zu egoistisch, sich selbst in den Titel zu setzen? Oder Cadius Reise? Er sollte sie fragen. Morgen.



20 | ALVAHEIGHTS

von Juliane und Johanna Föhlich

EIN HERZ AUS FEUER UND GOLD – DURCH MAGISCHE PFADE GETRENNT

TEIL 1 DES GESCHEHENS, DAS SEINE FORTSETZUNG IN LAND 12 FINDET

WIE ALLES BEGANN

Es war der 15. des noch kalten Frühjahrs, als Lord Askan Sterling von Grandfields von einem Boten den Brief erhielt. Fast feierlich, wie bei einer Zeremonie kamen sie in den Hof des prächtigen Anwesens geritten mit Fanfaren und Flaggen. Mindestens 15 Männer auf edlen Pferden waren es. Alle am Hof schritten ehrfürchtig an die Seiten des Weges, der zum Anwesen hinaufführte. Lord Askan war gelinde gesagt genervt, als er hörte, dass unbekannte Besucher eintrafen. Er war gerade von der Jagd zurückgekehrt und wie immer sehnte er sich nach einem kalten Tag draußen in den Wäldern nur nach seinem Sessel vor dem Kamin und einem heißen Punsch von seiner Frau. Seine Töchter Ember und Eira saßen zusammen mit den großen Hunden vor dem Kamin und warteten gespannt auf die Geschichten der heutigen Jagd. Die Hunde wärmten sich lang gestreckt die Bäuche am Feuer. Man hätte meinen können, sie seien Katzen. Alle drei hassten sie den Regen und bevorzugten die Ruhe und die Wärme des Anwesens. Wenn sie aber im Wald waren, waren sie durch und durch die wilden und zu gleich gehorsamen Hunde des Lords. Sie vergaßen alles um sich herum, sobald er ihnen das Signal zum Hetzen gab. Oft genug hatten Ember und Eira mit zusammengepressten Lippen auf ihren Pferden gesessen und gebannt auf die Hand ihres Vaters gestarrt, um bloß nicht das Kommando und somit den Sprint der Hunde und die Erlaubnis zum Schießen zu verpassen. Eira war fast traurig gewesen, dass sie und ihre Zwillingsschwester heute nicht mit zur Jagd gegangen waren. Aber es war ein wichtiger Tag, denn heute würde die Schneiderin kommen und mit Embers Brautkleid beginnen. Zusammen mit ihrer Mutter freuten sie sich schon seit Wochen darauf. Nun, das stimmte nicht ganz, denn auch ihr Vater, der kräftig gebaute, sonst so kühl wirkende Lord, freute sich ganz besonders auf diesen Tag. Nur wollte er nicht bei der Anprobe dabei sein. Er sagte immer wieder schmunzelnd: „Wenn eines meiner Mädchen schon heiratet, dann will ich überrascht werden, wenn ich dich zum Altar führe.“

Ember war die letzten Abende so aufgereggt gewesen, dass sie ohne Unterbrechung von ihren Vorstellungen für das Kleid berichtete, Zeichnungen anfertigte und Notizen machte. Meist fielen ihrer Schwester Eira jedoch nach kurzer Zeit die Augen zu und auch sie schlief voller Vorfreude ein.

Lord Askan hatte gerade angesetzt zu erzählen und nach den Fortschritten mit der Schneiderin gefragt, da unterbrach ihn Hans, sein treuster Berater. „My Lord, ich bin untröstlich, Euch stören zu müssen, aber es sind einige Herrschaften eingetroffen, sie wollen Euch etwas überreichen.“ Tiefseufzend richtete sich der Lord auf und drehte sich langsam zu Hans um. „Mir etwas überreichen?“, er legte eine Pause ein, „und was genau soll das sein?“

„Nun, ich weiß es nicht. Sie bestehen jedoch darauf, es Euch persönlich zu überreichen.“ Lord Askan atmete schwer aus, lächelte seinen Töchtern zu und ging langsam mit Hans in Richtung Eingang.

„Warte, dürfen wir mit? Bitte!“, rief Ember ihnen nach. Ihr Vater blieb noch in Sichtweite im Türrahmen des Kaminzimmers stehen, zog eine Augenbraue hoch und nickte schließlich sanft mit einem Schmunzeln auf den Lippen.

Freudig sprangen die beiden auf und liefen zügig ihrem Vater nach. Ember unterdrückte das Gefühl von Erleichterung, als die Hochzeit für einen Moment nicht mehr im Mittelpunkt stand.

„So viel ist noch zu tun“, dachte sie. „Nur deshalb fühlst du dich erleichtert, weil du endlich eine Pause von dieser anstrengenden Planerei hast. Du freust dich doch auf die Hochzeit“, sprach sie zu sich selbst und lief weiter den Gang entlang. Ember wusste, wie viel an dieser Hochzeit hing und wie sehr sich das ganze Dorf darauf freute. Das machte die ganze Sache fast noch schlimmer. Sie wollte weder ihre Eltern oder sonst irgendwen enttäuschen, nur weil ihr seit dem Beginn der Planung der Gedanke einer großen, prunkvollen Hochzeit immer weniger zusagte. Wie sehr sie sich doch wünschte, Eira wäre diejenige, die in wenigen Wochen vor den Altar treten würde und nicht sie. Doch Eira war genauso wie ihre Eltern von der Idee angetan, dass Ember und Colden nach der Hochzeit langsam die Rolle der Lady und des Lords von Grandfields kennenlernen sollten, um diese dann schließlich zu übernehmen. Viele dachten, dass die Hochzeit nur aus diesem Grund stattfinden sollte, damit Lord Sterling endlich einen männlichen Erben hätte und er sich allmählich zur Ruhe setzen könne, da er ja nur zwei Töchter hatte. Doch dies entsprach keineswegs der Wahrheit. Lord und Lady Sterling waren stets der Auffassung, dass ihr erstgeborenes Kind den Titel und Grandfields erben würde, egal welches Geschlecht das Kind hätte. Doch als sie unerwarteterweise Zwillinge bekamen, traf die Familie

vor Jahren die Vereinbarung, dass die Tochter erben würde, die als erstes aus freier und eigener Entscheidung heiratet.

Ember und Colden kannten sich nun schon seit drei Jahren, seit dem Tag, als er zur Fortsetzung seiner Ausbildung zum Ritter nach Grandfields gekommen war. Fast ein Jahr lang hatten sie sich schöne Augen gemacht und wurden dann ein Paar. Genau zu ihrem ersten Jahrestag hielt er dann um ihre Hand an und damit war auch geklärt, dass Ember mit Colden an ihrer Seite die neue Lady werden würde. Eira und ihre Eltern waren so glücklich gewesen.

„Gott diese Hochzeit“, kam es Ember wieder in den Sinn. So viel hing an dieser Verbindung. Doch jedes Mal bekam sie bei dem Gedanken daran ein schrecklich unangenehm kribbelndes Gefühl in Brust und Bauch. Das ist nur die Aufregung, versuchte sie sich zu beruhigen. Colden und ich lieben uns doch und deshalb wird auch alles gut, sprach sie gedanklich zu sich selbst. Doch irgendwie konnte sie dieser Stimme, die in den vergangenen Wochen immer häufiger zu Wort kam, nicht mehr glauben. Doch, doch, ganz ruhig, wir lieben uns und das, was du da fühlst, das heftige Klopfen deines Herzens, der kalte Schauer und die zittrigen Knie, das ist nur die Vorfriede. Es gibt keinen Grund Angst zu haben. Ihr seid jetzt fast ein Jahr verlobt. War doch klar, dass jetzt langsam die Hochzeit kommt. Ember atmete schwer, blieb abrupt stehen und stützte sich an einen Türrahmen, an dem sie gerade vorbeiliefen.

„Alles in Ordnung?“ Eira bemerkte ihr Wanken und die tiefen Atemzüge.

„Ja, alles bestens. Mir war nur kurz schummrig. Bestimmt vom langen Stehen bei der Schneiderin vorhin.“ Ember biss sich auf die Zunge, schon wieder waren ihre Gedanken bei dieser Hochzeit, dem pompösen Kleid, den zahlreichen Gästen und bei Colden, der am Ende des Ganges auf sie warten würde.

„Ich glaube, wir besorgen dir mal schnell was zu essen, du bist ganz blass.“ Eira griff ihre Schwester am Arm und zerrte sie zu einem Stuhl in einem angrenzenden Zimmer. „Bleib hier, ich hole dir schnell was, Grete ist nebenan und deckt gerade den Tisch für das Abendessen. Sie hat bestimmt ein paar Kekse für dich“, zwinkernd lief Eira los. Ember lächelte ihr noch zu, dann legte sie sich die Hand auf die Brust und versuchte so, ihren aufgebrachten Herzschlag zu beruhigen. Nur wenige Augenblicke später kam Eira auch schon zurück. „Ich hatte recht! Hier, diese Leckerbissen hat sie mir für dich mitgegeben.“

„Danke dir, aber mir geht es schon wieder besser“, Ember setzte sich wieder aufrecht in den hölzernen Stuhl, „ich esse einfach, wenn wir bei Vater sind und endlich erfahren, warum wir heute wichtigen Besuch bekommen.“ Ember stand vorsichtig

auf und nahm ihrer Schwester die Kekse und Gebäckstücke aus der Hand. „So und jetzt komm, wir haben bestimmt schon so viel verpasst!“ Lächelnd griff sie ihre Schwester am Arm und zog sie wieder in den Flur. Zügig liefen die beiden kichernd zu ihrem Vater. Dieser hatte bereits den Innenhof des großen Anwesens erreicht, dicht gefolgt von seinem treuen Berater. Still und ehrfürchtig verneigten sich die vornehm gekleideten Männer auf ihren Pferden. „Nun, ich danke Euch für euren Respekt und euren Gruß, doch nun seid so gut und sagt mir, was verschafft mir die Ehre eures Besuchs?“, fragte der Lord mit tiefer Stimme. Noch bevor einer der Reiter antworten konnte, traten die Zwillingstöchter des Lords aus der eisernen Tür und platzierten sich schräg hinter ihm auf Höhe des Beraters. Die Blicke der unbekanntenen Besucher lagen sofort uneingeschränkt auf den beiden jungen Frauen. „Oh, darf ich vorstellen, meine Töchter Ember und Eira.“ Für einen Moment herrschte Stille. „Haben die beiden Euch etwa die Sprache verschlagen? Ich weiß, sie sind unglaublich hübsch, der ganze Stolz von meiner Frau und mir. Frostig schön, die eine so sanft und mit einem Herzen aus Gold wie meine Frau und die andere mutig und mit Feuer in der Seele, so wie ich.“ Stolz drehte sich Lord Askan zu seinen Töchtern um. Etwas verlegen von den schmeichelnden Worten ihres Vaters standen die beiden auf dem Absatz der Treppe.

Der Lord drehte sich wieder zu den unbekanntenen Besuchern, langsam wurde er etwas nervös über deren mögliche Botschaft. „Nun die Herrschaften, was kann ich für Euch tun?“

„Wir sind Boten vom Hohen Rat von Volkesland.“ Zwei Boten stiegen von ihren Rossen ab und machten große Schritte auf Lord Askan zu. Ihre Rücken waren aufgerichtet und starr. Neben dem kräftigen Lord sahen sie etwas zierlich aus. „Hiermit überreichen wir Euch, Lord Askan Sterling von Grandfields offiziell den schriftlichen Aufruf, das umgebene Land zu erkunden.“

„Um genau zu sein, geht es um dieses Gebiet im Osten“, fährt der zweite, bisher stille Bote fort, zückt eine Karte und deutet mit dem Finger auf das beschriebene Land. Eira und Ember warfen sich aufgeregte Blicke zu. Beide interpretierten richtig: „Das klingt nach einem Abenteuer!“, flüsterten sie sich wie aus einem Mund zu.

Der erste Bote überreichte Lord Askan eine Schriftrolle, die mit einem dunkelblauen Band zusammengehalten wurde. Askan sah etwas skeptisch auf die Schriftrolle, dann wieder zu den zwei Männern vor ihm und in die Runde der Wartenden.

„Da Ihr so ein verantwortungsvoller Landsmann und Vertrauter seid, der seine Treue im Kampf um die Freiheit unseres Landes bewiesen hat, bittet Euch der Hohe Rat, diese ehrenvolle Aufgabe anzunehmen“, wurde es dem Lord erläutert. Der andere Bote schien Askans Skepsis zu bemerken:

„Es erwarten Euch Ehre und Anerkennung. Der Rat unterstützt Euch natürlich

mit Versorgung und Ausrüstung“, fuhr der zweite Bote etwas zögerlich fort, als der die ernste Miene des Lords bemerkte. Lord Askan konnte man nunmal schwer von außen lesen. Der Lord blickte stirnrunzelnd von der Schriftrolle zu den Boten und dann wieder zur Schriftrolle. Dann lächelte er, reichte erst dem einen Boten und dann dem anderen seine Hand. Diese erwiderten ohne Zögern den kräftigen Händedruck. „Richtet dem Hohen Rat aus, dass ich mit Freuden die Aufgabe annehmen werde.“ Der rechte Bote nickte, mit einem Hauch der Erleichterung in seinem Blick. „Das werden wir, Mylord. Der Rat ist euch vielmals dankbar.“ Die Boten verneigten sich, drehten sich dann zu ihren Gefährten um und schwangen sich zurück auf ihre Pferde. „Eure Lordschaft“, sagte der eine Bote zum Abschied und senkte ehrfürchtig den Kopf. Die anderen Reiter taten es ihm gleich und Lord Askan erwidertet ihren Gruß. So schnell wie sie gekommen waren, so schnell verließen sie den Hof auch wieder. Als auch das letzte edle Pferd durch das prächtige Eingangstor verschwunden war, drehte sich der Lord zu seinen breitgrinsenden Töchtern um und ging Richtung Haus. „Hans, lassen Sie Mister Montgomery holen“, sagte er fokussiert und mit fester Stimme und trat durch die große, hölzerne Tür hinein.

Wenig später saß die ganze Familie im Kaminzimmer. Der Kamin tauchte das Zimmer mit den aufwendig verzierten Fenstern in ein warmes Licht.

„Der Rat erwartet nicht von Euch, dass ihr mit Schätzen beladen zurückkehrt, sondern mit Geschichten und randvollen Karten, an denen wir uns erfreuen können. Zieht los und erkundet! Mögen die guten Mächte mit Euch sein, dass Euch nichts Böses widerfährt. Und falls doch, sollt Ihr damit umgehen können. Erfüllt die Freundschaft zu unseren Nachbarn mit neuem Leben“, las Lord Askan aus der Schriftrolle vor. Ember und Eira saßen vor dem Kamin, kraulten die Hunde hinter den Ohren und hörten ihrem Vater aufmerksam zu. Lady Amaya Sterling saß ihrem Mann gegenüber in einem hell gesteppten Sessel und lauschte ebenfalls. In diesem Moment betrat Colden Montgomery das Kaminzimmer.

„Colden, schön, dass du es so schnell einrichten konntest“, begrüßte Lady Sterling ihn.

„Das klingt nach einer ehrenvollen Aufgabe, Mylord. Ich bin sicher, es wird Euch große Möglichkeiten und Macht bringen. Ich werde mich umgehend an die Vorbereitung machen.“ Colden, der bis eben noch ehrfürchtig den Schilderungen des Lords gelauscht hatte, sprang nun voller Tatendrang auf und war mit wenigen großen Schritten auch schon an der Tür angelangt. „Es geht nicht um Macht! Hast du etwa nicht zugehört?!“, wandte sich Eira ungläubig an ihn. Colden blieb abrupt stehen.

„Colden, ich schätze deinen Eifer, aber Eira hat recht, es geht nicht um Macht. Es ist eine Ehre, dass der Hohe Rat mich und unsere Familie dafür ausgewählt hat.“

„Natürlich Mylord. Bitte verzeiht mir. Ich wählte wohl die falschen Worte. Ich würde Euch gerne bei den Vorbereitungen unterstützen und einige Männer rekrutieren, immerhin brauchen wir nur die besten Krieger für diese Reise. Und Proviant und Zelte!“ Coldens Worte sprudelten nur so aus ihm heraus. „Obwohl, so viele Zelte brauchen wir nun auch nicht. Es reichen ja drei, eines für euch, Mylord und Lady Sterling, eines für mich und Miss Ember“, er drehte sich zu Ember und zwinkerte ihr zu, bevor er fortfuhr. Ember wurde rot und wendete den Blick ab. „Und eines für Eira“, fügte er nach einer Pause noch hinzu.

„Colden, wie gesagt, ich schätze deinen Tatendrang, aber bitte zügle dich! Meine Tochter wird vor eurer Hochzeit sicher nicht bei dir schlafen und ich lasse meine edlen Kameraden sicher auch nicht bei ihren Pferden im Freien schlafen. Du kannst uns gerne bei der Planung beiwohnen.“ Der Lord sprach mit gefasster, ruhiger Stimme zu seinem künftigen Schwiegersohn und trotzdem verdrehte dieser kurz die Augen, dann nickte er jedoch ehrfürchtig, so wie er es immer tat und setzte sich wieder. „Gewiss Mylord. Ich habe noch viel zu lernen und ich bin dankbar für eure weise Führung.“

Den ganzen Abend verbrachten sie noch im Kaminzimmer. Hans und Grete kamen dazu, Diener brachten Karten, Listen, Siegel und Briefe. Im Nu waren die Einladungen mit den Bitten des Lords, ihnen zu folgen, fertig. Fünf goldverzierte Briefe mit einem roten Wachssiegel wurden noch am selben Abend mit Boten auf den schnellsten Pferden losgeschickt.

Nur drei Tage später war alles fertig und bereit zum Aufbruch. Mit Sonnenaufgang sammelten sich alle Reisenden im großen Innenhof des Anwesens von Grandfields. Die Karren wurden ein letztes Mal überprüft, die Satteltaschen befestigt. Aufbruchsstimmung lag in der Luft. Hans und Grete versprachen dem Lord und der Lady sich gut um alles zu kümmern während ihrer Abwesenheit.

Die Mannschaft der Krieger bestand nur aus Männern. Eira schüttelte ungläubig den Kopf. „Wieso wird Lady Primrose nicht mitkommen? Sie ist doch eine unglaubliche Kriegerin und auch so eine treue Anhängerin im Kampf der Freiheit gewesen“, fragend sah sie zu den Reitern. „Bitte, sie hatte sicher mit ihrem Nachwuchs zu tun und dein Vater würde niemals so eine wie sie mitnehmen. Hier sind nur richtige Krieger“, sagte Colden abfällig. Eira war schockiert, so etwas aus seinem Mund zu hören. Rasch blickte sie sich um und suchte nach Ember. Zum Glück stand sie gute zehn Meter entfernt und hatte Coldens Bemerkung nicht gehört. Doch da erblickte Eira ihren Vater, der nur wenige Schritte hinter ihr stand und auf

Colden und sie zu kam. „Lady Primrose war nicht wegen ihrer Kinder verhindert, sie wurde im Zentrum vom hohen Rat benötigt, wodurch sie und ihre Frau uns nicht begleiten können, was durchaus sehr schade ist, da sie beide fähige Kriegerinnen sind“, sagte der Lord und rieb sich den Bart. Bei seinem letzten Wort wanderte sein warmer Blick von seiner Tochter auf Colden und verfinsterte sich. „Verzeiht, Eure Lordschaft, ich hatte ja keine Ahnung“, Coldens Blick glitt auf den Boden. Eira sah jedoch ganz genau, dass seine Ehrfurcht nur gespielt war. „Du solltest vorsichtiger mit deiner Wortwahl sein, Colden.“ Der Name am Ende verstärkte die Aussage des Lords. „Gewiss Mylord, das werde ich. Wie gut das Lord Montgomery, mein werter Vater, mich zu Euch schickte und Ihr ein solcher Ehrenmann seid.“

„Es geht hierbei nicht um Ehre, es geht darum, das Richtige zu tun. Aber ich bin erfreut, dass du über deine Wortwahl nachdenkst“, erwiderte Askan, „Eira, deine Mutter möchte mit dir sprechen, sie ist bei den Ställen. Lass uns doch gleich zu ihr gehen.“

„Sicher, Papa“, antwortete Eira prompt, denn ihr war jeder Grund willkommen, sich nicht weiter mit ihrem künftigen Schwager abgeben zu müssen.

„Zurzeit zweifle ich an dieser Verbindung mit Colden“, sagte Askan zu seiner Tochter auf dem Weg zu den Ställen. „Tatsächlich?“, Eira blieb für einen Moment stehen, schockiert über die Worte ihres Vaters. „Ich meine, ich würde nicht sagen, dass Colden ein Freund wäre, aber ...“, Askan unterbrach ihren Satz, drehte sich halb zu Colden um und verengte seine Augen zu Schlitzeln. Dem skeptischen Blick ihres Vaters folgend, drehte sich auch Eira um und versuchte zu verstehen, was Colden, der gerade auf ihre Schwester zu ging, dabei murmelte.

Er pikste Ember von hinten mit den Fingern in die Seite, diese erschreckte sich und quietschte leise auf. Dann drehte sie sich zu ihm um und begann herzlich zu lachen. Colden umarmte sie zärtlich, was kaum möglich war, da sich Ember immer noch vor Lachen krümmte. Colden ließ sich davon anstecken und einige Augenblicke standen sie einfach nur da und lachten über die kindlichen Albernheiten. Als sie sich allmählich beruhigten, umschlang Colden seine Verlobte mit den Armen und küsste ihre Nasenspitze. Eira, die immer noch abseits mit ihrem Vater stand und die beiden beobachtete, musste schmunzeln. „Vergiss, was ich gesagt habe, mein Kind. Es ist nur, dass ich manchmal eine Seite an ihm wahrnehme, die mich stutzig macht. Aber das ist Schwachsinn. Ember und Colden lieben sich. Ich bin sicher nur ein überbesorgter Vater, der noch nicht verstanden hat, dass seine kleinen Töchter jetzt erwachsen sind.“ Sanft legte er einen Arm um Eira, zog sie in eine Umarmung und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. „Nun, lassen wir deine Mutter nicht länger warten.“

Pünktlich, kurz vor der Mittagsstunde, war die gesamte Mannschaft mit Sack und Pack bereit aufzubrechen. Hans, der Berater des Lords, und Grete, die Haushälterin, versicherten noch einmal, dass sie sich um alles kümmern würden, schüttelten Hände und verteilten Umarmungen. Besonders Ember fiel der Abschied von Grete schwer. Auch wenn sie den Gedanken an ein Abenteuer genoss, wollte sie sich gar nicht aus der Umarmung der älteren Dame lösen. Doch es wurde Zeit aufzubrechen. Nachdem alle noch einmal gedrückt wurden, schwangen sich die edlen Herrschaften auf ihre Pferde und Karren. Hans und Grete standen an der Eingangstür des Anwesens und winkten zum Abschied. Die Reisenden taten es ihnen gleich. Die nostalgische Stimmung mischte sich mit dem Duft der Felder, die sie passierten. Die Familie Sterling ritt jeweils auf ihren eigenen Pferden, die mit großen Satteltaschen beladen waren. Am hinteren Rücken der Pferde befanden sich Decken und die Bettrollen, die wie eine Lehne den Sitz im Sattel gemütlich machten. Besonders die jungen Damen genossen die Reitkleidung, die aus hellbraunen und schwarzen Reithosen bestand. Eira trug eine hellbraune Reithose, passend zu den hohen braunen Reitstiefeln. Ihr cremefarbenes Oberteil war hochgeschnitten und hatte eine Schleppe, die bis zu den Waden reichte. Diese war wie ein Rock, der vorne geöffnet und somit ideal zum Reiten war. Darüber trug sie ihren dunkelblauen Mantel, der bis zum Boden ging und ihre geflochtenen hellblonden Haare und ihre helle Haut zum Hervorstechen brachten. Embers Kleiderwahl ähnelte der ihrer Schwester, nur war sie deutlich dunkler gekleidet. Ihre schwarze Reithose bot auch ihr viel Bewegungsfreiheit. Fast nahtlos fließend ging diese in die schwarzen Reitstiefel über. Ihr Oberteil hatte so wie Eiras eine Art Rock, der vorne geöffnet war. Ihres war im Gegensatz zu Eiras dunkelblau, passend zu ihrem Mantel. Nur durch dieses Detail war es den anderen Reisenden möglich, die Zwillingsschwestern auseinander zu halten, die sich sonst glichen wie ein Ei dem anderen. Als kleine Kinder und selbst noch als Heranwachsende hatten sie diesen Fakt zu gerne für Streiche ausgenutzt. Ihre hellblonden, langen Haare, die tiefblauen Augen, die blasse Haut, die zarte Statur, machten es für jeden außer ihre Eltern unmöglich, sie zu unterscheiden. Erst mit ihrem Erwachsenwerden hatte jede der beiden Schwestern mehr und mehr das Bedürfnis, eigenständig zu sein. So auch in ihrer Kleidung.

Lady Amaya trug ebenso einen langen Mantel, der mit einer blauen Stickerei verziert war und ihrem fast golden schimmernden Haaren schmeichelte. Eine silberne Schnalle, die den Mantel dicht unter ihrem Kinn zusammenhielt, war mit dem gleichen Muster gestaltet und zierte den Mantel wie ein Schmuckstück. Darunter trug sie ein hochgeschnittenes Kleid mit goldenen Stickereien. Auch der Lord trug die Farben der Familie: Blau, Gold und Braun. Seine dunklen Beinkleider bildeten

einen Kontrast zu seinen braunen Reitstiefeln. Sein Mantel war um die Schultern mit einem beige-farbenen Fell ausgestattet. Jetzt, auf seinem Hengst, wirkte der sonst schon kräftig gebaute Lord noch größer, fast hoheitsvoll. Sein graues Haar und der volle Bart, die in der Sonne silbrig schimmerten, vervollständigten das Bild eines gerechten und weisen Gutsherrn weiter.

Immer wieder griff er zu der ledernen Tasche, die nah an seinem Körper hing. In ihr befanden sich die Karte mit der geplanten Route, etwas Gold, einige Tränke sowie ein kleiner Dolch. Zusätzlich zum Dolch trug er sein Schwert und Pfeil und Bogen auf dem Rücken mit sich. Seine Frau und Töchter hatte er zur Sicherheit auch mit raffiniert unauffälligen Waffen ausgestattet. Die Vier ritten immer etwas voraus, dicht gefolgt von den fünf engsten Vertrauten des Lords, mit denen er schon oft zusammen gekämpft hatte. Unter ihnen waren Lord Warren mit seinen zwei Knappen, Lord Henderson mit seinem Sohn, der Nachbar der Sterlings, Lord Maverick mit seinem Knappen, Mister Sullivan mit seinem Ehemann und Mister Jefferson mit seiner Ehefrau. In der Gruppe befanden sich zusätzlich noch der Koch August, seine Schwester Selma, die eine Heilerin war und die zwei Zofen, Mathilda und Rebecca, die zusammen auf einem der Karren saßen. Die zwei großen Karren mit Lebensmitteln, Zelten und Materialien verteilten sich häufig mittig und eher hinten in der traubenförmigen Reisegruppe. Sobald die Nacht hereinbrach, hielten sie an und schlugen ein provisorisches Lager auf. Mit Sonnenaufgang ging die Reise weiter. Bis zu ihrem Ziel waren drei große Rasten geplant, um Vorräte und Kräfte aufzufüllen. Der dichte Nadelwald, durch den sie die ersten fünf Tage ritten, füllte ihre Lungen mit frischer Luft und der sanfte waldige Geruch entspannte die zuerst noch aufgeregten Reiter. Durch den fast komplett ebenen Waldboden kamen sie erstaunlich gut voran. In einigen Nächten legten sich die beiden Schwestern auf den weichen Boden und blickten in die Sterne, tauschten sich über all ihre Empfindung und neuen Entdeckungen auf der Reise aus. So setzten sie ihr Ritual, sich jeden Abend vor dem Schlafen alles Wichtige zu erzählen, auch hier in der Fremde fort.

Nach sechs Tagen erreichten sie den ersten großen Rastpunkt. Der Lord war äußerst zufrieden. Sie waren bisher gut vorangekommen und seine Töchter gingen in dem Abenteuer auf. „Sieh doch nur unsere Mädchen an!“ Er deutete auf die beiden, die gerade halfen, das Nachtlager zu errichten. „Ich weiß“, antwortete ihm Amaya sanft, „sie sind so erwachsen, so stark. Ich kann nicht glauben, dass sie unsere kleinen Mädchen sind, die sich doch erst gestern in deinem Studierzimmer versteckten und das Fenster mit Farben bemalten.“ Ihr Gemahl nahm sie sanft in den Arm und küsste Ihre Stirn. „Ich weiß, meine Taube, ich weiß.“ Fast verträumt sahen beide noch einen Moment weiter zu und halfen dann beim Aufbau. Die Sonne

war schon fast untergegangen, als sich die Familie im großen Zelt traf. „Was genau schreibst du jetzt auf, Vater?“, fragte Eira voller Neugierde. „Ich versuche alles aufzuschreiben, was wir heute erlebt haben, also nur die wichtigsten Sachen.“ Eira stand auf und setzte sich neben ihren Vater, der ihr nun seine Aufzeichnungen der letzten Tage zeigte. Ember wendete ihren Blick kurz von ihrem Buch nach oben. Als sie jedoch mitbekam, was ihre Schwester tat, nahm sie davon nicht weiter Notiz und lehnte sich entspannt zurück. „Guten Abend, die Herrschaften!“ In diesem Moment betrat Colden das Zelt. „Oh Colden, was können wir für dich tun?“, unterbrach Amaya die Stille nach Coldens fast dramatischen Eintretens. „Ich wollte nur nach dem Rechten sehen, Mylady.“ Sein Blick wanderte von Lady Amaya, die den Mantel von einem der Knappen reparierte, zu Eira und ihrem Vater. Neugierig verengte er seine Augen und lauschte einen Moment lang ihrem Gemurmel. Er überlegte noch, wie er sich, ohne zu stören dem Gespräch anschließen könnte und schaute sich nachdenklich im Zelt um. Da fiel ihm Ember, seine Verlobte auf, abseits gemütlich in eine Decke gekuschelt, die sein Eintreten gar nicht mitbekommen hatte. Fast lautlos schritt er durch das Zelt und setzte sich neben sie.

„Erde an Ember“, versuchte Colden sie aus ihrem Lesefluss zu wecken. Ember guckte nach oben, mit einem Blick, den ihre Familie nur zu gut kannte: „Wer stört mich beim Lesen?“ Entnervt realisierte sie erst jetzt, wer da neben ihr saß. „Colden, ich habe dich gar nicht bemerkt.“ Rasch schlug sie ihr Buch zu und legte es auf ihren Schoß. Lautstark atmete Colden aus. „Was hast du denn schon wieder gelesen?“ Ember antwortete nicht sofort auf seine Frage. Sie ließ sich ihre Verwirrung nicht anmerken, doch innerlich brodelten ihre Gedanken nur. War er genervt oder doch verärgert? Oder doch nur erschöpft? Nach ein paar Sekunden ohne Antwort in ihrem Gedankenmeer fand sie ihre Stimme zurück. „Es ähm, es ist eine Art Feldbuch. Ich habe es durch Zufall in unserer Bibliothek gefunden. Ich saß ganz hinten an der vertäfelten Wand und dort ist mir ein kleiner Spalt in der Wand aufgefallen. Ich habe eine Diele gelöst bekommen und dahinter befand sich unter anderem dieses wunderschöne Exemplar.“ Bedächtig, fast liebevoll strich sie mit den Fingern über den Einband. „Ich habe ewig gebraucht, um herauszufinden, in welcher Sprache es geschrieben ist und nun ja, nachdem ich das jetzt endlich herausgefunden habe, versuche ich es zu verstehen.“

„Das ist doch Hexerei. Lies dir das besser nicht durch. Das sind doch bestimmt auch welche der alten Schriften, die verbannt wurden. Ember, das ist verboten. Gib mir das Buch, ich werfe es ins Feuer.“ Colden streckte die Hand nach dem alten Buch in Embers Händen aus. Doch bevor er es zu fassen bekam, zog sie es eng an sich heran und wendete sich von Colden ab. „Nein. Bestimmt nicht. Colden, es ist

nur eine alte Sprache, nichts weiter. Nur weil es dir unbekannt ist, muss es nicht schlecht sein.“ Grimmig verzog sie ihr Gesicht. „Colden, komm mal her, Junge. Wurf mit Eira und mir mal einen Blick auf die Karte und lass Ember lesen.“ Mit einem Zwinkern warf Lord Askan seinen Blick von Colden auf Ember, die mit einem verschmitzten Lächeln antwortete. „Sehr gerne, MyLord. Sollen wir die geplante Route anpassen?“ Colden sprang sofort wissbegierig auf. Auch er genoss dieses Abenteuer, durch unbekannte Ländereien zu reiten und unter dem freien Himmel zu schlafen. „Ich überlege, ob wir die Flussüberquerung früher planen sollten. Das würde uns potentiell einen ganzen Tag einsparen.“ Der Lord schnaufte tief. „Aber ich bin mir unsicher, was den Boden anbelangt. Hier, auf der Seite des Ufers war der Boden optimal für uns und die Pferde. Sollten wir das riskieren, nur um Zeit zu sparen?“ Stirnrunzelnd sah er Colden und Eira an, die dicht neben ihm ebenfalls über die Karte gebeugt standen. „Ich denke, wir sollten die Route wie geplant beibehalten. Das ist das beste und sicherste. Wir sollten kein Risiko eingehen. Nicht dafür.“ Mit einem Nicken verstärkte Colden seine Aussage noch und sah dann, doch etwas unsicher zum Lord auf. „Du hast recht“, entgegnete der Lord mit kratziger Stimme. „Gute Einschätzung, Junge. So, und jetzt lasst uns raus zum Feuer gehen. Morgen brechen wir mit Sonnenaufgang auf und die Nacht wird kalt, also wärmen wir unsere müden Muskeln noch etwas am Feuer.“ Unsanft klopfte Askan Colden auf die Schulter, bevor er gemeinsam mit Amaya und ihm das Zelt verließ.

„Mädchen, kommt ihr auch?“, rief er noch im Gehen seinen Töchtern zu. „Ja, gleich“, rief Eira sogleich zurück, die währenddessen mit genervtem Blick auf ihre Schwester zusteuerte. „Ember, Ember!“ Erschrocken zuckte Eiras in eine Decke eingewickelte Schwester zusammen. Sie schien von dem Ganzen um sie herum nichts mitbekommen zu haben, so vertieft war sie in ihr Buch. „Es tut mir leid“, entgegnete sie sofort, als sie den genervten Ausdruck in Eiras Gesicht wahrnahm. „Ich habe nur endlich die ersten Seiten übersetzen können, hier, sieh nur“, aufgeregt rutschte sie auf dem Holzblock, auf dem sie saß, zur Seite, so dass Eira neben ihr platznehmen konnte. „Hier siehst du?“ Mit dem Zeigefinger deutete sie auf eine Seite voller altertümlicher Zeichen. „Ember, ich sehe nur Gekritzel, keine Ahnung was das bedeuten soll. Komm, wir müssen ...“

„Nein, warte. Hier. Siehst du das? Das bedeutet, dass es in den Bergen einst ein mächtiges Pferd gegeben haben soll, und zwar, jetzt halt dich fest“, völlig aufgeregt, wie ein kleines Kind, nahm Ember die Hand ihrer Schwester und drückte sie fest, „mit Flügeln! Ist das nicht unglaublich?“ Mit vor Begeisterung leuchtenden Augen sah sie Eira erwartungsvoll an. „Das ist ja toll, dass du das übersetzt hast, aber Ember, das sind doch nur alte Geschichten, so etwas gibt es nicht wirklich. Und jetzt komm endlich mit raus.“ Entschlossen warf Eira die Decke zur Seite und zog ihre Schwester

auf die Füße. „Doch, natürlich gibt es das. Oder gab. Das sind wirkliche Aufzeichnungen, keine Geschichten für Kinder.“

„Wenn du das sagst, Schwesterchen, dann wird es sicher so sein.“ Schmunzelnd, fast schelmisch sah sie Ember an, die noch ihr Buch sorgsam verstaute und die Decke vom Boden aufhob, bevor sie beide aus dem Zelt hinaustraten und sich zu den anderen ans Lagerfeuer gesellten.

„So. Da wären wir. Das ist unser Lager für die nächsten zwei Tage.“ Energiegeladen schwang sich Lord Askan von seinem Pferd und tätschelte ihm den Hals. „Ja, guter Junge, jetzt bekommst du erstmal Wasser“, sprach er seinem stolzen Hengst liebevoll zu. „Die Lichtung ist ja wundervoll, Askan, woher wusstest du hiervon?“ Etwas verwundert rutschte auch Amaya aus dem Sattel. „Wusste ich nicht. Ich achte nur darauf, wie weit wir an einem Tag reiten, und sobald die Sonne untergeht, suche ich dann einen geeigneten Rastplatz, eben wie diese Lichtung. Dann entscheide ich, dass wir halten. Bis jetzt hatte ich immer Glück!“ Lachend löste er die Schnallen am Sattel seines Pferdes. „Askan, du hattest schon immer einen guten Riecher, was Lagerplätze angeht und das auch schon früher, also stell deine Fähigkeiten mal nicht in den Schatten. Du kannst die Natur eben gut lesen“, rief Lord Maverick Askan zu. Mit ihm erreichten auch die anderen allmählich den Rastplatz und sattelten ihre Pferde ab.

Mit Einbruch der Nacht standen alle Zelte, die Pferde waren versorgt und inmitten des Lagers brannte ein prasselndes Lagerfeuer. Alles war wie immer. Die Lords, ihre Knappen und die anderen Begleiter saßen gut gelaunt um das Feuer, grillten und tranken. Askan und Amaya gesellten sich später dazu, da sie wie jeden Abend die Aufzeichnungen vervollständigten, die Route, die Vorräte und den Zustand der Pferde überprüften. Ember war an diesem Abend nicht in der Stimmung, in Gesellschaft am Feuer zu sitzen und alten Geschichten zu lauschen. Sie hatte sich etwas abseits, aber in Sichtweite an das ruhige Flussufer gesetzt und war in ihr Buch vertieft. Die Übersetzung hatte sie fast fertig, also machte sie sich eifrig an die verbleibenden paar Seiten. „Das ist ein Zeichen, das habe ich schon einmal gesehen, Wo war das noch ...“, murmelte sie in Gedanken versunken vor sich hin.

„Na?“ Eine bekannte Stimme riss sie aus ihren Gedanken. „Colden. Du hast mich erschreckt.“ Ihr Herz stolperte vor Schreck, so dass sie sich zur Beruhigung die Hand auf die Brust legte. Sie hatte ihren Verlobten nicht kommen gehört und schon gar nicht mit ihm gerechnet. „Tut mir leid, Liebes. Ich wollte dich nicht erschrecken. Was machst du denn hier so abseits? Und so allein? Willst du nicht mit zum Feuer kommen?“ Colden hockte sich zur ihr in das feuchte Gras.

„Mir ist irgendwie nicht so nach der großen Gesellschaft“, sagte Ember und deu-

tete mit dem Kinn Richtung Feuer. „Die Gesellschaft von meinem Buch gefällt mir da etwas besser und ich bin so kurz davor, es zu knacken“, ergänzte sie mit einem Funkeln in den hellblauen Augen. Colden verdrehte etwas die Augen. Dennoch kam er nicht drumrum, Ember eindringlich zu betrachten. Ihr langes, hellblondes Haar fiel ihr unordentlich ins Gesicht, der sanfte Wind spielte mit den leichten Wellen. Grillen zirpten und der Mond und die Sterne leuchteten sanft. Colden strich ihr eine Strähne aus dem Gesicht. Ember wendete ihren Blick von den vergilbten Seiten des Buchs ab und genoss Coldens Geste. „Ist etwas?“ Fragend sah sie ihrem Verlobten in die Augen. Colden atmete tief ein. „Du bist wunderschön, dein langes Haar ist so makellos. Es ist ein so bezaubernder Kontrast zu deinen himmelblauen Augen, sie scheinen zu strahlen.“ Ember lächelte verlegen. Komplimente annehmen gehörte nicht gerade zu einer ihrer Stärken. „Ähm, danke“, kam es leise und zaghaft aus ihrem Mund. „Du sagtest, du würdest keine Gesellschaft genießen.“ Colden pausierte, so als würde er auf ein Nachfragen von seiner Verlobten warten. Diese verstand seine stumme Aufforderung jedoch erst, als Coldens Blick eindringlicher wurde. „Ja das sagte ich, und?“

„Genießt du denn meine Gesellschaft?“ Der sonst so selbstbewusste und extrovertierte Mann wirkte auf einmal ganz zurückhaltend, fast unsicher, so wie er seinen Blick von Ember abwendete und konzentriert eine Haarsträhne, die ihm verspielt auf der Stirn hing, hinter sein Ohr steckte. Sein Wesen war auf einmal so anders. Ember wusste nicht, worüber sie zuerst nachdenken sollte. Seine veränderte Art oder was das mit sich brachte? Oder eine Antwort auf seine Frage, die ihn nicht zu sehr verletzen würde? Ruhig bleiben Ember, es ist doch nur Colden, er wird dich verstehen, sprach sie gedanklich zu sich selbst.

„Es ist so, dass ich etwas erschöpft bin und das ich es einfach genieße, eine Pause von dem ganzen Gewimmel zu haben, was nichts mit dir zu tun hat. Und außerdem genieße ich es, endlich mal wieder den Kopf freizubekommen, weißt du? Verstehst du das?“ Er ließ sich Zeit mit einer Antwort, seufzte nur langgezogen und blickte nachdenklich in die Ferne. Zweifel kamen in Ember auf. „Ja, natürlich verstehe ich das.“ Coldens Aufmerksamkeit wendete sich wieder komplett Ember zu. Sein Blick war jetzt gar nicht mehr nachdenklich, sondern selbstbewusst wie sonst auch und fixierte Ember. Er rutschte etwas näher und schlang einen Arm um ihre Schulter. Ember vergaß ihre Zweifel fast augenblicklich und legte ihren Kopf auf seine Schulter. Sie war erleichtert, ihn nicht verletzt zu haben und genoss seine Nähe. Sie atmete die kalte Brise, die sich mit Coldens Geruch vermischte, ein und jegliche Angst wieder aus. „Sag mal, wenn du meine Gesellschaft so sehr genießt, und wir wissen beide, dass ich deine Gesellschaft nicht nur genieße, sondern sie mich komplett macht“, er räusperte sich und machte eine kurze Sprechpause, „wollen wir

nicht unsere Gesellschaft fortführen ... und ... vielleicht ... vertiefen? Wie wäre es mit heute Nacht?" Er betonte jedes einzelne Wort. Und jedes einzelne sickerte immer tiefer in Embers Kopf ein, bis sie ihre Nase rümpfte und sich ruckartig von ihm löste. „Was zum Teufel!“, aufgebracht sprang sie auf, suchte sie nach Worten und machte ein paar Schritte zur Seite, um Abstand zwischen sich und Colden zu bringen. „Wie kannst du nur an so etwas denken!? Ich dachte du wärst ein Mann von Ehre!“ Sie machte Gänsefüßchen in die Luft. In der Zwischenzeit hatte Colden sich ebenso vom dunklen Gras erhoben und rang verwundert nach Worten. „Ich ... ich ... Ember, jetzt sei doch nicht so!“ Beschwichtigend breitete er die Arme aus, so als wollte er sie umarmen. Ember wich noch zwei Schritte zurück. Das letzte, was sie jetzt wollte, war seine Umarmung. „Was heißt Jetzt sei dich nicht so“?! Aber wenn du so etwas von mir erwartest, dann hast du dich ganz eindeutig in mir getäuscht!“ Wild gestikuliert sie in der Luft. „Und außerdem sind wir doch erst verlobt und dazu noch auf einer langen Reise, die uns der Hohe Rat anvertraut hat und du denkst daran? Ich verstehe das nicht und ich will es auch nicht verstehen!“ Sie tigerte auf und ab, blieb mit dem letzten Wort abrupt stehen und schaute ihn mit Enttäuschung in den Augen an. Ihr kostbares Buch drückte mit dem einem Arm eng an den Körper, die andere Hand ballte sie zu einer Faust.

Doch auch ihr Gegenüber schien nun mit Wut aufgeladen zu sein. „Natürlich willst du es nicht verstehen, so wie du nie irgendjemand anderen verstehen willst! Es geht immer nur um dich, alles dreht sich nur um dich, aber nur nicht die anderen!“ Colden redete noch weiter, doch Ember schloss die Augen und beachtete ihn nicht mehr. Das muss ich mir nicht antun, sagte sie erst gedanklich, doch dann laut und bestimmt: „Das muss ich mir nicht antun!“ Völlig entsetzt starrte Colden sie an. Nicht nur er war überrascht über Embers direkten Worte, nein, sie war es selbst auch. Immer, schon seit dem Beginn ihrer Beziehung haderte sie damit, Colden ihre wahren Gedanken mitzuteilen, überhaupt ehrlich zu sein, wenn ihr etwas nicht passte. Doch immer schwieg sie oder lächelte die Probleme einfach weg. Jedoch nicht dieses Mal. Mit schnellen Atemzügen umfasste sie ihr Buch noch fester, jetzt mit beiden Händen, schüttelte den Kopf und lief an Colden vorbei zu ihrem Zelt. Sie wollte nur weg hier. Im Augenwinkel sah sie Colden, wie er wild mit den Armen gestikuliert und sich zu ihr umgedreht hatte. Er brüllte ihr nach, doch Ember stapfte wutentbrannt davon. Zwischen den Zelten erblickte sie das lodern der Lagerfeuer. Alle saßen darum. Ihr Blick wanderte zu ihrer Familie und blieb bei ihren Eltern hängen. Es war doch allein ihre Idee, dass ich heiraten sollte. Allein ihre. Ich wollte doch frei sein, dachte sie. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, die sie versuchte, wegzublinzeln, doch es nützte nichts. Verschwommen sah sie ihren Vater aus der Ferne an, der zufrieden einer Geschichte lauschte. Er lachte aus voller Lunge

und nahm einen Schluck aus seinem Becher. Nur weil dein Freund einen gleichaltrigen Sohn hat, nur weil du es so wolltest. Und jetzt werde ich euch bestimmt enttäuschen. Ihre Wut wandelte sich in niederschmetternde Trauer, die die heißen Tränen auf ihren Wangen noch verschlimmerte. Mit gesenktem Blick wendete sie sich ab, öffnete die Zeltplane und ließ sich auf ihr Bettlager fallen. Nein, sie wollte nicht mehr weinen, ihm nicht nachtrauern. ‚Ablenken‘, dachte sie schlagartig und richtete sich auf. Ember holte tief Luft, wischte sich die Tränen weg und nahm sich wieder des Buches an, einem Ausweg, den sie nun dringender brauchte als sonst.

Nur wenig später öffnete sich die Zeltplane erneut und Eira trat hinein.

„Hier bist du ja. Ich muss gestehen, dass ich es wusste, aber naja was solls.“ Schelmisch grinsend begann sie sich die Stiefel auszuziehen. Ember zwang sich zu einem Lächeln. „Eira, können wir kurz reden?“

„Natürlich. Ich bin nur etwas müde. Und im Anbetracht der Tatsache, dass uns morgen ein genauso langer Tag erwartet, würde ich gerne etwas schlafen. Um was geht es denn?“ Fast schon skeptisch sah Eira ihre Schwester an, während sie sich umzog und in ihr Nachthemd schlüpfte. Erschöpft ließ sie sich auf ihr Bettlager plumpsen und machte es sich gemütlich. Erst jetzt, als sie die Wärme und die Entspannung wahrnahm, spürte Eira, wie erschöpft sie wirklich war. Obwohl sie eine gute Reiterin war, schmerzte jeder Muskel in ihrem Körper. „Es geht um Colden“, setzte Ember vorsichtig an. „Ich war noch am Flussufer und er da kam zu mir. Er war so komisch und fragte mich“, sie machte eine Pause und legte prüfend den Kopf schräg, „Eira bist du noch wach?“

„Ein bisschen“, entgegnete sie verschlafen. „Dann schlaf gut Kleines, wir reden morgen.“

„Gute Nacht“, murmelte Eira und drehte sich auf ihre Seite. Ihr Atem ging regelmäßig und Ember musste bei dem Anblick ihrer schlafenden Schwester schmunzeln. Eilig zog auch sie sich um. „Dann reden wir morgen“, murmelte sie und pustete die kleine Laterne aus.

Immer wieder wälzte sich Ember hin und her. Sie starrte an die Decke des Zeltes. Ihre Schlaflosigkeit ging ihr langsam auf die Nerven. Sie wusste, dass sie noch etwas schlafen musste, aber ihre lauten Gedanken ließen ihr keine Ruhe. Frustriert warf sie ihre Decke zur Seite und setzte sich mit einer drehenden Bewegung auf. Sie sah rüber zu ihrer Schwester, die zu ihrem Glück tief und fest schlief. Auf Zehenspitzen schlich sie aus dem Zelt und lief ein Stück. Die Nacht war doch überraschend kühl. Schnell schlang sich Ember die Arme um den Oberkörper und rieb mit den noch warmen Handflächen über ihre nackten Oberarme. Es war friedlich und ruhig im

Lager, man hörte nur das Zirpen der Grillen. Der Himmel war klar und Ember konnte sogar ein paar Sternbilder identifizieren. Schon bei diesem Anblick und dem sanften Wind, der mit ihren geflochtenen Haaren spielte, beruhigte sie sich. Auch ihre schwermütigen Gedanken lösten sich mit jedem Atemzug weiter auf, bis es in ihrem Kopf wieder klar war. Ich sollte mit ihm reden. Ja, ich sollte einfach vernünftig und ruhig mit ihm darüber reden. Ich war vorhin einfach zu aufgebracht und zu durcheinander. Ich werde ihm einfach erklären, dass ich bis zur Hochzeit warten will. Das wird er verstehen. Sich selbst zunickend machte sich Ember entschlossen auf und schlich barfuß durch das feuchte Gras, an den Zelten vorbei, bis sie fast vor Coldens Zelt angelangt war. Einige Schritte entfernt, blieb sie stehen und atmete tief durch. Du sagst ihm jetzt ruhig und vernünftig, was du fühlst, und dann entschuldigst du dich für deinen Wutausbruch vorhin. Und schon ist es geschafft. Sie versuchte, sich gut zuzureden. Entschlossen setzte sie zu den letzten Schritten an, doch da wurde sie stutzig. Was waren das für Geräusche? Es klang wie ein Wimmern, ein Stöhnen? Wie ein Blitz schoss es in ihren Kopf. War Colden verletzt?

Die Heilerin Selma war bestimmt nicht mehr wach, was sollte sie denn jetzt tun? Ember war fast am Eingang angekommen. Ohne weiter nachzudenken, schlug sie die Zeltplane ohne Zögern zurück. „Colden, Colden, ist alles in Ordnung? Hast du Schmerzen?“ Vorsichtig betrat sie das Zelt. Sie war schrecklich besorgt. Auch, wenn sie Colden noch immer nicht verziehen hatte, wollte sie nicht, dass es ihm schlecht geht.

Doch Colden ging es alles andere als schlecht.

„Colden?“, brachte Ember es stotternd heraus. Was sie sah, ließ sie komplett erstarren. Die Kälte des feuchten Grasses breitete sich in ihrem ganzen Körper aus. Sie konnte sich nicht mehr bewegen, wie eine Eisskulptur, die gezwungen war, ihr restliches Leben an dieser Stelle zu stehen. Sie sah ihn. Colden. Und sie sah alles. Seine nackte, schwitzende Haut. Seinen Körper. Seinen nackten Körper. Und sie sah sie. Rebecca, ihre Zofe. Ihre nackte Haut in seinem Bett. Unter seinem Körper, mit ihren Händen an seinem Nacken. Seine Hüften zwischen ihren Beinen. Erst jetzt bemerkte man sie.

„Ember?! Was machst du hier?“ Fast panisch griff Colden nach seiner Decke und bedeckte damit seinen nackten Unterkörper. Auch Rebecca zog hektisch an einem Laken, setzte sich auf und zog die Knie dicht an ihren Oberkörper heran.

Ember stand immer noch am Eingang des Zeltes mit weit geöffneten Augen. Alles in ihr wollte weglaufen, alles in ihr wollte aufschreien und dem Schmerz in ihrem Herzen Ausdruck verleihen. Sie wollte auf Colden losgehen, ihm den verdammten Ring in sein Gesicht werfen. Doch nichts davon tat sie. Trotz ihrer hektischen Atemzüge und der Tränen in ihren Augen erinnerte sich Ember daran, dass

sie keinesfalls eine Eisskulptur und dazu verdammt war, dieses Bild noch länger ansehen zu müssen.

Schneller als sie denken konnte, machten sich ihre Beine selbständig und rannten der dunkeln Nacht entgegen. Ihr Atem war schnell, ihr Herz pochte so laut, dass sie meinte, ihre Trommelfelle könnten jeden Moment platzen.

„Ember, warte!“ Coldens warme Hand an ihrem Unterarm riss sie zurück in die Realität. Nein, das konnte nicht die Realität sein. Das musste ein Albtraum sein. Sie löste sich aus seinem Griff und wischte sich so schnell wie möglich Tränen von ihren kalten Wangen. Erwartungsvoll schaute Ember Colden an. Er gab ihr jedoch nicht das, was sie sich erhofft hatte. „Ich bin doch auch nur ein Mann mit Bedürfnissen! Denen muss ich nachgehen!“, entgegnete er ihr mit aufgebracht Stimme. Ember zitterte am ganzen Körper und wollte nicht wahrhaben, was gerade passierte. „Und DU“, es klang so abfällig wie er es betonte, „DU bist einfach zu prude mit deinem Warten! Was hätte ich denn machen sollen, hä?! Du bist doch selbst schuld, und jetzt hör auf, mich mit deinen großen Augen so anzugucken!“ Embers Augenlider zuckten und unkontrolliert fielen weitere Tränen. Wie viel sie nur für diesen Mann schon geweint hatte. Wortlos wendete sie sich von ihm ab und rannte, so schnell ihre zitternden Beine es zuließen, zurück in ihr Zelt, zurück in ihr Bett. Sie wollte Eira nicht wecken, doch ein Schluchzen konnte sie nicht unterdrücken. Schnell presste sie sich eine Hand auf den Mund. Kurz half ihr das, sich zu beruhigen, doch dann kam eine erneute Welle der Emotionen, die sie mit sich riss. Irgendwann wurde sie darüber müde. Aber schlafen konnte sie auch nicht. Zu präsent war dieses Bild vor ihrem inneren Auge. Zu gerne hätte sie es verbannt, zu gerne würde sie einfach ihr Pferd satteln, davonreiten und Colden nie wieder sehen. Als die allerersten Sonnenstrahlen die Welt vor dem Zelt in ein sanftes Licht tauchten und die Vögel mit ihrem Gezwitscher den neuen Morgen verkündeten, gewann die Müdigkeit und Ember schlief ein.

„Hilfe, bitte helft mir! Nein, nein, das darf nicht wahr sein!“ Die Schreie ihrer Mutter weckten die beiden Schwestern wie aus dem Nichts auf.

„Was war das? War das Mutter?“ Eira sah sich besorgt im Zelt um und dann zu ihrer Schwester, die mit schreckgeweiteten Augen in ihrem Nachtlager saß und sich eine Hand auf die Brust gelegt hatte, um ihren schnellen Herzschlag zu beruhigen. ‚Ein Traum‘, dachte sie nur. Eira ging es ähnlich. Auch ihr Herz raste vor Schreck. Da Ember nicht antwortete, sah sie sich erneut prüfend im Zelt um und lauschte auf die Geräusche, die von draußen zu hören waren. Die Sonne musste gerade erst aufgegangen sein, denn im Zelt war es noch dunkel und kühl. Nur durch den schmalen Schlitz am Eingang drangen die ersten Sonnenstrahlen des Tages hinein

und erhellten das Innere des Zelts. Endlich hat sich Ember gefangen und antwortete ihrer Schwester mit noch kratziger und verschlafener Stimme: „Ja, ich glaube schon.“ Erst noch zögerlich, dann schneller und fast panisch sah sie sich ebenfalls im Zelt um. Dann sprang sie wie vom Blitz getroffen auf. „Wir müssen nachsehen gehen. Komm schon, steh auf“, sie zog ihre Schwester am Ärmel des weißen Nachhemds und half ihr auf die Beine. „Komm, schnell!“ Ember griff hastig ihren Mantel, der etwas abseits auf einer ihrer Taschen lag und stürmte auf die noch zugezogene Zeltwand zu. „Ember!“ Nun hielt Eira sie am Arm fest. „Was?“, fragte diese mürrisch. „Schuhe. Du hast die Schuhe vergessen. Der Boden ist zu kalt und bestimmt noch feucht!“ Ember unterbrach sie. „Ja ja, schon gut, aber beei dich endlich, ich mache mir wirklich Sorgen.“ Ihre Miene verfinsterte sich. Eira nickte nur zaghaft, schlüpfte ebenfalls in ihre Stiefel, griff noch einen Schal und wenige Augenblicke später rannten die beiden hinüber zu dem Zelt ihrer Eltern. Die Lords schienen ebenfalls von Amayas Aufschrei geweckt worden zu sein und strömten mehr oder weniger bekleidet auf das große Zelt der Sterlings zu. „Lasst uns durch!“ Mit den Ellenbogen schob Ember die sich bildende Mensentraube zur Seite und bahnte sich so einen Weg. Eira folgte ihr. „Mutter, was ist denn nur geschehen?“ Erleichtert, ihre Mutter wohl auf zu sehen, umarmte Ember sie. „Was ist denn geschehen?“, auch Eira umarmte sie und sah dann erst den verängstigten Blick ihrer Mutter. „Askan, er, er wacht nicht mehr auf“, brachte sie mit zitternder Stimme hervor. „Was?“, schockiert löste sich Ember aus der Umarmung und trat weiter ins Zelt hinein auf das Bettlager ihrer Eltern zu. „Selma ist schon bei ihm, sie war als erste hier.“ Schluchzend vergrub Amaya das Gesicht in Eiras Haaren, die ihr halboffen über die Schulter fielen. „Ist er...?“ Ember wagte es nicht ihre Frage zu beenden. „Er lebt“, antwortete ihr Selma prompt mit fester, aber ernst klingender Stimme. Erleichtert atmete Ember aus und blinzelte die aufsteigenden Tränen in ihren Augen weg. „Ich weiß, er ist furchtbar blass. Sein Herz schlägt, wenn auch langsam“, sagte Selma kurz angebunden, während sie weiter mit routinierten Handgriffen den Lord untersuchte. „Aber, ich kann, ich finde...“ „Selma was ist los“, rief Eira, die unterdessen ihre Mutter zu einem Baumstumpf geleitet hatte.

„Ich finde keine Ursache für seinen Zustand. Es gibt keine äußerlichen Verletzungen, keine Stiche oder Bisse, keine Ausschläge, keine Rötungen, einfach nichts, was das hier erklären würde. Und wir haben alle das gleiche gegessen. Ich meine, es war sogar der Lord selbst, der an unserem ersten Rastplatz eine Rede darüber gehalten hat, dass nichts aus dem uns fremden Wald verzerrt werden darf, um genau so etwas zu vermeiden. Ich glaube nun wirklich nicht, dass er so dumm wäre und seine eigene Regel bricht und sich vergiftet mit irgendwelchen Beeren, zumal hier ja eigentlich gar nichts wächst.“ Nachdenklich legte Selma ihre Hand an ihr Kinn und

verengte ihre Augen. „Vergiftet?!“, rief Ember laut und drehte sich zu Selma. „Oh, ja. Alle seine Symptome deuten darauf hin. Aber wie gesagt, ich finde keine Ursache. Und wenn ich die Ursache nicht kenne, kann ich ihm nicht helfen.“ Mit Bedauern in ihrem Blick sah Selma zu Boden. „Selma, bitte, du musst doch etwas für ihn tun können! Ich bitte dich!“ Amaya war aufgesprungen und lief mit schnellen Schritten auf Selma zu. „Ich bitte dich, lass meinen Askan nicht sterben.“ Unter Tränen griff sie beide Hände von Selma und hielt sie für einen Moment. „Ich werde alles tun, Mylady. Ich kann versuchen, sein Fieber zu senken und ich sollte auch einen Trank haben, der sein Herz wieder schneller schlagen lässt. Wir müssen auch dafür sorgen, dass er genug Wasser zu sich nimmt. Aber mehr werde ich hier nicht tun können. Wir müssen wohl oder übel warten und seinen Zustand beobachten. In manchen Fällen schafft es der Körper allein und erholt sich nach einiger Zeit von der Vergiftung. Ich könnte natürlich mehr tun, wenn ich wüsste, was ihn vergiftet hat. Mylady, fällt Euch irgendetwas ein? Etwas Ungewöhnliches? Hat der Lord vielleicht doch etwas gegessen oder getrunken?“

„Nein, mir fällt nichts ein. Wir waren den ganzen Tag zusammen. Wir haben die Pferde versorgt, waren am Fluss und dann wieder hier, weil Askan seine Aufzeichnungen fortgesetzt hat. Es war nichts ungewöhnlich.“

„Was ist denn hier los?“ Plötzlich betrat Colden das Zelt. „Oh verdammt, was ist mit Lord Askan?“ Der Schock stand ihm ins Gesicht geschrieben, als er die Situation im Zelt erfasst hatte. Da keiner, weder Lady Amaya noch ihre Töchter in der Lage waren zu antworten, ergriff Selma das Wort. „Er wurde vergiftet“, sagte sie trocken. Amaya begann erneut zu schluchzen. „Verzeiht, Mylady.“ Erst jetzt schien sie zu bemerken, dass ihre pragmatische Art zu unsensibel für diese Situation war. „Vergiftet? Wie konnte das passieren?“

„Wissen wir nicht“, entgegnete Eira kleinlaut. „Und was sollen wir jetzt tun?“, er sah sich völlig planlos im Zelt um, als würde er etwas suchen. Als er schließlich einen Krug auf einem der Baumstümpfe erblickte, ging er in wenigen Schritten darauf zu und nahm einen kräftigen Zug daraus. „Wir werden ihn behandeln und hoffen, dass er sich wieder erholt“, antwortete Selma, die diesmal versuchte, etwas Aufmunterung und Hoffnung in ihre Stimme zu legen. Gleichzeitig streichelte sie Lady Amaya mit beiden Händen über die Oberarme und lächelte sanft. Sie wollte sich auf keinen Fall ihre eigenen Zweifel anmerken lassen.

„Wir müssen doch aber den Verantwortlichen dafür finden!“, rief Colden plötzlich. Er wischte sich mit dem Ärmel über den Mund, um auch den letzten Tropfen Wasser von seinen Lippen zu bekommen. „Was soll das denn nützen? Davon wacht er auch nicht wieder auf“, entgegnete Selma trocken. „Nein, aber was ist, wenn der Täter einen erneuten Angriff auf jemand anderen plant und uns alle so über Nacht

zur Strecke bringen will. Wir sollten die Zelte durchsuchen! Jeder Winkel, jede Satteltasche soll durchsucht werden! Nur so haben wir eine Chance, den Täter zu finden und uns vor einem erneuten Angriff zu beschützen. Bitte, Mylady, ich will uns alle vor weiterem Unheil bewahren.“ Colden hockte sich vor Lady Amaya auf den Boden und wiederholte seine Bitte leiser: „Ich werde mich darum kümmern, macht Euch keine Sorgen“, beteuerte er erneut. „Gut. Wenn du meinst, dass das notwendig ist, dann hast du meine Erlaubnis, gleich zu beginnen. Ember, Eira und Lord Maverick sollen dich begleiten“, sie machte eine kurze Pause und atmete tief seufzend aus. Coldens Blick wurde streng, aber zielsicher. „Aber, bitte ...“, sie hob die Hand, um Colden vom Gehen abzuhalten, „bitte bleibt respektvoll und wahrt den Anstand.“ Wie entkräftet sank ihre Hand wieder in ihren Schoß.

Nur wenige Augenblicke später war das gesamte Lager in wildem Aufruhr. Die Kunde um den beunruhigenden Zustand des Lords hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Eilig liefen alle Reisenden nach und nach zum großen Zelt des Lords, um sich persönlich zu überzeugen, dass diese schreckliche Botschaft zu so früher Stunde kein Scherz oder gemeiner Streich war. Eira und Ember standen nur stocksteif fast mittig innerhalb des Lagers und sahen zu, wie die Lords und die Knappen und sogar der Koch noch im Nachthemd über den Platz eilten. Selma, die bei Lady Amaya geblieben war, trat nach einigen Augenblicken aus dem Zelt und versuchte, mit ausladenden Handbewegungen die aufgebrachte Meute zu beruhigen, was ihr mehr oder minder gelang. Colden war unterdessen zum ersten Zelt aufgebrochen, um die erste Durchsuchung vorzunehmen. Eira drehte sich genau zu ihm um, als er das erste Zelt betreten wollte und stupste ihre noch starrende Schwester an. „Wir sollten mitgehen. Und eigentlich sollten wir vorher auch um Erlaubnis fragen. Oder? Oder nein, wir sollten sie aber informieren, ja, das wäre besser.“ Die Worte sprudelten nur so aus ihr heraus, sodass Ember ihr nicht folgen konnte. Vielleicht lag das aber auch daran, dass sie völlig unter Schock stand. Ihren Vater so zu sehen, hatte ihr einen fürchterlichen Schrecken eingejagt, sodass sie keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. „Ember, hörst du mir zu? Du gehst jetzt schnell zu Colden und hältst ihn auf, und ich laufe rüber und hole Lord Jefferson und seine Frau.“

Noch immer reagierte Ember nicht, sondern starrte nur weiter in Richtung des Zelts ihrer Eltern. „Ember!“ Eira griff sie an den Schultern. „Ja, ähm, mache ich“, antwortete Ember noch immer etwas abwesend. „Gut, dann bis gleich.“ Im Gehen drehte sich Eira mehrfach nach ihrer Schwester um, denn obwohl sie selbst nicht so recht wusste, was sie jetzt tun sollte, machte ihr Embers Schockstarre noch mehr Sorgen. Zum Glück konnte sie Lord Jefferson und seine Frau schnell in der Menge ausmachen und ihnen in knappen Sätzen erklären, dass die Zelte durchsucht

werden und sie die ersten sind. Mit mehr Verständnis, als Eira sich vorgestellt hatte, eilten die beiden zu ihrem Zelt, vor dem Ember inzwischen mit Colden wartete. Eira wollte den Jeffersons gerade nachlaufen, da machte sie impulsiv eine Drehung und schlängelte sich zwischen den Wartenden zu Selma durch. Sie räusperte sich, setzte zu sprechen an, doch es kam kein Ton aus ihrer Kehle. Sie versuchte es erneut. Wieder nichts. „Was ist los?“, flüsterte Selma ihr von der Seite aus zu. „Ich ... ich ...“, stammelte Eira nur. Sie hatte selbst keine Ahnung, warum ihr ausgerechnet jetzt die Worte fehlten. IN ihr war nur dieses unangenehme Gefühl der Unruhe, dass ihr Herz förmlich rasen ließ. „Wir“, wieder räusperte sie sich, „wir durchsuchen jetzt die Zelte und alle sollen zurück zu ihrem gehen, damit wir nicht einfach so einbrechen und ...“, Selma unterbrach sie. „Verstanden.“ Im nächsten Moment drehte sie sich wieder zu den wartenden Reisegefährten. „Alle mal herhören.“ Ihre Stimme war laut und bestimmt, sodass das Durcheinander vor ihr verstummte. „Eira und Ember“, „Und Colden“, flüsterte Eira ergänzend, „und Colden“, sprach Selma weiter, „werden die Zelte von euch allen durchsuchen. Das ist unbedingt notwendig. Es geht damit nicht darum, einen Täter zu finden. Es geht vor allem darum, dem Lord zu helfen. Wenn einer von euch dem Lord gestern etwas zum Trinken oder Essen oder auch seinen persönlichen Flachmann mit dem guten Rum von Oma angeboten hat, dann bringt mir das bitte sofort her. Das gleiche gilt auch für diejenigen, die gestern gesehen haben, dass der Lord etwas gegessen oder getrunken hat, was ungewöhnlich sein könnte. Kommt bitte auch zu mir und beschreibt ganz genau, was ihr gesehen habt. Nur so habe ich eine Chance, dem Lord zu helfen.“ Mit einem Seufzen beendete sie ihren letzten Satz. Alle anderen nickten verständnisvoll und erst langsam, doch dann recht zügig setzten sich alle in Bewegung.

„Hab ich das so gut gemacht?“, stupste Selma die wie versteinert dastehende Eira an. Mit einem Kopfschütteln riss sie sich aus ihren Gedanken. „Ähm, nein, ja, also ... Ja! Du warst großartig. Tausend Dank Selma.“ „Das geht dir alles ganz schön nah, oder?“ Selma hatte sich noch nie viel aus Etikette oder den korrekten Anredeformen und Sitten gemacht, aber Eira störte das überhaupt nicht. Im Gegenteil. Gerade war sie sogar froh, dass sie jemand einfach nur als besorgte Tochter wahrnahm, ohne sofort an Titel und die dramatischen Folgen für die Lordschaft zu denken. Auf Selmas Frage jedoch konnte Eira nicht antworten, da sich ihren Augen mit Tränen füllten und sie mit aller Kraft versuchte, dagegen anzukämpfen.

Mit einem zaghaften Nicken wollte sie sich schon von Selma abwenden, damit diese ihre Tränen nicht sah, doch es war schon zu spät. „Ach komm mal her, du musst dich doch nicht schämen.“ Mit einem Schritt war Selma bei Eira und legte beide Arme um sie. Mit der sanften Umarmung konnte Eira die Tränen nicht mehr aufhalten und sie brachen mit einem Schluchzen nur so aus ihr heraus. Da Selma

einen ganzen Kopf größer war als Eira, ruhte ihr Kopf in der Umarmung genau auf Selmas Brust, sodass Eira ihren ruhigen Herzschlag hören konnte. Behutsam streichelte Selma ihr über den Rücken und allmählich beruhigte sich Eira. „Besser?“, fragte Selma leise. Eira nickte und löste sich vorsichtig aus der Umarmung. „Es wird alles gut. Dein Vater ist stark, er schafft das und du auch.“ Wieder nickte Eira und wischte sich die Tränen weg. „So und jetzt geh rüber zu deiner Schwester und pass auf, dass Colden nicht meine Unterwäsche durchsucht. Ich bin bleibe hier.“ Eira musste schmunzeln, nickte dann wieder und machte sich auf den Weg zum Zelt der Jeffersons. „Danke“, flüsterte sie im Gehen Selma zu. Ohne Eira zu antworten, nickte Selma nur langsam und schloss dabei zur Bestärkung ihre Augen.

Die Durchsuchung der Zelte dauerte den ganzen Tag bis in die frühen Abendstunden hinein, sodass sich die hellbraunen und beigen Stoffe der Zelte schon orange färbten im Licht der untergehenden Sonne. Bis jetzt hatte keiner etwas Auffälliges gefunden. Die Hoffnung und die Zuversicht, etwas Entscheidendes zu finden, war inzwischen bei allen Suchenden erloschen. Trotzdem machten sie weiter. „So, das wars, hier ist auch nichts. Jetzt bleibt nur das das Zelt der jungen Damen. Fräulein Eira, Fräulein Ember, wenn ich bitten darf.“ Lord Maverick trat höflich zur Seite und deutete mit seiner Hand Richtung Ausgang des Zelts. „Aber, warum unser Zelt? Wir waren den ganzen Tag mit unseren Eltern zusammen, warum sollten wir irgendwas bei uns haben, das unserem Vater schadet?“, fragte Ember trotzig in die Runde und machte keinerlei Anschein, sich zu bewegen. „Komm schon Ember, alle Zelte wurden durchsucht. Es geht nicht darum, einen Schuldigen zu finden, wir wollen Vater helfen. Und wir haben doch nichts zu verbergen. Also, kommst du?“ Eira griff behutsam eine Hand ihrer Schwester und trat mit ihr gemeinsam aus dem Zelt. Lord Maverick und Colden folgten ihnen wortlos und mit einigen Schritten Abstand. „Ich fühle mich nur nicht wohl damit, wenn Colden und Lord Maverick in meinen Sachen wühlen, das geht sie nichts an.“ Ember beugte sich im Gehen leicht zur Seite, um sicherzustellen, dass nur Eira sie hören konnte. „Ja, das verstehe ich. Ich empfinde das auch als sehr befremdlich, aber wir müssen es tun. Allein schon aus Solidarität“, sagte Eira bestimmt. Wohl war ihr bei dieser Sache nicht wirklich, aber sie wollte Ember nicht weiter beunruhigen.

Als sie ihr Zelt erreicht hatten, traten Eira und Ember zuerst ein, Colden folgte ihnen dicht auf, hielt dann aber inne und hob die Zeltplane auch für Lord Maverick an. Er bedankte sich mit einem stummen Nicken. Für einen Moment standen alle vier nur schweigend im Zelt. „Dann wollen wir mal loslegen. Miss Eira, darf ich bei Euch beginnen?“, höflich wie immer, trat Lord Maverick einen Schritt zur Seite, um Eira besseren Zugang zu ihren Sachen zu gewähren. „Sicher.“ Sogleich machte

sich Eira daran, ordentlich, aber zügig ihre Taschen auszuräumen. Während Lord Maverick ihr achtsam dabei zusah, machte sich Colden daran, ihr Bettlager zu durchsuchen. Zum Glück hatte Eira all ihre Sachen stets in der Satteltasche, sodass Colden kein Nachthemd oder ähnlich intimes in die Hände bekam.

„Hier ist nichts“, stellte er nüchtern fest. Zu diesem Schluss war auch Lord Maverick gekommen. Es war ihm sichtlich unangenehm, die privaten Sachen der Töchter seines Freundes zu durchsuchen, daher stand er mit den Händen auf dem Rücken verschränkt abseits und warf nur prüfende Blicke. „Dann zu Euch, Miss Ember.“ Gemächlich drehte sich Lord Maverick zur andren Seite des Zeltes um, auf der sich Embers Bettlager und ihre Sachen befanden. Mit einem Augenverdrehen machte sie sich dann doch daran, ihre Satteltaschen auszuräumen. Colden erhob sich und wollte Ember gerade helfen, da hielt sie wie erstarrt inne. „Was ist los, Ember?“ Eira hatte das Zögern ihrer Schwester bemerkt.

Ember antwortete nicht. „Ember?“ Diesmal richtetet sich Colden an sie.

„Das ... das gehört mir nicht“, murmelte sie mit zitternder Stimme und kaum verständlich. „Was hast du denn da?“ Besorgt trat Eira näher an sie heran, damit sie über ihre Schulter und in ihre Hand blicken konnte. Darin lag eine dunkelgrüne Phiole mit einem alten Schild aus Papier daran. Irgendetwas stand darauf, aber die Schrift auf dem vergilbten Papier war längst nicht mehr zu lesen. „Das ist nicht meins. Ich habe das noch nie zuvor gesehen.“

Zögerlich drehte sich Ember um, in der ausgestreckten Hand die Phiole.

„Zeig mal her“, ruckartig riss Colden ihr das kleine Fläschchen aus der Hand. Innerhalb von wenigen Wimpernschlägen stand er auf und öffnete die Phiole, die mit einem alten brauen Korken verschlossen war. Vorsichtig wedelte er sich den Geruch, den die Phiole nun verströmte, zur Nase. „Das ist Gift.“ Ohne weitere Worte machte er einen Schritt auf Lord Maverick zu und übergab ihm vorsichtig die geöffnete Phiole. Mit besorgtem Blick und aus einiger Entfernung hielt sich Lord Maverick das Fläschchen unter die Nase. „Er hat recht. Das ist Gift.“ Langsam ließ er seine Hand mit der Phiole wieder sinken und übergab sie schließlich Colden, der sie wieder mit dem alten Korken verschloss.

Ember war unterdessen in Tränen aufgelöst und saß immer noch hockend vor ihren ausgebreiteten Sachen. „Das kann nicht sein, meine Schwester würde doch nie ...“, Eira wurde unterbrochen. „Dieses Gift war in ihren Sachen. Das hätte ich nie von dir erwartet, Ember. Du hättest die Lordschaft doch auch so geerbt. Warum vergiffest du deinen Vater?“ Mit entsetztem Gesichtsausdruck ging Colden einige Schritte rückwärts. „Aber es ist nicht meine! Ich würde doch so etwas nie tun! Bitte, ihr müsst mir glauben! Bitte!“ Flehend und völlig aufgelöst, sah Ember zu ihrer

Schwester, dann zu Lord Maverick und dann zu Colden. Wieso glaubte ihr denn keiner? Und was würden sie jetzt mit ihr machen? Die Panik in Ember nahm immer weiter zu. „Das erklärt auch die seltsamen Bücher, die du immer gelesen hast! Du hast das schon lange geplant. Und jetzt, da deinem Vater hier draußen nicht geholfen werden kann, hast du deinen Plan in die Tat umgesetzt. Wolltest du uns andere auch vergiften?! Einen nach dem andren? Immer des Nachts? Damit du als einzig überlebende nach Hause zurückkehren und die Lordschaft übernehmen kannst? Du Hexe!“ Die letzten Worte brüllend trat Colden aus dem Zelt. „Eira, bitte glaube mir! Ich war das nicht!“, schluchzend sackte Ember noch weiter in sich zusammen. „Natürlich glaube ich dir, komm her“, eilig kniete sich Eira zu ihrer Schwester und umarmte sie fest. „Nun, dass ist ungünstig. Aber wenn Ihr beteuert, dass Ihr es nicht wart, dann glaube ich Euch. Jetzt bleibt nur die Frage, wer war es dann? Wo wart ihr denn letzte Nacht? Wart ihr die ganze Zeit mit eurer Schwester zusammen?“, fragte Lord Maverick mit ernster Miene.

„Ja, wir haben hier im Zelt die ganze Nacht geschlafen. Wir sind auch gemeinsam schlafen gegangen, also gestern Abend. Generell sind wir die ganze Reise lang jeden einzelnen Tag zusammen gewesen.“ Eira wurde wütend. Wieso traute man ihrer Schwester so etwas Schreckliches zu? „Ist das die Wahrheit?“, fragte Lord Maverick und zog etwas skeptisch eine Augenbraue hoch. „Ja, natürlich!“, sprang Eira auf und stützte wütend die Hände in die Seiten. „Gut. Ich wollte nur sicher gehen. Dann sollten wir ...“, „Wartet!“ Ember selbst fiel dem Lord ins Wort. „Das, was Eira sagt stimmt alles, aber ich war letzte Nacht noch einmal draußen am Fluss, da hast du schon geschlafen, Eira.“ Beschämt blickte sie zu Boden. „Am Fluss, wieso das denn?“ Völlig entsetzt drehte sich Eira zu Ember um, die langsam aufstand. „Ich konnte nicht einschlafen und dann bin ich eben noch mal raus an den Fluss gegangen. Ich dachte, die kühle Luft würde mich beruhigen. Es waren so viele Gedanken in meinem Kopf, wegen Colden ... und naja, deshalb konnte ich nicht schlafen.“ Kleinlaut blickte sie zu Boden. „Colden? Was war denn mit Colden?“ Scheinbar hatte Eira die Anwesenheit von Lord Maverick gänzlich vergessen oder sie ignorierte ihn schlichtweg. „Wir haben uns gestern Abend gestritten. Es, es war sehr unangenehm.“ Vorsichtig deutete Ember mit den Augen auf den Lord, der nervös mit den Augen hin und her blickte. „Ich warte draußen.“ Schweigsam hob er die Zeltplane an und trat hinaus.

Für ein kurzen Moment war das Zelt mit den orange-roten Sonnenstrahlen erleuchtet. „Also?“, hakte Eira ungeduldig nach. „Wir haben uns eben gestritten“, antwortete Ember zögerlich. „Ember, jetzt sagt schon.“ „Also gut. Er wollte, dass ich die Nacht bei ihm verbringe, aber ich habe nein gesagt und dann war er schrecklich enttäuscht und sauer. Ich bin dann zu dir ins Zelt gegangen und wir haben uns

schlafen gelegt, aber meine Gedanken kreisten weiter um diesen Moment und ich habe mich so schlecht gefühlt! Also bin ich nochmal aufgestanden, um mit ihm zu reden, aber ...“ abrupt pausierte sie ihre Erzählung.

„Was aber? Ist etwas passiert?“ Ember begann erneut zu schluchzen.

„Ich bin erst an den Fluss und habe kurz nachgedacht. Als ich dann wusste, was ich sagen will, bin ich zu seinem Zelt gegangen. Kurz bevor ich da war, habe ich ganz komische Geräusche gehört, ich dachte es geht ihm nicht gut, also bin ich hingegerannt und als ich dann die Zeltplane öffnete, da sah ich ihn.“ Wieder pausierte sie und wischte sich die Tränen von den Wangen.

„Was hast du gesehen?“ Eira hatte keinerlei Vorstellung, worauf ihre Schwester hinauswollte und wurde immer unruhiger.

„Ich sah ihn. Mit Rebecca. Beide völlig nackt. In seinem Bett. Wie sie sich vergnügten. Ich war so geschockt, ich stand einfach nur da. Kurz darauf hat er mich bemerkt, aber statt einer Entschuldigung oder einer Erklärung sagte er nur, dass er ja auch nur ein Mann ist mit Bedürfnissen und ich zu prüde sei. Danach bin ich sofort wieder hierher, in unser Zelt gerannt. Irgendwann bin ich dann eingeschlafen. Ich schwöre dir, das war das Einzige, was ich in dieser Nacht gemacht habe. Ich kam nur noch nicht dazu, es zu erzählen, weil, naja, das mit Vater ...“ ihre Stimme wurde rau und sie räusperte sich.

„Er hat dich betrogen?“, hakte Eira ungläubig nach. Ember nickte nur.

„Keine Sorge, ich glaube dir! Wir bekommen das wieder hin. Da will dir jemand was in die Schuhe schieben. Colden und Rebecca haben dich doch gesehen, wenn die beiden das zugeben, dann bist du eindeutig unschuldig.“ Überzeugt ging Eira auf ihre noch immer weinende Schwester zu und umarmte sie.

„Wir sagen das jetzt erstmal dem Lord und dann sehen wir weiter.“ Ember nickte zustimmend. Gemeinsam traten sie aus dem Zelt.

„Ähm, Miss, es tut mir leid, aber ich habe alles gehört.“ Verlegen hustete der Lord.

„Vielleicht ist das besser so. Werdet ihr uns helfen?“ Hoffnungsvoll blickte Eira in die hellen Augen des Lords.

„Sicher. Ich bin mir sicher, dass Ihr die Wahrheit sagt. Nur muss Mister Montgomery das bestätigen.“

Colden hatte unterdessen fast alle Reisenden mittig im Lager versammeln lassen und präsentierte die Phiolen wie eine Trophäe. Mit wilden Handbewegungen und lautstarker Stimme berichtete er von seinen gewonnenen Erkenntnissen.

„Wir sollten sie einsperren!“, war das Erste, was Eira, Ember und der Lord hörten, als sie sich näherten.

„Halt! Ember war letzte Nacht bei Euch. Stimmt das, Montgomery?“ Mit seiner kräftigen Stimme durchbrach Lord Maverick das aufgeregte Durcheinanderrufen der anderen. „Hat sie das gesagt?“ Fast spöttisch lachte Colden auf. „Das ist eine Lüge. Niemals würde ich meine Verlobte vor unserer Hochzeit in meinem Bett willkommen heißen, ich bin ein Mann von Ehre.“

„Sie sagte mir gerade eben, dass sie Euch um ein Gespräch bitten wollte, auf Grundlage eines Streits zuvor“, wiederholte Lord Maverick mit angespannter Miene. „Das ist nicht die Wahrheit. Sie belügt euch! Sie belügt uns alle. Wir müssen sie einsperren! Wer weiß, was sie sonst uns anderen antut! Sie schreckt ja nicht mal vor ihrem eigenen Vater zurück! Kettet sie an, na los! Ich schreibe einen Brief an den Hohen Rat. Dieser Vorfall verlangt nach sofortiger Bestrafung.“

Seine Worte hallten noch lange in Embers Gedanken nach. Die letzte Stunde spielte sich in ihrem Kopf immer wieder ab. Sie hörte ihre eigenen Schreie, Eiras Rufen und Flehen, sie spürte wieder die groben Hände auf ihrer Haut und dann nur noch Schmerzen. Entkräftet hockte sie nun zusammengekauert mit den Händen vor ihrem Bauch mit dicken Seilen gefesselt in einem provisorischen Käfig. Sie hatte sich gewehrt, sie hatte gekämpft, doch irgendwann hatten ihre Kräfte nachgelassen und sie war einfach zusammengesackt. Ihre Arme und Beine schmerzten und sie wusste, dass sie am Morgen unzählige blaue Flecken und Quetschungen haben würde. Aber das kümmerte sie nicht. Viel mehr quälte sie die Frage, was sie am Morgen mit ihr machen würden. Gefesselt hier zurücklassen? Oder schlimmeres? Sie bekam Panik. Schnell versuchte sie, sich abzulenken. Ihr Käfig war genau neben den Pferden, wenn sie doch nur ihre Hände befreien könnte. Aber die Fesseln waren so fest und massiv, sie hatte keine Chance. Mit ihren verquollenen Augen blickte sie hinauf in den Himmel. Der Mond stand inzwischen groß und rund am Himmel, es waren sogar einige Sterne zu sehen. Eine schöne Nacht. Unter anderen Umständen.

Im Lager war Ruhe eingekehrt. Es mussten Stunden vergangen sein. Erst jetzt realisierte Ember, dass es mitten in der Nacht war und das ganze Lager schlief. Die Glut des Lagerfeuers leuchtete noch in der Ferne und eine einzige Fackel neben ihr spendeten noch Licht. Da, plötzlich, ein Rascheln. Embers Herz begann zu rasen. Ein Tier? Oder noch schlimmer, Colden mit einer Axt? Aufgeschreckt lauschte sie in die Nacht hinein. Doch da war nichts. Doch, da! Eine Gestalt! Ember konnte nur die Umrisse erkennen und rutschte vor Angst ganz in die hinterste Ecke ihres Käfigs. Die Gestalt näherte sich immer weiter. Ember kniff die Augen zusammen und wollte schreien, doch da sagte die Gestalt etwas und Ember erkannte sie sofort:

Es war Eira! „Ember, oh du liebe Güte, geht es dir gut? Du musst ganz leise sein, sonst hört man uns noch!“, flüsterte sie besorgt. „Eira?“ Zaghaft öffnete Ember ihre Augen und blickte durch die hölzernen Gitterstäbe hindurch auf ihre Schwester, die in einem dicken Mantel dicht vor dem Käfig stand. „Ja, ich bin es! Und ich hole dich da jetzt raus!“ „Aber wie denn?“, fragte Ember verzweifelt. „Mit meinem Dolch natürlich.“ Wie selbstverständlich hob sie ihren Mantel und das darunter liegende Nachthemd an und gewährte Ember einen Blick auf ihren Reitstiefel, aus dessen Schaft sie galant einen Dolch zog.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, da hatte Eira die schweren Seile, die den Käfig zusammenhielten, durchtrennt und half Ember hinauszuklettern. „So, jetzt noch die Mistteile“, sie deutete auf die Fesseln, mit denen ihre Schwester fixiert war. Mit einigen präzisen Bewegungen gelang es Eira fast lautlos, auch Embers Hände zu befreien. „Ich danke dir, aber was machen wir denn jetzt? Sie denken doch immer noch, dass ich schuldig bin, aber das bin ich nicht, Eira.“ Eira unterbrach sie und zog sie in eine enge Umarmung. „Ich weiß. Ich weiß. Deshalb musst du hier weg.“ „Weg?!“ Ungläubig löste sich Ember aus der Umarmung und sah Eira einfach nur an. „Ja, weg. Hier.“ Sie begann unter ihrem Mantel zu wühlen und holte kurzerhand Embers vollbepackten Rucksack und die Satteltaschen hervor. „Auf der linken Seite sind deine Sachen. Du ziehst dich um, ich gehe Ambrose satteln.“ Bestimmt drückte sie Ember den Rucksack in die Hand und legte die Satteltaschen vor sich ab. „Aber“ „Nein, kein aber, wir haben nicht viel Zeit, zieh dich um, ich bin gleich zurück. Wenn jemand kommt, dann nimm den Rucksack und renne in den Wald, verstanden?“ Im Laufschrift machte sich Eira zu den Pferden auf, die nur einige Meter entfernt genüsslich ihr Heu kauten. Ember wusste gar nicht wie ihr geschah, aber sie befolgte rasch die Anweisungen ihrer Schwester und wechselte die Kleidung. Fast zeitgleich waren beide fertig. Prüfend sah sich Eira um, als sie mit dem gesattelten Ambrose zurückkam. „Hier, steig auf. Ach so, und vergiss die hier nicht.“ Sie drückte Ember einen kleinen Käfig mit einer Brieftaube in die Hand. „Es ist nur ein Versuch. Ich weiß nicht, ob sie überhaupt wieder zu mir fliegen wird. Aber sie ist mit einer anderen Brieftaube verpartnert und vielleicht finden sich die beiden ja“, mit einem Schniefen beendete sie ihren Satz. Dann umschlang sie Ember in einer festen Umarmung. „Wir werden uns wiederfinden, da bin ich mir ganz sicher. Ich hab dich lieb, Eira.“ Ember wischte sich die Tränen weg und stieg auf ihr Pferd. „Ich dich auch, Ember. Pass auf dich auf!“ Eira griff zum Abschied nach ihrer Hand. „Du auch. Wir werden uns wiedersehen.“ „Wir werden uns wiedersehen.“ Eira wiederholte Embers letzten Satz, bevor sie in den nachtschwarzen Wald davonritt.

EIRA
Juliane Föhlisch

Ich starre in die Dunkelheit des Waldes hinein. Mein ganzer Körper zittert vor Kälte. Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist, seitdem ich Ember in den Wald reiten sah. War es erst Sekunden her? Oder doch schon Minuten? Ich kann einfach nicht aufhören, an unsere Verabschiedung zu denken, wie ich ihr das Bündel mit einigen Lebensmitteln gab, wie ich ihr eine zusammengerollte Decke und einen Mantel in die Hände drückte und wie ich sie fest in meine Arme schloss.

Was war das? Ein knackendes Geräusch reißt mich aus meinen Gedanken. Hastig drehe ich mich um und blicke auf das von Feuer erleuchtete Lager, das ich auch aus der Ferne gut erkennen kann. Da ist niemand, sage ich leise zu mir selbst. Mich durchfährt ein kalter Schauer. Die ganze Anspannung macht mein Frieren nur noch schlimmer. Ich ziehe mir meinen Mantel weiter an meinen Hals heran, doch es hilft nichts. ‚Ich muss zurück‘, denke ich nur. Ein letztes Mal drehe ich mich in Richtung Wald, in den Ember davongeritten ist. Meine Augen füllen sich mit Tränen. Nein, reiß dich zusammen. Sie wird es schaffen und du musst das auch! Energisch wische ich mir die Tränen weg, hebe vorsichtig meinen Mantel an und schleiche mich zurück ins Lager. Ich gehe bewusst an den Pferden vorbei und streichle meine Stute. Die Nachtwache hat mich noch nicht bemerkt, also bleibe ich noch einen Moment bei ihr. Sie wiehert leise und knabbert an meinen Haaren. Wieder schießen mir die Tränen in die Augen und ich vergrabe mein Gesicht in der Mähne. Meine Stute dreht vorsichtig den Kopf, und als ich sie wieder loslasse, schleckt sie mir sanft die Tränen von den Wangen. Traurig schmunzle ich und streichle ihr über die Nüstern. „Danke und gute Nacht, mein Mädchen.“ Sie schnaubt und ich schleiche mich davon. So leise ich kann, aber sicheren Schrittes laufe ich zu meinem Zelt zurück. Falls mich die Nachtwache sehen sollte, würde ich einfach sagen, dass ich noch bei meinem Pferd war, um nach dem Rechten zu sehen. Aber ich habe Glück, niemand sieht mich und ich husche unbemerkt in mein dunkles Zelt. Eilig werfe ich meinen Mantel ab und lege mich hin. Endlich beruhigt sich mein Herzschlag und ich atme erleichtert und ruhig. Mein Plan ist tatsächlich aufgegangen und Ember konnte fliehen. Ich kann es immer noch nicht glauben. Und jetzt? Was würde ich jetzt tun? Ich bin ganz allein. Ich war noch nie so allein gewesen. Es waren doch immer Ember und ich. Voller Zweifel und mit diesem Gedanken schlafe ich schließlich ein.

Am nächsten Morgen werde ich von lauten Rufen im Lager wach. Ich weiß sofort, dass etwas nicht stimmt, diese Unruhe ist verdächtig. In Windeseile springe ich auf, greife mir meinen Mantel und die Stiefel, die noch immer unordentlich quer vor

dem Zelteingang liegen. Stolpernd und auf einem Bein hüpfend, um den zweiten Stiefel anzuziehen, spähe ich vorsichtig aus dem Zelt. Viel kann ich nicht sehen, aber ich spüre die Hektik und höre, wie die Diskussionen außerhalb meines Sichtfeldes immer lauter werden. Endlich ist auch der zweite enge Reitstiefel an meinem Fuß und ich laufe los. Erst nur zügig, doch als ich sehe, dass sich alle am Zelt meiner Eltern versammelt haben, renne ich die letzten Meter. „Was ist los?“ Panisch bahne ich mir mit Händen und Ellenbogen den Weg durch die Menschenmasse. „Lasst mich durch!“, rufe ich energisch, als mir weiterhin der Weg versperrt bleibt. Endlich gelange ich zum Eingang des Zeltes und trete ein. „Was ist hier los?“ Mit rasendem Herzen und blitzschnellen Blicken überprüfe ich das Zelt. Meine Mutter, Mathilda, ihre Zofe, Colden, Lord Warren und Lord Maverick blicken mich erschrocken an. Sie alle stehen in der Mitte des großen Zeltes und scheinen sich zu beraten. Als mir immer noch niemand antwortet, ergreife ich erneut und diesmal lauter das Wort. „Was ist hier los? Sagt mir bitte endlich jemand, was passiert ist? Wie geht es Vater, ist er ...?“ Ich wage es nicht, diesen schrecklichen Gedanken weiter auszuformulieren. „Nein, er lebt, sein Zustand ist unverändert“, antwortet mir Lord Warren, wenn auch etwas kleinlaut. Erleichtert atme ich auf. „Ein Glück.“ Diese Aussage kann ich mir nicht verkneifen. „Aber was ist dann der Grund für diesen Trubel und dieses private Treffen am Morgen, bei dem es anscheinend keiner für nötig hielt, mich dazu zu bitten?“ Vorwurfsvoll ziehe ich die Brauen hoch und verschränke die Arme vor meiner Brust. „Oh Eira, mein Liebes“, setzt meine Mutter an und wirft dann einen zweifelnden Blick auf die Herren neben ihr. „Es ist etwas geschehen.“ Wieder macht sie eine Pause. „Mama, sag es mir, was ist denn nur los?“ Besorgt mache ich einige Schritte auf sie zu. „Ember. Sie ist ... sie ist weg“, presst sie mit gesenktem Blick endlich hervor. Sofort fällt die Anspannung von mir ab. Doch halt, sofort ermahne ich mich selbst. Niemand darf mir diese Erleichterung auch nur ansatzweise anmerken. Also hole ich tief und merklich Luft, so als würde mich diese Nachricht zutiefst verstören. Dann werfe ich mich in die Arme meiner Mutter und verberge so für einen Augenblick mein Gesicht. In meinem Kopf rasen die Gedanken nur so. Ich merke, wie besorgt meine Mutter ist, wie überfordert sie mit all dem hier ist. Soll ich ihr die Wahrheit sagen? Sollte ich ihr gestehen, dass ich Ember heute Nacht befreit hatte, ihr den nötigsten Proviant und eine Decke gab? Dass ich ihr versprochen hatte, alles aufzuklären und dass sie daraufhin in der Tiefe des dunklen Waldes verschwunden war? Aber würde ihr das überhaupt Erleichterung bringen? Langsam löse ich mich aus der Umarmung und sehe meine Mutter an. Sie wischt sich eine Träne von der Wange und zwingt sich zu einem sanften Lächeln. „Wir sollten sie suchen“, durchbricht die Stimme von Lord Warren die Stille. „Genau. Die Verräterin muss für ihre Taten bestraft werden“, mischt sich Colden ein. Er spricht mit einer Härte in der

Stimme, die ich so gar nicht von ihm kenne.

„Nein, das meinte ich nicht. Sie ist trotz allem immer noch eine junge Frau, die jetzt allein und ohne Schutz durch die ihr unbekanntem Wälder irrt. Und sie ist die Tochter des Lords“, entgegnet Lord Warren selbstbewusst. „Warren hat recht. Wir haben dem Lord und seiner Familie die Treue geschworen“, stimmt Lord Maverick zu. „Aber sie, sie hat uns alle verraten! Sie hat den Lord vergiftet!“, wirft Colden ein.

Die Lords schweigen und scheinen nachzudenken.

„Wir sollten sie ihrem Schicksal überlassen, wer weiß, was sie in den Wäldern erwartet“, sagt Colden plötzlich.

„Nein, sie ist immer noch meine Tochter!“, sagt Mutter energisch und bricht dann in Tränen aus. „Mylady, kommt, Ihr solltet Euch setzen und etwas frühstücken.“ Mathilda legt meiner Mutter sanft einen Arm um den Rücken und geleitet sie an einen etwas abseits gelegenen Baumstumpf, der als Stuhl dient.

„Woher der plötzliche Sinneswandel, Montgomery? Erst wollt Ihr sie unbedingt finden und bestrafen und jetzt sagt Ihr plötzlich, wir sollen sie einfach allein im Wald lassen?“ Ungläubig sieht der große und kräftige Lord Maverick auf Colden herab. „Äh, nein, so meinte ich das nicht. Aber bedenkt doch, Lord Sterling ist schwer krank, wir befinden uns mitten im Nirgendwo und wir sind nur eine kleine Gruppe, von der sich niemand hier wirklich auskennt. Das Risiko, einen oder zwei gute Männer loszuschicken, um Ember zu suchen, ist einfach zu groß“, entgegnet Colden. „Da hat er nicht unrecht, Maverick. Wir können nicht einfach auf gut Glück in den Wald reiten und das Mädchen suchen, zumal sie Stunden Vorsprung hat. Wir sollten sowieso in Betracht ziehen, das Ganze hier abzuberechnen und Sterling sicher nach Hause bringen.“ Lord Warren schaut nachdenklich zum Krankenlager meines Vaters hinüber. „Aber schafft er denn überhaupt eine weitere Reise? Ich glaube, es wäre besser, würden drei von uns losreiten, um aus dem nächsten Ort einen Arzt für Sterling zu holen. Der Rest bleibt hier. Das Lager ist so weit sicher, die Vorräte reichen und durch den Fluss haben sie ausreichend frisches Wasser. Mein Knappe und ich könnten noch heute vor der Mittagsstunde aufbrechen. Gib mir noch einen deiner Knappen mit, Warren, oder ich nehme den jungen Montgomery mit.“ Lord Maverick macht eine ausladende Handbewegung und schlägt Colden dabei einladend auf die Schulter. Dieser stolpert davon einen Schritt nach vorn und hustet. „Nein, Maverick, das halte ich für keine gute Idee, wir sollten als Gruppe zusammenbleiben. Was ist, wenn euch auf der Reise zum nächsten Dorf etwas passiert? Sollen wir dann weitere Männer nach euch suchen lassen? Und wie lange sollen wir hier auf eure Rückkehr warten, bevor wir Verbliebenen auch aufbrechen?“

Ich stimme Lord Warrens Bedenken zu, traue mich aber nicht, der Diskussion etwas hinzuzufügen. Ich stehe wie angewurzelt in der Mitte des Zelts und schaue abwechselnd zu den drei Herren und zu meiner Mutter, die immer noch zusammengesackt auf dem Baumstumpf sitzt. „Wir sollten das mit den anderen besprechen. Lord Henderson, Mister Sullivan und Mister Jefferson haben da auch ein Wörtchen mitzureden“, entgegnet Lord Maverick entschlossen. „Gute Idee, Maverick, lass uns gleich rausgehen. Es muss schließlich eine Entscheidung her.“ Entschlossen stapfen sie mit festen Schritten aus dem Zelt. Mit einem Nicken verabschieden sich von mir und meiner Mutter. Colden stolpert ihnen hinterher, würdigt mich aber keines Blickes. Grimmig schaue ich ihm nach. Dann höre ich wieder das Schluchzen meiner Mutter und eile zu ihr. „Oh Mama, nicht weinen, alles wird wieder gut.“ Ich knie mich vor sie und nehme ihre Hände in meine. Als Mathilda auf die andere Seite des Zelts zum Bettlager meines Vaters geht, umarme ich meine Mutter und flüstere ihr leise zu: „Mach dir keine Sorgen. Das mit Ember war ich. Ich hab sie befreit und ihr gesagt, sie soll in den Wald reiten. Ich habe ihr Essen und Decken mitgegeben und sie ist auf Ambrose davongeritten. Die beiden sind ein gutes Team, ihr wird nichts geschehen.“ Mutter drückt mich ganz plötzlich von sich weg. „Wirklich? Ist das wahr?“ Ungläubig starrt sie mich mit weit aufgerissenen Augen an. Ich nicke nur, weil ich Angst habe, dass Mathilda uns hören könnte. Erleichtert wischt sich Mutter die Tränen weg und drückt mich wieder an sich. „Danke, dass du es mir gesagt hast. Ich dachte schon, sie wurde entführt oder jemand hätte ihr etwas angetan. Ich hätte nie zulassen sollen, dass man sie einsperrt, aber ich stand so unter Schock, wegen ...“, sie macht eine Pause, „naja, wegen deines Vaters.“ „Ich weiß Mama. So ging es mir doch auch. Aber ich weiß, dass Ember unschuldig ist. Sie wurde reingelegt, da bin ich mir absolut sicher“, antworte ich ihr flüsternd. Sie lässt mich wieder los und spricht lauter mit mir weiter. „Aber was machen wir denn jetzt, mein Liebes? Die Männer überschlagen sich fast vor Eifer und neuen Ideen und ich weiß, es wäre eigentlich meine Aufgabe für Ordnung zu sorgen, aber ...“, sie wird kleinlaut und blickt nach unten auf unsere Hände in ihrem Schoß.

Ich wünschte, ich könnte sie mit einer guten Idee aufmuntern, aber mir fällt nichts ein, was wir tun könnten. „Wir müssen überlegen, was Vater gewollt hätte. Ja, genau. Wir müssen so handeln, wie er es tun würde.“ Ich mache eine Pause und überlege weiter. „Wir sollten diese Reise fortsetzen. Papa war es so wichtig, diesen Auftrag auszuführen. Und wir haben schon die Hälfte der Strecke geschafft. Es ist also egal, ob wir jetzt umkehren oder unsere Reise fortsetzen. Papa muss so oder so noch einige Zeit durchhalten. Vielleicht eröffnet uns das neue Land auch ganz andere Heilungsmöglichkeiten als die, die uns zu Hause bekannt sind. In den alten

Büchern von Ember“ „Psst!“ Mutter unterbricht mich. „In den alten Büchern von Ember“, flüstere ich weiter, „steht viel über magische Wesen und Pflanzen, die alles Mögliche heilen können. Wenn wir Glück haben, dann finden wir auch solch heilsame Kräuter.“ „Liebes, das klingt wunderbar, wenn du es so erzählst, aber was ist, wenn wir in ein völliges Ödland gelangen?“ „Dann kehren wir um und schlagen unsere Lager wieder am Fluss auf. Selma, du und Mathilda, ihr pflegt Vater doch auch jetzt schon mit allem, was wir auch zu Haus an Heilmitteln haben“, antworte ich ihr sicher. „Es ist eine Chance. Für uns, aber vor allem für Vater. Und er würde es auch so wollen.“ Traurig blicke ich hinüber zu ihm. Immer noch bleich und schwach liegt er auf seinem Bettlager. Ich hoffe, mein Plan ist gut. Gedanklich gehe ich nochmal alles, was ich gerade zu Mama sagte, durch. Doch, es macht Sinn. Vater würde es so wollen. Und nach allem, was ich von Ember weiß, könnte dieses neue Land Vater sogar eine bessere Hilfe sein, als wir es zu Hause sein könnten. Nach einem Moment der Stille, drückt Mutter plötzlich meine Hand und reißt mich aus meinen Gedanken. „Du hast recht, mein Liebes. Wir sollten es versuchen. Ich bin so stolz auf dich. Du hast den Mut und die Entschlossenheit deines Vaters in dir. Ja, mein Liebes, du solltest uns ab jetzt führen und die Aufgaben deines Vaters übernehmen. Ich kümmere mich weiter um Papa und halte dir den Rücken frei. Ich glaube an dich, du schaffst das. Du musst nur deiner inneren Stimme lauschen, denn ich bin mir ganz sicher, du weißt genau, was jetzt das Richtige ist, Eira. Also geh da raus, mein liebes Kind und erkläre den sturen Böcken, wie es jetzt weitergeht.“ Den letzten Satz beendet sie mit einem Lächeln, so dass auch ich schmunzeln muss, obwohl mich ihre Worte zu Tränen rühren. Ich atme tief durch, nicke und erhebe mich schließlich. Schnell wische ich mir die Tränen von den Wangen und den Staub von meinem Kleid.

Als ich aus dem Zelt hinaustrete, blendet mich die Sonne so sehr, dass ich blitzartig die Augen zusammenkneife. Mit dem Blick nach unten gerichtet, um meine Augen an das helle Licht der Sonne, die nun fast genau mittig über unserem Lager steht, zu gewöhnen, lausche ich den aufgebrachten Diskussionen der Lords und unserem Gefolge. „Sie war es, da bin ich mir ganz sicher“, höre ich Coldens Stimme, die sich lautstark von dem restlichen Gewirr aus Stimmen abhebt. „Darum geht es jetzt nicht, Montgomery. Wir müssen entscheiden, wie wir jetzt weiter machen. Reiten wir weiter oder brechen wir ab und kehren heim?“ Die Stimme von Lord Maverick ist stark, aber wesentlich ruhiger als die von Colden. Die Entscheidung. Das ist mein Stichwort. Ich richte mich auf, wische mir nervös über mein Kleid und gehe mit festen Schritten auf die versammelte Gruppe zu. „Meine Herren“, meine Stimme klingt so verzweifelt leise und gebrochen, dass mir die Schamesröte in die

Wangen schießt. Nein, jetzt nicht nachgeben, du schaffst das, rede ich mir selbst gut zu. Also setze ich erneut an, diesmal lauter: „Meine Herren.“ Einige drehen sich mit überraschten Blicken zu mir. Ich atme tief durch. „Ruhe bitte, ich habe etwas zu sagen.“ Es dauert einen weiteren Moment, aber allmählich beruhigen sich die aufgebrachten Stimmen und die Aufmerksamkeit aller liegt bei mir. „Danke.“ Wieder räuspere ich mich, um so gefasst und laut wie möglich weiterzusprechen.

„Ich verstehe, dass ihr alle aufgebracht seid und euch um meinen Vater sorgt.“ Ich mache eine kurze Pause. „Aber es ist wichtig, dass wir jetzt einen klaren Kopf behalten und unsere Mission nicht aus den Augen verlieren. Daher haben meine Mutter und ich entschieden, dass wir unsere Reise morgen früh mit Sonnenaufgang fortsetzen werden.“ Kaum habe ich zu Ende gesprochen, da beginnen schon die Zwischenrufe und lautstarken Einwände der Lords auf mich einzuprasseln. „Nein, wir sollten heimreiten!“ „Das ist ein zu großes Risiko!“ „Wer soll uns denn jetzt anführen?“ Ich weiß gar nicht, auf welche Frage ich zuerst antworten soll und vor allem, wie ich wieder für Ruhe sorgen soll. Als ich gerade zu sprechen ansetzen will, kommt mir Colden zuvor: „Ich werde uns führen! Wenn wir die Reise schon fortsetzen, dann werde ich das Kommando übernehmen. Ich bin immerhin der nächste Lord von Grandfields.“ „Noch bist du das nicht, Colden. Da mein Vater uns nicht führen kann, geht dieses Recht an seine Frau, meine Mutter, Lady Amaya über.“ Ich bin völlig überrascht, dass diese Worte einfach so aus mir herauskommen. „Lady Amaya hat aber mir das Kommando übertragen.“ „Aber...“, wendet sich Colden dagegen. „Nein. Kein Aber. Meine Mutter hat es mir übertragen, die Aufgabe und die Interessen meines Vaters umzusetzen und ich verlasse mich auf eure Unterstützung. Der Hohe Rat verlässt sich auf uns. Und so tut es sicher auch mein Vater.“ Ich senke meine Stimme und den Blick. Der Moment der Stille dauert eine gefühlte Ewigkeit, so lange, dass ich nur noch meinen rasenden Herzschlag in meinen Ohren hämmern hören kann. Panisch überlege ich, was ich noch hinzufügen könnte, was ich noch sagen sollte, aber mir will einfach nichts einfallen. Als ich gerade doch ansetzen will, um meinen letzten Satz zu wiederholen, kommt mir Lord Maverick zuvor: „Ihr habt sie gehört. So werden wir es machen. Alles wie geplant. Lasst die Pferde grasen, füllt unsere Wasservorräte am Fluss auf und baut eine Trage für den Lord.“ Mit diesen knappen Anweisungen scheinen alle einverstanden zu sein, sie nicken nur, murmeln einige unverständliche Dinge und trollen sich an die Arbeit. „Danke“, murmele ich und drehe mich zu Lord Maverick um. „Keine Ursache, Mylady. Ihr habt eine gute Entscheidung getroffen.“ Er bedenkt mich mit einem Schmunzeln und verneigt sich dann vor mir, bevor er ebenfalls an die Arbeit geht. Ich sehe ihm noch nach und bin in Gedanken so unglaublich dankbar über seine

Worte. Mein Mut hatte mich schon fast wieder verlassen und die Zweifel in meinem Kopf schrien mich förmlich an. Doch, es ist eine gute Idee, Lord Maverick hätte mir ehrlich gesagt, wenn es nicht so wäre. Seine Ehrlichkeit wusste mein Vater immer besonders zu schätzen und das werde ich auch, da bin ich mir jetzt schon sicher. Ich atme noch ein paar Mal tief ein und aus, dann beschließe ich, ebenfalls meine Sachen zu packen.

Ich halte mich nicht lange damit auf, alles ordentlich zu sortieren, sondern werfe das meiste einfach so in meine Satteltasche. „Das war’s ja schon“, sage ich zu mir selbst. Zufrieden stütze ich meine Hände auf die Hüfte und betrachte die gepackten Taschen und meine Bettrolle, die als einziges noch auf meiner Seite des Zelts liegt. Ich drehe mich zum Gehen schon Richtung Ausgang und beschließe, nach meiner Mutter zu sehen, da fallen mir Embers verbliebene Sachen ins Auge. „Mist“, murmle ich zu mir selbst. Sofort halte ich in meiner Bewegung inne und sinke auf die Knie. Ohne dass ich etwas dagegen tun kann, füllen sich meine Augen mit Tränen. Ich betrachte Embers verbliebene Sachen, streiche mit den Fingern über ihre Bücher, die nach wie vor, als wäre nichts gewesen, neben ihrer Bettrolle liegen. Vorsichtig schiebe ich die alten Bücher in meine Satteltasche, lege ihre verbliebene Kleidung zusammen und rolle sie in die Bettrolle ein. Die Leere, die Embers Abwesenheit in mir hinterlassen hat, wird mir in diesem Moment so bewusst, dass es mir fast die Luft zum Atmen nimmt. Ich versuche noch die Tränen zurückzuhalten, doch es ist zu spät. Warm und fast in Wellen quellen sie aus meinen Augen heraus. Schnell drücke ich mein Gesicht in Embers Bettrolle, die noch neben mir liegt, damit mein Schluchzen nicht zu hören ist. Auch wenn mich meine innere Verzweiflung fast auffrisst, will ich nicht, dass mich irgendwer so sieht. Diesen Schmerz, den ich nun empfinde und den Druck, dem ich jetzt ausgesetzt bin, würde eh niemand verstehen können. Sie würden mich für schwach halten und mir nichts mehr zutrauen. Nein, das darf nicht passieren. Trotz der lauter werdenden Zweifel und der Stimme, die mir sagt, dass ich aufhören muss zu weinen, lasse ich die Tränen und meine Gefühle noch für einen weiteren Moment zu.

Fast planmäßig erreichen wir unseren dritten Lagerpunkt. Alles läuft gut. Die Lords arbeiten Hand in Hand, fast schon routiniert. „Wir sollten uns aufteilen“, platzt Colden wie aus dem nichts beim Lagerfeuer am Abend hervor. „Wieso das?“, wendet sich Lord Warren mit Schrecken in der Stimme an ihn. „Na weil wir mit dem kranken Lord viel länger brauchen. Außerdem können wir so schon auskundschaften, ob das Gebiet sicher ist und dann den Lord und die Frauen nachholen.“ „Aber das ist viel zu gefährlich. Wer soll denn die zweite Gruppe führen? Wir haben

doch nur eine Karte. Und wie machen wir das mit dem Proviant?“ Die Fragen sprudeln nur so aus mir heraus. Wie kommt Colden nur auf so eine schwachsinnige Idee? Will er sich so unbedingt als Held feiern lassen, oder was?

Ich weiß nicht, wie es dazu gekommen ist, aber zwei Tage später brechen wir in getrennten Gruppen auf. Eine Gruppe, in der auch ich reite, besteht aus wenigen Männern, Colden und unseren Pferden. Die zweite Gruppe bricht weit nach uns auf, mit den Karren und meinem kranken Vater. Ich halte die Idee immer noch für dumm, da wir nicht wissen, was uns im neuen Land erwartet, aber auf mich hört keiner. Tatsächlich behält Colden recht und wir treffen ganze zwei Tage früher als geplant ein. Doch schon als wir die Landesgrenzen überqueren, stehen wir vor dem ersten Problem. Hier, in dem neuen Land liegt Schnee. Erst ist es nur Raureif, der die Sträucher und Büsche ziert, doch als wir immer weiter ins Landesinnere reiten, beginnt es zu schneien. Schließlich bestimme ich, dass wir nicht noch weiter reiten und hier, auf einer Lichtung, unser Lager errichten. Teilweise widerwillig und teilweise zustimmend nicken die Lords und beginnen mit dem Aufbau der Zelte.

Schnell wird unserer kleinen Gruppe jedoch klar, dass der Schnee eine größere Herausforderung darstellen wird als gedacht. Wir haben zwar Wasser, da der Fluss hier eine kleine Abzweigung hat, aber die Kälte macht alles wesentlich schwerer.

Die Zelte stehen nach ungefähr zwei Stunden und es lodert ein wärmendes Feuer mittig in unserem Lager. Für alle scheint die erste Euphorie der Ankunft verflogen zu sein. Schweigend sitzen die Lords, Colden und ich fröstelnd um das Feuer. „Wir sollten den Wald da hinten fallen. Dann haben wir Holz und können uns hier richtige Hütten bauen.“ Ich verdrehe die Augen. Wieder so eine dämliche Schnapsidee von Colden. Die Männer nicken missmutig. „Jetzt kommt schon, Jungs. Ihr werdet euch doch nicht von etwas winterlicher Kälte abschrecken lassen. Ziert euch doch nicht wie die Jungfrauen“, lacht er spöttisch und ich spüre seinen Blick auf mir. Wieder verdrehe ich die Augen. „Als erstes brauchen unsere Pferde einen Unterschlupf. Sie sind unsere wertvollste Ressource hier. Wir können nicht riskieren, dass eines von ihnen krank wird oder sich verletzt. Aber dafür brauchen wir Werkzeug und das befindet sich auf einem der Karren.“ Vorwurfsvoll sehe ich zu Colden hinüber. „Also sollten wir versuchen, uns vor allem warm zu halten, vielleicht etwas Essbares zu finden und Trinkwasser zu besorgen“, fahre ich fort. Das Nicken der Männer wird zustimmend und überzeugt.

Die erste Nacht hier allein in meinem kleinen Zelt ist schrecklich. Ich friere und das nicht nur vor Kälte. Auch die Einsamkeit macht mir zu schaffen. Ich fühle mich

so allein, dass es meinen Körper zittern lässt. Ich vermisse die Wärme, die Geborgenheit von zuhause. Ich vermisse sogar Hans, den übertüchtigen Berater meines Vaters. Leider wird auch der nächste Tag nicht besser. Die Männer sehen so unerholt aus, wie ich mich fühle. Wir treffen einige Absprachen, dann widmet sich jeder seiner Arbeit.

Zwei Tage nach unserer Ankunft, die sich für mich länger als die gesamte bisherige Reise anfühlten, trifft endlich die zweite Gruppe ein. Ich bin die erste, die sie begrüßt und falle meiner Mutter um den Hals. „Endlich seid ihr da! Wie geht es Vater?“ Besorgt sehe ich zu ihm. Dick zugedeckt liegt er auf einem der Karren, nach wie vor blass und mit geschlossenen Augen. „Unverändert. Aber das ist gut. Es hat sich durch die Reise und die Kälte nicht verschlimmert und Selma sagt, dass ihr Mittel gegen Fieber zu wirken scheint“, berichtet meine Mutter und lächelt mich aufmunternd an. „Das ist gut. So und jetzt kommt, es gibt viel zu tun.“ Entschlossen gehe ich voraus und präsentiere unseren Lagerplatz. „So und hier werden die Zelte stehen.“ Ich breite meine Hände aus und deute auf eine große freie Fläche. „Ich dachte, wir sollten zuerst einen Unterschlupf für die Pferde bauen und dann mit den Erkundungen beginnen. Vielleicht in kleinen Gruppen, immer fünf Leute auf einmal. Durch das Wetter sollten wir uns abwechseln. Also an geraden Tagen reitet Gruppe eins und an ungeraden Tagen Gruppe zwei, was meinst du dazu?“ Da ich meine Motivation wiedergefunden habe, sehe ich meine Mutter erwartungsvoll an. „Das ist eine gute Idee, Liebes, aber das solltest du mit den anderen besprechen. Selma und ich haben alle Hände mit der Versorgung deines Vaters zu tun. Zum Glück helfen uns noch Mathilda und Rebecca, sonst wüsste ich wirklich nicht, was ich zuerst tun soll.“ Gestresst schüttelt Mutter den Kopf. „Gut, dann werde ich meinen Plan heute beim Lagerfeuer vorschlagen und ...“ „Lady Amaya, schön, dass Ihr endlich eingetroffen seid.“ Höflich verneigt sich Colden vor meiner Mutter und küsst ihre Hand. Seine Schmalzigkeit nervt mich jetzt schon wieder so sehr, dass ich die Augen verdrehe. „Kommt, kommt, ich werde euch alles zeigen.“ Er bietet ihr seinen Arm an, doch Mama lehnt ab. „Nein, nein, danke Colden, das ist zu freundlich. Aber ich bleibe hier bei meinem Mann und außerdem brauche ich auch eine kleine Pause. Aber geh du nur mit Eira zu den anderen und dann erklärt sie euch ihren Plan, ja?“ Freundlich lächelt sie ihn an. „Ähh, ja, gut, na dann. Gehen wir, Eira.“ Mit einem falschen Lächeln sieht er mich an und hält mir dann auch seinen Arm hin. „Nein, vielen Dank, ich kann schon selbst gehen.“ Ich mache eine ablehnende Geste mit den Händen und laufe voraus.

Gerade als ich die bereits versammelten Lords begrüßen will, kommt Colden mir

zu vor. „Meine Herren. Schön, dass wir hier wieder alle zusammen sind. Aus diesem Anlass wird es heute Abend auch ein Fest geben. Wir zapfen das Weinfass und grillen uns einen Hirsch!“, ruft er feierlich in die trüben Gesichter. Einige lächeln, die Knappen klatschen sich ab, doch der Jubel, mit dem Colden wohl gerechnet hatte, bleibt aus. „Nun gut. Da das Wetter hier doch anders ist als erwartet, werden wir damit beginnen, dieses Stück Wald da hinten zu fällen.“ Colden deutet auf den Wald, der direkt vor uns liegt. „Die Stämme sind groß und gesund, damit werden wir uns prächtige Hütten errichten und nicht mehr frieren müssen.“ „Aber die Erkundungen!“, werfe ich entsetzt ein. „Ach, dafür bleibt immer noch Zeit. Aber was sollen wir denn erkunden, wenn wir vorher erfroren sind?“ Nach Bestätigung suchend, sieht er sich um. „Er hat recht, Miss Eira. Wir sind jetzt vier Tage hier und die Kälte wird jeden Tag zu einer größeren Herausforderung. Richtige Unterkünfte zum Schlafen wären ein Segen“, wendet Lord Maverick ein und niest. Die Kälte macht es uns schwer, das ist mir auch klar. Aber umso früher wir damit beginnen, das unbekannte Land zu erkunden, umso schneller können wir wieder nach Hause. Das Errichten der Hütten wird Wochen dauern und nicht gerade ein Kinderspiel, auch wegen des Schnees, der uns bis zu den Knöcheln reicht. Ich versuche noch mehrmals an diesem Abend meinen Plan zu präsentieren oder sie wenigstens davon zu überzeugen, nicht einfach so ohne weiteres einen fremden Wald zu fällen, doch es nützt nichts.

Die nächsten zwei Wochen verlaufen alle gleich. Da mir keiner von den Mitreisenden zuhören will und auch meine Mutter zu beschäftigt scheint, beschließe ich, die Erkundungen allein zu beginnen. Ich packe also jeden Tag ein Täschchen mit etwas Proviant und einem Skizzenbuch, schwinge mich dann noch in den frühen Morgenstunden auf meine Stute und wir reiten los. Richtung Süden. Viel entdecke ich nicht. Trotzdem mache ich mir akribische Aufzeichnungen und vervollständige so den Reisebericht meines Vaters. Langsam scheint sich eine Routine zu entwickeln. Die Lords und Colden scheinen von dem strengen Winterwetter regelrecht überfordert zu sein. Die Kälte zehrt an uns allen, das stimmt schon. Aber durch Coldens Auftrag, Hütten zu errichten und die Umgebung der kleinen Lichtung komplett zu roden, gehen den Männern Tag für Tag früher die Kräfte aus. „So ein Schwachsinn“, murmele ich nur, als ich zusammen mit Selma eines Abends wieder mal eine Erfrierung versorge. Ihr Zelt wurde genau neben dem meiner Eltern errichtet, sodass Selma im Notfall zur Stelle sein kann. Daher verbringe ich fast jeden Abend so, wie auch heute. Mama ist gerade dabei, die Suppe, die in der Mitte des Zelts auf einer kleinen Feuerstelle kocht, abzuschmecken, als Mister Jefferson vor Schmerzen aufschreit. „Oh gut, wenn's noch wehtut, dann ist auch noch Blut

im Zeh.“ Ich muss mir fast auf die Zunge beißen, um ein Lachen zu unterdrücken. Selmas trockene Wortwahl scheint Mister Jefferson jedoch gar nicht zu gefallen und er verzieht grimmig das Gesicht. „Also, drei Tage, morgens und abends diese Salbe raufschmieren und dicke Wollsocken drüber, dann wird das wieder, verstanden?“ Als Antwort bekommt Selma nur ein zaghaftes Nicken. „Ich habe das gar nicht bemerkt“, beginnt Mister Jefferson zu stammeln. „Durch die ganze Arbeit ist mir gar nicht aufgefallen, wie kalt es eigentlich ist. Erst als ich jetzt am Abend die Stiefel ausgezogen habe“, er macht eine Pause, als wäre er geschockt, „naja und als ich dann meine dunkelblauen Zehen sah, bin ich vor Schreck fast umgefallen. Aber du sagst, das wird wieder, ja?“ Mit großen hoffnungsvollen Augen sieht er zu Selma. „Ja, mach dir keine Sorgen, Jefferson, deine Zehen bleiben dran. Also wenn du dich an meine Behandlung hältst, natürlich. Das heißt aber auch, dass du die nächsten paar Tage nicht in den Wald kannst, um wie ein Irrer die Bäume zu fällen, kapiert?“ Mit hochgezogener Augenbraue sieht sie zum sitzenden Mister Jefferson hinunter. „Ja schon klar, ich werde im Zelt bleiben und mich ausruhen.“ „Gut so. Und lass dir von deiner Frau noch heiße Suppe geben, du musst dich auch von Innen wärmen.“ Behutsam hilft sie ihm auf die dick verbundenen Füße. „Das mache ich. Ich danke dir, Selma“, sagt er mit einem sanften Grinsen auf den Lippen und humpelt dann aus dem Zelt. „Ach und wenn du einen deiner schwachköpfigen Kollegen da draußen triffst, sagt ihnen gerne, was ich von dieser Hütten-Bauerei halte, nämlich nichts. Wenn sie nicht bald vernünftig werden und das sein lassen, bei diesem harten Wetter, dann werden die nächsten Zehen abgehackt, AB-GE-HACKT, verstanden?“ Den letzten Satz ruft sie so laut über den Lagerplatz, dass sich selbst die Knappen, die weit entfernt am Fluss stehen und Wasser holen, zu ihr umdrehen.

„So, ich hoffe, das hat jetzt auch der letzte Dummkopf verstanden.“ Kopfschüttelnd dichtet sie die Zeltplane wieder ab und setzt sich dann zu Mutter und mir. „Ach Selma, sei nicht so hart mit ihnen, was sollen sie denn sonst machen?“, antwortet meine Mutter sanft wie immer und gibt eine Kelle dampfende Suppe in Selmas Schüssel. „Naja zum Beispiel den Auftrag erfüllen, sodass wir wieder nach Hause können? Aber nein, die Männer und vor allem dieser Colden müssen ihre Muskeln zur Schau stellen und stattdessen muss sich Eure Tochter allein durch die unbekanntes Wälder schlagen.“ Wie vom Blitz getroffen reiße ich die Augen auf. „Selma“, zische ich nur. Vor Schreck über ihre letzten Worte fällt ihr der Löffel aus der Hand und ihr Schoß wird mit heißer Suppe bespritzt. „Tut mir leid“, weiter kommt sie nicht. „Eira macht was?“ Schockiert dreht sich Mutter sogleich zu mir um und sieht mich besorgt an. „Gar nichts, Mama, alles gut, wirklich.“ „Eira“, sie zieht die Augenbrauen hoch und sieht mir so eindringlich in die Augen, dass ich schließ-

lich nachgebe. „Also schön“, mit einem Seufzen beginne ich zu erzählen. „Ich bin in den letzten Wochen, in denen wir hier sind, fast jeden Tag in den Süden geritten, um den Auftrag zu erfüllen. Aber mach dir bitte keine Sorgen, ich war immer sehr vorsichtig und ich habe auch nichts Außergewöhnliches gefunden. Also bis heute. Heute habe ich endlich etwas gefunden!“ Meine Beine beginnen vor Aufregung zu kribbeln. „Wirklich? Was hast du gefunden?“ Ich scheine Selma mit meiner Aufregung anzustecken, sodass sie beim Säubern ihres Kleides kurz innehält. „Ich habe eine riesige alte Steinmauer gefunden, ungefähr dreißig Meilen von hier.“ „Eira!“ Mit sorgenerfülltem Blick sieht sie mich an. „Mama, ich passe auf! Ich verspreche es. Nur muss ich zu dieser Mauer zurück. Sie hatte irgendwas an sich, ich kann das gar nicht beschreiben. Sie strahlte so eine sonderbare Energie aus, ich muss dem einfach nachgehen. Bitte mache dir keine Sorgen, ich passe wirklich auf. Ich will doch nur Papas Auftrag erfüllen. Es war ihm so unglaublich wichtig, diese Aufgabe für den Hohen Rat zu erfüllen. Und da er nicht kann“, wehmütig blicke ich zu seinem Bett hinüber, „werde ich das erledigen.“ „Ich bin sehr stolz auf dich und ich vertraue dir. Aber Eira, bitte verstehe auch, dass ich mir nun mal Sorgen mache um dich und deine Sicherheit. Nach allem, was passiert ist mit Askan und Ember.“ Ich merke, wie sie das Weinen unterdrückt und versucht, das Zittern ihrer Stimme zu kontrollieren. „Ich weiß Mama, ich weiß.“ Ich kann nicht anders, stehe auf und umarme sie. „Ich bin morgen Abend wieder da und komme zum Essen, wie jeden Abend, versprochen.“ Ich schenke ihr ein aufmunterndes Lächeln. „Gut mein Liebes, dann geh jetzt schlafen“, sagt sie liebevoll und gibt mir einen Kuss auf die Stirn. „Warte“, schnell löst sie sich aus der Umarmung und beginnt etwas in den Vorräten zu suchen. Nach einer Weile drückt sie mir einen gefüllten Beutel in die Hand. „Hier. Das ist für dich, und ein paar Leckerlis für Marigold sind auch dabei.“ „Danke, Mama.“ Ich nehme den Beutel dankbar entgegen und gebe ihr einen Kuss auf die Wange. „Gute Nacht. Gute Nacht, Selma.“ „Gute Nacht und viel Erfolg für Morgen!“ Sie nickt mir zu.

Lächelnd verlasse ich das große Zelt und bin überrascht, wie kalt es draußen doch ist. Huch, jetzt aber schnell, ich muss auch noch Feuer machen, sage ich zu mir selbst und reibe mir die Hände aneinander. Noch bevor ich mein Zelt erreicht habe, bleibe ich plötzlich stehen. Da war doch was. Langsam drehe ich mich und sehe mich um. Es klang wie ein Wiehern. Aber die Pferde kann ich von hier aus gut sehen und dort schein alles ruhig zu sein. Seit sie einen Unterschlupf haben, sind sie viel entspannter und spielen tagsüber sogar im Schnee. Da. Da war es schon wieder. Ein Wiehern. Diesmal habe ich es ganz deutlich gehört. Ohne weiter nachzudenken, laufe ich in die Richtung, aus der ich das Wiehern zu hören meine. Ich bin nicht die Einzige, die darauf aufmerksam geworden zu sein scheint. Lord Maverick guckt erst

nur aus seinem Zelt heraus, dann läuft er mit mir in dieselbe Richtung. „Nein, das kann nicht wahr sein!“ Wie angewurzelt bleibe ich ganz plötzlich stehen, wobei ich fast hin falle, da der Boden hier vereist zu sein scheint. „Ambrose“, rufe ich nur und sofort schießen mir die Tränen in die Augen. Embers Pferd. Aber ohne Ember. Oh verdammt, ich hoffe so sehr, dass ihr nichts geschehen ist. Einer von Lord Mavericks Knappen reagiert vor mir und beruhigt das aufgebrachte Tier. Als Ambrose zu steigen aufhört, tätschelt er ihm vorsichtig die Nüstern und legt ihm sogleich ein Halfter um. Erst jetzt kann ich mich wieder bewegen und streichle Ambrose den Hals. „Ist ja gut, mein Junge. Wo ist Ember denn nur?“ flüstere ich dem Hengst besorgt zu, in der leisen Hoffnung auf eine Antwort. „Er ist völlig erschöpft. Dass er uns hier gefunden hat, grenzt an ein Wunder. Bruno, reib ihn trocken und gib ihm reichlich Wasser und Hafer, hörst du?“ Bruno nickt und geht sofort den Anweisungen seines Lords nach. „Eure Schwester ist schlau und eine gute Reiterin. Selbst wenn er sie abgeworfen hat, wird sie unversehrt sein und den Weg in die nächste Stadt suchen. Macht euch keine Sorgen.“ Ich weiß, dass er es nur gut meint, aber seine Worte trösten mich kein bisschen. „Ihr solltet jetzt schlafen gehen, Miss. Bruno kümmert sich um den Hengst. Wir sollten nicht noch mehr Aufmerksamkeit erregen.“ Verwundert über seinen letzten Satz blicke ich ihn mit runzelnder Stirn an. „Naja, Mister Montgomery muss davon ja nicht unbedingt erfahren, oder?“ Ich verstehe sofort, was er meint und nicke dankbar. „Ihr habt recht, Lord Maverick. Habt Dank und gute Nacht. Ach, und richtet auch eurem Knappen meinen Dank aus.“ „Keine Ursache. Gute Nacht, Miss Eira.“

So schnell und so leise ich kann, eile ich zu meinem Zelt zurück. Darin ist es dunkel und bitterkalt. Mit meinen zitternden Händen brauche ich unglaublich lange, um die kleine Feuerstelle endlich anzuzünden. Endlich, es brennt. Erleichtert wärme ich mir die Hände und versuche mich währenddessen zu beruhigen. Mein Herz rast und so tun es auch meine Gedanken. Tausende Fragen schießen mir durch den Kopf und beunruhigen mich noch mehr. „Nein. Das reicht“, sage ich bestimmt, um die schrecklichen Ausmaße meiner Vorstellungskraft zu beenden. ‚Sie schafft das‘, rede ich mir ein und ziehe mich währenddessen um. Da ich immer noch friere, lege ich mich so schnell ich kann unter meine Decke und ziehe sie mir bis unter die Nasenspitze. Sie schafft das. Es geht ihr gut. Immer wieder sage ich mir gedanklich diese zwei Sätze. Sie schafft das und es geht ihr gut.

Erschreckt wache ich am nächsten Morgen auf. Ich muss wohl doch eingenickt sein. Meine um Ember kreisenden Gedanken und die Sorgen wollten mich gestern Abend einfach nicht schlafen lassen. Aber nun höre ich draußen die Vögel zwit-

schern und die Plane meines Zelts ist hell erleuchtet von der aufgehenden Sonne. Einen Moment lang sitze ich noch verschlafen auf meiner Decke, dann wird mir schlagartig klar, dass ich doch noch vor Sonnenaufgang aufbrechen wollte. Verdammst, ich habe viel länger geschlafen, als ich es wollte. So schnell ich kann, streife ich mein Nachthemd vom Körper und schlüpfte in meine Reitsachen. Gerade als ich auch die Stiefel anziehen will, strömt mir ein unangenehmer Geruch in die Nase. „Uff, ich bräuchte langsam mal ein Bad und meine Kleidung eine gründliche Wäsche“, denke ich nur und rümpfe die Nase. Aber dafür habe ich jetzt keine Zeit. Ich muss so schnell wie möglich wieder zu der geheimnisvollen Mauer reiten, und das, ohne dass mich jemand sieht. Meist hat es sowieso niemanden interessiert, wo genau ich hinreite oder was ich den ganzen Tag über mache. Aber jetzt, da ich so eine aufregende Entdeckung gemacht habe, will ich keinerlei Aufmerksamkeit auf mich ziehen oder mir stammelnd irgendwelche Lügen ausdenken, damit mir niemand folgt. Ich wasche mich heute Abend im Fluss, beschließe ich und schleiche mich vorsichtig aus dem Zelt. Als ich niemanden entdecken kann, atme ich erleichtert auf. Es scheint doch noch nicht so spät zu sein wie gedacht. Ist doch auch egal, ermahne ich mich selbst. Zum Grübeln bleibt mir auch später noch Zeit. Zügig laufe ich zu meiner Stute, die friedlich grasend zwischen den anderen Pferden steht. Freudig schnaubt sie, als sie mich entdeckt. „Guten Morgen meine Hübsche, bist du bereit für unser heutiges Abenteuer?“ Ichbürste sie rasch, untersuche ihre Hufe, dann sattele ich sie. Leise führe ich Marigold noch zum Fluss und während sie trinkt, befülle ich meine Flasche mit dem rauschenden, glasklaren Wasser. Dann reiten wir los. Den Weg Richtung Süden kennt meine Stute inzwischen in- und auswendig, zumal wir die letzten Wochen nichts anderes getan haben. Doch heute scheint auch Marigold meine Aufregung zu spüren und galoppiert noch schneller als gewöhnlich.

Nach etwas mehr als einer Stunde machen wir Rast an einem kleinen Bachlauf, der sich vom großen Fluss abgabelt. Ich lasse meine Stute ausgiebig trinken und frühstücke unterdessen getrocknete Früchte und Brot, was ich zusammen mit meinem Buch, Stiften, etwas Papier und meiner Flasche in einer kleinen Tasche am Sattel transportiere. Als ich fertig bin, untersuche ich das Gras, auf dem ich noch bis eben saß. Es ist eindeutig. Je südlicher wir reiten, umso milder wird das Klima. Der Schnee, der bei uns im Lager liegt, ist hier komplett verschwunden. Es ist noch kühl, ja, aber eher frühlinghaft, sodass die ersten Blumen zu wachsen beginnen und auch das Gras sich saftig zwischen den vereinzelt Schneeputzen zeigt. Ich wollte schon vorschlagen, das Lager hierher zu verlegen, aber da meine Meinung eh nicht geschätzt wird und alle ganz versessen darauf sind, sich erstmal richtige Hütten zu

errichten, habe ich es gelassen. „So, meine Hübsche, wollen wir weiter? So weit kann es nicht mehr sein, bis wir die geheimnisvolle Mauer erreichen.“ Marigold schüttelt sich, sodass mir die letzten Wassertropfen von ihren Lippen ins Gesicht spritzen. Ich muss lachen, wische sie mir dann aber mit dem Ärmel weg und steige auf. Das nächste Stück legen wir in einem entspannten Trab zurück. Ich genieße die weite Landschaft und die warmen Sonnenstrahlen, die mir ins Gesicht scheinen.

„Da ist sie!“, rufe ich, als ich weit in der Ferne die Mauer erblicke. Mein Herz beginnt zu pochen. Marigold versteht sofort und galoppiert schneller, ohne dass ich etwas dafür tun muss. Als wir nur einen Augenblick später die Mauer erreichen, springe ich noch im Trab von meinem Pferd und lande im weichen Gras. Wie gebannt stehe ich einige Herzschläge lang einfach nur davor. Wieder ist da dieses Gefühl, das ich auch schon gestern wahrgenommen habe. Es ist eine Art Wärme, wie Licht, wie Sonnenstrahlen, die von der Mauer oder dem, was hinter ihr liegt, ausgeht. Ich kann es nicht in Worte fassen, aber es verleiht mir ein sonderbar wohliliges Gefühl in meiner Brust und in meinem Bauch. Vorsichtig strecke ich eine Hand nach der Mauer aus und berühre die kalten Steine, die mit Moos bedeckt sind. Nichts passiert. Warum auch immer, hatte ich doch damit gerechnet, dass irgendetwas Magisches passiert, sobald ich die Mauer berühre. Spöttisch schüttle ich den Kopf. Das sind wohl Embers Geschichten, die mir immer noch im Kopf herumgeistern und mir einreden, dass eine alte Mauer im Nirgendwo gleich etwas Magisches zu bedeuten hat. Spannend wäre es schon gewesen, das kann ich nicht leugnen. „Naja, was solls“, murmle ich zu mir selbst. Ich greife entschlossen nach Marigolds Zügeln und wir schlendern einige Meter an der Mauer entlang. Plötzlich werde ich stutzig und mir kommt dieselbe Frage wie schon gestern in den Sinn. Wer baut eine so prächtige Mauer ohne Eingang und unbemerkt von sämtlicher Außenwelt? Gut, genau darin besteht der Auftrag des Hohen Rats, aber so etwas Gigantisches kann doch nicht über Jahre unbemerkt geblieben sein. In Gedanken versunken laufe ich immer weiter an der Mauer entlang. Gerade als ich umkehren und die Mauer in die andere Richtung ablaufen will, fällt mir etwas ins Auge. Da ist ein Tor. Da ist wirklich ein Tor. Es ist nur wenige Schritte von mir entfernt.

So schnell mich meine müden Füße tragen, eile ich zu dem metallischen Tor, das mit Moos und anderen Pflanzen bewachsen ist. Bevor ich es jedoch weiter untersuche, wühle ich in meiner Tasche nach meinem Büchlein. Kaum lesbar kritzle ich meinen Weg und die ungefähre Dauer hinein, um sicherzustellen, dass ich in der Lage sein werde, das Tor wiederzufinden. Hastig stecke ich das Buch wieder ein und trete näher an den Eingang heran. Das geschwungene Metall gewährt mir einen Blick auf die andere Seite der Mauer, aber ich kann nichts Ungewöhnliches erbli-

cken. Dort sieht es genauso aus wie hier. Weite Wiesen, gerahmt von dem dichten grünen Nadelwald. Vereinzelt bunte Wildblumen zieren die Lichtungen und sehen aus der Ferne wie bunte Tupfer auf einem Gemälde aus. Wie schön, denke ich nur und muss schmunzeln. Trotzdem trete ich einige Schritte zurück und starre auf den Knauf, mit dem sich das Tor wohl öffnen lässt. „Soll ich es wagen?“, frage ich meine Stute, die grasend neben mir steht und das warme Wetter zu genießen scheint. „Komm, wir wagen es“, sage ich bestimmt und voller Vorfreude. Ich greife nach Marigolds Zügel und gehe bestimmt und mit festen Schritten auf das Tor zu. Etwas Angst habe ich schon, aber diese Anziehungskraft, die das Tor verströmt, zieht mich wie magisch an. Ich nehme einen letzten tiefen Atemzug und trete dann direkt vor das Tor und greife nach dem Knauf. Er knirscht und knarrt, als ich versuche, ihn zu drehen. Ein zweites Mal fasse ich zu und drehe den Knauf beherzter. Wieder knarrt und knirscht das alte Metall unter meiner Bewegung, doch dann dreht es sich. Ich reiße vor Erstaunen die Augen weit auf und ein Lächeln ergreift Besitz von meinem Gesicht. Mit einem lauten Scheppern, gefolgt von einem schrillen Knarren öffnet sich das Tor schließlich ohne mein Zutun. Zufrieden greife ich wieder Marigolds Zügel und mit einem großen Schritt trete ich hindurch.

Marigold folgt mir gemächlich. Für einen Augenblick bleibe ich mit geschlossenen Augen gleich hinter dem Tor stehen und warte. Aber es passiert nichts. Etwas enttäuscht öffne ich die Augen. „Na schön, dann doch kein magisches Tor, aber einen Versuch war es wert.“ Ich drehe mich zu Marigold, streichle ihr den Hals und steige schließlich auf. Langsam lasse ich sie antraben wir reiten immer weiter hinein in dieses geheimnisvolle Gebiet.

Ich genieße die warmen, fast sommerlichen Sonnenstrahlen auf meiner Haut. Schon komisch, dass sich das Wetter innerhalb einiger Meilen von tiefstem Winter in frühlingshafte Wärme ändern kann. Da muss etwas dahinterstecken, da bin ich mir ganz sicher. Und mein Gefühl sagt mir auch, dass ich die Ursache hier hinter dieser Mauer finden werde.

Als wir bestimmt schon zwanzig Minuten ins Landesinnere reiten, höre ich wie aus dem Nichts ein schrilles Quietschen. Sofort ziehe ich an dem Zügel und Marigold kommt abrupt zum Stehen. „Was war das?“, flüstere ich in die leichte Sommerbrise hinein. „Ein Tier? Oder vielleicht ein Mensch?“ Ängstlich sehe ich mich um. Doch da ist nichts. Weit und breit sehe ich einzig die Lichtung, den kleinen Flusslauf und den Nadelwald. Vereinzelt ragen kleine Sträucher und Wildblumen aus dem saftig hohen Gras und zäunen so den Pfad, den Marigolds Hufe hinterlassen. Prüfend sehe ich mich noch einmal um. Da ist nichts und wenn, war es ein Tier, spreche ich mir in Gedanken beruhigend zu. Ich muss aufpassen, denn wenn Mari-

gold meine Nervosität zu spüren bekommt, könnte es wirklich gefährlich werden für uns in diesem fremden Gebiet. Also atme ich tief durch und rieche wieder die wundervoll frische Luft, spüre den kühlenden Wind im Gesicht.

Ja, schon viel besser, denke ich und gebe meiner Stute das Zeichen, weiterzugehen. Da. Da war es schon wieder. Fast gleichzeitig mit Marigolds erstem Schritt höre ich erneut das Geräusch. Und nochmal. Es klingt fast wie Schreie eines Tieres. Braucht vielleicht jemand Hilfe? Oder sind es die Kampfschreie eines wilden Tieres, dass uns entdeckt hat? Kalt läuft es mir den Rücken hinunter und ich schüttele das Schauern von mir ab. Ruhig bleiben, Eira. Wieder konzentriere ich mich auf meine Atmung. Ganz behutsam lenke ich Marigold in die Richtung, aus der das Geräusch kommt. In Gedanken gehe ich sämtliche Fluchtpläne durch. Wie schnell kann sie sich im Stand drehen und angaloppieren? Wie lange wird man uns verfolgen? Nur bis zum Tor oder darüber hinaus? Sollte ich meinen Dolch aus dem Stiefel ziehen und mich auf einen Kampf vorbereiten? Meine Stute scheint von meiner Angespanntheit nichts mitzubekommen. Gemächlich tragt sie in die Richtung des kleinen Flusslaufs, an dem ich mich den Rest des Tages orientiert habe. Vielleicht weiß sie längst, dass uns nichts Schlimmes erwartet? Doch dieser Gedanke beruhigt mich nicht. Wieder und wieder sehe ich mich um. Nichts. Singvögel, ein Kaninchen, bunte Libellen mit schillernden Flügeln, sonst nichts.

Als wir den Fluss erreicht haben, springe ich ab und lasse Marigold trinken. Ich beschließe, ein paar Schritte zu gehen, vielleicht finde ich ja Spuren, die das Geräusch erklären. Ich hocke mich hin und suche mit den Augen den feuchten Boden ab, entdecke jedoch gar nichts, bis auf ein paar Käfer und einen Regenwurm. „Gut, was soll's. Dann machen wir hier Rast und ich mache mir ein paar Notizen, wie die Vegetation hier so ist, was meinst du, Marigold?“ Ich stehe auf und laufe auf meine Stute und die Satteltasche zu. Da, wie aus dem Nichts, höre ich das Quietschen wieder. Erschrocken fahre ich herum. Diesmal ist es viel lauter. Wir müssen ihm ganz nah sein. Ich greife nach dem Zügel meines Pferdes und im Laufschrift eilen wir den Flusslauf entlang. Ein Stück weiter hinter einigen Bäumen ragt ein Felsen aus dem Boden. Ich beschließe, Marigold dort an einem Ast lose festzubinden und allein weiterzusuchen. Meine prächtige, weiße Stute ist trotz ihrer beigen Flecken doch recht auffällig in dem Grün und Braun des Waldes. „Ich bin gleich zurück. Du bist nicht fest angebunden, also wenn was ist, kannst du dich losreißen.“ Ich bin mir nicht sicher, ob ich sie oder mich selbst mit diesen Worten beruhigen will. Gebückt schleiche ich um den Felsen herum. Immer wieder höre ich das Quietschen, dass nun so laut ist, dass ich keine Zweifel mehr habe. Ich bin ganz nah dran. Mit zusam-

mengekniffenen Augen wage ich einen Blick um den Felsen herum, um klare Sicht auf den Fluss zu haben. Ich traue meinen Augen nicht. Im rauschenden Wasser des kleinen Flusses, der hier mächtig und breit ist, steht ein Reh. Also ich glaube zumindest, dass es ein Reh ist. Bedächtig schleiche ich einige Schritte weiter, sodass ich bessere Sicht habe. Es ist wirklich ein Reh. Aber es ist blau. Oder grün? Seine Gestalt und Größe sind wie die eines gewöhnlichen Rehkitzes zu Hause in den Wäldern von Volkesland, aber seine Farbe! Mir bleibt der Mund offenstehen. Mehrere Blau- und Grüntöne vermischen sich im Fell des jungen Tieres zu einem Schillern, wie ich es nur vom Federkleid eines Vogels kenne. Dazu kommen die goldenen Tupfen und Sprenkel, die sowohl sein Fell am Rücken, aber auch das Gesicht zieren.

„Ich komme, ich komme! Halte aus!“, ruft eine Stimme wie aus dem Nichts. Vor Schreck berge ich meinen Kopf wieder hinter dem Stein und lausche. Ob ich gesehen wurde? Ich wage es nicht, mich auch nur ein winziges Bisschen zu bewegen. „Ich habe euch doch schon so oft gesagt, dass der Fluss hier nicht sicher ist. Zu viele Steine und ...“ die Stimme hält kurz inne. „Ja, ich weiß, dass das weh tut, bleib einfach still stehen, ich komme zu dir. Nein, die Mama ist bei den anderen. Sie hat mir doch Bescheid gesagt, dass du dich verlaufen hast. Du kannst gleich zu ihr. Ich muss dich nur losmachen. Und dafür muss ich ... das Seil ... festmachen.“ Konzentriertes Stöhnen unterbricht seine Worte immer wieder. Redet er etwa mit dem Reh? Oder ist da noch jemand? Ganz langsam wage ich mich aus meinem Versteck und werfe erneut einen Blick über den Felsen. Ein junger Mann in einem hellgrünen Hemd, einer dunkelgrünen Weste darüber, in dunkler Hose und Stiefeln ist gerade dabei, ein dick geflochtenes Seil an einem umgestürzten Baumstamm festzubinden. Seine honigblonden, lockigen Haare glitzern in der Sonne. Er redet beruhigend auf das Rehkitz ein, das immer wieder und wieder aufquiekt. Aus meiner neuen Position kann ich das gesamte Bild erkennen.

Das Kitz steckt mit einem Hinterlauf zwischen spitzen Steinen im rauschenden Fluss fest. Es hat inzwischen Mühe, sich gegen die Geschwindigkeit des Wassers zu stemmen und das Gleichgewicht zu halten. Immer wieder kommt es ins Schwanken. Mitfiebernd beiße ich mir auf die Unterlippe. Hoffentlich schafft er es. Der junge Mann hat sich unterdessen das Seil um die Hüfte gewickelt und ist ins Wasser gestiegen, das ihm bis zu den Knien reicht. Wie ist das Kitz nur da hingekommen, wenn das Wasser doch so tief ist? „Wie bist du nur da hingekommen?“, ruft der junge Mann dem Kitz zu, kaum dass ich meinen Gedanken beendet habe. Ich muss schmunzeln und sehe gespannt weiter zu. Schritt für Schritt wadet er durch den Fluss und das scheint ihm viel Mühe zu bereiten, da er nur wenig vorankommt.

Immer wieder muss er seine Position korrigieren, um vom Fluss nicht mitgerissen zu werden. Ist da hinten etwa ein Wasserfall, frage ich mich, denn nur das würde das Schnellerwerden des gemütlichen Bächleins, dem ich heute Morgen noch folgte, erklären. Ich recke den Hals, um mehr sehen zu können. Dabei rutsche ich mit dem Fuß ab und verliere für einen Herzschlag lang das Gleichgewicht. Beinahe hätte ich aufgeschrien, doch ich kann es gerade so unterdrücken. Mein Herz bummert wild gegen meine Brust. Puh, das wäre fast schiefgegangen. Erleichtert positioniere ich mich neu und sehe dann, als ich sicher bin, dass ich jetzt stabil stehen kann, nach dem Reh und seinem Retter. Das Rehkitz mit seiner auffälligen Färbung mache ich sofort mit nur einem Blick aus, nur seinen Retter kann ich nicht mehr sehen.

Wo ist er nur hin? Hat er mich gehört? Panik macht sich in meinen Gedanken breit. Was ist, wenn er mich erst erledigen will, damit ich nichts von seinem Zauber-Rehkitz in die Welt hinaustrage. Ganz steif vor Angst, schmiege ich mich an den Felsen. Ganz ruhig, ein und aus. Gut, jetzt ganz langsam nachsehen, weise ich mich selbst an. Ich setze mich lautlos auf und wage einen Blick über mein Versteck hinaus auf den Fluss. Erst flussaufwärts, dann flussabwärts, aber ich sehe nichts, doch. Da! Er will mich nicht angreifen oder irgendwas, er hat das Gleichgewicht verloren und hängt mit seinem Seil einige Meter flussabwärts fest. Ich kann sehen, wie viel Kraft es ihn kostet, im reißenden Fluss stehen zu bleiben. Fast schräg steht er im Wasser und versucht, in Windeseile die Verhedderung seines Seils zu lösen. Da hinten muss ein Wasserfall sein, da bin ich mir jetzt ganz sicher. Moment, das heißt aber auch, dass der junge Mann mit ihm in die Tiefe gerissen wird, sollte er das Gleichgewicht verlieren. Verdammt. Ich kann doch hier nicht tatenlos rumsitzen und zusehen. Hektisch werfe ich einen Blick auf das Kitz. Zu meiner Erleichterung hält es sich noch tapfer auf den Beinen. Mit den Augen suche ich zwischen dem Gestrüpp nach dem hellen Fell von Marigold. Es dauert einen Augenblick, doch dann erblicke ich einen weißen Schimmer. Das muss sie sein. Ein letztes Mal drehe ich mich zu dem Mann im Wasser um. Er hat es geschafft, das Seil zu lösen und versucht jetzt mit aller Kraft wieder flussaufwärts zu laufen. Nur schafft es es nicht. Das ist das Zeichen für mich.

Ohne weiter darüber nachzudenken, rutsche ich aus meinem Versteck und kämpfe mich mit den Armen voraus durch das Gestrüpp vor mir, direkt auf Marigold zu. Den kleinen Pfad von eben zu nehmen, würde mich zu viel Zeit kosten. Die Dornen der Sträucher erschweren mein Vorankommen, doch ich ignoriere das Ziehen an meiner Kleidung und Kratzen auf meiner Haut. Endlich geschafft. Ich reibe mir über einen dicken Kratzer am Arm, aus dem langsam Blut sickert. Egal,

da kümmere ich mich später drum. Ich schiebe meinen Ärmel wieder darüber und schwing mich auf meine Stute. Nur Augenblicke später erreichen wir die Stelle, an der das Seil festgebunden ist. Das Kitz erstarrt vor Schreck bei unserem Anblick und bewegt sich keinen Millimeter mehr, sondern sieht uns nur mit weit aufgerissenen Augen an. „Alles gut, gleich kommt Hilfe“, rufe ich so ruhig ich kann in seine Richtung. Dann lasse ich Marigold ein kleines Stück weiter an das Ufer herantreten, nur soweit, dass ihre Vorderhufe mit Wasser umspielt werden und ich bessere Sicht auf den Mann habe. „Hey!“, rufe ich so laut ich kann in seine Richtung. „Brauchst du Hilfe? Mein Pferd und ich können dich aus dem Wasser ziehen.“ Ich kneife die Augen zusammen, um mich besser auf seine Antwort zu fokussieren, damit sie nicht im Rauschen untergeht. „Ja, ja, bitte!“, höre ich ihn erleichtert zurückerufen. „Halt dich gut am Seil fest!“, rufe ich ihm noch zu, dann springe ich ab und knote mit wenigen Handgriffen eine Schlaufe um Marigolds Sattel. Erst, als ich sicher bin, dass meine Konstruktion hält und der Knoten fest genug ist, löse ich das Seil von dem alten Baumstamm. „So, meine Hübsche, du musst jetzt ziehen, verstanden?“ Behutsam greife ich nach ihrem Zügel und laufe los. Nach zwei, drei, vier Schritten drehe ich mich um. Funktioniert es? Ich kann kaum irgendwas erkennen. Durch den alten Baumstamm und Marigold direkt vor mir habe ich kaum noch Sicht auf den Fluss. Beunruhigt beschließe ich rückwärts weiterzugehen, damit ich zumindest sehen kann, wenn der junge Mann das Ufer erreicht. „So ist es gut, schön weiter“, ermuntere ich meine Stute. Etwas Anstrengung scheint es ihr nun doch zu bereiten. Mehrere Meter des Seils liegen nun schon wieder auf trockenen Boden, aber den Mann kann ich nicht entdecken. „Noch ein Stück weiter, na komm.“ Wieder lehne ich mich zur Seite, in der Hoffnung, etwas zu erkennen. Und endlich. Da sehe ich den blonden Haarschopf. Er hat das Ufer erreicht.

Schnell bringe ich Marigold zum Stehen. Eile zurück zum Ufer. Keuchend und auf allen Vieren sitzt der junge Mann nun vor mir auf dem sandigen Boden. „Alles in Ordnung?“ Ich strecke ihm meine Hand entgegen. Dankbar greift er zu. Seine Hand ist kräftig, aber auch eiskalt. Langsam rappelt er sich auf und steht dann klatschnass vor mir. „Danke. Ich weiß nicht, ob ich es allein da rausgeschafft hätte.“ Seine Augen sehen jetzt direkt in meine. „Keine Ursache“, antworte ich nur knapp. Seine Augen! Sie ziehen mich förmlich in ihren Bann. Grün, nein, braun oder doch golden? Sie scheinen zu leuchten. „Du bist nicht von hier, oder? Ich habe dich noch nie gesehen. Kommst du von jenseits der Mauer?“ Erschrocken lässt er schlagartig meine Hand los. Ich öffne den Mund, will gerade antworten, da ertönt wieder ein klägliches Schreien. „Oh heilige Feenmutter, Fauna!“, ruft er plötzlich und reißt die Augen auf. Mit einem Satz dreht er sich um und blickt verzweifelt auf das noch

immer wartende Rehkitz. „Verdammter Feenstaub“, murmelt er vor sich hin. „Was ist los?“ Ich trete fragend neben ihn. „Wie bekomme ich denn jetzt Fauna aus dem Fluss?“, fragt er mehr in den Wald als mich. „Ich könnte mit meinem Pferd“, er unterbricht meinen Gedanken. „Nein, Moosrehe haben schrecklich Angst vor Pferden, das geht nicht. Ach, wenn meine Klamotten nur nicht so nass wären!“ Wütend stampft er auf, wobei aus seinem Stiefel Wasser läuft. „Ich kann das machen. Meine Kleider sind trocken. Sag mir einfach, was ich machen soll“, entgegne ich, vielleicht etwas zu selbstbewusst. Ich bin mir selber nicht sicher, ob das eine gute Idee war, meine Hilfe auf diese Art anzubieten, denn das Letzte, was ich will, ist in diesen reißenden und eiskalten Fluss zu steigen. „Das könnte gehen“, murmelte er vor sich hin. „Also? Dein Reh hält, glaube ich, nicht mehr allzu lange durch, also sollten wir uns beeilen“, ermahne ich ihn, als ich besorgt zu dem ängstlichen Tier sehe. Seien Beine zittern inzwischen so stark, dass ich jeden Moment damit rechne, es fallen zu sehen. „Also schön, dann binde dir das Seil um und ich halte es fest. Du musst aufpassen, die Strömung ist stark und wird dich mitreißen, also stemme dich mit aller Kraft dagegen. Wenn du bei Fauna bist, dann such dir mit einem Fuß Halt im Boden und mit dem anderen schiebst du die Steine um ihre Hufe beiseite. Dann nimm sie vorsichtig auf den Arm. Ich werde euch dann ziehen“, erklärt er mir rasch seinen Plan. „Du hast keine Kraft mehr, das habe ich schon von Weitem gesehen. Lass meine Stute den Part mit dem Ziehen übernehmen. Du musst sie nur führen. Verstehst du was von Pferden?“, hake ich besorgt nach. „Klar“, spöttisch verdreht er die Augen. „Aber das ist eine gute Idee, dann führe ich dein Pferd.“ „Gut, dann lass uns keine Zeit mehr verlieren!“

So schnell ich kann, überprüfe ich die Schnürung des Seils an Marigolds Sattel, während der noch immer namenlose Fremde das Seil um seine Hüfte löst und es dann um mich bindet. Dann wage ich den ersten Schritt ins kalte Wasser. Meine Reitstiefel und die dicke Reithose hemmen das Gefühl der Kälte im ersten Moment, sodass ich einige Schritte nur auf mein Gleichgewicht achten kann. Den halben Weg habe ich fast mühelos hinter mich gebracht, da spüre ich, wie mir das eiskalte Wasser in den Stiefel läuft. Erst ist es nur der rechte Fuß, der einen Schritt voraus im noch etwas tieferen Wasser steht, dann auch der linke. Das kalte Wasser fühlt sich auf meiner Haut wie Nadelstiche an und ich muss tief schnaufen, um mich von diesem Gefühl abzulenken oder es zumindest zu ertragen. „Alles gut?“, ruft er mir vom Ufer aus zu. „Ja alles gut, nur kalt.“ Unwillkürlich beginnen meine Zähne zu klappern. Meine Arme halte ich weiterhin gekonnt über Wasser und wage erneut einen Schritt. Und noch einen. Und dann den letzten. Endlich erreiche ich das Rehkitz. Ich kann nicht sagen, ob es vor Angst, Erschöpfung oder Kälte so erbärmlich

zittert und ich will auch nicht weiter darüber nachdenken. Ich konzentriere mich und suche mit einem Fuß Halt auf dem steinigen Untergrund. Dann, als ich sicher bin, dass ich gut stehe, taste ich mich mit dem anderen Fuß voran, zum Huf des Rehs. Genau erfühlen kann ich nichts. Also entschieße ich mich fast intuitiv einfach alle Steine, die in der Nähe des Hufes sein könnten, zur Seite zu schieben. Und es klappt.

Erleichtert will ich aufatmen, als ich sehen kann, dass sich Fauna bewegt, doch da stürzt das kleine blaue Kitz auch schon und droht in den Wellen des Flusses zu verschwinden. Reflexartig packe ich zu. Ich greife etwas Felliges, Nasses, ich halte das Kitz in meinen Händen! Da verliere ich das Gleichgewicht, strauchle und falle. Fest an mich gedrückt, halte ich das zitternde Tier, als ich nach Luft schnappe. Hektisch atmend, versuche ich wieder auf die Beine zu kommen, doch ich habe keine Chance. „Halt durch, wir ziehen euch raus! Halte Fauna gut fest! Gleich ist es geschafft!“ Immer wieder höre ich seine Rufe vom Ufer aus. Ich kann nicht einschätzen, wieviel Zeit vergeht, aber für mich fühlt es sich wie eine Ewigkeit an. Immer wieder versuche ich mit meinen Füßen Halt auf den Steinen zu finden, aber ohne Erfolg. Mehrmals tauche ich mit dem Kopf in das glasklare Wasser ein und muss dann panisch nach Luft ringen. Alles woran ich denke, ist: „Nicht loslassen, gleich ist es geschafft.“ Ich zucke zusammen, als ich etwas an meinen Schultern spüre. Es ist der junge Mann. Mit einem kräftigen Ruck zieht er mich das letzte Stück ans Ufer.

Keuchend setze ich mich auf und lasse das Reh los. Ich huste und zittere unkontrollierbar. „Hier, der war bei deinen Sachen.“ Er reicht mir meinen dicken Mantel, den ich an meinen Sattel gebunden hatte, als mir zu warm wurde. „Danke“, keuche ich. „Ich habe dir zu danken.“ Mit geübten Handgriffen tastet er das Rehkitz ab. „Ihr geht’s gut, sie wird sich erholen.“ Zufrieden lächelt er. „Das freut mich“, bringe ich knapp hervor, als ich wieder zu Atem komme. „Tut mir leid, dass du so nass geworden bist.“ Kleinlaut verzieht er das Gesicht. „Ach, das wird wieder, also sicher, ich muss nur in die Sonne und trocknen. Ja und dann reite ich wieder nach Hause. Das geht sicher ganz schnell.“ Ich glaube mir selbst nicht, als ich diese Worte ausspreche. Ich bin bis auf die Haut nass. Selbst wenn ich mich in die pralle Mittagssonne lege, dauert es bestimmt Stunden, bis meine Kleider ansatzweise trocken sind. An meine Stiefel will ich gar nicht erst denken. Alles, was ich noch Trockenes habe, ist mein Mantel. Aber ich kann nicht nur im Mantel bekleidet und dann auch noch barfuß zurückreiten. Die Kälte im Lager wird mich umbringen, wenn ich so patschnass oder leicht bekleidet dorthin zurückkehre. Aber was soll ich sonst tun? Hier in der Wildnis übernachten? Verzweifelt sehe ich mich um. Dachte ich nicht

heute Morgen sogar noch an ein Bad? Und eine Wäsche für meine Kleidung? Tja, so hatte ich mir das bestimmt nicht vorgestellt. Bei dem Gedanken daran muss ich schmunzeln. Der Fremde bemerkt das. „Was ist los?“, fragt er und zieht die Augenbrauen zusammen. „Ach nichts. Ich wollte heute eh ein Bad nehmen, aber das kann ich mir ja nun sparen.“ Jetzt muss auch er lachen. „Hast du es weit nach Hause? Warte, du kommst von jenseits der Mauer, oder?“ Verlegen nicke ich. „Es ist schon ein Stück. Aber das ist nicht das Problem, vielmehr ist es das Wetter. Wir haben ein Lager, ungefähr dreißig bis vierzig Meilen von hier.“ Ich halte kurz inne. „Nur liegt es tief im Schnee.“ Er hilft mir auf die Beine, bevor er etwas dazu sagt und wir laufen einige Schritte auf die Lichtung zurück, die mir durch die hochstehende Sonne etwas Wärme schenkt.

„Du bist also durch das Tor gekommen?“ Seine Stimme ist tief und ernst, als er das fragt. „Ja“, antworte ich zweifelnd. „Es hat sich einfach öffnen lassen. Ich wollte nicht einbrechen oder so, bitte, dass musst du mir glauben!“ „Schon gut“, antwortet er ruhiger, als ich es erwartet habe. „So kann ich dich aber nicht dorthin zurückreiten lassen. Du wirst dich schlimm verkühlen oder Schlimmeres.“ Er dreht sich von mir weg und sieht einen Moment lang stumm in die Ferne. Dann hebt er das Rehkitz auf die Arme. „Komm, steig einfach auf dein Pferd. Ich nehme dich mit zu mir nach Hause und gebe dir neue Kleidung. Das bin ich dir schuldig.“ Mit dem Kopf deutet er in eine Richtung und marschiert dann ohne weitere Worte oder auf mich zu warten, mit Fauna in den Armen los. „Warte!“ Schnell steige ich auf Mariogolds Rücken. Diese schnaubt protestierend, als sie die Kälte wahrnimmt, die meine nasse Kleidung verströmt. „Tut mir leid, mein Mädchen, so geht das nicht, da hast du recht.“ Schnell steige ich wieder ab, greife nach den Zügeln und laufe los. Ihm nach. Außer Atem erreiche ich ihn wenig später. „Du bist echt schnell. Wie heißt du eigentlich?“, will ich wissen und stütze eine Hand in meine Seite, in der Hoffnung schneller zu Atem zu kommen. „Wenn ich dir das verrate, sagst du mir dann, was du hier willst?“ Er zieht eine Augenbraue hoch. „Kein Problem“, entgegne ich trocken. „Gut. Ich heiße Florent.“

Florent und ich laufen fast den ganzen Nachmittag, bis wir endlich sein Dorf erreichen. Währenddessen habe ich ihm fast meine gesamte Lebensgeschichte erzählt, während er die meiste Zeit wortkarg antwortete oder einfach schwieg. Egal, denke ich mir nur. Ich bin auf seinem Stück Land und das unerlaubt, da ist es verständlich, dass er wissen will, warum ich hier bin. Trotzdem bin ich etwas traurig, dass er mir so gar nichts von sich erzählt hat, trotz meiner vielen Fragen. „Wohnst du hier? Warum ist das Reh blau? Kennst du Volkesland? Kannst du mit Tieren

sprechen? Was hat es mit deinen spitzen Ohren auf sich?“ Die letzte Frage stelle ich jedoch nur gedanklich, weil ich nicht unhöflich sein will. Aber all meine Gedanken kreisen nur noch darum, seit ich seine spitz zulaufenden Ohren zwischen seinen blonden Locken hindurchblitzen sah. Das Dorf besteht aus kleinen, niedlichen Hütten, die mit den unterschiedlichsten Pflanzen bewachsen sind. Die Dächer sind mal rund, sodass die Häuser fast wie Pilze aussehen, mal eckig und mit kleinen Türmen, wie kleine Schlösser. Alle Häuser und Hütten stehen entlang eines gepflasterten Pfades, der sich nach und nach verzweigt und in andere Gebiete des Dorfes führt. Mit offenem Mund komme ich aus dem Staunen gar nicht mehr heraus. Plötzlich führt Florent mich um eine Kurve, die von drei großen Weiden geziert wird. Hinter der Kurve erwartet mich eine Art Marktplatz. Überall stehen Stände mit Früchten, Blumen und Gebäck. Es duftet so fantastisch, dass ich stehen bleibe und mich umsehen muss.

Als die Dorfbewohner mich entdecken, reißen sie verschreckt die Augen weit auf und entfernen sich langsam. Wahrscheinlich wollen sie sich so unauffällig wie möglich verstecken, doch ich bemerke es trotzdem. „Warum haben alle Angst vor mir?“ Bestürzt sehe ich auf den Boden. „Wir haben sonst keine Besucher“, antwortete Florent nüchtern und knapp wie davor auch schon. „Und jetzt komm weiter. Die Sonne geht schon unter.“ Erst jetzt bemerke ich, dass er Fauna nicht mehr auf dem Arm hält. „Wo ist denn dein Reh?“ Besorgt fasse ich nach seinem Arm, um ihn vom Gehen abzuhalten. „Da vorne.“ Er deutet mit dem Kopf in die entgegengesetzte Richtung des Marktplatzes. „Ich habe sie bei ihrer Mutter abgesetzt. Du musst dir keine Sorgen machen, ihr geht es gut, sieh doch!“ Wieder deutet er in die Richtung, in die ich mit dem Rücken stehe. Ich drehe mich, um nach Fauna Ausschau zu halten, doch was ich da erblicke, lässt mich fast in Ohnmacht fallen. Auf einer kleinen Insel, nicht weit von dem Marktplatz, auf dem wir stehen, ist eine Lichtung und auf dieser Lichtung ... Ich traue meinen Augen nicht ... Auf dieser Lichtung, auf der ich auch eine Herde der blauen Rehe erkennen kann, steht ein gigantischer Baum. Der ragt weit in den Himmel hinauf, sein Stamm und seine Krone sind so prächtig und von solcher Größe, dass ich fast nach hinten umkippe, als ich ganz hinauf in die Baumwipfel blicke. Nur die Größe ist nicht das einzige Beeindruckende an ihm, nein. Der Baum scheint bewohnt zu sein. Wie Laternen zieren kleine leuchtende Hütten die Äste und lugen zwischen den Blättern hervor. Glühwürmchen und andere leuchtende Insekten scheinen zwischen den Blättern um den Baum herumzutanzen und tauchen das ganze Bild in eine magische Atmosphäre. „Was ist das denn?“ Bricht es flüsternd aus mir heraus. „Das ist der Feenbaum“, antwortet Florent mir fast sofort. „Der Feenbaum?“ Ungläubig drehe ich mich wieder zu ihm um. „Ja, der Feenbaum.“

Aber jetzt komm, wir müssen weiter.“ Er packt mich am Arm und zieht mich zu einem der Marktstände, an dem es auf dem ersten Blick Kleidung zu kaufen gibt. „Sieh dich um. Such dir was Passendes aus.“ Er weist mich an, die Sachen, die sorgfältig zusammengefaltet auf der Auslage liegen, durchzusehen. Schnell werde ich fündig. Ein helles Kleid mit grünen Verzierungen, ungefähr wadenlang, dazu eine weiße lange Bluse und Strümpfe. Zufrieden lege ich alles zusammen auf einen Stapel.

„Wie viel macht das, gute Frau?“, frage ich die Verkäuferin freundlich.

„Ich verkaufe nichts an Fremde.“ Grimmig dreinschauend reißt sie mir die ausgesuchten Sachen aus der Hand. „Verschwinde von hier, Mädchen!“ Erschrocken mache ich einige Schritte rückwärts und sehe Florent besorgt an. „Francine, sei nicht so. Ich habe sie hergebracht und ich komme auch hierfür auf. Jetzt gib schon her.“ Widerwillig und sehr zögerlich reicht die Frau Florent die Sachen über den Tresen und er legt dafür mehrere Goldtaler in ihre Hand. „Ich danke dir.“ Lächelnd nickt er ihr zu. „Weiß deine Mutter davon, Florent? Ich glaube, sie wäre nicht begeistert.“ Sie beäugt mich kritisch, was mir einen Schauer über den Rücken jagt. „Nein und das muss sie auch nicht, ich habe alles im Griff. Also danke Francine.“ Beherzt greift er nach den Sachen und kommt die wenigen Schritte zu mir. „Hier, deine neuen Kleider. Da hinten kannst du dich ungestört umziehen. Ich werde hier auf dich warten und dich dann zum Tor bringen.“ „Danke“, sage ich kleinlaut. Dankbar für die trockenen Sachen bin ich allemal, dennoch mache ich mir Sorgen. Die Sonne geht schon langsam unter und ich kann bereits zarte Sterne und eine Mondsichel erkennen. Selbst wenn ich in der Sekunde aufbräche, wäre ich erst mitten in der Nacht wieder im Lager und müsste davor Stunden durch die Dunkelheit reiten. Ich schüttele den Kopf. „Ich werde schon eine Lösung finden“, sage ich mir stumm in Gedanken.

Jetzt erstmal in die trockenen Sachen. Ich kann es kaum noch erwarten. Durch den Marsch hierher ins Dorf sind zwar meine Hose und mein Kleid ansatzweise getrocknet, jedoch ist alles immer noch feucht und klebt an mir. Ohne meinen Mantel und die wärmende Nachmittagssonne hätte ich schrecklich gefroren. Ich blicke hinunter auf meine Stiefel. „Tja, die sind hin“, denke ich, als ich meine fast erfrorenen Zehen bewege und ich das gesammelte Wasser immer noch deutlich spüre. Der Weg war zu uneben, um barfuß zu laufen, also ließ ich die Stiefel an. „Um deine Schuhe kümmern wir uns gleich, jetzt geh dich umziehen“, wiederholt Florent eindringlich. Ich nicke und eile um die Ecke, in eine kleine hölzerne Hütte. Mit wenigen Blicken mache ich sie als eine Art Lager aus. Schnell, bevor noch jemand unerwartet reinkommt, streife ich mir die feuchten Kleider vom Leib und schlüpf

in die Neuen. Vor Erleichterung atme ich tief aus. Was für ein herrliches Gefühl. Mein Frösteln lässt nach und ich wickle noch schnell Hose und Kleid in eine handliche Rolle, bevor ich wieder aus der Hütte trete. Als ich auf dem Marktplatz schließlich wieder ankomme, steht dort eine aufgebrachte Gruppe von Leuten um Florent herum, die wild auf ihn einreden. Sicherheitshalber bleibe ich einige Meter entfernt stehen. Ich kann nicht viel verstehen, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es dabei um mich geht. Ich sollte schnellstmöglich hier weg. Entschlossen schiebe ich mir meine zusammengerollten Sachen unter den Arm und laufe los, um Marigold zu finden. Florent hatte sie vor dem Markplatz festgebunden und sie grasen lassen. So leise und unauffällig, wie ich nur kann, husche ich in gebückter Haltung an den Versammelten vorbei.

Plötzlich tritt mir jemand vor die Füße.

„Wo willst du denn hin?“ Es ist eine große blonde Frau, deren Haare in langen Zöpfen über die Schultern fallen. Ihre grünen Augen starren mich eindringlich an. Sie stützt beide Hände auf die Hüfte und wirkt so noch größer und mächtiger vor mir. „Ich ... ich ... ich will nur nach Hause. Es tut mir so leid, ich ...“

„Schweig!“, ich zucke zusammen. „Mutter, lass sie! Ich bringe sie jetzt zum Tor zurück“, redet Florent beruhigend auf sie ein.

„Seine Mutter also“, denke ich mir. „Wie hast du uns hier gefunden? Hast du alte Bücher durchforstet? Gibt es noch mehr von dir?“ Laut und bestimmt redet sie auf mich ein. Ich bin so eingeschüchtert, dass ich nicht weiß, auf welche Frage ich zuerst antworten soll. „Antworte, na los!“ Diesmal schreit sie mich an. Jetzt erst bemerke ich, dass alle anderen auf dem Dorfplatz komplett verstummt sind. „Ich ... ich“, stammle ich vor mich hin, „ich heiße Eira Sterling und komme aus Volkesland, genauer gesagt, aus Grandfields, einem großen Landgut im Süden. Mein Vater ist der Lord von Grandfields. Und ich bin hier, weil es einen Auftrag gab, die Nachbarländer von Volkesland zu erkunden. Wir, also meine Eltern und Vertraute meines Vaters, haben ein Lager, weit nördlich von hier. Ich habe mich aufgemacht und versucht, etwas zu finden und dann fand ich die Mauer. Erst nur die Mauer und dann auch das Tor. Aber ich habe damit nichts gemacht, ich habe einfach den Knauf gedreht und das Tor hat sich geöffnet. Und dann sind wir durchgeritten. Aber ich wollte mich nur umsehen, mehr nicht! Ich schwöre es euch!“ Vor Aufregung sprudeln die Worte aus mir heraus. „Wer ist wir?“, fragt mich Florents Mutter, die ihren Blick noch immer nicht von mir abwendet. „Meine Stute und ich. Wir haben Florent geholfen, das blaue Rehkitz aus dem Fluss zu retten und dann war ich so nass, dass Florent mich mit hierhergenommen hat. Aber ich gehe und ich werde niemandem etwas sagen, ich verspreche es!“

Fast bettelnd klingt meine Stimme. Ich hasse mich selbst dafür. Warum kann ich nicht selbstbewusst, mit rausgestreckter Brust dastehen und ruhig meine Geschichte erzählen?! Nein, bei mir kommt nur Gestammel und unlogisches Zeug raus. „Ganz toll, Eira“, beschwere ich mich gedanklich.

„Ist das wahr?“ Als Antwort bekommt die Frau ein Nicken von mir. „Ja, ist es, Mutter. Ich bringe sie jetzt zurück, ja?“ Florent setzt sich schon in Bewegung, auf mich zu, da hebt die Frau ihre Hand. „Halt. Warte, mein Sohn. Wenn du das Tor ohne Gewalt einfach so öffnen konntest, dann bist du eine Reinherzige.“ Ihr Blick klart auf und entspannt sich. Ich habe jedoch keine Ahnung, was sie meint. Eine Reinherzige? Was soll das denn bedeuten? „Alva!“, sie pfeift eine kurze Melodie. Ich sehe mich um. Wer ist denn jetzt Alva? Da erscheint direkt vor mir ein leuchtender Schimmer. Ein Glühwürmchen? Nein, das hier ist größer. Erst als ich ganz genau hinsehe, erkenne ich eine kleine Gestalt, nicht größer als meine Hand. Sie ist umgeben von einem Leuchten und Schimmern, sodass es mich fast blendet, wenn ich sie ansehe. Sie hat goldene, prächtige, schmetterlingshafte Flügel, trägt ein goldenes Kleid, das aussieht, als wäre es aus Blütenblättern gemacht. Ihr Haar ist goldblond, elegant zusammengesteckt und wird durch eine Krone geziert. Ich bin so überwältigt von ihrem Anblick, ich meine zu träumen. „Alva, bitte sei so gut und sage mir, ob sie wirklich eine Reinherzige ist“, bittet Florents Mutter die kleine Fee vor mir. „Mit Vergnügen, Kalidra.“ Sie fliegt noch ein Stück näher an mich heran.

„Du hast also das magische Tor überwunden?“, fragt sie mich mit heller Stimme und beginnt mit ausgestreckten Händen um mich herum zu fliegen. Verblüfft nicke ich nur. Dann spüre ich ein Prickeln auf der Haut, so, als würde mich jemand ganz sanft kitzeln. Alva umkreist mich und platziert sich dann wieder zwischen mir und Kalidra. „Es ist wahr, sie ist es. Sie ist eine Reinherzige!“

Alvas Stimme klingt feierlich. Ich sehe, wie den Bewohnern die Münder offenstehen, wie ihre Augen weit aufgerissen sind. Dann klatschen sie. Erst einer, dann zwei, dann fünf und schließlich alle. Weitere Leute kommen aus ihren Häusern heraus und versammeln sich um mich. Ich verstehe nicht, was hier vor sich geht.

„Eine Reinherzige“, wiederhole ich gedanklich Alvas Worte. Was hat das wohl zu bedeuten. „Eine Reinherzige bedeutet, dass du einer der wenigen Menschen bist, die reinen Herzens sind, das heißt ohne bösertige oder eigennützigte Antriebe handelst. Du handelst aus Liebe und mit bestem Gewissen“, antwortet mir die kleine Fee auf meine Gedanken. „Kannst du meine Gedanken lesen?“ Schockiert sehe ich sie an. „Ich kann noch vieles mehr. Aber dazu ein andres Mal. Jetzt lass uns dich als unseren Gast willkommen heißen. Wie ist dein Name?“

„Eira, Eira Sterling.“ Sie fliegt über unsere Köpfe hinweg in die Luft.

„Liebe Alle, lasst uns heute an diesem wundervollen Abend die erste Reinherzige willkommen heißen: Eira!“ Sie breitet ihre Hände aus und über mir beginnt es Glitzer zu regnen. Ich strecke meine Hände aus, als würde ich Regentropfen fangen wollen. Die winzigen, leuchtenden Staubkörner prickeln, als sie meine Handflächen berühren und schmelzen dann hinfort, wie Schneeflocken.

Der Rest des Abends vergeht für mich wie im Rausch. Ein Festmahl wird aufgetischt, ein Lagerfeuer entzündet, allen wollen meine Hand schütteln und sprechen liebevolle, dankbare Worte zu mir. Alva erklärt mir in knappen Sätzen, dass das Dorf eine Gemeinschaft aus Menschen, Feen und anderen magischen Wesen ist, als ich nachfrage. Die vielen Eindrücke kann ich gar nicht fassen. Immer wieder kommt es mir so vor, als würde ich träumen.

Langsam kehrt allerdings Ruhe ein, als die Sterne bereits leuchtend am schwarzen Nachthimmel stehen und sich alle vom Lagerfeuer verabschieden, um schlafen zu gehen. Ausgenommen der Kinder verabschieden sich alle persönlich von mir und ich bemühe mich, ihnen ein müdes Lächeln zu schenken. Inzwischen bin ich so erschöpft und schläfrig, dass ich kaum noch die Augen offenhalten kann.

„Florent, es wird Zeit. Bring unseren Gast zu Oonas Hütte. Dort wird sie schlafen.“ Plötzlich steht Kalidra vor mir. Bin ich kurz eingenickt? Wenn es so wäre, würde es mich nicht wundern. Florent, der die ganze Zeit neben mir sitzt, nickt seiner Mutter zu.

„Du hast recht Mutter. Komm Eira, ich zeige dir, wo du schlafen wirst.“

Müde, aber dankbar und mit einem stummen Lächeln erhebe ich mich. „Gute Nacht.“ Ich deute vor Kalidra eine kleine Verbeugung an, da sie hier eine hochtragende Rolle innehat. Florent hat versucht, mir Genaueres zu erklären, aber richtig verstanden habe ich ihre genaue Position hier nicht. Sie scheint so eine Art Bürgermeisterin zu sein, die aber nur eine leitende Rolle ausübt und keine politischen Entscheidungen trifft. Wenn es hier überhaupt so etwas wie Politik gibt, dann liegt das in den Händen der Feen, soviel habe ich verstanden. Auf jeden Fall halte ich es für angemessen, Kalidra mit dieser Geste meinen Respekt zu zeigen. „Nicht doch. Wenn schon, sollte ich mich vor dir verneigen. Du bist die Reinherzige. Die allererste. Wir hatten schon vor vielen Jahren die Hoffnung aufgegeben.“ Sie senkt ihren Blick. Ich beschließe, morgen genauer danach zu fragen, welche Rolle ich hier und für sie spiele. Jetzt will ich einfach nur schlafen. Florent geleitet mich über den Markplatz, an kleinen Hütten vorbei, zu einem etwas abseits, auf einem kleinen Hügel liegenden Haus. Es sieht ganz anders aus als die Hütten im Rest des Dorfes,

älter, aber auch magischer. „So, da wären wir. Hier wohnen Oona und Elden. Du wirst heute Nacht ihr Gast sein. Schlaf gut, Reinherzige.“ Er klopft an die hölzerne Tür, schenkt mir ein Lächeln und macht sich dann auf den Rückweg. „Aber... warte!“, rufe ich ihm hinterher. „Oona kommt gleich, mach dir keine Sorgen. Gute Nacht!“ Die Silbe von Nacht zieht er schelmisch in die Länge. Verwundert und allein bleibe ich zurück. Im Haus höre ich Schritte. Wer ist diese Oona? Ist sie überhaupt ein Mensch? Oder eine Hexe? Meine Gedanken kommen zum Stillstand, als sich plötzlich die Tür öffnet. „Ach, tut mir leid, dass es gedauert hat, Fräulein. Das Zimmer ist jetzt für euch bereit.“ Vor mir steht eine kleine, ältere Frau. Sie stützt sich auf einen Stock und reibt sich mit der Hand über den Rücken. „Seid Ihr...“, setze ich an. „Oona. So ist es“, beendet sie meinen Satz. „Und nun tretet bitte ein, Ihr müsst doch müde sein.“ Humpelnd tritt sie zur Seite, so dass ich eintreten kann. Das Innere des Hauses ist mit leuchtenden Laternen, die durch sonderbare Kerzen zu schimmern scheinen, erleuchtet. Ich sehe mich fasziniert um, betrachte die Bilder an den Wänden, die Ranken, die ein Teil der Wände zu sein scheinen, das alte Holz am Boden und an der Decke, die verspielte Tapete. „Na kommt“, Oona deutet mir den Weg nach rechts, unter der Treppe hindurch, in ein kleines Zimmer. „Das ist jetzt Euers. Wenn Ihr noch irgendetwas braucht, ruft einfach. Elden und ich sind noch eine Weile wach.“ Sie zwinkert mir zu. „Aber ich...“, stammle ich, denn mir kreisen so viele Fragen im Kopf. „Morgen, meine Gute, jetzt müsst Ihr schlafen, Eira.“ Mit einem Zwinkern schließt sie sacht die Tür. „Morgen also.“ Ich seufze und lasse mich auf das frisch gemachte Bett fallen. „Dann also morgen.“ Erst jetzt fällt mir auf, dass auf dem Bett, direkt neben mir, ein weißes Nachthemd liegt. Und das ist nicht das einzige. Auf einem kleinen Nachttisch steht ein Becher mit Wasser und ein Teller mit Keksen. Ich muss schmunzeln. Als hätte ich nach diesem Festmahl noch Hunger, geschweige denn Appetit. Ich wiederhole gedanklich die Worte von Oona, als ich mir das Nachthemd anziehe. „Morgen... morgen...“ Erschöpft schlüpfte ich unter die Decke. Vor meinem inneren Auge lasse ich das Erlebte noch einmal geschehen. Ich sehe das Rehkitz, den Fluss, Florent, dann den Feenbaum, Alva, Oona und dann wieder den Baum. Seine Pracht fasziniert mich nach wie vor. Meine Augen werden schwerer und mein müder Körper scheint eins zu werden mit dem weichen Bett. Dann schlafe ich ein.

Warme Sonnenstrahlen kitzeln mich im Gesicht, als ich wach werde. Gemächlich strecke ich meine Gliedmaßen von mir, fast wie eine sich räkelnde Katze, nur nicht ansatzweise so anmutig. Ich bemühe mich, ganz leise aufzustehen und schleiche zum Fenster. Ob Oona noch schläft? Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, um noch besser aus dem kleinen Fenster sehen zu können. Auf dem Dorfplatz, den ich in der

Ferne ganz gut erkennen kann, herrscht schon wildes Treiben. Alle sind auf, munter und gehen ihren täglichen Aufgaben nach, wie es mir scheint. „Ihr seid wach, habe ich doch richtig gehört.“ Oona steht plötzlich in der Tür. Ich habe nicht einmal gehört, wie sie sie geöffnet hat. „Es tut mir leid, ich wollte Euch nicht wecken.“ Entschuldigend senke ich meinen Blick. „Mich wecken?“; sie lacht auf, „Kindchen, ich bin schon seit Stunden auf und wir haben uns bemüht, dich nicht zu wecken. So und jetzt zieht Euch an, wir haben einiges vor heute.“ Sie legt mir bedächtig einen Stapel mit Kleidung aufs Bett. Zu meinem Erstaunen sehe ich, dass es meine Hose und mein Kleid sind. „Danke, wie habt ihr?“, weiter komme ich nicht. „Eure Sachen so schnell trocken und geflickt bekommen?“ Ich nicke ihr zu. „Nun, sagen wir mal so, ich hatte ein wenig Hilfe von ein paar Feen, wenn Ihr versteht.“ Oona zwinkert mir zu und verlässt dann das Zimmer. Zügig ziehe ich mich an und trete dann aus meinem Zimmer heraus. „Sehr gut. Da steht Frühstück für dich, ähm Euch.“ Nicht zum ersten Mal fällt mir auf, dass sie mit der Anrede für mich durcheinanderkommt. „Bitte, sagt doch einfach Eira zu mir. Das genügt völlig.“ Oona nickt. „Gut, Eira. Dann bin ich Oona für dich“, sie lächelt mir schelmisch zu. Ich will mich gerade zum Essen setzen, da fallen mir meine Stiefel ins Auge, wie sie in der Sonne glänzend neben der Haustür stehen. „Meine Stiefel, wie habt Ihr... Wie hast du?“, korrigiere ich mich. „Ich sagte doch, ich hatte Hilfe von einigen Feen. Und jetzt iss. Du musst los.“ Wieder deutet sie mit einer Geste auf das Essen. „Los? Wohin?“ Ich fange an zu essen, da reiße ich die Augen auf. „Mama! Verdammt, sie wird sich schreckliche Sorgen machen!“ Ich springe auf. „Das hat sie, ja. Aber Alva hat ihr eine Botschaft geschickt. Und wenn du gegessen hast, brichst du auf.“ Sie legt mir eine Hand auf die Schulter und ich setze mich wieder. Eine Botschaft? Wie gestern Abend schon, beginnen Fragen in meinem Kopf zu kreisen. Aber statt sie zu stellen, befolge ich Oonas Rat und esse brav mein Frühstück.

Als ich fertig bin, führt mich Oona wieder auf den Marktplatz, auf dem zu meiner Überraschung schon Florent mit der gesattelten Marigold und Kalidra auf mich warten. „Guten Morgen“, begrüßen sie mich wie aus einem Mund. „Guten Morgen. Danke, dass du Marigold...“ „Keine Ursache, antwortet mir Florent prompt. „Florent wird dich zum Tor begleiten. Und wenn du magst, sehen wir uns morgen wieder.“ Kalidra zieht vielsagend eine Augenbraue hoch. „Ich darf wiederkommen?“ Vor Freude steigen mir Tränen in die Augen. Ich darf also diesen wunderschönen Ort wiedersehen? Das ist zu wundervoll, um wahr zu sein. „Sehr gerne, du bist immer herzlich willkommen. Florent wird dich morgen am Vormittag wieder am Tor abholen und dann zeigen wir dir hier alles. Einverstanden?“ Kalidra drückt zum Abschied meine Hände. „Einverstanden.“ Mit einer raschen Bewegung löse

ich mich von ihr und wische eine Träne weg. „Danke, ich danke euch von Herzen“, sage ich in die versammelte Runde. „Ich freue mich schon, euch wiederzusehen.“ Lächelnd steige ich auf meine Stute und sehe zu Florent, der gerade ein Pferd gebracht bekommt. Der braune Hengst schnaubt zur Begrüßung, als er Florent sieht. „Das ist Linden, mein Hengst. Dachtest du, ich würde laufen?“ Er zieht die Augenbrauen hoch und sieht mich grinsend an. „Sagen wir mal so, ich hatte es nicht gehofft“, antworte ich ebenso grinsend und sehe zu, wie sich Florent auf das stolze Pferd schwingt. Als wir losreiten, winken uns alle zu und auch ich drehe mich nochmal um.

Dank der beiden Pferde und einer Abkürzung, die mir Florent zeigt, brauchen wir nur eine gute halbe Stunde, bis wir das Tor erreichen. „So, dann bis morgen, Reinherzige“, sagt er verschmitzt lächelnd. „Bis morgen, du ... du Feenjunge.“ Was Besseres fällt mir auf die Schnelle nicht ein. „Feenjunge?“, er beginnt zu lachen. „Das passt doch. Du bist ein Feenjunge. Feenjunge Florent“, wiederhole ich neckisch. „Gut, Herzchen Eira, wie du willst.“ „Herzchen? Fällt dir nichts Besseres ein?“, fragend runzle ich die Stirn. „Ich überlege mir was, versprochen. Bis morgen dann“, verabschiedet er sich schmunzelnd, als ich das Tor öffne. „Bis morgen!“ Ich winke ihm grinsend zu, als ich das Tor hinter mir schließe.

Gegen Mittag erreiche ich das Lager. Zu meiner Verwunderung nimmt keiner wirklich Notiz von mir. Alle gehen ihren Aufgaben nach, grüßen mich nur knapp, wenn sie mich sehen. Ich saddle Marigold ab, reibe sie trocken und schicke sie dann auf die inzwischen eingezäunte Koppel. Dann gehe ich zu meiner Mutter. „Mama? Mama bist du da?“ „Eira! Oh Liebes, da bist du ja wieder. Ich habe mir solche Sorgen gemacht. Ich wollte gestern Abend schon einen Suchtrupp losschicken, aber dann hat eine kleine Stimme in mir geflüstert, dass ich die Nacht abwarten sollte und du sicher und wohlauf zurückkehren wirst. Und jetzt stehst du hier!“ Zum wiederholten Mal umarmt sie mich. War das etwa die Botschaft, von der Oona gesprochen hat? „Hast du denn etwas Aufregendes entdeckt?“, fragt sie mich mit leuchtenden Augen. Die Frage setzt mich unter Druck. Soll ich ihr von den Feen erzählen? Immerhin habe ich vor, wieder dorthin zu reiten und das gleich morgen. Aber ich will nicht, dass irgendwer von den Feen und ihrem wunderschönen Dorf erfährt, vor allem nicht Colden. „Ja, habe ich tatsächlich. Aber ich kann dir davon nicht erzählen, nicht hier.“ Ich deute mit den Augen auf das Zelt, was uns umgibt. „Ich verstehe. Sag mir nur eins, ist es gefährlich?“, fragt sie mich und ich bin einfach nur erleichtert. „Nein, wirklich nicht. Es ist wunderschön und nicht gefährlich. Ich werde morgen wieder dorthin aufbrechen.“ Ich verziehe den Mund, aus Angst, sie könnte etwas dagegen

haben. „Gut, mach das“, sie lächelt. „Aber denke daran, alles ganz sorgfältig aufzuschreiben, wie dein Vater, versprichst du mir das?“, fragt sie und schließt mich in eine erneute Umarmung. „Versprochen, Mama“, presse ich nur hervor, da ich durch ihren festen Halt nicht frei atmen kann.

Den Rest des Tages verbringe ich damit, in mein Notizbuch zu schreiben. Ich blühe förmlich darin auf, all das Erlebte und Gesehene mit Zeichnungen und Beschreibungen festzuhalten. Am Abend gehe ich wieder in das Zelt meiner Mutter. „Eira, Liebes, es ist langsam Zeit, wieder einen Bericht loszusenden. Übernimmst du das? Es liegt alles da vorne.“ Sie deutet mit der Hand auf einen provisorischen Tisch, auf dem Karten und allerlei andere Dinge ausgebreitet Platz finden. „Ja, natürlich, mache ich sofort.“ Ich rutsche mir einen Hocker zurecht und beginne zu schreiben: „An den Hohen Rat von Volkesland ...“, weiter komme ich nicht, da mir schlagartig klar wird, dass ich nichts von den Feen erwähnen kann. Aber der Bericht. In mir entfacht eine hitzige Diskussion. „Du musst den Bericht wahrheitsgemäß verfassen.“ „Du kannst aber deine neuen Freunde nicht hintergehen und ohne ihre Zustimmung ihren Standort preisgeben.“ Schwer seufze ich auf. „Eira, alles in Ordnung?“, fragt Mutter mich, die meine Verzweiflung wohl hören konnte. „Nein, nicht wirklich. Ich weiß einfach nicht, ob ich von der Sache, die ich gefunden habe, berichten soll.“ Ich drücke mich extra verschlüsselt aus, da Mutter und ich nicht allein sind. Selma ist wie jeden Abend hier und kümmert sich mit Mutter um Vater. „Aber ich will nicht lügen“, fahre ich fort. „Dann erwähne es einfach nicht. Es ist keine Lüge, solange du es einfach auslässt“, entgegnet Selma plötzlich. Mir gefällt ihre Idee und ich nicke. „Mama, wärst du damit einverstanden?“ „Ich vertraue dir, mein Liebes. Und wenn du entscheidest, dass es etwas gibt, was du zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht berichten kannst, oder willst, dann stehe ich voll und ganz hinter deiner Entscheidung.“ Liebevoll zwinkert sie mir zu. „Gut, dann mache ich das so. Danke euch.“

Ich erreiche das Tor am nächsten Vormittag früher als erwartet. Vor Aufregung konnte ich nicht lange schlafen und nach einigem Hin- und Herwälzen beschloss ich einfach, loszureiten. Die Luft ist noch kühl und der morgendliche Tau bedeckt das Gras und bildet feine Tröpfchen auf dem eisernen Knauf des Tors. „Du bist aber früh dran. Ich hätte dich erst in den nächsten Stunden erwartet“, ruft mir Florents vertraute Stimme entgegen, als ich hindurchtrete. „Guten Morgen. Tut mir leid, ich konnte nicht mehr schlafen“, entgegne ich etwas kleinlaut. „Kein Problem, ich bin ja auch schon hier. Ist doch gut, dass du so früh bist, dann haben wir mehr Zeit. Und wir haben heute einiges vor. Du wirst die Ältesten kennenlernen und sie wollen dir

unsere Geschichte erzählen. Also hast du Lust auf eine Geschichtsstunde? Diesmal aber ohne Lagerfeuer.“ Er zuckt scherzhaft mit den Schultern. „Ich freue mich schon. Da ist nur noch eine Sache. Ich habe euch doch gestern von dem Auftrag erzählt, also der, weshalb wir hier sind.“ Ich mache eine Pause und warte seine Reaktion ab. „Ja ... und?“ Florent sieht mich fragend an. „Naja, dieser Auftrag beinhaltet eigentlich, alles neu Entdeckte dem Hohen Rat mitzuteilen.“ Wieder pausiere ich. Florents Augen werden groß und geschockt sieht er mich an. „Hast du etwa von uns berichtet? Eira, nein, das ...“ „Nein, habe ich natürlich nicht, beruhige dich. Genau deshalb fragte ich. Ich möchte zum einen natürlich euer Geheimnis wahren, aber ich muss auch den Auftrag erfüllen, verstehst du?“ Ich sehe, wie Florent erleichtert aufatmet. „Ich verstehe dein Problem. Aber ich kann dir da leider nicht helfen. Das muss meine Mutter entscheiden, zusammen mit dem Rat der Feen und den Ältesten. Frag sie am besten, gleich wenn wir da sind.“ Ich nicke, dann reiten wir los.

„Eira, wie schön dich wiederzusehen!“, begrüßt mich Florents Mutter. „Florent wird sich um dein Pferd kümmern, komm, komm, wir haben viel vor!“ Mit einer einladenden Handbewegung winkt sie mich hinter sich her. „Warte! Kalidra, es ist mir eine Ehre, wieder hier zu sein, aber ich habe eine wichtige Frage.“ In knappen Sätzen erkläre ich ihr meine Lage. „Aber du kannst mir glauben, ich werde nichts verschicken, was ihr nicht wollt. Ich würde, also wenn ihr mir das gestattet, gerne Aufzeichnungen machen.“ „Was für Aufzeichnungen?“ Kalidra sieht mich etwas skeptisch an. „Von euch, von den Feen, den Tieren, den Pflanzen, alles einfach. Ich möchte es aufzeichnen, beschreiben und verewigen.“ Vorsichtig sehe ich sie an. „Ich denke, das geht in Ordnung. Solange du uns nicht verrätst! Ich bitte dich inständig, wirklich nichts über unser verstecktes Zuhause nach draußen zu tragen und schon gar nicht dem Hohen Rat, wie du ihn nennst, von uns zu berichten. Schreib von mir aus über die Tiere, die Pflanzen in deinen Berichten, auch über das Wetter, aber versprich mir, dass du unser Geheimnis wahrst.“ Ich nicke kräftig. „Ich verspreche es. Kalidra. Darf ich fragen, warum ihr euch hier versteckt?“ „Natürlich darfst du. Es ist Teil unsere Geschichte. Der Geschichte von Alvaheights. So nennen wir unser Land. Eigentlich heißt auch das Gebiet jenseits der Mauer so und gehört zum Land der Feen, aber seit dem Bau der Mauer“, sie hält inne, „erinnerst du dich an Oona? Sie ist eine der Ältesten unseres Dorfes.“ Kalidra deutet auf Oona, die an der Feuerstelle, umgeben von drei weiteren Personen sitzt. „Eira, Kindchen, komm, setz dich. Ich möchte dir die Geschichte von Alvaheights erzählen. Darf ich vorstellen ...“, sie deutet auf den älteren Mann neben sich, „das ist Elden, mein Mann. Zusammen mit Kelvin und Freya bilden wir die Ältesten des Dorfs.“ Ich nicke allen zu und setze mich auf den freien Stamm, gegenüber von Oona. Dann beginnt sie zu erzählen.

„Vor mehreren hundert Jahren existierte das Volk der Feen. Friedlich lebten sie mit den Menschen zusammen, zwar immer etwas abseits, in ihrem magischen Feenbaum, aber in Gemeinschaft. Die Feen kümmerten sich mit ihrer Magie um die Natur und die Tiere und gelegentlich auch um die Menschen. Wie du ja weißt, können die Feen erkennen, wer ein gutes Herz hat und reinen Gewissens handelt.“ Ich nicke. „Nun, das haben sie damals auch schon gemacht. Wenn jemand die Feenmutter um Rat bat, haben sie zuallererst mit ihrer Magie geprüft, ob derjenige würdig ist. Das ging auch viele, viele Jahre gut. Doch eines dunklen Jahres, als die Menschen es sehr schwer hatten, durch Krankheit, Hunger und einen ungerechten Herrscher, bemächtigten sie sich der Feen.“ Gespannt rutsche ich weiter nach vorn. „Wie? Hat ihre Magie sie nicht beschützt?“ „Doch, das hätte sie. Aber die Menschen bauten Fallen und drangen in das Reich der Feen ein. Sie zwangen die Feen, mit ihrer Magie zu heilen, zu zaubern und sogar zu ihrer Unterhaltung angekettet Tricks zu zeigen. Das führte sich mehrere Jahre so fort, die Feen wurden sogar auf Märkten verkauft, wie Hühner oder Ziervögel. Auch der König damals fand Gefallen an den kleinen magischen Wesen und wollte sie gänzlich für sich allein haben.“ Oonas Blick senkt sich und sie macht eine Pause, als würde sie der nächste Teil der Geschichte sehr traurig machen. „Aber dann kamen wir ins Spiel, allen voraus Oona, damals noch jung und flink war wie ein Reh.“ Schelmisch pikst Freya Oona in die Seite. Sie müssen gute Freunde sein, denke ich, denn äußerlich könnten sie unterschiedlicher nicht sein. Freya ist groß und hat hellrote, fast orangefarbene Haare, die von grauen Strähnen durchzogen sind. Ihre Haut ist dunkel und trotz ihres fortgeschrittenen Alters strahlt sie wie frisch gecremt. Oona hingegen hat einen langen grauen Zopf, ist klein, ihre Haut ist faltig und gebräunt von der Sonne. „Ja, da hat sie recht.“ Oona beginnt weiter zu erzählen.

„Wir waren damals noch so jung und rebellierten gegen die Ungerechtigkeit, die die Monarchie mit sich brachte. Ich hatte es so satt, verhungernde Kinder auf der Straße zu sehen, während der Adel sich ein prunkvolles Schloss nach dem nächsten bauen ließ. Als ich dann eines Tages über den Markt ging, um, naja sagen wir mal so, etwas den Reichen zu nehmen und den Armen zu geben, traf ich auf Alva.“ „Nenn es doch einfach beim Namen, du wolltest stehlen, die Kleine ist doch nicht blöd.“ Freya deutet auf mich. Aber das interessiert mich gar nicht. „Alva?“, frage ich stutzig. „Ja, Alva. Die Feenkönigin, die du gestern kennengelernt hast. Sie war in einem erbärmlichen Zustand, ihre Magie war fast verloren, so wie ihre Hoffnung. Ohne darüber nachzudenken, beschloss ich, sie zu befreien. In unserem Versteck, also von Elden, Freya, Kelvin und mir, erzählte uns Alva ihre Geschichte. Dass ihr Volk seit Jahren versklavt wird und die Magie der Feen erlischt. Ohne Worte waren wir uns

alle einig, wir konnten es nicht so weit kommen lassen und schmiedeten einen Plan. Ich will dich nicht mit Details langweilen, aber es gelang uns, nach einigem hin und her einen komplexen Plan zur Befreiung der Feen zu entwickeln. Wir rekrutieren unsere Freunde, immer mehr Leute schlossen sich und an, brauchten sogar bereits befreite Feen mit und dann, in einer Nacht, setzten wir unseren Plan um. In zwei Gruppen machten wir uns auf, befreiten erst in Rüstungen verkleidet die Feen, die bei den reichen Bürgern wohnten und drangen dann in den Palast ein. Durch Alva wussten wir, dass sich der König in jeder Vollmondnacht neue Feen liefern ließ und das war unsere Chance. Mit den befreiten Feen, noch in ihren Käfigen, kamen wir als Händler verkleidet ganz leicht hinein. Und dann schwärmten wir aus. Ich weiß nicht mehr wie, alles ist so unwirklich, wenn ich mich daran erinnere, aber wir ließen die Feen frei und sorgten für Ablenkung. Nur wenig später wurden wir entdeckt, aber wir schafften es raus.“

„Und die Feen?“ Vor Spannung kann ich kaum noch stillsitzen. „Sie schafften es. Kurz nachdem wir vier uns und unsere anderen Freunde in sicherer Entfernung im Wald versteckt hatten, sahen wir es. Es war wie eine Armee der Glühwürmchen, die die Nacht erleuchteten. Wieder vereint und als Schwarm flogen sie in die Freiheit. Doch der König gab keine Ruhe. Er konnte seine Niederlage nicht akzeptieren und wollte seine kleinen Sklaven zurück. Um jeden Preis.“ „Uns wollte er auch. Um jeden Preis“, ergänzt Elden mit rauer Stimme. „Nur uns wollte er tot oder lebendig, es war ihm schlichtweg egal. Er wollte Rache und seine Macht beweisen.“ Eindringlich sieht er mich an. „Nun, wir säßen nicht hier, hätte er es geschafft.“ Oona schmunzelt. „Wir flohen mit den Feen. Hierher.“ Sie breitet die Arme aus und sieht sich um. „Nach Alvaheights?“, frage ich nach. „Ganz richtig Kindchen. Es folgte ein bitterer Kampf auf Leben und Tod. Wir, die Feen und unsere Gefährten gegen die königliche Garde. Viele von uns haben es nicht geschafft.“ Traurig seufzend lässt sie den Kopf sinken. Auch ich muss schlucken. „Schließlich hatte Alva die Idee mit dem magischen Schutzwall und ehe ich mich versah, begann sie zu zaubern. Die Feen fassten sich inmitten des Kampfes an den Händen und von ihnen ging eine Helligkeit und Wärme aus, ich weiß gar nicht, wie ich das beschreiben soll. Wie Sonnenstrahlen, nur noch intensiver.“ „Ich weiß, was du meinst, Oona. Das habe ich auch gefühlt, als ich das Tor gefunden habe.“ Erstaunt sehen mich alle vier Ältesten an. „Sie ist eben die Reinherzige“, entgegnet Freya zufrieden, noch bevor irgendjemand etwas sagen kann. „Die Erde fing an zu beben und aus ihr stieg die Mauer empor. Wie aus dem Nichts war es geschafft. Der Kampf war vorbei. Und wir, wir waren sicher. Vielleicht zum ersten Mal überhaupt.“

Liebevoll streichelt Oona über Eldens faltige Hand. „Alva und die anderen luden

uns ein, zu bleiben und ich weiß nicht, wie es euch ging, aber ich hatte keine Zweifel. Ich wusste sofort, dass das hier mein Zuhause ist.“ Sie sieht ihre Freunde an und sie nicken lächelnd. „Ein sicheres Zuhause war alles, was ich seit meiner Kindheit wollte, und nun hatte ich es. Aber das war noch nicht alles. Zum Dank schenkten uns Alva und die anderen in einem Ritual magische Fähigkeiten, auch als Zeichen, dass wir nun ein Teil der Gemeinschaft waren. Wir alle vier haben ein unterschiedliches Geschenk bekommen. Ich habe einen siebten Sinn, kann die Gedanken lesen, weiß, was geschehen wird, noch bevor es sonst jemand weiß. Freya kann eins mit der Natur werden, sie fühlen, sie auf gewisse Weise lenken. Kelvin kann die Elemente kontrollieren, zwar nicht genau so wie die Feen, aber schon auf eine ähnliche Weise. Und Elden kann die Sprachen aller Tiere und anderen Lebewesen verstehen und sprechen.“ „Das ist unglaublich.“ Mir fehlen die Worte. „Ja, nicht wahr?“ Oona zwinkert mir zu. „Wir blieben also und gründeten unsere Familien hier. Und über die vielen Jahre hinweg ist diese kleine Gemeinschaft gewachsen.“ Mit Wärme in ihrem Blick schaut sie in die Ferne auf den Marktplatz. „Das heißt, alle hier sind eure Kinder?“ Verwundert sehe ich sie an. „Nein, nicht alle. Es waren ja nicht nur wir vier, die bleiben durften, unsere Kammeraden durften es auch. Nur haben sie keine Kräfte bekommen. Diese Ehre hatten nur wir vier. Aber es stimmt schon, viele von ihnen sind meine Kinder, Enkel und Urenkel. Florent, zum Beispiel auch. Deshalb kann er auch mit Tieren reden, so wie sein Urgroßvater.“ Wieder zwinkert sie mir zu und ich ertappe mich, wie ich rot werde. „So, jetzt kennst du die Geschichte von Alvaheights. Und wir, die Ältesten und Mitglieder des Rats heißen dich herzlich in unserer Gemeinschaft willkommen. Du musst nämlich noch wissen, dass du seit der Geburt der Mauer die Allererste bist, die sie durchqueren durfte. Alva und wir haben damals beschlossen, dass nur jemand, der ein reines Herz hat, die magische Mauer überwinden kann. Alle anderen werden von ihrem Zauber abgehalten. Deshalb bist du etwas ganz besonderes, Eira Sterling. Also fühl dich hier zu Hause. Und jetzt komm, ich will dir ganz in Ruhe unser wunderschönes Dorf zeigen.“

Ein weiterer Morgen bricht an und die Sonnenstrahlen streicheln sanft das Fell meiner Stute. Ich greife nach meinem Notizbuch, das inzwischen mit getrockneten Blumen, Zeichnungen und vielen losen Zetteln randvoll gefüllt ist und blättere darin. Wow, wieviel Zeit schon wieder vergangen ist. In Gedanken versunken schüttelte ich leicht den Kopf. Zwei ganze Monate sind wir schon hier in Alvaheights. Und gleich werde ich wieder die Mauer erreichen. Gleich werde ich wieder diese wundervolle Wärme spüren, die das Land der Feen ausstrahlt. Und gleich werde ich ihn wiedersehen. In meinem Bauch beginnt es zu kribbeln und ich muss unwillkürlich lächeln. Ich merke sogar, wie mir die Wärme ins Gesicht steigt und meine Wangen

zu glühen beginnen. Schnell räuspere ich mich und stecke mein Buch wieder in Marigolds Satteltasche. Mein Erröten allein bei dem Gedanken an Florent ist mir peinlich, dabei ist hier außer mir weit und breit niemand. Ich konzentriere mich also wieder auf Marigold und lasse sie antraben, da ich die Mauer gerade so am Horizont erkennen kann. Der Wind ist frisch und weht mir wild durch die Haare, als wir über die grüne Lichtung galoppieren. Endlich erreichen wir das eiserne Tor. Ich springe ab und drehe den Knauf, sodass wir hindurch gehen können. Nicht nur ich scheine aufgeregt und voller Vorfreude zu sein, denn auch meine Stute scharrt bereit mit den Hufen.

In Alvaheights angekommen, begrüßt mich Florent herzlich. Wie sonst auch steht er einige Meter vom Tor entfernt und wartet auf mich. Wir schließen einander in die Arme und ich mache für einen Moment meine Augen zu. Mit dem Gedanken an mein volles Notizbuch und alldem, was in den letzten Monaten passiert ist, wird mir erst jetzt bewusst, wie viel Zeit wirklich vergangen ist. So viel Schreckliches ist passiert, doch in Florents Umarmung verblassen meine Sorgen. Ich atme die noch kühle Luft ein und nehme seinen herrlichen Geruch war. Er riecht nach Wald und Sonnenschein, nach so viel Wärme und Sicherheit. Ich will mich gar nicht aus der Umarmung lösen und es scheint mir so, als würde es ihm ähnlich gehen.

„Es ist so schön, dich wieder zu sehen!“ Vorsichtig lässt er mich schließlich wieder los und sieht mir tief in die Augen. Ich erwidere seinen Blick sofort und sehe in seine grünen Iriden, die um seine Pupille etwas wärmer und fast bräunlich werden. Es scheint so, als würden sie den Wald widerspiegeln. Auch sie strahlen so viel Ruhe und Friedlichkeit aus. Doch da ist auch eine mystische Seite, fast schon so wie die bedrohliche Tiefe eines dunklen Waldes bei Vollmond. Die Morgensonne scheint nun direkt auf seine Iriden und lässt sie golden erstrahlen. Wir beide müssen blinzeln und beenden unser gemeinsames Anstarren.

„Wollen wir gehen?“, fragt Florent in die entstandene Stille hinein. „Die Feen freuen sich schon auf dich. Sie haben für heute Abend ein Lagerfeuer für dich geplant“, erzählt er etwas schüchtern.

„Extra für mich?“ Endlich finde ich meine Stimme wieder.

„Ja, irgendwie schon. Sie wollen dir weiter ihre Magie zeigen. Wasser, Schnee und Pflanzenmagie hast du ja schon gesehen, aber es fehlen noch Licht, Wind und Glanzhüterfeen. Sie haben alle etwas für dich vorbereitet, eine Überraschung sozusagen.“

Florent lächelt verführerisch. „Aber Florent“, ich lege den Kopf etwas schief, „das wäre doch nicht nötig gewesen.“ „Nein, das nicht, aber sie machen das gerne für

dich, da du etwas Besonderes bist und ...“; verlegen unterbricht er seinen Satz und sieht mich einfach nur an. Sein Blick ist so intensiv, dass mir ganz heiß wird und ich fühlen kann, wie meine Wangen ganz rot werden. „Nicht schon wieder“, denke ich nur und senke meinen Blick. Aber Florent legt sofort seine Hand an meine Wange und zwingt mich so ganz sanft ihn wieder anzusehen. Verlegen lächle ich. Er streicht mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht und ich kann sehen, wie sein Blick sanft über mein Gesicht wandert. Ohne weitere Worte, trete ich ein Stück näher an ihn heran, so dass ich nur noch wenige Zentimeter von ihm entfernt stehe. Aus der Nähe kann ich seine Atmung spüren. Mich überkommt das Bedürfnis ihn zu berühren und ich lege meine Hand auf seinen Arm. Seine Hand ruht immer noch auf meiner Wange und fühlt sich dort ganz warm, fast heiß an. Ich will gerade überlegen, was ich als nächstes sagen kann, doch da zieht Florent mich noch näher an sich heran und lässt seine Hand auf meinem Rücken ruhen. Ich spüre nun seinen Körper ganz genau, seine Wärme und seine Muskeln, die sich unter seinen Bewegungen anspannen. Mein Herz beginnt noch schneller zu schlagen und das Kribbeln in meinem Bauch wird noch stärker. Und dann küsst er mich. Seine weichen Lippen legen sich auf meine und ich genieße es. Plötzlich sind meine wirren Gedanken verstummt und alles, was ich wahrnehme, ist er. Ich schließe meine Augen. Florent lässt seine zweite Hand über meine Hüfte und schließlich nach oben auf meinen Rücken gleiten und dreht meinen Kopf ganz leicht zur Seite. Intuitiv folge ich dieser Bewegung und lege meine eine Hand an seinen Hals und lasse sie hinauf in sein honigblondes Haar wandern. Ich vergrabe meine Hand in seinen weichen Locken und seufze auf, als er zärtlich seine Hand in meinen Nacken legt. Ich vergesse alles um mich herum, so wundervoll gefangen bin ich in diesem Moment. Ich kann spüren, dass es Florent ähnlich gehen muss.

Ein Wiehern holt uns wieder zurück in die Realität. Fast vorwurfsvoll sieht uns Marigold an. Wir beide müssen lachen. „Wow, also damit habe ich nicht gerechnet“, stammele ich leise, als wir uns voneinander lösen. „Ich auch nicht“, antwortet Florent verlegen. Ich kann sehen, dass er ebenso überwältigt ist, wie ich auch. „Wir sollten jetzt aber gehen, die Pferde scheinen hungrig zu sein.“

„Sicher, das wird es sein.“ Wieder müssen wir lachen. Bevor ich auf Marigold aufsteige, greift Florent nach meiner Hand und küsst sie. Ich verstehe genau, was er damit meint. Genauso wie ich scheint er sich zu wünschen, dass wir den ganzen Tag hier auf der sonnigen Lichtung nur zu zweit verbringen könnten. Aber das geht nicht, wir werden immerhin erwartet. Mit einer geschmeidigen Bewegung schwinde ich mich in den Sattel. Florent tut es mir gleich und sitzt fast zeitgleich auf seinem Hengst. Dann reiten wir los.

Im Dorf angekommen, werden wir sofort von Feen, Kindern und den anderen Dorfbewohnern umzingelt. Ich freue mich, sie zu sehen und bin wie jeden Tag völlig verblüfft von ihrer Freude und guten Stimmung. Auch Kalidra, Florents Mutter ist dieses Mal unter ihnen und begrüßt mich. Die Feen ziehen jedoch eher meine Aufmerksamkeit auf sich. Wie kleine Glühwürmchen kreisen sie um mich herum, sodass ich ihnen mit den Augen nicht richtig folgen kann und mir ganz schwindelig von dem Versuch wird. Da bleibt eine von ihnen in der Luft vor mir stehen. „Miss Eira, ich bin Elina, eine Glanzhüterfee und ich werde Euch sogleich den magischen Baum zeigen, wenn Ihr mögt, natürlich.“ Anmutig verneigt sie sich in der Luft vor mir. „Danke, es wäre mir eine Ehre.“ Ich senke den Kopf und blicke mich dann noch einmal nach Florent um. Er steht etwas von mir entfernt und nickt mir zu. „Ich kümmere mich um Marigold, geh nur. Elina hat dir vieles zu erzählen.“ Er zwinkert mir zu und greift dann nach Marigolds Zügeln. Eilig greife ich noch mein Buch und einen Bleistift aus der Satteltasche und folge der kleinen Fee in Richtung des gigantischen Baums. „Der Feenbaum ist das Zuhause der Feen und die Quelle unserer Magie. Der gesamte Feenglanz kommt aus ihm und schenkt uns unsere Magie. Meine Aufgabe und die der anderen Glanzhüterfeen ist es, den Baum zum einen zu bewachen, aber auch dafür zu sorgen, dass die Magie im Gleichgewicht bleibt“, berichtet sie stolz und weist mir den Weg durch ein hölzernes Tor direkt in den Baum hinein. Vor Erstaunen bleibt mir der Mund offenstehen. So etwas hätte ich mir nicht mal vorstellen können. Alles ist hell erleuchtet und glitzert. Soweit ich blicken kann, sind zahlreiche Feen am Arbeiten und füllen den Feenglanz, der wie in einem Fluss durch den Baum strömt, in kleine Flaschen ab. Wäre nicht alles so leuchtend und magisch, könnte man fast meinen, es handele sich um eine Fabrik. Alles erfolgt unglaublich schnell und die Feen arbeiten Hand in Hand. Sie fliegen über mir und um mich herum, sodass ich nicht weiß, wo ich zuerst hinsehen soll. „Gefällt es euch, Miss Eira?“, fragt Elina schließlich. „Es ist unbeschreiblich schön. Es ist wie eine kleine Fabrik, wie ein Bienenstock.“ Vor Erstaunen fehlen mir die Worte. „Mhh, ja“, Elina muss lachen, „Die Bienen sind ein ebenso gut organisiertes Volk wie wir. So, und nun kommt, es gibt noch viel zu sehen.“ Ganz zart greift sie nach meinem linken Zeigefinger, so, als würde sie mich an die Hand nehmen wollen und zieht mich in einen weiteren Gang.

So vergeht der ganze Tag für mich wie im Flug. Nachdem mir Elina ganz genau die Feenglanzproduktion gezeigt hat, wurde ich draußen von einer weiteren kleinen Fee schon erwartet. Ihr Name ist Fayette und sie ist eine Windfee. Auch sie ist ganz erpicht darauf, mir alles zu zeigen, ihre Freunde vorzustellen und Kräfte zu präsentieren. Ich kann gar nicht sagen, wer faszinierter ist, die kleinen Feen oder ich?

Geduldig halten sie still, als ich darum bitte, sie zeichnen zu dürfen und sie quiet-schen begeistert auf, als sie die fertige Zeichnung sehen. „Das ist ja so wunderschön! Danke Miss Eira! So etwas hat noch nie jemand für uns getan!“ Freudig fliegt Fayette einen Looping in der Luft. „Gern geschehen. Und ich habe euch zu danken, dass ihr mir alles zeigt und mich all das auch aufschreiben lasst. Das ist so gütig und wahrlich nicht selbstverständlich. Also habt Dank.“ Ich senke den Kopf, um den kleinen Wesen vor mir meine Dankbarkeit zu zeigen. „Das ist doch selbstverständlich. Wir tun das sehr gerne. Immerhin seid Ihr die erste, die das magische Tor durchqueren durfte nach all den Jahren. Ihr habt ein gutes Herz, nein sogar ein Herz aus Gold!“, antwortet mir Fayette mit heller Stimme, fliegt zu meiner Schulter und schmiegt sich an sie. „So, aber jetzt kommt, es wird schon dunkel. Gleich geht das Lagerfeuer los und die Lichterfeen wollen euch davor unbedingt noch sehen.“ Mit fast kindlichem Übermut zieht sie mich an meinem Zeigefinger in Richtung Dorfplatz.

Ich kann meinen Augen gar nicht glauben, als ich sehe, was in meiner Abwesenheit alles auf dem Dorfplatz errichtet wurde. Mittig prasselt ein prächtiges Lagerfeuer, um das kreisförmig angeordnet Holzstämme liegen, die mit Decken und Kissen dekoriert sind. Das Ganze wird gerahmt von Fackeln und Girlanden aus Blättern und Blumen. Als ich genauer hinsehe, kann ich erkennen, dass viele kleine Pflanzenfeen gerade noch damit beschäftigt sind, die Blüten mit Feenstaub zu bestreuen und sie so zum Leuchten bringen. Ihre Flügel leuchten in der Dämmerung deutlich und lassen sie wie tanzende Lichter aussehen. Auch der gigantische Feenbaum spendet aus der Ferne Licht und taucht das ganze Ambiente in ein angenehmes und warmes Licht. Langsam treten die anderen Bewohner aus dem Schatten hervor und blicken mich erwartungsvoll an. Auch Florent ist unter ihnen und lächelt mir zu. Als ich ihn sehe, wird mir ganz warm und ich kann ein verlegenes Schmunzeln nicht verbergen. Hinter Florent steht Oona, die sich auf einem Stock abstützt. Irgendwas flüstert sie Florent zu, aber ich kann es nicht verstehen, da ich immer noch wie gebannt dastehe. Als Florent auf die ältere Dame nicht reagiert, nimmt sie kurzerhand ihren Stock und stupst Florent von hinten damit an, sodass er einen großen Schritt nach vorne stolpert. „Na geh schon“, knurrt sie ihm leise zu, als er sich beschwerend zu ihr umdreht. Schüchtern blickt er erst zu Boden, dann zu mir. Er lächelt. Wenige Schritte später ist er bei mir und streckt mir seine Hand entgegen. „Miss Eira, darf ich bitten“, fragt er mich mit verstellt förmlicher Stimme. Ich muss lachen und lege schließlich meine Hand in seine und trete neben ihn. Wie auch schon heute Morgen sehen wir uns intensiv in die Augen. Die Reflexion des Lagerfeuers in seinen großen Augen erweckt wieder das Kribbeln in meinem Bauch. Wie gerne würde ich ihn jetzt küssen. Fest hält er meine Hand in seiner. Dann hebt er sie zu seinem Mund

und küsst sie. Ich muss verlegen schmunzeln und senke den Blick. Florent legt seine andere Hand an mein Kinn, richtet meinen Kopf wieder auf, sodass ich ihn wieder ansehe. Liebevoll sieht er mich an. Wieder schein ich die Zeit in seinem Blick zu vergessen und auch, wo ich mich gerade befinde. Und dann küsst er mich. Einfach so. Wieder spüre ich nur seine Wärme, seine Berührungen. Plötzlich beginnen die anwesenden Bewohner zu jubeln und zu klatschen. Erschrocken lösen wir uns voneinander und halten uns noch an den Händen. Ich merke, wie mir vor Scham die Hitze des umgebenen Feuers in die Wangen schießt. „Ich habe für einen Moment ganz vergessen, dass wir nicht allein sind“, flüstere ich Florent beschämt zu. „Ich nicht. Aber ich wollte, dass es alle erfahren. Dass alle sehen, wie glücklich ich bin, dich getroffen zu haben“, entgegnet er mir lächelnd und küsst erneut meine Hand.

Dann führt er mich an den anderen vorbei zum Lagerfeuer und wir nehmen zusammen auf einem der Holzstämme Platz. Florent breitet eine gestrickte Decke über uns aus und legt dann einen Arm um mich. „Ist dir so warm genug?“, fürsorglich stellt er sicher, dass meine Beine ringsum bedeckt sind. „Ja mir geht’s gut. Sogar sehr gut!“ Ich schenke ihm einen schnellen Kuss und lehne mich dann an seine Schulter. Die Dorfbewohner nehmen allmählich auch auf den Holzstämmen Platz. Einige laufen einen Umweg an uns vorbei und gratulieren oder richten liebe Worte an uns. Noch bevor alle sitzen, räuspert sich Oona und erhebt sich langsam wieder. „Ich möchte, bevor wir anfangen, ein paar Worte sagen. Als ich mich damals noch als junge Frau entschied, gegen meine eigenen Leute und für ein kleines, aber so unglaublich wertvolles Volk zu kämpfen, hätte ich nie gedacht, dass ich eines Tages hier stehen würde. Hier, an einem noch jungen Abend einer sternklaren Nacht, in der ich in die Augen meiner Kinder, Enkel, Urenkel und meiner Freunde blicken kann und das in absolutem Frieden. Und ich freue mich ganz besonders, dass wir an diesem Abend auch die Liebe in unserem kleinen Kreis feiern können.“ Mit einer schweifenden Handbewegung deutete sie zu Florent und mir. „Also lasst uns anstoßen! Auf die Freundschaft, die Liebe und den Frieden!“ Sie hebt einen hölzernen Becher in die Höhe und blickt sich lächelnd in der versammelten Runde um. Alle Dorfbewohner stehen nach und nach auf und erheben ebenfalls ihre Becher und so tun es auch Florent und ich. Selbst die Feen, die neben uns in der Luft tanzen, strecken kleine Becher in Oonas Richtung. Dann, wie aus einem Mund wiederholen alle ihren Letzten Satz: „Auf die Freundschaft, Liebe und den Frieden!“

Der Abend geht mit einem prächtigen Feuerwerk zu Ende, das die Lichterfeen mit ihrer Magie erschaffen. Ich bin jedes Mal erstaunt, wenn ich die unterschiedlichen Magieformen der Feen zu Gesicht bekomme. Sie sind alle einzigartig und

überwältigend zugleich und jedes Mal ein Spektakel für meine Augen und meinen Geist. Jedes Mal aufs Neue kann ich die Vielfältigkeit, die Macht und die Schönheit nicht fassen und ich kann nur mit offenem Mund zusehen. Inzwischen ist mein Notizbuch randvoll mit Zeichnungen und Skizzen, die versuchen, das Fantastische der Magie einzufangen oder auch nur ansatzweise originalgetreu darzustellen. Selbst hier, am Lagerfeuer versuche ich noch, meine Zeichnungen über die Lichtmagie zu perfektionieren. „Hey“, Florents leise Worte reißen mich aus meinen perfektionistischen Zeichenversuchen und ich sehe zu ihm auf. „Ja? Was ist los?“ Fast hektisch lasse ich meinen Stift sinken. „Nichts, nur es ist schon ziemlich spät und die ersten wollen zu Bett gehen. Und ich glaube auch, dass du für heute genug gearbeitet hast, findest du nicht?“ „Doch schon, aber es ist mir wichtig, dass alles, was ich hier notiere, seine Richtigkeit hat. Ich möchte es unbedingt so gut machen, wie mein Vater es getan hätte. Du musst wissen, er ist überaus sorgfältig bei solchen Dingen, fast schon perfektionistisch.“ Ich sehe wieder auf das lederne Notizbuch in meinem Schoß. „Ich glaube, das habe ich von ihm geerbt.“

Wehmütig muss ich lächeln. Ich vermisse ihn. Ich vermisse ihn so sehr, dass es in meiner Brust unangenehm zieht, wenn ich an ihn denke. Monate ist es her, seit ich mit ihm sprechen konnte. Nun, das stimmt nicht, zumal ich jeden Abend, wenn ich von meinem Ausflug zurückkomme, ihm zuallererst berichte, was ich alles erlebt habe. Nur reagiert er nicht. Bei dem Gedanken daran steigen mir die Tränen in die Augen. Zuletzt habe ich ihm von Florent erzählt und was ich für ihn empfinde. Nichts habe ich mir sehnlicher gewünscht, als sein leicht schiefes Lächeln in diesem Moment zu sehen. Aber er schwieg und seine Augen blieben zu. Rasch wische ich mir eine Träne weg. „Hey, es ist nicht schlimm, wenn du weinen musst.“ Florent schließt mich in seine Arme. Er muss bemerkt haben, dass mir die Tränen über die Wangen laufen, ohne dass ich etwas dagegen tun kann. „Es ist nur“, ich schluchze, „ich würde das hier so gerne mit ihm teilen. Ihm die Feen vorstellen, ihm ihre Magie zeigen, den Baum, Oona und Elden und“, ich stocke, „und dich.“ Liebevoll sehe ich Florent an und wische mir die Tränen aus dem Gesicht. „Das wirst du. Bald. Da bin ich mir ganz sicher. Ich wollte es dir eigentlich erst morgen sagen, bevor du zurückreitest, aber ich glaube, dass du es jetzt dringender wissen musst. Ich habe mit Alva und mit Oona gesprochen und sie bereiten schon seit letzter Woche eine Medizin für deinen Vater zu. Sie muss noch über Nacht ziehen, aber morgen früh kannst du sie mitnehmen.“ Ich falle ihm so hastig um den Hals, dass er fast vom Baumstumpf rutscht. „Ich danke dir“, hauche ich ihm ins Ohr.

„Natürlich. Das ist doch das Mindeste, was ich tun kann. Und glaub mir, Feenmedizin ist stark, es wird deinem Vater bald besser gehen.“ „Da bin ich mir ganz sicher.“

Überwältigt von meinen Gefühlen küsse ich ihn überschwänglich. „Es wird Zeit, schlafen zu gehen. Du musst morgen früh los. Komm, ich bringe dich noch zu Oonas Hütte.“ Er steht auf und reicht mir seine Hand. Schlendernd laufen wir am Ufer des Sees entlang, in dessen Mitte der Feenbaum die Nacht erleuchtet. „So, da wären wir. Gute Nacht, Herzchen.“ Florent will mich umarmen, aber ich muss so sehr lachen bei diesem Kosenamen, dass ich nicht mehr geradestehen kann.

„Pssst, du musst doch leise sein“, ermahnt er mich kichernd. „Du weckst noch das ganze Dorf wieder auf, mein Herzchen.“ Neckisch pikst er mir in die Seite.

„Hey, das ist unfair. Kitzeln ist fies, Feenjunge.“ Auch ich erinnere mich noch ganz genau an seinen ersten Spitznamen. Jetzt muss er ein herzhaftes Lachen unterdrücken, um nicht zu laut zu sein.

„Schlaf gut, meine liebste Eira“, sagt er schließlich noch immer grinsend.

„Gute Nacht, mein liebster Florent“, erwidere ich seine Worte und küsse ihn leidenschaftlich. Ein wohliges Gefühl von Wärme und Geborgenheit breitet sich in meinem ganzen Körper aus. Ich muss mir ein Stöhnen verkneifen, als Florent beginnt, meinen Hals zu küssen. Instinktiv neige ich meinen Kopf zur Seite, um ihm besseren Zugang zu gewähren. Meine Haut prickelt unter seinen Küssen und mir wird ganz heiß. Mit einer Hand streift er mir meine Bluse von der Schulter und drückt mich dann noch näher an sich. Wieder muss ich schwer ausatmen. Als er beginnt, meine Schulter zu küssen und langsam immer weiter hinabzuwandern, schiebe ich meine Hand unter sein lockeres Hemd und streichle über seinen Bauch und seine Brust. Jetzt muss er stöhnen. Für einen Herzschlag halten wir inne und sehen uns nur an. Gerade in der Sekunde, als ich ihm einen weiteren leidenschaftlichen Kuss geben will, öffnet sich hinter uns knarrend die Tür von Oonas Hütte.

„Mhh ...“, die alte Frau räuspert sich und wir springen vor Schreck auseinander. „Was sollte das denn werden?“ Skeptisch und zugleich vorwurfsvoll zieht sie eine Augenbraue hoch. Schnell und so unauffällig wie ich nur kann, richte ich meine Kleidung wieder her. „Ich, ich habe Eira nur hierhergebracht und ähm ... Gute Nacht gesagt.“ Auch Florent zupft verlegen an seinem Hemd herum.

„So so, gute Nacht gesagt also.“ Sie glaubt uns kein Wort, das erkenne ich genau, an dem Klang ihrer Stimme und dem skeptischen Blick.

„Ja genau. Also gute Nacht Eira.“ Diesmal nimmt Florent meine Hand und küsst sie förmlich.

„Oona. Gute Nacht“, höflich nickt er ihr zu und geht dann zügig den Pfad hinunter.

„Na dann komm mal rein, Kindchen.“ Verlegen räuspere ich mich und trete dann ein. „Schlaf schön. Ich werde dich morgen früh mit Sonnenaufgang wecken, damit du schnell zu deinem Vater kommst. Die Medizin ist nämlich soweit.“

Verschwörerisch lächelt sie. Ich kann nicht anders und falle ihr um den Hals.
„Danke Oona! Aber woher weißt du denn schon wieder, dass ich weiß, dass ...“, verduzt lasse ich los und sehe sie an.

„Ach Eira, Kindchen, du weißt doch, ich habe einen siebten Sinn. Und jetzt geh schlafen.“ Sie geleitet mich noch in mein kleines Zimmer, löscht das Licht und schließt mit einem letzten „Gute Nacht“ die Tür.

Am nächsten Morgen erreiche ich das Lager noch vor Mittag. Ich mache mir nicht die Mühe, Marigold erst auf die Koppel zu bringen, sondern springe direkt vor dem Zelt meiner Eltern von ihrem Rücken. „Warte hier, meine Hübsche, ich bin gleich zurück.“ Schnell wühle ich in meiner Satteltasche nach der kleinen braunen Phiolen, die mir Oona vor wenigen Stunden in die Hand drückte. Da. Ich habe sie. Hoffnungsvoll sehe ich die Flasche in meiner Hand an. „Fünf Tropfen direkt auf die Zunge geben und das alle drei Stunden“, wiederhole ich gedanklich Oonas Anweisungen. Ich will schon zum Zelt stürmen, da halte ich kurz inne. Colden kommt auf mich zu. „Eira, na, auch mal wieder hier?“ Mit lockerem Schritt und verstellt freundlicher Stimme kommt er auf mich zu. „Colden.“ Ich habe keine netten Worte für ihn übrig. „Und, hast du was Spannendes gefunden, da draußen?“, fragt er mich, immer noch aufgesetzt freundlich. „Nee, nichts“, entgegne ich genervt. „Ich muss dann auch zu meiner Mutter, also ...“ „Oh, zur guten Lady Amaya. Richte ihr meine Grüße aus.“ „Ähm, ja, gut, werde ich.“ Ich drehe mich um, will gerade das Zelt betreten, da wendet sich Colden erneut an mich. „Soll ich mich um dein Pferd kümmern? Ich mache das wirklich gerne.“ Ich glaube ihm nicht. „Nein, schon gut, ich bin gleich zurück“, antworte ich unterkühlt. „Ach, das ist wirklich kein Problem, Eira. Sie wird sich noch verkühlen, wenn du sie hier so schweißnass stehen lässt.“ Unrecht hat er damit nicht. Und Marigold wird sich wehren, falls er auch nur eine falsche Bewegung macht, da bin ich mir ganz sicher. „Also schön“, gebe ich nach. „Danke dir.“ „Keine Ursache.“ Coldens falsches Grinsen macht mich langsam wütend. „Warte. Ich habe etwas vergessen.“ Schnell laufe ich zur Satteltasche und ziehe mein Notizbuch heraus. Nicht, dass er das noch findet. Immerhin traue ich ihm alles zu. „Das brauche ich.“ Jetzt lächle auch ich aufgesetzt.

„Alles klar, dann bis später“, sagt er, aber mir fällt auf, wie er mein Buch nicht aus den Augen lässt. Ich schüttle mich, als er endlich weggeht. So ein unangenehmer Typ, denke ich nur.

„Was mache ich denn jetzt mit dir?“, frage ich doch tatsächlich mein Notizbuch. Als es mir natürlich keine Antwort gibt, beschließe ich, es in meinem Zelt zu platzieren. Dann eile ich zu meiner Mutter. „Mama, hier, ich habe sie!“ Stolz hebe ich das

Fläschchen in die Höhe und renne weiter auf meine Mutter zu.

„Was ist das, Liebes?“ Verwundert sieht sie mich an.

„Das ist die Medizin, für Vater. Die Feen haben sie für mich gemacht. Sie wird ihn retten!“

„Zeig mal her.“ Erst jetzt bemerke ich Selma, die an Vaters Bett steht. Ich reiche ihr die Phiole, sie öffnet den Korken und riecht an dem Inhalt. „Kamille, Arnika, Beifuß, Wermut ...“, murmelt sie vor sich hin.

„Feen?“, fragt mich Mutter ganz verwundert unterdessen.

„Ja, aber das ist eine lange Geschichte. Selma, was sagst du, wird es ihm helfen?“, frage ich sie hoffnungsvoll.

„Alles, was ich rieche, sind gute Kräuter. Heilen wird es ihn nicht, aber auch nicht schaden.“ Sie zuckt mit den Schultern. „Doch, es wird ihn heilen, der Trank ist mit Magie gebraut worden. Mit Feenmagie!“ Ich sehe in die besorgten Augen meiner Mutter. „Ich weiß, das klingt verrückt, aber bitte glaubt mir. Hier, Oona hat es mir extra aufgeschrieben, fünf Tropfen direkt auf die Zunge und das alle drei Stunden.“ Fast bettelnd sehe ich sie an. „Gut, versuchen wir’s“, antwortet Selma entschlossen. „My Lady? Seid ihr einverstanden?“, wendet sich Selma an meine Mutter. „Ja, das bin ich. Versuch es.“ Selma nickt und gibt meinem Vater die erste Dosis. Erleichtert atme ich auf. Die neue Hoffnung in mir beflügelt mich förmlich. „Eira, wirst du mir jetzt endlich erzählen, was du dort im Süden gefunden hast?“ Ich kann an Mamas Stimme hören, dass ihre Geduld schwindet. „Ja, Mama, jetzt werde ich es dir erzählen. Aber das darf dieses Zelt nie verlassen, versprochen?“ „Natürlich“, verspricht sie mir und auch Selma nickt zustimmend. Bevor ich zu erzählen beginne, laufe ich schnell in mein Zelt hinüber, um mein Notizbuch zu holen.

Gerade als ich die Zeltplane zur Seite schieben will, halte ich inne, weil ich im Zelt etwas höre. Ein Rascheln. Vielleicht ein Tier? Behutsam schiebe ich die Zeltplane zur Seite und blicke hinein. „Colden? Was machst du denn hier? Was machst du mit meinen Sachen? Verschwinde von hier“, schreie ich ihn an. „Du hast uns alle angelogen! Eira, wie konntest du nur?! Du hast ein Feendorf gefunden, da unten im Süden! Mit magischen Kreaturen und Zauberern? Wie konntest du das nur verschweigen? Ich hätte es wissen sollen, du bist genauso verlogen wie deine Schwes ... Ach, was rede ich da, wie deine ganze Familie.“ „Colden, du hast kein Recht, einfach in mein Zelt einzubrechen und meine Sachen zu durchwühlen. Gib mir sofort mein Notizbuch und dann verschwinde von hier!“ Panisch reiße ich ihm mein Notizbuch aus den Händen. Wütend stampfend und sinnlose Wörter fluchend, verlässt er mein Zelt. Meine Gedanken werden geflutet von einem Gefühl, bestehend aus Angst, Panik und Schuld. So schnell ich kann, sammle ich die herausgefallenen

Blätter vom Boden auf und lege sie behutsam wieder in mein Buch. „Verdammt, was mache ich jetzt?“ Tränen steigen mir in die Augen. Nein, jetzt nicht weinen, jetzt bloß nicht weinen, ich muss einen kühlen Kopf bewahren, nein, ich muss überlegen, was Colden als nächstes tun wird. Wird er es allen erzählen? Wird er gleich nach Alvaheights aufbrechen und die Feen überfallen? „Tief atmen, Eira, ein und aus „, versuche ich mich zu beruhigen. „Ich muss zurück. Ich muss sofort zurück und sie warnen!“, in Windeseile greife ich meine Sachen, werfe sie in eine kleine Tasche und renne durch den Schnee zur Koppel. Marigold ist gerade am Trinken und wird von einem Knappen gebürstet. „Hey, saddle sie! Ich muss nochmal los“, rufe ich ihm zu. Verwirrt nickt er nur. Meine Gedanken rasen. „Ich muss Mutter Bescheid sagen, ich kann nicht einfach so verschwinden“, fällt es mir plötzlich ein und ich renne zurück zum Zelt. „Colden, er hat meine Sachen gefunden, ich muss zurück!“, presse ich zwischen hektischen Atemzügen hervor. „Was hat Colden?“, verwundert sieht Mama mich an. „Er hat meine Sachen durchwühlt, er weiß alles, über die Feen und Alvaheights. Er wird sie angreifen! Ich muss sie warnen!“ immer noch fragend sehen sie mich an. „Dann geh, Liebes.“, ruft mir Mutter zu und lächelt ermunternd. Richtig verstanden hat sie mich vermutlich nicht, aber ich bin froh, dass sie mir vertraut. Ich nicke und laufe so schnell ich kann zu Marigold zurück. Der Knappe hat ganze Arbeit geleistet. Fertig gesattelt steht sie vor der Koppel. „Danke“, sage ich nur knapp und steige auf. „Es tut mir so leid, meine Hübsche, aber wir müssen zurück. Ich muss sie warnen. Colden ist unberechenbar!“

Mit der Dämmerung treffen wir am Dorfplatz ein. „Eira, was machst du denn hier? Ist was mit deinem Vater?“ Kalidra begrüßt mich als Erste. Ich schüttle nur den Kopf. Erschöpft rutsche ich von Marigolds Rücken. Meine Gefühle überkommen mich und ich breche in Tränen aus. Florent eilt herbei und nimmt mich in den Arm. Durch mein Schluchzen hinweg, kann ich sehen, wie er und Kalidra verwunderte Blicke tauschen. „Eira, was ist passiert?“, jetzt ist es Florent der mich fragt. „Er hat es gesehen ...“, stammle ich, „... er hat alles gesehen.“ „Wer? Wer hat was gesehen?“, Kalidra hockt sich vor mich auf den Boden, als würde sie mit einem Kind reden. Ich löse mich von Florent. „Colden. Der Verlobte meiner Schwester, also der ehemalige Verlobte. Er ist in mein Zelt eingebrochen und hat all meine Aufzeichnungen gefunden. Er weiß jetzt von euch. Es tut mir so leid, ich wollte das nicht“, wieder schluchzend berge ich mein Gesicht in Florents Umarmung. „Eira, mach dir nicht solche Sorgen, gut, dann weiß eben ein weiterer Dummkopf, dass es uns hier gibt, na und? Er wird die Mauer nicht überwinden können, sie ist verzaubert. Erinnerst du dich? Nur wer reinen Herzens ist, kann durch das Tor gehen“, beruhigend steht Kalidra auf und legt mir eine Hand auf die Schulter. „Aber er ist unberechenbar und

machtgierig, ich“, Kalidra fällt mir ins Wort. „Kein Aber, Eira. Alles ist gut. Jetzt ruh dich erstmal aus. Ich rede mit Alva.“ Sie nickt mir im Gehen zu und deutet Florent irgendwas mit der Hand, was ich aber nicht verstehe.

„Na komm, wir bringen Marigold auf die Weide. Das wird dich ablenken“, vorsichtig lässt er mich los, nimmt dann meine Hand und wir laufen mit Marigold zur Weide. Es ist ein ganzes Stück bis dorthin, aber wir sprechen kein Wort.

„Eira“, beginnt Florent vorsichtig. „Es wird schon dunkel und Marigold ist erschöpft, sie schafft keinen weiteren Ritt. Lass dich nicht von deinen Schuldgefühlen zerfressen. Du hast Mutter doch gehört, alles ist gut. Die Mauer beschützt uns seit Jahrhunderten.“ Ich schweige weiterhin. Florent seufzt, sattelt Marigold ab, breitet ihre Satteldecke in der Sonne aus und beginnt sie zu striegeln. Ich setze mich in Gedanken versunken auf die Decke und rupfe einzelne Grashalme aus der Wiese. Langsam wird es dunkel und ich sehe, wie im Dorf Ruhe einkehrt.

„Na komm, wir gehen essen und dann schläfst du bei Oona.“ Ich reagiere nicht auf ihn. Stur bleibe ich auf der Decke sitzen und gehe in meinem Kopf immer wieder alle möglichen Szenarien durch. So gerne ich es auch würde, ich kann nicht glauben, dass Colden keine Gefahr darstellt. Immer wieder kommt diese Stimme in meinen Kopf: „Er wird schon einen Weg finden.“ Ich höre Florent in der Ferne seufzen. Dann nimmt er mich am Arm und zieht mich auf die Füße.

„Es reicht jetzt mit Grübeln, komm mit.“ „Nein, ich kann nicht. Ich kann Oona, Alva, Elden und allen anderen nie wieder unter die Augen treten. Ich habe euch verraten, bringe euch in Gefahr! Wie könnt ihr mich hier überhaupt noch willkommen heißen.“ Tränen beginnen über meine Wangen zu laufen.

„Eira! Bleib!“ Er hält mich am Arm fest, als ich mich zum Gehen abwende. „Eira, verstehst du denn nicht, du hast keine Schuld! Du bist UNSCHULDIG. Sonst wärest du doch gar nicht mehr hineingekommen. Das Tor lässt nur diejenigen durch, die reinen Herzens sind! Hättest du bewusst, mit Absicht irgendwas getan, was uns schaden würde, hättest du gelogen, dann wärest du nie hierher zurückgekommen. Und es passiert uns nichts! Jetzt glaub mir bitte!“ Ich halte inne und lasse meinen Blick schweifen. Er hat recht.

„Aber trotzdem, Colden ist böse und führt etwas im Schilde.“

„Und wenn schon, hier sind wir sicher.“

Er küsst mich vorsichtig auf die Wange. Dann auf die andere. Ich muss lächeln. Als er das bemerkt, macht er weiter und küsst meine Tränen weg.

„Alles wird gut“, flüstert er mir ins Ohr, was mir eine Gänsehaut bereitet. Ich nicke nur. Dann küsse ich ihn. Leidenschaft, lang, intensiv. Wir lassen kurz voneinander

ab und holen Luft. „Danke“, flüstere ich. „Danke, dass du du bist“. Er küsst mich. Erst meinen Mund, meine Wange, dann meinen Hals. Mit warmen Küssen bahnt er sich den Weg von meinem Hals immer tiefer hinab.

Sofort vergesse ich die Sorgen und Schuldgefühle, die bis eben noch meine Gedanken trüb vernebelten. Doch jetzt mit Florent, so nah bei mir, scheint sich der Nebel zu verflüchtigen und meine Gedanken drehen sich nur noch um eins: ihn. Als er vorsichtig eine Hand über meine Brust streichen lässt, atme ich genussvoll tief aus. „Gut?“, flüstert er mir leise ins Ohr. Sein Atem ist warm und der sanfte Luftstrom seiner Stimme kitzelt mein Ohr und meinen Hals. Überwältigt von diesem Gefühl bin ich nicht in der Lage, ihm mit Worten zu antworten. Stattdessen nicke ich kräftig und vergrabe dann meine Hand, die bis eben noch auf seinem Rücken lag, in seinem Haar. Vorsichtig, aber bestimmt, drücke ich ihn näher an mich und verstärke mit einem Kuss meine Antwort. Ich spüre, wie Florent lächelt. Er dehnt unseren Kuss aus, doch das reicht mir nicht. „Ich will dich noch näher“, hauche ich. Anstatt meinem Wunsch nachzukommen, löst er sich einen Moment von mir und sieht mich einfach nur an.

„Was ist los? Hab ich was falsch gemacht?“ Zögerlich streichle ich ihm über den Rücken. „Nein, nicht doch.“ Er lächelt mich sanft an. „Ich, ich bin nur so überwältigt. Ich hätte mir nie träumen lassen, dass ich mal so für jemanden empfinde, wie ich es für dich tue. Eira, ich weiß, wir kennen uns noch nicht so lang, aber jedes Mal, wenn du auf deinem Pferd im Sonnenaufgang zum Tor geritten kommst, fühlt es sich so an, als würde mein Herz anfangen zu leuchten, verstehst du das?“ Fragend runzelt er die Stirn.

„Oh Florent“, ich bin so gerührt von seinen Worten, dass ich ihm mit einem Kuss antworte. „Ich liebe dich! Noch nie habe ich mich mit jemandem so wohl gefühlt, wie mit dir. Bei dir fühle ich mich, ja, ich fühle mich zu Hause.“ Diesmal antwortet er mir mit einem weiteren leidenschaftlichen Kuss.

„Ich liebe dich“, haucht er mir zwischen unseren Küssen in den Mund. Mich durchströmen wohlige Wärme und das Verlangen, ihn noch näher zu spüren. Langsam lassen wir uns auf die Satteldecke sinken. Ungeschickt ziehe ich an seinem Hemd, mir gelingt es jedoch nicht, es ihm komplett auszuziehen. Lächelnd löst er sich von mir, zieht sich das Hemd über den Kopf und wirft es mit seiner abgestreiften Hose neben die Satteldecke. Schnell tue ich es ihm gleich und öffne die Schnürung meines Kleides. Da Florent vor mir fertig ist, rutscht er wieder eng zu mir und hilft mir schließlich, das Kleid, meine Hose und Unterhose vom Körper zu streifen. Mein Atem geht immer schneller, als ich nur noch im Unterkleid vor ihm sitze. Fast gleichzeitig bewegen wir uns wieder aufeinander zu. Feuerige Küsse bahnen sich den Weg von meinen prickelnden Lippen, zu meinem Hals und noch

tiefer zu meiner Brust. Ein Stöhnen entweicht mir, als Florent mit seinen Lippen dort verweilt. Ich kann kaum atmen.

Er hält kurz inne, lächelt und rutscht dann immer tiefer, bis er zwischen meinen Oberschenkeln angelangt ist. Ich stöhne erneut, nur diesmal kann ich es nicht kontrollieren, da seine Berührungen all meine Sinne vernebeln. Mit zärtlichen Berührungen umkreist er einen Punkt, der meinen Körper mit Leidenschaft und noch mehr Lust erfüllt. Hitze breitet sich von diesem Punkt wellenartig aus. Seine Küsse wandern von meinem Unterleib hoch bis zu meinem Nabel. Ich greife nach seinen flauschigen Haaren und ziehe ihn nah an mich heran. Ein kurzer, aber angenehmer Schmerz raubt mir die Luft zum Atmen, als ich ihn erstmals in mir spüre. Florents feurige Küsse an meinem Nacken und Ohr sind wie Öl für dieses Feuer der Leidenschaft und entfachen es noch weiter. Seine Bewegungen und Berührungen steigern dieses feurige Gefühl bis zu einer finalen Explosion, die mich eine so gewaltige Welle an Gefühlen empfinden lässt, dass ich alles um mich herum vergesse und ich das Bedürfnis habe, aufzuschreien. Die Welt um uns herum scheint stehen zu bleiben. Es existieren nur noch Florent und ich.

Als mich der Nebel aus Feuer und Verlangen wieder klarsehen lässt, blicke ich in Florents Augen, die mit Liebe erfüllt sind. Lächelnd gibt er mir einen zärtlichen Kuss auf meinen Mund, legt sich neben mich und schließt mich in seine Arme. Eng an ihn gekuschelt schlafe ich mit einem wohligen Gefühl in meiner Brust und mit einem Lächeln auf den Lippen ein.

Das Zwitschern der Vögel weckt mich sanft am nächsten Morgen. Noch immer liege ich in Florents Arm und mit dem Kopf auf seiner Brust. Ich höre seinen Herzschlag und seinen ruhigen Atem. Alles ist so friedlich, ich will hier nie wieder weg. Schon seit langem habe ich mich nicht mehr so zu Hause gefühlt.

„Guten Morgen“, Florent küsst mich auf die Stirn. „Du bist wach?“ Lächelnd drehe ich meinem Kopf nach oben, sodass ich ihn ansehen kann. „Gerade eben aufgewacht.“ Ich will ihm antworten, aber laute Geräusche aus dem Dorf lenken mich ab. Verwundert setze ich mich auf und lausche in die Ferne. „Was ist denn da los?“ Ohne hinzusehen, fasse ich neben mich und greife mein Unterkleid. Jetzt setzt sich auch Florent neben mir auf. „Es klingt, als wäre das ganze Dorf auf und in wilder Unruhe!“ Schnell ziehe ich mir das Unterkleid über, schlüpfte noch im Sitzen in meine Unterhose. Als ich fertig bin sehe ich Florent an. Er hat sich sein Hemd übergezogen und sieht mit besorgtem Blick in die Ferne. „Was kann denn nur los sein?“ Die Unruhe in mir wächst. „Ich weiß es nicht. Aber lass uns schnell nachsehen.“

Hand in Hand laufen wir zurück zum Dorf. „Was ist denn hier los?“ Wir erwischen Kalidra auf dem Dorfplatz, wie sie wild mit den Händen fuchtelt und ver-

sucht, das entstandene Durcheinander zu koordinieren. „Es ist etwas an der Grenze. Wir werden angegriffen.“ Als ich diese Worte aus ihrem Mund höre, werden mir die Knie weich und ich sacke fast zusammen. Florent hält mich fest. „Was können wir tun?“, fragt er laut, um gegen den Lärm anzukommen. „Reitet zur Grenze. Vielleicht könnt ihr verhandeln. Ich kümmere mich hier um alles.“ Florent nickt. „Das ist alles meine Schuld“, murme ich abwesend vor mich hin. „Eira, wir haben dafür jetzt keine Zeit, kommst du mit mir zur Grenze? Bitte, ich brauche dich.“ Seine Worte dringen zu mir durch. Ich rapple mich auf, strecke meine Schultern durch und atme tief durch. „Ja, ich bin bereit, lass uns gleich los.“ Trotz der Anspannung lächelt er, greift dann meine Hand und wir laufen los.

Unsere Pferde werden durch unsere Emotionen getrieben und fliegen förmlich über die weiten Wiesen von Alvaheights. Als wir die Mauer erreichen, sehe ich die Bedrohung ganz deutlich. Es ist Colden. Er hat sich breitbeinig direkt vor dem Tor platziert und rüttelt an dem Knauf. „Colden“, rufe ich lautstark ohne Zögern zu ihm rüber. „Eira. Ich will gar nichts tun, was ich später vielleicht bereuen muss. Deshalb erspare uns das Gerede und lass mich hinein. Oder sollte ich es anders sagen: Lass deinen neuen König hinein. Ich gebe dir und allen anderen, sagen wir, eine Stunde Zeit. Dann könnt ihr euch auf meine Ankunft vorbereiten und alles für euren neuen König herrichten. Wenn ihr euch jedoch weigert, werden wir euch vernichten, da sei dir sicher.“ Seine Mine wird finster, doch ich halte seinem eiskalten Blick stand. Ratlos sehe ich zu Florent, als Colden aus unserer Sicht hinter der Mauer verschwindet. „Glaubst du, er meint das ernst?“, fragt er mich besorgt. „Leider ja. Ich hatte die ganze Zeit so ein Gefühl, dass er etwas im Schilde führt, etwas plant. Aber dass er sich selbst zum König ausrufen will, damit hätte ich nicht gerechnet.“ Ich wende mich um und streichle Marigolds weiche Nüstern, als ein Vogel auf Florents Schulter landet. Verwundert sehe ich ihn an. Der kleine hellblaue Singvogel beginnt wie wild zu zwitschern. Florent verengt konzertiert die Augen. „Fünf? Bist du dir sicher? Ich danke dir, kleiner Freund.“ Der Vogel fliegt wieder davon und lässt uns allein zurück. „Was hat er dir gesagt?“ Florents Fähigkeit, mit Tieren zu sprechen, fasziniert mich immer wieder aufs Neue. „Sie sind mit Katapulten und großen Karren mit Steinen und Heu beladen vorgerückt. Es sind nicht viele, aber sie sind bewaffnet.“ Entsetzt von seinen Worten verziehe ich das Gesicht. „Katapulte? Wie...“ Ich bin so schockiert, dass ich meinen Satz nicht zu Ende bringe. „Keine Ahnung, ich dachte, du weißt vielleicht mehr darüber.“ Fragend sieht er mich an. Da kommt mir ein Gedanke. Seit wir hier angekommen sind, ist Colden wie besessen davon, den Wald zu roden und Häuser zu errichten. Aber bis jetzt steht nicht ein einziges. Riesige Holzstämme liegen um das Lager herum. Was ist, wenn

er nie Häuser bauen wollte? Was ist, wenn er die Eroberung des fremden Landes von Anfang an geplant hat? Was ist, wenn er Vater... Meine Gedanken kommen jäh zum Stillstand. Der Schock muss mir ins Gesicht geschrieben sein. „Er war es“, flüstere ich. „Er war es!“, jetzt rufe ich meine Worte regelrecht hinaus.

Ohne auch nur eine weitere Sekunde zu zögern, laufe ich mit festem Schritt zum Tor, öffne es und trete hinaus. „Colden! Du widerlicher Parasit! Du warst es, ganz allein nur du! Du hast meinen Vater vergiftet und es meiner Schwester angehängt! Warum?! Weil du unbedingt Macht willst? Bist du so großenwahnsinnig?“ Ich schreie ihn so laut an, dass die Vögel aus den umliegenden Bäumen davonfliegen. „Eira, Schätzchen, was denkst du nur Schlechtes über mich?“ Mit Spott in der Stimme dreht er sich zu mir um. Seine Art macht mich so wütend, ich würde ihn am liebsten anspringen und ihm die Zähne aus dem Mund schlagen. Doch Florents Hand, die ich ganz plötzlich auf meiner Schulter spüre, hält mich davon ab. „Oh, wer ist denn das? Hast du dich etwa doch mit denen verbündet? Tja, ich hatte ja Hoffnung, dass du es dir anders überlegst und vielleicht meine Königin werden willst. Aber schön, dann nicht.“ „Deine Königin?! Wer hat dir denn in den Kopf geschissen? Hast du zu lange in der Sonne gelegen? Bist du als Kind zu doll auf den Kopf gefallen?“ Mir fallen immer mehr Beschimpfungen für ihn ein. „Eira!“ Überrascht sieht mich Florent an. Schlagartig zügle ich mich. Ich hätte selbst nicht von mir gedacht, dass mir solche Worte einfallen würden. „Nein, bin ich tatsächlich nicht!“, Colden macht einige Schritte bedrohlich nah auf mich zu. „Ich nehme mir nur, was mir gebührt, verstanden?“ Was ihm gebührt? Verwirrt sehe ich Florent an. „Also, wenn ihr euch nicht ergeben wollt und als meine friedlichen Untertanen in meinem neuen Land leben wollt, bleibt euch wohl nichts anderes übrig, als zu gehen. Oder zu kämpfen.“ Wieder lacht er spöttisch. „Aber sei dir sicher, kleine Eira, gegen mich habt ihr keine Chance!“ Er dreht sich um und will gehen. „Wenn wir kämpfen“, rufe ich aus voller Lunge, „dann kämpfe ich für Alvaheights. Die Heimat der Feen, der Menschen, der magischen Kreaturen und von mir.“



21 | NAMENLOSES LAND

von Andreas Stange

MIOS REISE

Die Landschaft hat sich in den letzten Tagen nicht geändert. Zur rechten und linken Seite des Flusses dichter Wald, der den Ausblick sehr eintönig macht. Auch jetzt, da sie endlich wieder festen Boden unter den Füßen hat, bleibt derzeit nur der Blick in einen dunklen Wald. Ihre Begleiter bestanden darauf, zunächst hier am Flussufer auf der kleinen Lichtung ein Lager aufzuschlagen. Begleiter. Aufpasser wäre wahrscheinlich ehrlicher gewesen. Sofort, als die Ankündigung des Rates kam, hatte sich Mio freiwillig gemeldet. Diese Chance auf ein Abenteuer konnte sie sich nach zwölf Jahren Langeweile einfach nicht entgehen lassen. Ihr Leben lang hatte sie darauf gewartet, könnte man sagen. Als sie dann vor dem Rat stand, um ihr Reiseziel zu erfahren, hatte man ihr die beiden aufgezwungen. Man wollte kein kleines Mädchen allein auf so eine weite und potentiell gefährliche Reise schicken. Was sollte sie dazu sagen? Hätte sie erwidert, dass sie schon seit vier Jahren als Schamanin ausgebildet wird, hätte man sie auch nur mitleidig angesehen und erst recht für ein naives Kind gehalten. Rea zum Beispiel, die Magierin, die ihre kleine Gruppe anführt, hatte von ihren vierundzwanzig Jahren achtzehn mit dem Studium der Magie verbracht. Sechs Jahre mehr also, als Mio lebte. So schwieg sie.

Und ihr großes Abenteuer wurde zu einer Gruppenexpedition, bei der sie nur noch ein Anhängsel war, das man durchaus auch schon mal vergessen konnte. Gerade in diesem Moment zum Beispiel. Niemand nimmt Notiz von ihr, als sich Mio zu den anderen setzt. Joran, der dritte im Boot, wie man so schön sagt und von dem der Name auch schon alles ist, was Mio von ihm weiß, und Rea sind so in ihr Gespräch vertieft, dass sie Mio total ignorieren. Kurz überlegt sie, sich einfach allein davon zu machen. Es wäre bestimmt interessant, wie der Rat reagiert, wenn der erste Bericht der beiden lautet, sie hätten Mio verloren. Natürlich wird sie es nicht tun. Obwohl sie völlig überrumpelt und tatsächlich gezwungen wurde, zusammen mit den beiden zu reisen, sind sie irgendwie ihre Gefährten. Und das bedeutet, dass sie auch dafür verantwortlich ist, dass alle wieder gesund nach Hause kommen. Ihre Eltern würden sie zusammenstauchen, wenn sie allein zurückkommen würde. Und wer weiß. Vielleicht, wenn sie sie erst mal kennen lernt.

„Zeit, dass wir uns bemerkbar machen“, sagt sie stumm. „Mal sehen, woran wir sind.“

Ein entferntes, langezogenes Heulen erklingt.

„War das“, beginnt Joran, setzt aber neu an, als erneut das Heulen erklingt.

„Jap, Wölfe“, stellt er fest und legt sein Schwert bereit, quer über seine Beine. Rea wendet sich zu Mio. „Du brauchst keine Angst haben, mit ein paar Wölfen wird Joran leicht fertig“, sagt sie beruhigend und greift nicht einmal nach ihrem Stab. Kurz darauf nehmen Rea und Joran ihre Unterhaltung wieder auf. Mio schüttelt gedanklich den Kopf. Mit diesem Wolf nicht. Es ist schon erfreulich zu wissen, dass die beiden Mio im Ernstfall wahrnehmen und sogar beschützen würden, nur dass der Schutz wohl recht dürftig wäre. Zwar hat sie Joran noch nicht kämpfen sehen, traut ihm aber durchaus zu, mit einem Rudel Wölfe fertig zu werden. Sie zweifelt auch nicht daran, dass Rea, wenn es nötig ist, ebenfalls mehr kann als ein Lagerfeuer zu entzünden, aber beide sind zu unvorsichtig. Nur anhand des Heulens davon auszugehen, es wären normale Wölfe, ist einfach ... Nein ihr fällt kein passendes Wort ein. Es ist einfach nicht richtig. „Es ist gut, Fenrir. Ich weiß jetzt, was ich wissen wollte. Ich danke dir“, denkt sie und mit einem letzten entfernten Heulen zieht sich Fenrir in die Geisterwelt zurück. Plötzlich wendet sich Joran ihr zu. „Was ist mit dir Mädchen, was denkst du?“ fragt er sie, was Mio doch sehr überrascht. Nicht nur fragt er nach ihrer Meinung, sondern geht scheinbar wirklich davon aus, sie hätte zugehört. Vielleicht hätte sie ja auch genau das tun sollen, aber das Gespräch war ihr einfach zu langweilig. „Tut mir leid, ich war in Gedanken.“ antwortet Mio. „Worum geht es?“ Mit einem unterdrückten Lachen, das nur noch als Schnauben zu vernehmen ist, steht Rea auf und beginnt das Lager für die Nacht vorzubereiten, indem sie Zeltstangen, Planen und Anker sowie eine kleine Holzfigur aus ihrem Beutel holt. Als sie Mios Blick bemerkt, kommt Rea wieder zurück und erklärt: „Ein Lagerbeutel. Ein magisches Werkzeug mit unbegrenzter Kapazität. Theoretisch könnte man das ganze Wasser des Flusses darin mitnehmen.“ Eigentlich hat Mio sich die kleine Holzpuppe angesehen. Diese ist nicht besonders gut geschnitzt und mit mehr gutem Willen als allem anderen bemalt. Dennoch kann sie deutlich die Gefühle spüren, die Rea der Figur entgegenbringt und umgekehrt. „Ich weiß.“ sagt sie deshalb. „Kann ich mir die Puppe kurz ansehen?“ Jetzt lacht Joran kurz auf. „Kinder! Zeige ihnen ein seltenes und mächtiges Artefakt, von denen es nur noch eine Handvoll auf der Welt gibt und eine billige Holzfigur, und sie interessieren sich nur für das Spielzeug.“ Beide, Mio und Rea, werfen ihm einen bösen Blick zu, worauf er abwehrend die Hände hebt. „Schon gut. Ich gehe dann mal die Zelte aufstellen.“

Damit geht er und Rea gesellt sich zu Mio und reicht ihr die Figur. Während sie die Figur betrachtet, erklärt Rea: „Mein Mann hat sie mir geschenkt. Damals waren wir noch jünger als du jetzt bist.“ Mio nickt. „Und du hast ihm eine geschenkt. Diese Puppen seid ihr, oder?“ Rea starrt sie überrascht an. „Woher weißt du das?“ fragte sie und fügt dann scherzhaft hinzu: „Hat dir das die Figur verraten?“ Wieder nickt Mio. „Ja“, antwortet sie schlicht, als sie Rea die Figur zurückgibt. Damit herrscht fürs erste Schweigen, bis Joran sich wieder zu ihnen setzt. „Was ist denn los hier?“ fragt er vergeblich. Mio hat keine Ahnung, warum Rea aufgehört hat, mit ihr zu reden und Rea hüllt sich weiterhin in Schweigen. Schließlich gehen alle früh schlafen.

Kaum, dass Mio in ihr Zelt gekrabbelt ist, leuchtet der Kristallschlüssel kurz auf. Sie seufzt. Noch jemand, der sie überwacht. Nein, das zu sagen ist unfair. Mio mag sie wirklich und obwohl Mio sehr gut weiß, wie stark sie ist, würde Mio umgekehrt genauso oft wie möglich mit ihr reden wollen, wenn sie auf einmal beschlossen hätte, auf eine Abenteuerreise zu gehen, die sie so weit wegführen würde. Trotzdem. Sie kann einfach nicht anders, als sich überwacht zu fühlen. Mio atmet noch einmal tief ein, um nicht zu viele dieser Gefühle durchdringen zu lassen und schließt die Augen. Sofort erklingt ein schelmisches Lachen und Mio schüttelt innerlich den Kopf, als sie in das breit grinsende Gesicht ihrer besten Freundin schaut. Wie hat sie denken können, sie könnte irgendwas vor ihr verbergen.

„Ich weiß doch, wie gut du dich vorbereitet hast, und im Notfall hast du immer noch Nephelim. Ich wollte wirklich nur kurz mit dir reden. Wie war denn die Reise?“ „Du hast mich also wirklich nicht beobachtet?“, fragt Mio überrascht. „Das hättest du doch bemerkt.“ Sie klingt so sicher, als ob überhaupt kein Zweifel daran besteht. Mio selbst ist sich da gar nicht so sicher. Es braucht schon so viel Konzentration, Rea und Joran zu beobachten. So viel, dass Mio es in der Regel bleiben lässt. Dabei sind die beiden so nahe in den Zelten nebenan. Wieder erklingt ihr Lachen. Mio runzelt die Stirn und sagt: „Lach mich nicht aus!“

„Du sollst ja auch nicht mich beobachten, sondern nur deinen Geist dafür öffnen, ob dich jemand beobachtet. Davon abgesehen, habe ich tatsächlich keinen Zweifel daran, dass du das schaffen wirst.“ „Meinst du das ernst?“ fragt Mio aufgeregt.

„Natürlich. Jef hat auch schon gesagt, dass ich mich ranhalten muss, sonst bist du bald stärker als ich.“ Mio traut ihren Ohren nicht. Stärker als sie. Hastig bricht sie die Verbindung ab, meint aber dennoch kurz ein entferntes Lachen zu hören. Zu wissen, dass ihre Freunde so viel von ihr halten, tut Mio unglaublich gut. Insbesondere, da der Rest der Welt sie immer nur wie ein Kind behandelt. Stärker als sie. Diese Worte bekommt Mio nicht mehr aus dem Kopf.

Also dann. Jetzt mehr denn je. Diese Reise wird mehr als nur ein Abenteuer. Sie wird so viel üben, wie sie kann. Sie werden stolz auf Mio sein, wenn sie zurückkommt und tatsächlich stärker ist als sie. Dann heißt es jetzt Konzentration. Rea und Joran. Spüre die Auren der beiden. Wo sind sie? Mio schließt ihre Augen und beginnt sich zu öffnen, streckt ihre eigene Aura nach allen Seiten aus. Als ihre Energie auf die Zeltwand trifft, hält sie kurz inne und atmet tief durch. Bis hierhin ist es einfach. Kein anderes Leben außer ihr selbst befindet sich in Mios Zelt. Jenseits der Zeltwand erwartet sie die ganze Welt. All das Leben, das dieser Wald zu bieten hat mit all seinen Emotionen. Je weiter sie ihre Aura ausdehnt, desto mehr Gefühle stürzen auf sie ein. Es kostet Mio unglaublich viel Konzentration, sich nicht davon überwältigen zu lassen, geschweige denn eine bestimmte Person zu finden in all diesem Chaos. Mach weiter, Mio, spornt sie sich selbst an. Ihre Freunde glauben an sie, also wird sie weitermachen. Kurz darauf stößt sie auf eine weitere Zeltwand, lenkt ihre gesamte Aufmerksamkeit in dieses Zelt. Auch in diesem befindet sich nur eine einzige Person. Kein anderes Leben, das sie ablenkt. Es ist Reas Zelt. Mio ist inzwischen lange genug mit Rea und Joran unterwegs (zumindest dafür, sich die Auren der beiden einzuprägen, hat sich die langweilige Schiffsreise bezahlt gemacht), um Rea zu erkennen, die allein in diesem Zelt ist. So weit so gut. Sie sollte jetzt all ihre Sinne auf Reas Aura konzentrieren können, aber das ist Mio immer sehr unangenehm, besonders bei Fremden. Aber zumindest sehen will Mio sie und öffnet ihre Augen.

Rea sitzt im Schneidersitz mit einem kleinen Zettel in der Hand. Der Bericht. Das hätte Mio fast vergessen. Sie sind jetzt schon so lange unterwegs, dass sie gar nicht mehr daran gedacht hat. Sie wüsste auch gar nichts zu berichten, wenn sie ehrlich ist. Es ist schließlich nichts Erwähnenswertes passiert. Das ist scheinbar auch Reas Problem und der Grund, aus dem sie so früh in ihrem Zelt verschwunden ist. In diesem Moment ist Mio zum ersten Mal froh, nicht die Leiterin der Expedition oder gar allein unterwegs zu sein. Sie wird sich darum kümmern. Morgen werden wir etwas zum Erkunden haben, verspricht sie stumm. In dem Moment, in dem Mio ihre Konzentration wieder nach draußen lenken will, blickt Rea von ihrem Zettel auf und sieht sich suchend um. Ob sie tatsächlich Mios Anwesenheit bemerkt hat? Dann wäre sie noch besser, als Mio gedacht hat.

Nun aber wieder zurück zu ihrem eigenen Training. Das Ziel, das sie sich für ihre heutige Übung gesetzt hat, war immerhin, beide zu finden. So schließt Mio ihre Augen und richtet ihre Konzentration wieder nach draußen, um sich auf die Suche nach Joran zu machen. Kaum dass ihr Bewusstsein das Zelt verlassen hat, stürzen wieder all die Gefühle der Lebewesen auf sie ein. Mio schüttelt mental den Kopf.

Konzentration. Menschliche Aura. Du suchst einen Menschen. Dort. Nicht weit entfernt von dem Lagerfeuer. Sie öffnet die Augen, um zu sehen, was Joran macht und kann sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Er hat sich einen kleinen Baum als Gegner für seine Schwertübungen ausgesucht. Um diese Zeit zu trainieren, nachdem sie gerade erst angelegt haben. Andererseits ist Mio ja auch gerade beim Training und Joran hatte wohl auf dem Boot noch weniger Gelegenheit zum Üben als sie. Warum eigentlich nicht. Ein bisschen Bewegung wird ihr auch nicht schaden. Mio beendet ihre Wahrnehmungsübung und verlässt das Zelt, um sich Joran bei seinem Training anzuschließen. Kaum, dass sie zwei Schritte gemacht hat, bleibt sie noch einmal stehen. „Fenrir“, ruft sie in Gedanken und ein entferntes Heulen antwortet ihr. „Geh doch schon mal ein wenig die Gegend auskundschaften“, bittet sie ihn. Es sollte doch wohl möglich sein, etwas Interessantes zu finden. Mit einem weiteren Heulen macht sich Fenrir auf den Weg und Mio geht zu Joran. Als er Mio sieht, hört er auf, das Bäumchen zu verstümmeln und stützt sich auf sein Schwert.

„Na Mädchen, was führt dich denn um diese Zeit hierher?“ fragt er und grinst spöttisch. „Kannst wohl nicht schlafen und dachtest, du kommst, um mir beim Training zusehen?“

„Eigentlich dachte ich, ich mache mit“, erwidert Mio und Joran blinzelt ungläubig.

„Das ist ein körperliches Training. Hast du überhaupt eine Waffe?“

Statt zu antworten, löst sie die Schlaufe an ihrer Taille, die den ‚Gürtel‘ zusammenhält, schließt ihre Hand um den Griff, um ihn festzuhalten und dreht sich dann blitzschnell zweimal um ihre Achse. Sie schlägt die Peitsche kurz aus und zieht sie gleich wieder zurück, so dass sie nun halb aufgerollt in Mios Hand liegt. Joran lacht kurz auf. Scheinbar nimmt er die Peitsche aus weichem Leder nicht ernst, was Mio wiederum nicht ganz versteht. Sicher ist die Peitsche nicht die gängigste Waffe, insbesondere für Schamanen. Sie wäre auch nicht ihre erste Wahl gewesen. Ihre Freunde haben sie dazu überreden müssen, es mit der Peitsche zumindest zu versuchen. Aber sie hatten recht. Für Mios Fähigkeiten ist es die perfekte Waffe. Und was nun Jorans Grinsen betrifft: das wird ihm gleich vergehen. Sie hatte sich eigentlich nur ein wenig körperlich betätigen wollen vor dem Schlafengehen. Nun aber ist Mio es ihren Freunden und vor allem sich selbst schuldig, ihm zu zeigen, dass er sie verdammt noch mal ernstnehmen soll. Nebenbei hat sie so auch die Gelegenheit auszutesten, wie gut Joran eigentlich wirklich ist.

So beginnt Mio den Kampf sofort mit einem horizontalen Schlag ihrer Peitsche. Wie erwartet hebt Joran sein Schwert. Gegen Ihre Erwartung allerdings nicht zum Block, wie man gewöhnlich eine Waffe pariert. Hätte er das getan, hätte er schnell

gemerkt, dass man eine Peitsche nicht blocken kann. Eine Peitsche ist nicht starr und egal, wo sie aufgehalten wird, wird der Rest der Peitsche dennoch ihrem Weg folgen. Und selbst wenn man dann noch irgendwie dem Hieb entgeht, ist es wahrscheinlich, dass sie sich – statt den Körper zu treffen, einfach um die Waffe wickelt und man den Gegner so entwaffnen kann. Stattdessen hält er sein Schwert leicht schräg und nach vorn abgewinkelt. Dadurch wird der Schlag nicht blockiert, sondern vollständig in eine andere Richtung gelenkt. Und zwar zurück zu ihr.

Mio ist für einen Moment so überrascht, dass sie fast zu spät reagiert, um dem nachgesetzten Schwerthieb auszuweichen. Mit zwei schnellen Schritten flitzt sie auf Joran zu und an ihm vorbei. Dann macht sie zur Sicherheit noch einen weiteren Schritt und dreht sich dabei um, um den Schwung gleich in einen diagonalen Schlag zu legen. Wieder gelingt es Joran, den Hieb umzulenken, allerdings nicht mehr auf Mio zurück, was sie als kleinen Erfolg wertet. Und vor allem hat sie es so einfacher, den richtigen Abstand zu halten. Das Ganze wiederholt sie noch einige Male, um ganz sicher zu gehen, dass Jorans Abwehrmaßnahmen nicht nur Glücksschläge waren.

„Nicht schlecht, Kleine. Du bist flink“, sagt Joran plötzlich, was Mio erneut kurz aus dem Konzept bringt. „Aber auf diese Weise wirst du mich nicht besiegen können.“

Dieses Mal schüttelt Mio wirklich den Kopf. Tatsächlich hätte sie den Kampf schon längst beenden können. Dann wäre es aber kaum ein Training gewesen und sie wollte ja auch sehen, was Joran kann. „Ich hatte auch gar nicht vor, dich zu besiegen. Ich wollte nur ein bisschen mit dir trainieren.“ Wer weiß schon, wie er reagieren wird, wenn er von einer Magierin, noch dazu einem Kind, in einem Kampf besiegt wird.

„Du hältst dich zurück, um meine Gefühle nicht zu verletzen?“ Darauf lacht Joran nicht mehr spöttisch, sondern ein warmes, ehrliches Lachen, das es Mio noch schwerer macht, ihn ernsthaft zu bekämpfen. „Mach dir um mich keine Sorgen, Mädchen. So schnell besiegst du mich nicht. Und falls doch, wird mich das auch nicht umhauen.“ Er geht wieder in Kampfposition und sieht Mio abwartend an. „Ich möchte aber wissen, wie gut du wirklich bist.“

Mio nickt. Auf den Gedanken ist sie tatsächlich nicht gekommen. Dass die anderen auch wissen wollen, was Mio so kann. Aber logisch ist es natürlich. Sie lässt ihre Energie in die Peitsche fließen und sammelt gleichzeitig magische Kraft in der Hand. Ihre Windmagie legt sie nicht in die Peitsche. Mio will Joran ja nicht die Hand abschlagen, sondern nur sein Schwert aus der Hand. Die gesammelte Windmagie verwendet sie dafür, den Schlag zu beschleunigen. Wie ein Pfeil

schnellt die Peitsche los. Vollkommen überrascht von diesem ansatzlosen, aber dennoch schnellen Angriff schafft Joran es gerade noch rechtzeitig, sein Schwert in eine Position zu bringen, in der er den Hieb ablenken kann. Könnte. Dadurch, dass Mio ihre Energie noch immer in die Peitsche fließen lässt, ist sie in der Lage, sie ganz nach ihrem Willen zu lenken. Als hätte die Peitsche eine Art Eigenleben entwickelt, ändert sie urplötzlich mitten im Schlag und in einem eigentlich unmöglichen Bogen die Richtung und trifft Jorans Hand. Vor Schreck und Schmerz lässt er brav sein Schwert fallen, wie Mio es geplant hat. Damit ist ihr Angriff aber noch nicht beendet. Da Mio noch immer die Bewegungen ihrer Peitsche steuern kann, wickelt sich diese aus demselben Schlag heraus um Jorans Bein. Mit einem kräftigen Ruck zieht Mio an der Peitsche und springt gleichzeitig nach vorn, um sich Jorans Schwert zu schnappen. Und kaum, dass Joran auf dem Boden aufgeschlagen ist, steht Mio vor ihm und hält ihm sein Schwert vor das Gesicht.

„Das ging jetzt doch schneller, als erwartet“, sagt Joran grinsend. „Gut gemacht, Mädchen.“ Damit steht er auf und reicht Mio die Hand.

„Ich habe einen Namen.“ murmelt sie leise, schüttelt aber Jorans dargebotene Hand. Mio ist ja schon zufrieden, dass er sie ein bisschen respektiert und vor allem froh, dass er es ihr nicht übelnimmt, dass sie gewonnen hat. Als sie sich gerade auf den Weg zu ihrem Zelt machen will, sagt Joran noch: „Nächstes Mal trainieren wir doch lieber wieder ohne deine Magie.“

Schmunzelnd erreicht Mio ihr Zelt und legt sich schlafen. Wenn Fenrir bis morgen etwas Interessantes gefunden hat, wird es ein anstrengender Tag werden. Und wenn nicht, dann gibt es im Umkreis von mehreren Tagesreisen nichts Relevantes zu erkunden. In dem Fall würden die folgenden Tage noch viel anstrengender werden.

Am nächsten Tag. Während Rea die Zelte abbaut und wieder in ihrem Beutel verstaut, macht Joran ein einfaches Frühstück für alle. In dieser Zeit hat Mio also nichts zu tun. In diesem Moment ist sie sogar froh darüber. So kann sie sich kurz mit Fenrir treffen. Als sie sich ein Stück vom Lager entfernt hat, erscheint Fenrir vor ihr mit einem zufriedenen Bellen.

„Du hast also etwas gefunden“, stellt Mio fest und streichelt ihm über den Kopf. Sie hat fast vergessen, wie weich und flauschig sein Fell ist. Kurz lehnt sie sich an ihn und wuschelt glücklich hindurch. Währenddessen öffnet sie ihren Geist und konzentriert sich auf Fenrir. Seine Erinnerungen. Ein sehr alter, halb verfallener Turm. Erkennbar ist aber noch das Wappen des Kaiserreichs Tarmion. Ein alter Außenposten vielleicht? Auf jeden Fall etwas, das man untersuchen sollte. Mit einem letzten Streicheln verabschiedet sie sich von Fenrir.

Auf dem Weg zum Lager zurück überlegt Mio angestrengt, wie sie die anderen davon überzeugen kann, in die richtige Richtung zu gehen. Sie kann ja schlecht sagen: „Mein Geist hat etwas Interessantes gefunden. Das sollten wir uns mal ansehen.“ Aber andererseits – wieso eigentlich nicht? Vielleicht vertrauen sie wenigstens ihren Fähigkeiten als Kundschafter. Notfalls kann Mio ihnen Fenrir vorstellen. Spätestens dann sollten sie Mio glauben, dass sie weiß, wo es lang geht. An diesem Punkt ihrer Überlegung ist Mio auf der kleinen Lichtung angekommen, wo sich ihr Lager befindet. Der Duft von geröstetem Fleisch begrüßt Mio so heftig, dass sie die verbale Begrüßung ihrer Begleiter beinahe überhört.

„Guten Morgen“, murmelt sie artig, während sie sich ans Feuer setzt und nach dem Fleischspieß greift, der ihr am nächsten ist. „Da hat aber jemand Hunger“, sagt Joran grinsend.

„Nein, nur Appetit“, sagt Mio zwischen zwei Bissen. „Das ist echt lecker.“

„Das dürfte dann ja wohl das erste Mal sein in deinem Leben, Joran, dass jemandem dein Essen geschmeckt hat“, lacht Rea und Joran wirft ihr einen bösen Blick zu.

„Dann darfst du gerne das Kochen wieder übernehmen“, grummelt er zurück.

„Mio kann ja mal einen ihrer Geister auf Erkundung schicken“, sagt Rea plötzlich, worauf Mio sich heftig verschluckt und verzweifelt nach ihrer Wasserflasche angelt. Nach einer gefühlten Ewigkeit reicht ihr Joran etwas zu trinken und Mio trinkt gierig, um ihren Hals halbwegs freizubekommen. Noch ein letzter Huster, dann starrt sie Rea verstört an und traut noch immer ihren Ohren nicht. Hat Rea das eben wirklich gesagt?

„Hast du das eben ernstgemeint?“ fragt Mio ungläubig. „Natürlich, so lernt man am besten.“ antwortet Rea. Mio hat keine Ahnung, ob sie sich freuen oder beleidigt sein soll, entscheidet sich dann aber für das erste. Schließlich bedeutet es, dass sie sich keine Sorgen machen muss, wie sie die anderen am besten zu dem Turm führen kann.

So machen sie sich nach dem Essen auf den Weg. Den Weg verbringen sie größtenteils schweigend. Zumindest Mio, die der Unterhaltung zwischen Rea und Joran wieder einmal nichts abgewinnen kann und schon nach den ersten gesprochenen Sätzen abgeschaltet hat. Der Wald ist nicht sehr dicht, so dass sie gut vorankommen. Nach einiger Zeit stoßen sie auch auf einen zwar halb zugewachsenen, aber dennoch gut erkennbaren Weg. Dem folgen sie bis zur Ruine. Fenrirs Erinnerung scheint zu stimmen. Mio ist zwar nicht so gut in Geschichte, aber Rea bestätigt, dass es sich bei dem Turm höchstwahrscheinlich um einen alten Außenposten des ehemaligen Kaiserreiches handelt. Die Erkundung wird allerdings auf den nächsten Tag

verschoben. Es wird zwar noch dauern, bis die Sonne untergeht, aber Rea besteht darauf, nach dem langen Fußmarsch erstmal eine längere Pause zu machen. Und dann wäre es zu dunkel. Also Pause bis morgen früh. Selbst Mio hält sich an die Pausenverordnung und lässt ihr Training für heute ausfallen. Nicht, weil sie tatsächlich müde ist, sondern vielmehr, weil sie das Gefühl hat, das Rea hauptsächlich aus Rücksicht auf Mio handelt. Eine seltsame Situation. Zum einen ist Mio dankbar, dass die anderen sie zwar einbinden, aber nicht überfordern wollen. Und sie fühlt sich irgendwie verpflichtet, Rücksicht auf ihre Rücksichtnahme zu nehmen. Auf der anderen Seite ist sie jedoch kein bisschen erschöpft. Weder möchte sie der Grund dafür sein, dass Rea und Joran sich zurückhalten, und noch viel weniger will sie ständig unterschätzt werden. So hält sie sich zwar dieses Mal an die Ruhepause, hilft den anderen aber auch dabei, das Lager aufzubauen. Ihr fällt gerade keine bessere Art ein, um zu zeigen, dass sie noch fit ist und sie ihr in Zukunft mehr zutrauen können.

Inwieweit die Botschaft ankommt, wird sich zeigen.

Am nächsten Morgen. Nach einem raschen Frühstück beginnt die Erkundung damit, den Eingang der Ruine zumindest so weit von Schutt zu befreien, dass sie durch das Tor kommen. Erschwert wird die Aktion, als ihnen einer dieser Torflügel, der scheinbar nur noch durch die Trümmer an Ort und Stelle gehalten wurde, auf einmal entgegenfällt. Im Inneren ist es nicht besser. Immer wieder sehen sie sich blockierten Gängen gegenüber, die sie vorsichtig freiräumen oder umgehen müssen. Mio ist nicht besorgt, dass sie von Trümmern erschlagen oder begraben werden. Seit dem Fiasco am Eingang hat sie ihre Energie in eine Barriere fließen lassen, die die Gruppe umschließt. Natürlich ohne den anderen etwas davon gesagt zu haben. Nachdem Rea erklärt hat, es wäre nicht möglich, würden sie Mio sowieso nicht zutrauen, dass ihre Barriere etwas nützt. Zugegeben, diese Art der Barriere, die allein auf physischer Energie, also im Endeffekt auf Mios Körperkraft beruht, ist aufgrund ihrer Statur wohl wenig vertrauenerweckend. Und zu erklären, wie sie es schafft, ihre Kraft genug zu steigern, um im Ernstfall selbst das massive Eisentor am Eingang auffangen zu können, ist nicht so einfach. Zumal Rea scheinbar nicht dazu in der Lage ist, obwohl sie über mindestens genauso viel magische Kraft verfügt wie Mio. Sie beginnt sich ernsthaft zu fragen, was sie in dieser Magieschule überhaupt machen, wenn nach über zehn Jahren noch immer Grundlagen fehlen. Als sie gerade den Durchgang zu einem neuen Raum freilegen, ist Mio die erste, die hineinflitzt. Zum einen natürlich, weil es ihr gerade wieder langweilig wurde zu warten. Kleine Mädchen dürfen scheinbar nicht zu schweren Freiräumarbeiten herangezogen werden. Vor allem aber, um sich zu vergewissern, dass ihnen nicht

doch noch die Decke auf den Kopf fällt. Diese Gefahr besteht hier scheinbar nicht. Von dem Loch in der Wand einmal abgesehen, durch das sie reingeklettert sind, ist dieser Raum in verhältnismäßig gutem Zustand. Ansonsten aber wie jeder andere Raum vollkommen leer. Natürlich nicht im Sinne von ‚keine Möbel‘. Leere Regale, Truhen und Schränke gibt es genug. Aber eben nur leere. Keine Karten oder Dokumente. Keine Waffen oder Ausrüstung. Nicht einmal Geschirr ist zu finden. Langweiliger kann eine Erkundung einfach nicht sein. Am liebsten hätte Mio die Erkundung spätestens an dieser Stelle abgebrochen. Was gibt es auch in einem leeren Gebäude groß zu sehen? Und nichts hasst Mio mehr als Langeweile. Aber Rea ist die Anführerin in ihrer kleinen Gruppe und wenn sie sagt, die Erkundung geht weiter, dann ist das so. So wühlen sie sich weiter durch die Ruine. Nach etwa 273 Jahren nach Mios Zeitrechnung wird es schlagartig dunkel, als Rea mit einem überraschten Schrei durch den Boden bricht und die Flamme in ihrer Hand, die ihnen bisher als Fackel gedient hat, erlischt. Ohne darüber nachzudenken, springt Mio in das Loch und landet direkt neben Rea.

„Bist du verletzt?“ fragt Mio, wartet aber nicht auf Antwort, sondern beginnt sofort damit, ihre Aura auf Reas Körper auszudehnen. Und kann gerade noch verhindern, vor Schmerzen aufzustöhnen, als Rea sich bewegt. Das schmerzgefüllte Stöhnen kommt dann von Rea. „Mein Bein. Ich glaube, es ist gebrochen.“ Sie entzündet ihre Flamme wieder und schaut dann Mio verblüfft an. „Wie bist du überhaupt hier runtergekommen?“

„Durch dasselbe Loch wie du.“ Mio schaut nach oben zu dem Loch hin, das doch weiter oben liegt als gedacht. „Das sind mindestens zwei Meter. Und das komplett im Dunkeln“, stellt Rea fest. „Wie hast du das gemacht?“ Mio schüttelt nur den Kopf. Ein Sprung aus dieser Höhe ist kein Problem, wenn man mit Windmagie sein Gewicht reduziert und mit seiner Energie die Richtung und Geschwindigkeit bestimmt. Theoretisch könnte Mio auf diese Weise sogar fliegen. Allerdings nicht zusammen mit einer verletzten Rea, daher sitzen sie wohl hier unten fest. Und die Dunkelheit hat Mio tatsächlich vergessen. Sie konnte alles klar sehen. Wahrscheinlich hat sie, als es schlagartig dunkel wurde, ganz instinktiv Fenrirs Fähigkeit genutzt, im Dunkeln sehen zu können. Aber wie soll sie das Rea erklären, nach deren Wissen eine Schamanin wie Mio zu beidem überhaupt nicht fähig ist. So bleibt sie also beim Kopfschütteln. Kurz darauf erscheint Joran oben beim Loch und schaut herunter. „Ist alles in Ordnung bei euch?“ „Rea ist verletzt!“, ruft Mio nach oben, worauf Joran ebenfalls herunterspringt, allerdings wesentlich uneleganter als Mio. Er lässt sich am Rand des Loches hängend nach unten rutschen und fällt dann nur noch die restlichen paar Zentimeter. Kaum dass er unten angekommen ist, geht er neben Rea

in Hocke und untersucht kurz ihr Bein. Joran ist zwar kein ausgebildeter Heiler, hat jedoch schon genug Erfahrung mit allerlei Verletzungen sammeln können, so dass ihm ganz automatisch diese Rolle zu fällt.

Es scheint tatsächlich gebrochen zu sein, jedenfalls schient er Reas Bein mit Verbandszeug aus ihrem Lagerbeutel. Mehr hüpfend als laufend und auf Jorans Schulter gestützt, kann Rea ihre Erkundung fortsetzen. Allerdings stimmt sie nun endlich zu, dass es sinnvoll ist, die Erkundung zu beenden. So machen sie auf in die Richtung, in der der Eingang liegen müsste, als sich auf einmal Fenrir in Mios Gedanken meldet. „Perfektes Timing“, murmelt sie und Joran schaut fragend zu ihr. „Wir werden verfolgt“, erklärt Mio.

„Von wem?“, fragt Rea und Joran fügt hinzu: „Und wie viele sind es?“ Beide wirken alarmiert und zeigen keinerlei Zweifel an Mios Aussage. Zumindest ihre Fähigkeiten als Späherin hat sie also schonmal unter Beweis gestellt. Nur ist jetzt nicht die Zeit, sich darüber zu freuen. Grund gibt es eher zur Sorge. „Viele. Ich weiß nicht von wem, aber es sind keine Menschen.“

Jetzt schaut Joran sie doch genervt an. „Geht das vielleicht etwas genauer? Du kannst doch wohl zählen, oder?“ So viel also dazu, dass sie Mio als Späherin ernstnehmen. Sicherlich hat er allen Grund, nervös zu sein. Immerhin sind sie gerade nicht unbedingt in Bestform für einen Kampf. Rea ist verletzt und kann ihre Feuermagie in diesem engen und nebenbei einsturzgefährdeten Gang ohnehin nur eingeschränkt nutzen. Joran hat den Hauptteil der Räumarbeiten erledigt und ist demzufolge schon sehr erschöpft. Aber das ist doch wohl kein Grund, es so an Mio auszulassen. „Ich könnte es“, erwidert Mio nur, während Fenrir an ihrer Seite erscheint, „wenn ich das Ende der Horde ausmachen könnte.“ Joran starrt sie entgeistert an. „Schnell weiter. Wir müssen hier raus!“, sagt Rea. So schnell es ihr möglich ist, eilen sie den Gang entlang, während Fenrir die andere Richtung einschlägt und den Verfolgern entgegenläuft.

Mio macht sich nichts vor. Nicht einmal Fenrir kann bei so vielen Gegnern alle aufhalten, aber höchstwahrscheinlich genug, dass diejenigen, die es an ihm vorbeischaffen, zu wenige sind, um ihre kleine Gruppe einfach zu überrennen. Es dauert nicht lange, bis die erste Gruppe Monster sie erreicht. Joran setzt dazu an, Rea abzusetzen, aber Mio sagt: „Ich mach das, geht weiter!“ Rea will protestieren, aber Joran winkt ab. Er hat Mio schon kämpfen sehen.

Mio nickt ihm zu und wendet sich den Monstern zu. Ihre Windmagie kann Mio aus ähnlichen Gründen nicht nutzen wie Rea ihr Feuer. Gleichzeitig hat sie

auch kaum genug Platz, um mit ihrer Peitsche wie gewohnt zu kämpfen. Aber das macht nichts. Um sicher zu stellen, dass an ihr keines der Monster vorbeikommt, hat sie ja noch einen Trumpf. Auch wenn sie nicht geglaubt hatte, diesen einsetzen zu müssen, geschweige denn so bald nach ihrer Ankunft. „Komm zu mir, Nephelim!“, ruft sie leise. Rea und Joran starren sie überrascht an, gehen aber weiter. Das wird bestimmt später Fragen geben. Diese magische Peitsche, die vollständig mit schwarzen Dornen besetzt ist, ist eine so gefährliche Waffe, dass es keine Rolle spielt, ob Mio ihre Manöver ausführen kann. Die Monster fallen um wie vom Blitz getroffen, kaum dass die Dornen sie berührt haben. Wenige eng geführte Hiebe sind genug, um diese Monsterwelle abzuwehren, dann folgt sie den anderen.

Weit sind sie nicht gekommen. Ein massives Eisentor versperrt ihnen den Weg. Rea sitzt auf einem Trümmerstück, während sich Joran an dem Schloss zu schaffen macht. Beide wenden sich überrascht Mio zu. „Du hast die Monster schon besiegt?“ „Alle tot?“, fragen sie und Mio schüttelt den Kopf. Tot sind sie nicht, aber sie stellen keine Bedrohung mehr dar. Das sagt sie ihnen aber natürlich nicht. Stattdessen zieht sie hastig die Peitsche weg, als Joran danach tasten will. „Fass das bloß nicht an!“, sagt Mio erschrocken und schickt die Peitsche zurück. „Die ist gefährlich!“ „Aha“, meint er und versucht weiter, das Tor aufzubekommen. Ohne Erfolg. So lustig es ist, ihm dabei zuzusehen, fluchend am Schloss zu werkeln, sie haben keine Zeit. Die nächsten Monster sind schon auf dem Weg, wie ein entferntes Heulen ankündigt. Mit einem entschlossenen Schritt tritt Mio zu Joran. „Komm, wir tauschen mal!“ Joran blinzelt verständnislos. „Du willst das Tor öffnen?“, fragt er. „Ja.“ Mio drängelt sich an Joran vorbei, noch bevor er sich vom Tor entfernen kann. Kopfschüttelnd zieht er sein Schwert und macht sich bereit, die Monster zu empfangen. Mio konzentriert sich kurz auf den Kristallschlüssel und legt ihre Hand an das Tor. „Würdest du uns bitte rauslassen?“ Ein leises Klicken antwortet ihr und mit einem gequälten Quietschen öffnet es sich schließlich. Sanftes Sonnenlicht fällt herein, als das Tor sich öffnet. Der Abend dämmert schon. Bedenkt man, dass sie kurz nach Sonnenaufgang ihre Erkundung begonnen haben, will das schon was heißen.

„Danke“, sagt Mio leise und ruft dann laut: „Wir können weiter.“ Joran streckt noch das letzte Monster nieder, das es derzeit bis hierhergeschafft hat, geht dann zu Rea und hilft ihr durch das Tor. Als Mio als Letzte die Ruine verlassen hat, sagt Rea zu ihr: „Ruf deinen Geist zurück!“ Noch ehe Mio begreift, was jetzt los ist, sammelt Rea zwischen ihren Händen mehr und mehr Feuer. „Fenrir, raus da!“, ruft Mio in Gedanken.

Als Rea ihren Flammenangriff startet, schafft Mio es gerade noch, das Tor mit einem Energieschild zu beschützen. Auch wenn der Weg unpassierbar geworden

sein dürfte und es im Prinzip kein Tor mehr braucht, nachdem dieser massive Feuerstoß durch den ohnehin schon auffälligen Gang gerollt ist, bringt Mio es nicht über sich, zuzulassen, dass es zerstört wird. Gerade weil es ihr eben erst geholfen hat, als Mio es gebeten hatte, sich zu öffnen.

Nach dieser Anstrengung sackt Rea auf Jorans Schulter zusammen. Auf ihn gestützt, schafft sie es gerade so bis zu der Stelle zurück, wo sie die letzte Nacht verbracht haben. Joran und Mio bauen das Lager auf und setzen sich dann zu Rea, die noch immer kaum genug Kraft hat, um aufrecht zu sitzen. „Warum hast du das gemacht?“, fragt Joran, an Rea gewandt, „du brauchst deine Kraft.“ „Wohl kaum“, gibt Rea zurück und schaut auf ihr provisorisch geschientes Bein. „Damit komme ich in der nächsten Zeit sowieso nicht weit. Da wollte ich lieber sicher sein, dass uns diese Dinger nicht verfolgen können.“

Joran zuckt mit den Schultern und wendet sich Mio zu. „Was war das eigentlich für eine Peitsche, die du da benutzt hast, und vor allem, wo ist sie jetzt?“ „Zuhause“, antwortet Mio. „Es viel zu gefährlich, sie die ganze Zeit mit mir rumzutragen.“ Rea keucht auf und beide sehen zu ihr. „Hast du Schmerzen?“, fragt Mio. Rea schüttelt den Kopf und starrt Mio fassungslos an. „Du kannst deine Waffe beschwören!“

Mio druckst einen Moment. Nun ist Nephelim keine gewöhnliche Peitsche, aber sie ist sich nicht sicher, ob das die Frage war. Natürlich kann sie ihre Schutzgeister rufen, aber andererseits kann sie auch ihre normalen Waffen rufen. So nicht sie schließlich. „Ist das etwas Besonderes?“, fragt Joran. „Shamanen gehören doch zur Klasse der Beschwörungsmagie. Das hast du mir gerade noch mal erklärt, kurz bevor wir aufgebrochen sind.“ Rea wirft ihm einen erstaunten Blick zu. „Es wundert mich, dass du dir das zur Abwechslung mal gemerkt hast.“ Sie lächelt ihm zu und erklärt: „Um einen Geist beschwören zu können, müssen Shamanen einen Pakt schließen. Das gilt jedoch nicht nur für Geister, sondern auch für alles andere. Um also ihre Peitsche beschwören zu können, muss sie einen Pakt mit ihr geschlossen haben und dazu müsste sie in der Lage sein, mit seelenlosen Objekten zu kommunizieren.“ Joran schüttelt ungläubig den Kopf als er begreift, was Rea damit sagen will. Und Rea fährt fort: „Diese Fähigkeiten sind ein Teil höherer Magie, der Öffnungsmagie.“ Mio nickt noch einmal und Joran fragt irritiert: „Höhere Magie? Das höre ich zum ersten Mal. Was bedeutet das?“

Rea seufzt. „Wir unterscheiden die Magie in fünf Klassen. Die erste ist Arkane Magie. Diese nutzt die natürlich vorkommende Energie, um magische Gegenstände und Tränke herzustellen und zu verwenden. Diese Magie kann jeder nutzen, der das entsprechende Wissen oder den fertigen Gegenstand hat. Als zweites hätten wir die Beschwörungsmagie.“ Damit schaut sie kurz zu Mio. „Shamanen, Priester und

Nekromanten zum Beispiel nutzen Pakte mit verschiedensten Wesen, um diese herbeizurufen oder sich ihre Kräfte zunutze zu machen.

Dann gibt es die Elementare Magie. Menschen, die eine Affinität für ein oder manchmal auch mehrere Elemente haben, lernen, mit ihrer Energie auf diese einwirken zu können.“ Rea deutet auf ihr Lagerfeuer und lässt es kurz höher aufflammen.

„Damit sind wir dann bei der Öffnungs- oder auch Bindungsmagie. Ich persönlich weiß nicht, wie“, beginnt sie und sieht erneut und etwas länger zu Mio. „Jedenfalls ermöglicht sie es den Nutzern, mit allem zu kommunizieren, sogar mit leblosen Objekten. Hier beginnt auch die sogenannte höhere Magie, die nicht mehr auf die magische Kraft des Nutzers beschränkt ist. Es heißt sogar das Nutzen der höheren Magien die Magische Kraft des Nutzers steigern kann, statt sie zu verbrauchen.“

Jetzt starren beide Mio an, als warten sie auf eine Bestätigung oder Verneinung. Mio kann nur mit den Schultern zucken. Sie hat noch nie darüber nachgedacht. Aber soweit sie sich erinnern kann, war sie noch nie müde nach der Nutzung ihrer Magie, schon gar nicht so fertig, wie Rea gerade ist. Wenn das der normale Zustand ist, in den man kommt nach einer solchen magischen Aktion, dann stimmt es höchstwahrscheinlich, dass Mio mehr als nur ihre eigene Energie nutzt. Aber wenn sie das tut, ohne sich dessen bewusst zu sein, kann Mio es eben nicht mit Sicherheit sagen. Geschweige denn erklären, wie sie es macht, was die anderen mit Sicherheit erwarten würden, wenn Mio es bestätigt. So sagt sie nichts.

Nach einer Weile, als klar wird, dass Mio nicht antwortet, wendet sich Joran wieder an Rea.

„Und was ist mit der fünften?“ Rea seufzt kurz, ehe sie antwortet.

„Dabei handelt es sich um die Licht- und Schattenmagie, die die Energie der Welt direkt manipuliert. Damit lassen sich außerdem Gedanken manipulieren und Wege zu weit entfernten Orten öffnen.“ Damit hat Rea ihre Zusammenfassung beendet, die Sache mit der Magie aber offensichtlich noch nicht. Stattdessen wendet sie sich wieder Mio zu. „Sei ehrlich. Du warst noch nie wirklich erschöpft während unserer Reise, oder?“

Mio schüttelt erneut den Kopf und Joran fragt: „Und dir ist nie in den Sinn gekommen, uns das zu sagen?“

„Ich dachte, das wäre ganz normal.“

Joran lacht auf. „Dir ist aber aufgefallen, dass wir Pausen gemacht haben, oder?“ wirft Rea ein. Noch ehe Mio antworten kann, fragt Joran: „Du hast gedacht, wir machen die Pausen für dich, nicht wahr?“ Mio nickt. Rea und Joran sehen einander an, dann fangen beide an zu lachen.

Damit ist das Thema zu Mios Erleichterung erstmal erledigt und alle gehen in ihre Zelte. Sie ist tatsächlich nicht auf den Gedanken gekommen, dass Rea und Joran die Pausen selbst gebraucht haben könnten. Da Mio jetzt Ruhe hat, kann sie gleich noch ein wenig üben. Also konzentrieren. Zunächst dehnt sie ihre Aura aus, bis sie auf die Zeltwand trifft. An dieser Stelle atmet sie tief ein, ehe sie ihre Wahrnehmung weiterwandern lässt. Nicht mehr gleichförmig, sondern, um die auf sie einstürmenden Empfindungen der Umgebung möglichst gering zu halten, hauptsächlich in die Richtung, in der Reas Zelt liegt. Als sie schließlich auf deren Zeltwand stößt, seufzt Mio erleichtert und lenkt dann ihre Aufmerksamkeit auf Rea. Sie hat sich schon schlafen gelegt. Sie hat wohl noch mehr Energie verbraucht, als Mio angenommen hat, aber zumindest hat sie derzeit keine Schmerzen.

So verlässt Mios Bewusstsein das Zelt wieder und sie macht sich auf die Suche nach Joran. Zu ihrer Überraschung ist er in seinem Zelt und scheint über etwas nachzudenken. Ihn dabei zu beobachten, ist genau so langweilig, wie Rea beim Schlafen zuzusehen. So beendet Mio ihre Übung für heute und legt sich schlafen.

Die nächsten Tage verbringen sie hauptsächlich im Lager. Rea kann nicht laufen und Joran kann sie schließlich nicht die ganze Zeit tragen. So sendet Mio Fenrir auf Erkundung, damit sie zumindest sofort losziehen können, sobald Rea wieder fit ist. Mio selbst trainiert oft mit Joran, und wie versprochen nutzt sie ihre Magie nicht in den Übungskämpfen. Während Rea bei ihrem Training mit Joran fast immer zusieht, trainiert Mio ihre Magie nach wie vor lieber in ihrem Zelt. Nicht, um Befragungen von den anderen zu entgehen, sondern vielmehr, weil sie dort wenigstens zu Beginn ihrer Übungen nicht sofort von all dem Leben um sie herum erschlagen wird. Wie ihre Freunde in der Lage sind, Mio sogar von zu Hause zu beobachten, während sie hier am Arsch der Welt auf Reisen ist, ist ihr ein absolutes Rätsel. Ihre Aura so weit auszudehnen, würde Mio schon mehr Konzentration kosten, als sie sich vorzustellen traut. Von den ganzen Gefühlen aller Lebewesen zwischen hier und Volkesland, die pausenlos auf sie einstürmen würden, mal gar nicht zu reden. Es muss da irgendeinen Trick geben, der Mio bisher entgangen ist. So viel jedenfalls zu dem Thema, bald so stark zu werden wie ihre Freunde.

Und was ihre weitere Reise betrifft: Scheinbar ist der einzige ‚lebendige‘ Ort dieser relativ kleine Bereich um die Furt. Jenseits davon ist nichts als Sand. Wüste, soweit Fenrir gekommen ist. Erst der langweilige Turm und jetzt auch noch eine Wüste. Diese Reise sollte spannend sein, ihr ganz persönliches Abenteuer, von dem sie dann allen erzählen kann. Fast hofft Mio, dass die Monster einen anderen Weg hierher finden, damit zumindest etwas passiert. Am liebsten wäre Mio auf der Stelle wieder zurück nach Hause gefahren. Natürlich geht das nicht.

Und so vergehen weitere Tage, in denen sie nichts anderes tun als genügend Wasser und Proviant für den wer weiß wie langen Wüstenmarsch zu sammeln und in Reas Lagerbeutel zu verstauen.

Dann ist es endlich soweit. Rea beschließt, dass ihre Vorräte ausreichend sind, um ihre Reise fortzusetzen. Kaum, dass sie die letzten Bäume hinter sich gelassen haben, bereut Mio einmal mehr, überhaupt das Land verlassen zu haben. Dass es einen solchen Temperaturunterschied machen kann, nur den Schatten zu verlassen, ist ihr auch völlig neu.

„Hier kann nicht zufällig jemand Eismagie nutzen und uns etwas kühlen?“, fragt Joran nur halb im Spaß. Sowohl er als auch Rea sehen Mio an. Das ist etwas, das sich seit ihrem Gespräch nach der Flucht aus dem Turm geändert hat. Mio ist sich nur noch nicht sicher, ob ihr diese Änderung gefällt. Gut ist, dass sie nicht mehr dazu tendieren, Mio zu unterschätzen. Schlecht ist, dass sie und vor allem Rea immer öfter dazu neigen, bei Mio Magie-Formen zu erwarten, die sie nach ihrem Wissen als jemand, der Öffnungsmagie nutzen kann, beherrschen müsste. Es ist wohl bald ein weiteres Gespräch fällig, um zu klären, was Mio kann und was nicht. Aber das kann warten. Sie schüttelt nur den Kopf und marschiert los. Es dauert nicht lange, bis die anderen aufgeschlossen haben und sie gehen gemeinsam weiter. Dass sie Mio die Richtung wählen lassen, ist weniger verwunderlich. Schließlich ist sie nach wie vor die Späherin der Gruppe. Und mal ganz ehrlich. In diesem sandigen Nichts, wo eh alles gleich aussieht, ist die Richtung auch vollkommen egal. Soweit Fenrir gekommen ist, gab es keine Spur von Menschen, nicht einmal Ruinen konnte sie finden. Zumindest würden sie immer zurück zum Fluss finden. Den Weg kennt Fenrir inzwischen sehr gut. So gehen sie einfach der Nase nach.

Als sie ihr Lager aufgebaut und gegessen haben, bittet Mio die anderen, die sich schon in ihre Zelte zurückziehen wollten, kurz sitzenzubleiben. Um künftig nicht mehr unter- oder seit neuestem überschätzt zu werden schuldet sie ihnen wohl die eine oder andere Erklärung. Während die anderen sie noch abwartend ansehen, überlegt Mio angestrengt, wie sie am besten erklären soll, dass sie nicht erklären kann, wie sie etwas macht, aber wenigstens, was sie tatsächlich tun kann. Mio nimmt einen tiefen Atemzug, nimmt dann ihre Halskette ab, an der sie den Kristallschlüssel trägt und reicht ihn zunächst Rea. Diese dreht den kleinen Schlüssel neugierig, aber auch unschlüssig in ihrer Hand, was Mio zum Schmunzeln verleitet. Genau das gleiche hat sie auch getan, als sie den Kristallschlüssel bekommen hat.

Und Rea stellt genau die gleiche Frage wie Mio damals: „Was ist das?“

An das Gespräch ihrer Freunde kann sich Mio noch so genau erinnern, dass sie es

Wort für Wort wiedergeben könnte. „Der Kristallschlüssel ist der mächtigste Fokus, den es für die Öffnungsmagie gibt.“

„Du meinst, er öffnet ihr Herz so, dass sie ihre verborgenen Kräfte nutzen kann?“

„Ich meine, er öffnet alles.“

„Und du bist dir sicher, dass du ihr eine solche Macht anvertrauen willst?“

„Der Kristallschlüssel hat nur so viel Macht wie ihr eigenes Herz.“

Als Mio geendet hat, kratzt sich Joran nachdenklich am Kopf, während Rea mit zitternden Händen weiter den Kristallschlüssel dreht. „Was bedeutet – verborgene Kräfte?“, fragt Joran schließlich. „Das weiß ich auch nicht so genau.“, antwortet Mio, „aber seitdem kann ich mit allem reden, wenn ich es möchte. Ich kann die Kräfte von engen Freunden nutzen, wie die Windmagie meiner besten Freundin oder Fenrirs Wolfssinne.“ Nun hat sich auch Rea weit genug beruhigt, um zu fragen: „Du könntest also auch meine Feuermagie nutzen?“ Mio überlegt einen Moment. „Wenn du mir erlaubst, eine Verbindung herzustellen und mir dann das Wichtigste erklärst, wahrscheinlich schon.“ „Mit diesem Fokusschlüssel kann also jeder Öffnungsmagie benutzen“, fasst Joran zusammen und starrt Mio an. „Und so etwas trägst du einfach so mit dir herum!?“ Er ist fassungslos. „Hast du keine Angst, dass er gestohlen wird?“ Mio schüttelt den Kopf, hält ihre Hand demonstrativ mit der Handfläche nach oben vor sich. Sofort erscheint der Kristallschlüssel, den Rea bis eben noch gehalten hat, in Mios Hand. „Er kommt immer zu mir zurück.“ „Und wenn du tot bist?“, fragt Joran. Rea und Mio sehen ihn empört an. Joran hebt beschwichtigend die Hände. „Nicht böse gemeint, aber es gibt bestimmt viele, die für etwas so Wertvolles und Mächtiges über Leichen gehen.“ Mio zuckt mit den Schultern. „Dann würde er zu meinen Freunden nach Hause zurückkehren und der Verantwortliche hätte sich fünf mächtige Magier zu Feinden gemacht.“ Joran schluckt. „Du solltest ihn sowieso nicht solchen zwielichtigen Gestalten zeigen“, wirft Rea lachend ein. „Meinst du mich?“ Gibt Joran zurück und Mio lächelt ebenfalls. „Ich hätte euch das auch nicht gesagt, wenn ich euch nicht vertrauen würde.“

Die nächsten Tage verlaufen recht ereignislos. Obwohl Mio Fenrir immer wieder als Kundschafter losschickt, finden sie keine Spur von Leben. Mio hat keine große Erfahrung mit Wüsten, um nicht zu sagen, überhaupt keine. Aber sie hatte immer angenommen, zumindest auf Insekten zu treffen, Skorpione oder so was. Aber hier lebt im Umkreis von Tagesreisen buchstäblich nichts. Selbst Rea ist nun an einem Punkt, die Erkundung an dieser Stelle abzubrechen. Trotz Reas Lagerbeutel sind sie für einen langen Wüstenmarsch nicht ausreichend ausgestattet. Nun aber, als Rea verkündet, dass sie umkehren werden, sollten sie auch in den nächsten drei Tagen

nichts finden, auch wenn es in diesem Fall tatsächlich bedeuten würde, nach Volkesland zurückzukehren, ist Mio tatsächlich traurig.

Sie sitzt in ihrem Zelt und lässt ihre Aura über das Lager schweifen. Die gedrückte Stimmung, die beim Abendessen geherrscht hat, liegt immer noch in der Luft. Joran und Rea haben kaum etwas gesagt und sich früh in ihre Zelte verzogen. Ihre Enttäuschung trifft Mio noch mehr als ihre eigene. Der Wunsch, etwas zu erleben und die Verantwortung, dass diese Expedition erfolgreich wird, einigt sie und macht es für Rea noch schwerer. Allein Reas Zeltwand mit ihrer Aura zu berühren, reicht Mio aus, um zu erkennen, dass es Rea von allen am härtesten treffen würde, die Reise an dieser Stelle abzubrechen. Und ganz ehrlich, so langweilig die Wüstenwanderung auch ist, Mio will auch nicht, dass ihre Reise so endet. Ohne irgendwas gefunden zu haben als einen verfallenen Turm und einer Horde Monster. So hat sie sich ihr großes Abenteuer nicht vorgestellt. So sollte es einfach nicht sein. Und was seltsamerweise am wichtigsten ist: Sie hat gerade angefangen, sich mit Joran und Rea anzufreunden. Auch wenn sie es am Anfang nicht geglaubt hätte, mag sie die beiden. Und sie möchte nicht, dass ihre gemeinsame Reise einfach so endet.

Als Antwort auf ihre Gefühle ändert sich etwas tief in ihrem Inneren. Gleichzeitig, ohne dass Mio etwas tut, erweitert sich ihre Aura. Jetzt sieht sie das ganze Lager gleichzeitig, als sie darüber schweben. Sie hat keine Ahnung, was gerade passiert. Es fällt ihr viel leichter als vorher, ihre Sinne und ihre Aura auszudehnen. Gleichzeitig kommt es ihr nun zugute, dass in dieser Wüste nichts lebt. So wird sie nicht durch irgendwelche Empfindungen gestört. Ohne noch weiter zu zögern, lässt Mio ihre Aura wandern. Egal wie groß diese Wüste ist, ohne Lebewesen, die sie mit ihren Gefühlen bombardieren und der plötzlichen Leichtigkeit, mit der sie ihre Aura kontrollieren kann, sollte Mio doch in der Lage sein etwas zu finden. „Konzentriere dich Mio“, sagt sie sich und lässt ihre Aura weiterwandern. „Finde etwas, irgendetwas.“ Die Wüste ist so eintönig wie immer. In allen Richtungen nichts als Sand. Nur die Richtung, aus der sie gekommen sind, lässt Mio außen vor. „Irgendetwas Lebendiges würde schon reichen.“ Die Stadt taucht so plötzlich auf, dass Mio fast überrascht zusammen gefahren wäre. Die ganze Zeit war nichts zu spüren. Und dann, von einem Moment zum nächsten, ein kleiner Punkt in diesem Meer aus Sand, der vor Leben überquillt.

Mit einem leisen Schrei öffnet Mio die Augen und stürmt aus ihrem Zelt. Die Nachricht der Stadt, die sie gefunden hat, muss sofort überbracht werden.

Gleich am nächsten Morgen brechen sie auf. Die Entfernungen sind schwer einzuschätzen bei ihrer Aura-Suche, insbesondere jetzt, da sie so viel weitersehen

kann. So wissen sie nicht genau, wie weit der Weg ist und wie lange es dauert, bis sie die Stadt erreichen. Doch zu wissen, dass es sie gibt und sie auf dem richtigen Weg sind, reicht aus, sie ihre Reise fortsetzen zu lassen. Tatsächlich dauert es weitere sechs Tage. Tage, in denen sie Vorräte verbrauchen, die eigentlich für den Rückweg gedacht waren. „Das gehört zum Abenteuer“, meinte Joran dazu, worauf Rea und Mio einvernehmlich lachten.

Die Stadt selbst hat zwar eine Mauer, jedoch stehen die Tore weit offen und werden auch nicht bewacht. So betreten sie sie völlig unbehelligt. Was nicht heißt, unbemerkt. Kurz hinter dem Tor lagern zwei Karawanen, von denen einige Leute auf sie zu kommen.

„Man sieht hier recht oft Fremdländer“, sagt einer, während der zweite fragt: „Woher kommt ihr?“ Joran und Rea sehen einander fragend an, dann sehen die beiden Wüstenleute einander fragend an. Stille.

„Warum antwortest du nicht, Rea?“, fragt Mio leise und diese starrt jetzt sie an. „Ach so, ihr versteht sie wohl gar nicht.“ Darauf lacht Joran wieder laut los und Rea streichelt Mio kopfschüttelnd über den Kopf. So fällt die Vorstellung scheinbar Mio zu. Seufzend tritt sie nach vorne und sagt: „Wir kommen aus Volkesland und wollen uns nur etwas umsehen. Und am besten auch ein paar Vorräte kaufen.“ An diesem Tag jedoch, der sich langsam, aber sicher dem Ende zuneigt, unternehmen sie nicht mehr viel. Genau genommen quartieren sie sich nur noch in einem Gasthaus in der Nähe des Marktes ein. Mio freut sich schon, seit sie die Stadt gesehen hat darauf, mal wieder in einem Bett zu schlafen. Das macht sie dann auch sofort.

„Mio wach auf! Du musst sofort aufwachen“, wiederholt Rea energisch, kaum, dass sie eingeschlafen ist. „Nur noch ein paar Minuten“, murmelt Mio verschlafen. Da konnte sie endlich mal wieder richtig schlafen und dann so etwas. „Mio!“ Grummelnd dreht sie sich um und stellt überrascht fest, dass es nicht geht. Erneut versucht sie, ihren Körper zu drehen, wird aber von irgendetwas zurückgehalten, das ihre Arme und Beine festhält. Blinzeln öffnet Mio nun doch ihre Augen und merkt tatsächlich jetzt erst, dass sie nicht mehr in ihrem Bett liegt. Genau genommen liegt sie gar nicht mehr. Vielmehr steht sie. An eine Wand gekettet. In irgendeinem seltsamen Altarraum. Mit einem Schlag ist Mio wach. „Mio, der Tunnel!“ Tunnel ... Tunnel ... Mio dreht suchend ihren Kopf. Als sie schließlich einen Tunnel findet, kommen schon die ersten Monster rein. „Fenrir!“, ruft sie. „Eine Beschwörerin! Tötet sie sofort!“, ruft eine seltsam gekleidete Frau, die Mio erst jetzt bemerkt. „Aber das Opfer. Wir brauchen sie lebendig!“ „Wir haben noch die beiden anderen, die müssen reichen. Unser Siegel wirkt nicht gegen beschworene Geister.“ Das erklärt zumindest, warum Rea sich noch nicht befreit hat. Ein Siegel gegen Magie. Das

bedeutet, dass Mio ihre Fesseln auch nicht so einfach lösen kann. „Na schön“, murrte der Mann, das wird dem Stadtrat aber nicht gefallen.“

Damit kommt er auf Mio zu und zieht sein Schwert. „Stadtrat? Heißt das, diese ganze Stadt ist ...“ „Ach richtig, du kannst uns ja verstehen.“ Er holt mit dem Schwert aus. „Es ist nicht nur diese Stadt.“ Damit schlägt er zu. „Mio!“, schreien Joran und Rea zeitgleich und das Schwert prallt kurz vor Mio auf eine unsichtbare Wand. „Was soll das, was ist das?“, ruft der Mann und schlägt erneut zu. Mit demselben Ergebnis. „Ihr habt nur Magie blockiert. Ich kann meine Energie auch anders nutzen“, erwidert Mio. „Du kleine ...“ Ein schmerzerfülltes Jaulen unterbricht den Streit und Mio schaut erschrocken zu Fenrir, gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie er verschwindet, das rechte Hinterbein fast abgetrennt und eine tiefe Wunde am Rücken. Wer weiß, ob das alles war. „Fenrir!“, ruft Mio entsetzt und im gleichen Moment schneidet ein scharfer Schmerz in ihre Hüfte. „Was!?!“, murmelt sie keuchend und starrt auf das Schwert, das in ihrer Hüfte steckt. „Du magst ja ein paar nette Tricks draufhaben, aber du bist doch nur ein Kind“, sagt der Mann mit dem Schwert und die Frau fügt hinzu: „Da hast du wohl deine Konzentration verloren. Diese Dämonen haben die Macht, selbst Geister zu töten. Mit diesen Dämonen werden wir irgendwann die Welt beherrschen und bald auch alle ihre Unsterblichkeit besitzen.“ Durch den immer stärker werdenden Schmerz hört Mio kaum zu. Was soll sie tun? Fenrir. Ob er noch lebt? Nur wegen ein paar Verrückten. Aber es sind Menschen. Ein paar? Eine ganze Stadt! Menschen. Ein ganzes Land voller Verrückter! Menschen. So nicht. Damit werden sie nicht durchkommen! Mio sieht erneut das Schwert auf sich zu kommen. Nicht so!! Auf einmal ist der Schmerz weg. Es gibt keine Zweifel mehr, noch nicht einmal mehr Zorn. Tatsächlich fühlt sie gar nichts. Nur Energie. Eine Kraft, die sie sich nicht mal vorstellen konnte. Diese Kraft! Natürlich. Sie hat sie schon gesehen. Ihre Freunde ...

Das Schwert. Sie hat es ganz vergessen. Erneut stoppt es kurz vor ihrem Gesicht. Der Mann starrt sie an und stolpert entsetzt von ihr weg. So viel Kraft und Kontrolle. Ohne Schwierigkeiten ergreift sie den Dämon, der Fenrir angegriffen hat und schmettert ihn mit Gewalt gegen eine der Säulen, so dass diese zusammenbricht. „So viel zum Siegel.“ Damit öffnet sie ihre Fesseln und die der anderen und blockiert gleichzeitig den Höhleneingang. Die Monster trommeln verärgert gegen die Barrikade. Die Dörfler können sich nicht bewegen, gehalten von der gleichen Kraft. Joran und Rea kommen auf Mio zu, bleiben aber wieder stehen. „Mio!?!“, fragt Rea und Joran will wissen: „Was ist denn mit deinen Augen?“

„Später.“ Mio wendet sich den Möchtegern-Weltherrschern zu. „Die Welt wollt

ihr also erobern, mit euren Babymonstern hier?“ Sie lacht und diese starren sie entsetzt, an als Mio auf sie zugeht. „Ihr habt noch nie einen richtigen Dämon gesehen. Aber wenn es Unsterblichkeit ist, die ihr wollt, kann ich da was für euch tun.“ Damit erscheint die Dornen-Peitsche in ihrer Hand. „Ich hatte mir geschworen, das hier niemals gegen Menschen einzusetzen, aber für euch mache ich eine Ausnahme.“ „Du kommst niemals lebend hier raus!“ Die Frau schreit panisch. „Sie werden euch nicht gehen lassen!“ Mio sieht sie einen Moment an, dann ihre Peitsche und wieder die Frau. „Dann eben anders.“ Mio wirft die Peitsche vor sich auf den Boden und geht ein paar Schritte zurück. „Erwache! Dornenkönig Nephelim. Verfolge meine Feinde in deiner wahren Gestalt!“ „Eine Beschwörung?“, fragt Rea erstaunt. Die Peitsche wird länger und länger und wickelt sich auf, bis sie einen annähernd menschlichen Körper bildet. „Ein Golem!“, ruft Rea fassungslos. Der Golem sieht sich um, sieht Mio an und dann die Dorfbewohner. „Los!“, sagt Mio. Als der Dornengolem seinen Arm ausstreckt, lösen sich zwei Ranken, schnellen vor und schlagen nach den beiden Dörflern. Wie vom Blitz getroffen sinken sie zu Boden. Dann geht alles sehr schnell, immer mehr Ranken brechen aus dem Körper hervor, sprengen die Türen und fluten die Stadt und den Tunnel. Nach ein paar Minuten versiegt der Strom aus Ranken. Nicht etwa, weil sie dem Golem ausgehen. Seine Ranken wachsen so schnell, dass sie ihm nie ausgehen werden. Was ihm ausgegangen ist, sind seine Ziele. So blickt er noch einmal zu Mio und löst sich dann auf. Nur Mios Dornen-Peitsche bleibt zurück, die Mio sofort aufhebt und zurückschickt. „Mio?“, fragt Rea vorsichtig. „Ist alles in Ordnung?“ Mio schüttelt den Kopf, hält sich ihre Hüfte, die wieder zu bluten und zu schmerzen begonnen hat und versucht gleichzeitig, die Tränen wegzublinzeln. Nichts ist in Ordnung. Nach der Gefühllosigkeit fühlen sich die Schmerzen viel schlimmer an. Die Sorge um Fenrir ist zurück, ebenfalls viel stärker als zuvor. Und was am schlimmsten ist ... „Sie sind Menschen. Und ich habe ...“ Rea legt ihr die Hand auf den Kopf. „Hättest du sie nicht getötet, wären wir jetzt tot. Ich weiß, es ist schwer aber“ „Getötet?“, keucht Mio verzweifelt, „wenn es das nur wäre.“ „Was meinst du?“, fragt Joran und geht zu den beiden Dörflern rüber. „Nicht die Dornen berühren!“, ruft Mio panisch. „Ich bin doch nicht verrückt“, erwidert er beruhigend. Er tastet nach dem Hals der Frau. „Mio hat recht, sie lebt noch.“

Beide sehen Mio an. „Sie leben noch. Sie werden ewig leben. Gefangen im eigenen Körper. Voll bei Bewusstsein, aber unfähig, einen einzigen Muskel zu bewegen.“

„Du meinst, sie bleiben ewig in diesem gelähmten Zustand?“ Mio nickt. „Na, dann wollen wir sie mal erlösen.“ Joran hebt das Schwert des Mannes auf. „Nicht!“, ruft Mio, aber zu spät. Mit einem kräftigen Hieb hat Joran der Frau den Kopf abgeschlagen. Mit einem hastigen Sprung zurück will er dem Blut ausweichen. Es gibt

keines. Kein einziger Blutstropfen kommt heraus, weder aus dem Kopf noch dem Hals. „Du kannst sie nicht mehr töten“, sagt Mio traurig. „Egal, in wie viele Teile du sie schlägst. Du wirst nur ihre Schmerzen vergrößern.“

So verlassen sie diese Opferkammer und gehen zurück zum Gasthaus. Joran versorgt Mios Wunde, dann legen sie sich alle noch mal schlafen.

Am nächsten Morgen. Als Mio aufsteht, haben die beiden schon das Essen fertig. „Geht es dir besser?“, fragt Rea. „Etwas.“ Mio lächelt flüchtig. „Zumindest habe ich schon wieder Hunger.“ Damit beginnt das Frühstück. „Nach dem Essen machen wir uns auf den Heimweg“, sagt Joran. „Aber erst besorgen wir uns noch ein paar Vorräte. Und etwas Gold.“ Mio blinzelt verwirrt. „Wir erklären es dir unterwegs.“



22 | SEE HINTER DEM HÜGEL

von Julia Schwarz

DER GEHEIMNISVOLLE SEE

Hallo, ich bin Katherina, magisch und eine Fee. Eines sonnigen Tages las ich den magischen Newsletter und da stand etwas Erstaunliches drin: „Guten Tag an alle magischen Wesen, die in Volkesland leben! Ich kann nur eines sagen, meldet euch! Alle, die auch nur den Hauch eines Abenteurers spüren wollen, melden sich in dem Palast von Volkesland! Ich freue mich auf Dich, großartiger Abenteurer! Viel Glück! Ich hoffe wir sehen uns bald!!!“

Ich klappte die Zeitung zu und hatte sofort den Entschluss gefasst, dass ich dem Aufruf folgen würde. Ich schnappte mir meine Reisejacke und stiefelte los. Schon nach fünf Minuten stand ich vor der riesigen Mauer des Palastes von Volkesland. Ich ging hinein und traf auf das Team, das andere Leute für das Abenteuer einschrieb, ihnen ihre Ausrüstung gab und ihnen sagte, wohin sie reisen sollten. Ich stellte mich an und schon nach wenigen Minuten war ich an der Reihe. „Hallo“, sagte ein Troll mit Halbglatze zu mir. „Hi!“, sagte ich. „Diesen Zettel einmal ausfüllen“, sagte er und reichte mir ein Blatt.

Name: Katherina Bella Black

Alter: 17

Grund der Teilnahme: Weil es so schade ist, dass wir nicht wissen, was um unser Land herum passiert.

Wollen Sie lieber Wasser oder Land erforschen? Mir ist das gleich. Ich freue mich über beides.

Nummer:

Gebiet:

Ich fragte den Troll, was er mit Gebiet und Nummer meint. Er sagte, dass das nichts sei, was ich ausfüllen müsste. Dann las er sich den Text durch und schrieb bei Nummer „22“ und bei Gebiet „See hinter dem Hügel“ hin.

„Sie sind Nummer 22 und Sie sollen alles um den See herum, den See selbst und die kleine Insel auf dem See erforschen. Hin und wieder werden Sie mir und den

anderen Mitgliedern des Rates mit“, und dabei zog er eine Taube aus einem Käfig, „dieser Taube Bericht erstatten. Wir freuen uns sehr über Ihre Mitarbeit. Gehen Sie morgen nach Südosten. Viel Glück!“

Ich ging hinaus, klappte meine Flügel aus und flog sofort los. Ich flog lange, ohne müde zu werden. Dabei sah ich wunderschöne Landschaften. Ich flog und flog. Schließlich sah ich in der Ferne einen türkisblauen See schimmern. Voller Vorfreude flog ich darauf zu und erblickte schon bald eine kleine Insel auf dem See. Dort wuchs ein Kirschbaum und er trug herrliche Blüten. Ich baute sofort mit einem Schwung meines Zauberstabes mein Zelt auf. Innen legte ich meine Sachen rein und versah den Reißverschluss des Zeltes mit einem weiteren Schwung meines Zauberstabes mit einem kleinen Schloss. Der Code war 091827. Nun zauberte ich noch ein kleines Dach über das Zelt, damit es vor Regen geschützt wäre, eine kleine Hollywoodschaukel und ein kleines Feuer. Der Baum blieb draußen, damit er noch Regenwasser abbekam. Ich kletterte ins Zelt und schlief sofort ein.

Am nächsten Morgen ging ich hinüber auf die andere Seite des Sees. Dort erwartete mich gleich die erste Überraschung. Ein wundervolles Einhorn graste friedlich auf einer wunderschönen Blumenwiese. Es war schneeweiß, mit silbern funkelndem Haar und hatte ein goldenes, glitzerndes Horn. Nein Moment, das Pferd hielt einen Fuß in die Höhe. Dort steckte ein großer Holzsplitter drin. Ich näherte mich leise dem Einhorn und sagte: „Hallo, liebes Einhorn, ich bin Katherina, aber Du kannst mich auch Cathy nennen, na ja, wenn Du reden kannst. Ich sehe, dass Du einen Splitter im Fuß stecken hast. Lass mich Dir helfen!“ Das Einhorn erschrak fürchterlich und wollte zuerst weglaufen. Dann drehte es sich aber zu mir um und hielt mir seinen Fuß hin: „Katie, ich bin Summer und na ja, du hast recht. Ich habe einen Splitter in meinem Fuß und kann nicht gut laufen. Ich würde mich freuen, wenn Du mir helfen könntest.“ Ich packte den Splitter, zählte von drei runter und zog kräftig daran. Schon kurz darauf hielt ich ihn in der Hand. Nun konnte das Einhorn wieder aufrecht stehen, wieherte laut und bedankte sich. „Wenn Du mir sagst, was Du hier tust, liebe Katie, kann ich Dir vielleicht auch helfen und Dich begleiten.“

Ich erklärte Summer, dass ich das Land erkunden wolle und sie sagte, dann solle ich noch heute mit der Einhornwiese anfangen, da sie sehr groß sei und es lange dauern würde. Ich war einverstanden, nahm einen Stift und einen Block aus meiner Tasche und fing sofort an zu skizzieren. „Das ist die Einhornwiese“ berichtete Summer und ich bemerkte schon bald warum. Es gab sehr viele Einhörner auf der riesigen Wiese, die wir höchstens zu einem Viertel erkunden konnten, bevor es dunkel wurde. So flogen ich und das Einhorn neben mir zurück zu meinem Lager

und schliefen schon bald ein, nachdem ich dem Einhorn noch schnell einen Stall gezaubert hatte.

Am nächsten Tag weckte mich Summer schon sehr früh und sagte, wir müssten weiter erkunden, sonst wären wir in dreihundert Jahren noch nicht fertig. Komplett müde schlurfte ich aus dem Haus und trank erst mal einen Aufwecksaft (ein ekliger Saft, der dich durch den abscheulichen Geschmack hellwach werden lässt) und schüttelte mich dann davon ausgiebig. „Auf, auf jetzt“, sagte das Einhorn und scheuchte mich auf die Einhornwiese. Dort erforschten wir bis zum Mittagessen ohne Pause die gesamte Wiese und machten uns dann sofort an den Bereich dahinter. Dort waren wundervolle Kirschbäume mit den schönsten Kirschblüten, die ich je gesehen habe. Am Abend ging ich todmüde ins Bett und schlief sofort ein.

Inzwischen haben Summer und ich bereits unglaublich viel erforscht.

Eines Tages zum Beispiel waren wir wieder einmal am Durchforsten der Einhornwiese, als uns hinten bei dem kleinen Baumhaus, das wir entdeckt haben, ein kleiner Vogel entgegen flatterte. Es war eine Kolibri-Dame. Sie sagte, sie heiße Lola und sie sei auf der Suche nach spannenden Abenteuern, denn sie wolle der Kolibri sein, der so viele Abenteuer erlebt hat, dass alle ihn bewundern. Nachdem wir uns vorgestellt hatten, sagten wir ihr, sie dürfe gerne mitkommen, wenn sie wolle.

Eines anderen Tages, nachdem wir endlich die ganze Einhornwiese erkundet hatten, sagte Summer, jetzt wäre es Zeit, zu den Obstbäumen zu gehen, wo sie als Kindergartenkind oft hingegangen wäre. Ich notierte das noch schnell und wir gingen los. Wir kamen an eine herrliche Wiese, wo sehr viele Bäume mit vielen Früchten standen. Wir gingen in der Wiese umher und so stießen wir auf Waltraud, die Erdbeereule.

So habe ich mittlerweile viele Freunde gefunden, die nicht mehr von unserer Seite weichen wollen, einen Kolibri namens Lola, einen Kanarienvogel namens Pico, einen Drachen namens Blue, einen Hirsch namens King und eine Erdbeereule namens Waltraud (ein magisches Geschöpf, das am liebsten Erdbeeren frisst und die Gestalt einer Eule hat. Sie kann jederzeit Erdbeeren erscheinen lassen und Marmelade aus ihnen machen).

Jetzt sind zwei Monate vergangen, seit ich von zuhause aufgebrochen bin und ich liebe es hier. Gestern Abend saß ich am Lagerfeuer und schrieb einen kleinen Bericht an den Rat. Ich band ihn einer Briefftaube ans Bein und schickte sie los.

Heute ist ein neues Gebiet und auch das vorletzte an der Reihe. Es handelt sich hierbei um die verwunschene Höhle, wo auch die Baby-Einhörner geboren werden. Wir gingen in die Höhle und bemerkten schnell, wie zügig die Höhle tiefer wurde. Schon nach zehn Minuten war sie so tief, dass das einzige Licht das Horn von Summer war. Waltraud knabberte nervös an einer Erdbeere, Pico aß einen Butterkeks, den ich ihm gab, Lola flatterte voller Tatendrang hin und her, Blue war draußen, um Wache zu halten und King stolzierte königlich hinter uns her. Schon bald stießen wir auf einen runden Raum mit vielen Salzsäulen. Summer sagte, dieser Raum wurde von einem Magier erschaffen. Hier werden die Baby-Einhörner geboren. In der Mitte des Raumes sahen wir eine Katzenstatue aus pinken Diamanten. Plötzlich schlug diese die lilafarbenen Augen auf und sagte: „Ich bin Cathy und ich habe schon von euch gehört. Ich wäre gerne mit euch befreundet.“ Ab da waren wir Freunde. Als wir zurück im Lager waren, schliefen wir sofort ein.

Mit der Zeit erforschten wir die Höhle besser und besser und schon nach sieben Wochen war es mir gelungen, einen Lageplan von der kompletten Höhle zu zeichnen.

Heute liefich gerade entspannt auf der Einhornwiese herum und pflückte ein paar Bonbon-Erdbeeren (Bonbons, die am Baum wachsen und die Form einer Erdbeere haben), als ich im See plötzlich einen großen Umriss erkannte. Ich beugte mich etwas nach vorne und wäre beinahe ins Wasser gefallen. Ich konnte mich gerade noch so an Kings Geweih festhalten. „Oh sorry, King. Hast du Dir wehgetan?“ fragte ich. „Alles gut“, sagte dieser und ich flog sofort rüber zu meiner Insel. Doch auch dort sah ich den Umriss unter Wasser. Da es noch früh war, zog ich mir meinen besten Badeanzug an, um den See zu erforschen und sprang ins Wasser. Oder das wollte ich, aber bevor ich das Wasser auch nur berühren konnte, erschien eine riesige Eisplatte, auf der ich festklebte. Da ich nur einen Badeanzug anhatte, wurde mir auch sofort kalt und als nach einer Stunde immer noch nichts passierte, bekam ich Angst, über Nacht an der Platte zu kleben. Nach drei Stunden dachte ich, dass ich bestimmt bald erfrieren würde, eine Erkältung würde ich mir wahrscheinlich auf jeden Fall holen. Nach insgesamt guten vier Stunden schmolz die Platte endlich, aber komischerweise konnte ich nicht weiter schwimmen, weil (als das letzte Stück der Platte schmolz) ich an das Ufer der Insel teleportiert wurde. Erleichtert zog ich mich um, machte mir einen heißen Tee und dachte über mein Erlebnis nach. Offenbar gibt es einen magischen Schutz, der das Tauchen in dem See für Menschen verhindert. Es musste mir also gelingen, innerhalb der vier Stunden, bevor der Teleportationszauber einsetzt, unter die Wasseroberfläche zu gelangen.

Die riesige Eisplatte, die sich regelmäßig erneuerte, brauchte aber vier Stunden, um aufzutauen.

Mir fiel ein, dass Eis durch Salz schmilzt. Vor dem Zubettgehen bin ich, um die Eisplatte zu schmelzen, also noch einmal in die Höhle und fuhr dann, mit Salz beladen, in meinem Boot zurück.

Heute habe ich mit dem Salz die Eisplatte vor Ablauf der vier Stunden aufgetaut und konnte danach im See tauchen und das Unterwasserreich erforschen. Das Atmen unter Wasser bereitete mir keine Probleme, da ich mithilfe meines Zauberstabes Luftblasen erscheinen lassen konnte. Ich fand einen unbewohnten Tempel.

Im letzten unerforschten Gebiet fand ich ein riesiges Tal, das Tal der Tränen.

Jetzt sind schon sechs Monate vergangen, seit ich aufgebrochen bin. Ich schreibe gerade schon den dritten Bericht. Ich finde es unglaublich, was alles in der Zwischenzeit passiert ist. Ich wollte mich sofort auf den Rückweg machen, da wurde ich schrecklich traurig und wollte nicht gehen. Also schrieb ich dem Rat einen kleinen Brief und blieb bei meinen Freunden.



23 | SOLEA

von Bianca Sprotte

EINE REISE NACH SOLEA

Der Wind pfiff mir ungezügelt um die Ohren, während mir der Geruch des salzigen Meeres entgegenwehte. Zur gleichen Zeit war das laute Gekreische der Möwen am Himmel zu hören und auch, wenn die Matrosen hinter mir sich darüber beklagten, ich genoss diese Töne sehr. Es war schön, endlich mal Volkesland zu verlassen und andere Klänge zu hören. Hier auf dem Meer zu sein, umgeben von Wasser weit und breit, war eine komplett neue Erfahrung. Normalerweise kümmerte ich mich um den Anbau von Nahrungsmitteln und Pflanzen, was mit Lichtmagie keine wirklich schwere Aufgabe für einen Halbfelfen war. Ich wollte mal etwas anderes sehen als nur meine Äcker und die Gebäude der Stadt, wollte ein Abenteuer erleben. Dieser Ausruf zur Erkundung neuer Gebiete hatte sich dafür mehr als angeboten und ich hoffte, ich würde sehr viel Neues von dieser Welt entdecken.

„Will dieser Schwächling wirklich allein auf die Insel? Der überlebt doch keinen Tag“, grollte einer der Matrosen zu seinen Kameraden, welche amüsiert anfangen zu lachen.

Ich ignorierte seine Worte und blickte weiter fasziniert aufs Meer hinaus, während ich an der Reling lehnte. Mir war bewusst, was meine Mitmenschen über mich dachten, denn ich war nun mal recht klein und zierlich gebaut. Das typische Bild eines Abenteurers spiegelte ich in keinsten Weise wider, zumal ich wirklich nur in der Lage war, Lichtstrahlen mit meinen Händen zu erzeugen. Ich könnte einen Angreifer erblinden lassen, aber ansonsten wäre ich in einem ernsthaften Kampf leichte Beute. Und das wussten auch die Matrosen auf dem Schiff, aber es war mir egal, was sie über mich dachten. Ich würde ein Abenteuer erleben und heil nach Hause zurückkehren, davon war ich überzeugt. Denn auch wenn ich klein und zierlich war, ich besaß viel Grips und Verstand und damit würde ich die Hindernisse schon überstehen, die mich auf meiner Reise erwarten würden. Ich, Nylian, würde endlich ein Abenteuer erleben, und meine Freude darüber war kaum in Worte zu fassen.

Einige Tage später erreichte das Schiff endlich sein Ziel und das Erste, was meine grünen Augen sahen, war ein weißer Sandstrand, dessen feine Körner im Licht

der Sonne glitzerten. Dahinter erstreckte sich ein gigantischer Wald, der sich über die gesamte Küste langzog. So viel Grün hatte ich in Volkesland bisher noch nie gesehen und ich hatte täglich mit Pflanzen zu tun. Meine Augen kamen aus dem Staunen nicht heraus und ich kam erst wieder zur Besinnung, als der Kapitän den Käfig mit den Brieftauben laut krachend neben mich stellte. „Kannst du jetzt endlich gehen? Wir wollen nicht länger als nötig hierbleiben.“

„Verzeihung, ich war nur so überwältigt von der Umgebung. Vielen Dank, dass Sie mich hergebracht haben“, sagte ich freundlich, woraufhin er genervt die Augen verdrehte und ohne ein weiteres Wort zurück zum Steuerrad ging. Eigentlich hatte der Rat ihn gut für diese Fahrt bezahlt, seine schlechte Laune war also keinesfalls gerechtfertigt.

Mit dem Taubenkäfig in der Hand verließ ich das Schiff und umfasste mit meiner freien Hand den Tragegurt meiner Umhängetasche, während ich aufgeregt in die Ferne blickte. Jetzt endlich würde mein Abenteuer beginnen. Mein Herz schlug wild in meiner Brust und mit einem Lächeln auf den Lippen lief ich den Sandstrand entlang in Richtung des Waldes. Auf den ersten Blick erinnerte dieser an einen gewöhnlichen Wald mit unzähligen Bäumen und grünem Farn, aber umso tiefer ich in den Wald hineinging, umso dunkler wurde die Färbung der Blätter und die Baumstämme wirkten beinahe schwarz.

Vermutlich, weil die Sonne nur noch schwer ihren Weg durch die dichten Baumkronen fand. Aber die Dunkelheit störte mich nicht, denn aufgrund meiner Lichtmagie konnte ich problemlos eine kleine Lichtflamme in meiner Hand erschaffen, die zumindest dafür sorgte, dass ich sehen konnte, wo ich hinlief.

Und dennoch empfand ich diese Dunkelheit ab einem gewissen Punkt als sehr unangenehm, denn mit jedem Schritt hatte ich das Gefühl, dass mein Weg immer schmäler und unebener wurde. Die Wurzeln der Bäume wuchsen wild umher und an manchen Stellen wies der Boden große Höhenunterschiede auf, was das Laufen erschwerte.

Und erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich die Möwen vom Meer gar nicht mehr hörte, genauer gesagt hörte ich gar keine Tiere, außer die Tauben in dem Käfig. Ein flaes Gefühl machte sich in meiner Magengrube bemerkbar und ich stellte den Taubenkäfig auf den Boden.

Danach formte ich meine Hände zu einer Schale, bevor ich meine Magie einsetzte und meine Umgebung komplett erleuchtete. Weit und breit waren nur Bäume und Wildpflanzen zu sehen, keinerlei Tiere oder sonst irgendeine Art von Lebewesen. Ich ließ meinen Blick noch etwas intensiver durch die Baumstämme gleiten, bevor ich mich dazu entschied, auf einen der Bäume zu klettern.

Von oben würde ich definitiv eine bessere Aussicht haben und so erklomm ich die Baumkrone.

Der Wald war gigantisch und erstreckte sich über unzählige Kilometer, es war fast unmöglich, ein Ende auszumachen. Gab es auf dieser Insel wirklich nichts außer Wald? Ich seufzte frustriert, denn so hatte ich mir mein Abenteuer definitiv nicht vorgestellt. Gerade als ich wieder herunterklettern wollte, hörte ich ein lautes Knurren und drehte mich ruckartig in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war.

Aber anstatt eines Lebewesens bemerkte ich eine freie Stelle zwischen den Baumkronen, schwer sichtbar, da diese noch zu weit entfernt war. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und versuchte, so mehr zu sehen, aber viel änderte sich leider nicht. Auch wenn dort möglicherweise nichts war, wollte ich trotzdem nachsehen gehen. Langsam kletterte ich wieder nach unten, nahm den Taubenkäfig in die Hand und setzte meinen Weg zu der freien Stelle fort.

Der Ort war bedauerlicherweise weiter weg als vermutet, denn auch nach unzähligen Stunden konnte ich nichts anderes als Bäume sehen. Also entschied ich mich, eine Pause zu machen, denn ehrlich gesagt, schmerzten meine Füße sehr.

Nachdem ich den Käfig abgestellt hatte, setzte ich mich auf den Boden und zog mir meine Stiefel aus, damit auch meine Füße sich ausruhen konnten. Und es fühlte sich so befreiend an, endlich wieder Luft an den Zehen zu spüren. Auf dem Feld trug ich meistens keine Schuhe, ich hatte es lieber, die Erde unter meinen Fußsohlen zu spüren. Es gab mir das Gefühl, als wäre ich der Natur so näher. Ein kalter Windhauch ließ mich plötzlich frösteln und ich verschränkte intuitiv meine Arme vor der Brust, um mich zu wärmen. Normalerweise hielt mich meine Tunika gut warm, aber auf dieser Insel schien es kälter zu sein als in Volkesland. Ob das an dem Meer lag? Ich wusste es nicht, aber glücklicherweise wusste ich, wie ich mich wärmen konnte. Schnell suchte ich die Umgebung ab und sammelte einige Äste, welche ich auf einen Haufen übereinanderlegte. Sobald es genug waren, kniete ich mich daneben und holte aus meiner Umhängetasche eine kleine Lupe heraus. Diese war nicht nur gut geeignet, um die Struktur von Pflanzen zu erforschen, sondern auch perfekt, um Licht darin zu bündeln und ein Feuer entstehen zu lassen.

Ich erschuf also einen Lichtstrahl mit meiner freien Hand und richtete diesen auf das Glas der Lupe, welche ich in einem ausreichenden Abstand über die Äste hielt. Es dauerte einen kurzen Augenblick, bis das Holz anfang zu glühen und eine kleine Flamme entstand, was mich zufrieden lächeln ließ. Behutsam legte ich die Lupe weg und hielt meine Hände um die Glut, bevor ich vorsichtig pustete und dafür

sorgte, dass die Flamme größer wurde. Am Ende hatte ich ein kleines Lagerfeuer und genoss die Wärme, die es spendete.

Die Erschöpfung und die wohlige Wärme hatten schließlich dafür gesorgt, dass ich eingeschlafen war. Als ich einige Stunden später wieder aufwachte, war das Feuer bereits aus. Müde rieb ich mir übers Gesicht, überrascht von der Tatsache, dass ich unbewusst eingeschlafen war. Die Tauben in ihrem Käfig gurrten aufgeregt neben mir und als ich einen Blick zur Seite warf, bemerkte ich eine schemenhafte Gestalt zwischen den Baumstämmen. Sofort war ich hellwach und richtete mich erschrocken auf, während ich die fremde Gestalt nicht aus den Augen ließ.

„Wer bist du?!“, rief ich aufgeregt, während mein Herzschlag sich verschnellte. Auch meine Atmung ging hektischer und ich konnte die Gänsehaut spüren, die sich über meine Haut legte. Die Gestalt sah mich einfach nur an und bewegte sich nicht, sagte nichts. Ich schluckte und beäugte den Fremdling. Die Umrisse erinnerten an einen Menschen, aber für einen Menschen stand das Wesen zu geduckt. Diese Haltung erinnerte vielmehr an eine Katze auf der Jagd, was meine Furcht nur noch vergrößerte. Würde ich wegrennen, würde es mich vielleicht als seine Beute ansehen und angreifen. Aber was sollte ich stattdessen tun? Wir waren zwar weit genug voneinander entfernt, allerdings war es schwer zu sagen, wie schnell das Wesen sein würde.

„Ich will nichts Böses, ich bin nur hier, um etwas über die Insel zu lernen.“ Meine Stimme zitterte und ich wich automatisch einen Schritt zurück, woraufhin das Wesen leise knurrte. Verstand es meine Sprache überhaupt? Wahrscheinlich hatte es kein Wort verstanden und sah mich jetzt als Bedrohung an.

„Geh, geh!“ Es war nur ein leises Flüstern, aber ich hörte es trotzdem sehr gut und atmete erschrocken ein. Also sprach es doch meine Sprache, wenn auch nicht sonderlich gut. Und obwohl ich die Worte nur leise gehört hatte, hatte die Stimme sehr maskulin geklungen.

„Ich will nicht gehen, ich möchte.“ Ein lautes Fauchen sorgte dafür, dass ich sofort verstummte und das Wesen ehrfürchtig ansah. Es richtete sich aus seiner gebeugten Haltung auf und stand nun aufrecht wie ein Mensch, allerdings konnte ich noch immer nicht mehr als Umrisse erkennen. Nur zwei eisblaue Augen blickten mich jetzt direkt an, die restliche Gestalt war in Schwarz gehüllt.

„Geh, geh!“ Wieder ertönte dieses auffordernde Flüstern, die Stimme gehörte ganz klar einem Mann. Ich wich reflexartig einige Schritte nach hinten weg und mir fehlten die Worte, um etwas zu sagen. Schlussendlich knurrte der Fremdling verärgert.

Mit den Worten: „Ich habe dich gewarnt!“, duckte er sich wieder und rannte dann

auf allen Vieren davon. Und ich spürte, wie meine Füße plötzlich schwach wurden und ich erleichtert zu Boden sank. Mein Schutzengel hatte mich gerettet.

Ein lautes Grollen war vom Himmel zu hören und ich blickte nach oben. Zwischen den dichten Baumkronen zeigten sich dunkle Wolken und kurz darauf spürte ich auch schon einige Wassertropfen auf meinem Gesicht. Lieber hatte ich strömenden Regen als meinen Reisegefährten, als diese mysteriöse Gestalt, die mich höchstwahrscheinlich beim nächsten Besuch nicht verschonen würde.

Oder wollte er mich vielleicht einfach aus seinem Territorium raushaben? Ein Grund mehr, diesen Wald schnell zu verlassen. Mein Blick glitt zu dem Käfig, in dem die Tauben immer noch ganz aufgeregt gurrten. Nicht nur ich hatte gerade Angst um mein Leben gehabt, aber im Gegensatz zu Tauben konnte ich keine Federn aufplustern und dadurch größer wirken, als ich eigentlich war. Ich blieb der schwächliche Halbelf, der ich war. Ein Seufzen verließ mich und ich zog mir meine Stiefel wieder an, bevor ich langsam aufstand. Meine Beine fühlten sich immer noch schwach und zittrig an.

Ich musste aus dem Wald raus, so würde ich das mysteriöse Wesen hoffentlich beruhigen. Also nahm ich mir den Käfig und ging so schnell ich konnte weiter. Glücklicherweise hatte ich gestern Abend daran gedacht, einen Baumstamm zu markieren, damit ich die Richtung noch wusste. Aber das half mir leider nicht dabei, aus dem Wald herauszufinden.

Auch nach zwei Tagen war ich noch immer nicht draußen. Ich hatte in der Zeit nicht geschlafen, zu groß war die Angst, dem Wesen noch einmal zu begegnen. Aber mittlerweile machte sich der Schlafmangel bemerkbar und ich taumelte leicht bei jedem Schritt. Die Bäume um mich herum begannen sich zu bewegen, zumindest hatte ich das Gefühl. In Wirklichkeit bewegte sich keiner von ihnen, es war reine Halluzination. Meine Augenlider wurden schwerer und auch mein Kopf wippte immer wieder nach unten, aber ich musste weiterlaufen. Plötzlich blieb mein Schuh an einer Wurzel hängen und ich fiel unsanft zu Boden, wobei der Taubenkäfig laut schepperte. Die Tauben flogen aufgeregt darin umher, während ich leise vor Schmerz fluchte. Meine Landung hätte definitiv weicher sein können. Aber so auf dem Boden zu liegen, war eigentlich ganz bequem. Perfekt, um einzuschlafen. Immer mehr senkten sich meine Augenlider und ich hörte auf, mich gegen die Müdigkeit zu wehren. Leise Schritte näherten sich mir, bevor ich endgültig einschlief.

Das Knurren meines Magens sorgte dafür, dass ich einige Zeit später wieder zur Besinnung kam und träge die Augen öffnete. Ich war geistig noch nicht ganz anwesend, und so dauerte es einen kleinen Moment, bis ich realisierte, dass ich im Sand

lag und nicht mehr auf dem unbequemen Waldboden. Irritiert runzelte ich die Stirn und setzte mich langsam auf, blickte direkt auf ein altes, zerstörtes Eingangstor mir gegenüber. Meine smaragdgrünen Augen weiteten sich und ich drehte mich ruckartig in alle Richtungen um. Hinter mir befand sich der Waldesrand, ich lag genau davor. Aber wie war ich hierhergekommen? War ich im Schlaf weitergelaufen? Eher unwahrscheinlich, ich war kein Schlafwandler. Hatte mich vielleicht dieser Fremdling hierhergebracht, weil ich in seinem Wald unerwünscht war? Dann wäre es allerdings schlauer gewesen, mich an den Strand zurückzubringen.

Ein plötzliches Geräusch holte mich aus meinen Gedanken und ich blickte ungläubig zu dem Taubenkäfig, der nicht weit entfernt von mir lag. Selbst dieser hatte es hierhergeschafft. Die Tauben darin wirkten allerdings verängstigt und drängten sich mit aufgeplusterten Federn aneinander. Langsam erhob ich mich aus dem Sand, ging zu dem Käfig und stellte ihn vorsichtig aufrecht hin, damit er nicht weiter am Boden lag. Dabei bemerkte ich jedoch, dass der Käfig stark beschädigt war, als ob jemand versucht hätte, ihn aufzubrechen. Aber um ehrlich zu sein: Ich wollte nicht wissen, wer dieser jemand gewesen war, denn es benötigte definitiv sehr viel Kraft, um die Gitterstäbe so aus der Form zu bringen. Hoffentlich war mir mein Schutzengel noch einmal wohlgesonnen.

Wieder knurrte mein Magen laut und ich blickte instinktiv zu dem kaputten Tor. Meine Vorräte waren beinahe aufgebraucht, ich brauchte dringend etwas zu Essen. Schnell nahm ich den Vogelkäfig in die Hand und ging durch das Eingangstor, dessen Holztüren schiefhingen und teilweise sogar große Einschlaglöcher aufwiesen. Das gesplitterte Holz begann bereits an einigen Stellen zu modern. Ich wandte meinen Blick ab und blickte stattdessen nach vorne, wo ich einige Hütten entdeckte. Allerdings machte mich eine Sache misstrauisch. Die Stille.

Ich hörte keine Menschen und ich sah auch keine Menschen. Trotzdem entschied ich mich, mein Glück zu versuchen und näherte mich einem Anwesen. Es sah genauso heruntergekommen aus wie das Eingangstor, was mich nicht weiter beschäftigte. Mein Magen verlangte nach Essen, da konnte mir der Zustand der Hütten egal sein. Ich wollte gerade an die Haustür klopfen, als ich eine tiefe Einkerbung darin entdeckte. Es waren Kratzspuren, sehr große Kratzspuren. Sofort wich ich einen Schritt von der Tür zurück und starrte die Einkerbung regungslos an. Welches Tier hinterließ solch große Spuren? Es musste ziemlich groß und kräftig sein, das Holz hatte immerhin sichtlich gelitten. Ich versuchte, meinen Schreckmoment abzuschütteln und nahm neuen Mut zusammen, bevor ich laut an der Tür klopfte. Nichts. Wieder klopfte ich laut und rief dabei: „Hallo? Entschuldigen Sie die Störung, ich habe nur eine kurze Frage.“ Mir öffnete niemand.

Nach dem dritten Haus gab ich es auf und setzte mich auf einen modrigen Baumstamm, der in der Nähe einer Feuerstelle lag. Mir hätte gleich am schlechten Zustand der Hütten auffallen müssen, dass das Dorf verlassen war. Das Holz war sperrig und teilweise verrottet, dazu von vielen weiteren Kratzspuren beschädigt. Einige Türen waren sogar komplett zerstört, genauso wie die Dächer von vereinzelt Häusern. Wenn mein Hunger mich nicht abgelenkt hätte, hätte ich das vermutlich sofort bemerkt, aber solche Details blendete der Körper scheinbar aus, wenn er ewig nichts gegessen hatte. Und wie aufs Stichwort knurrte mein Magen wieder laut, was mich schwer seufzen ließ.

„Glaub mir, wenn ich könnte, würde ich dir den Gefallen tun und etwas essen.“

Ich hatte zwar noch einen Apfel in meiner Tasche, jedoch würde ich diesen wirklich erst essen, wenn ich nichts anderes fand. Innerlich hatte ich immer noch die Hoffnung, dass ich irgendetwas finden würde, weswegen ich schwerfällig aufstand und weitersuchte. Den Vogelkäfig ließ ich derweil an der Feuerstelle stehen.

Um es kurz zu machen: Ich fand nichts Essbares, zumindest nicht außerhalb der Hütten. Sämtliche Acker waren zerstört oder der Zeit zum Opfer gefallen. Das bedeutete wiederum auch, dass ich in den Hütten ebenfalls nichts finden würde. Jedenfalls nichts, was nicht von einer blau-weißen Pilzschicht überzogen war. Was mag hier bloß passiert sein? Wo waren all die Dorfbewohner hin und warum waren die Häuser so zugerichtet? Fragen über Fragen, auf die ich vermutlich nicht sobald eine Antwort bekommen würde.

Ich kehrte also kraftlos zu der Feuerstelle zurück und ließ mich auf den Baumstamm plumpsen. Der Hunger machte mich wahnsinnig und ohne darüber nachzudenken, öffnete ich meine Umhängetasche und nahm den Apfel heraus. Dieser würde mich zumindest eine Weile satt machen. Danach musste ich aber dringend irgendetwas finden. Die letzte Möglichkeit wäre, eines der Ackerfelder zu bepflanzen und mithilfe meiner Lichtmagie den Wachstumsprozess der Pflanzen zu beschleunigen, aber dafür fehlte mir derzeit die nötige Energie. Und die einzigen Setzlinge, die ich momentan bei mir trug, waren kleine Salatsetzlinge. Außerdem brauchte ich Wasser, damit die Setzlinge überhaupt wachsen würden. Ich erinnerte mich vage daran, einen Brunnen in der Nähe einer Hütte gesehen zu haben, aber ich war zu erschöpft, um aufzustehen und hinzugehen.

Stattdessen ließ ich meinen Blick durch das Dorf gleiten und überlegte angestrengt. Viele Möglichkeiten blieben mir nicht, denn ich hatte im Wald keinerlei Pilze gesehen und um Sirup von einem Baum zu zapfen, fehlten mir die nötigen Hilfsmittel. Der Anbau von Gemüse würde zu lange dauern, genauso wie zurück

zum Strand zu gehen und zu fischen. Wenn mir nicht bald etwas einfiel, würde ich verhungern. So hatte ich mir mein Abenteuer definitiv nicht vorgestellt.

Keine Ahnung, wie lange ich auf dem Baumstamm saß und mir den Kopf mit Nachdenken zerbrach, aber nach einer Weile stand ich wieder auf und beschloss, den Brunnen zu suchen. Ich musste wenigstens versuchen, die Samen anzubauen. Vielleicht war meine Energie doch noch stark genug, um den Wachstumsprozess drastisch zu verschnellern. Zumindest hoffte ich es. Zu meinem Glück befand sich zumindest im Brunnen noch Restwasser und ich nahm mir den Kübel, bevor ich mich über den Rand beugte und das Wasser ausschöpfte.

Ich vertraute der alten, modrigen Holzkonstruktion nicht mehr und glücklicherweise war der Brunnen nicht besonders tief. Zum Trinken eignete sich das Wasser zwar nicht, aber für die Samen würde es reichen. Zusammen mit dem Eimer ging ich zu einem der naheliegenden Felder und stellte ihn auf den Boden. Der Acker war auch hier komplett zerstört, aber ich fand relativ schnell eine alte Feldhacke in der Nähe und begann den Boden zu pflügen. Zumindest so lange, bis das Holz der Feldhacke nachgab und brach.

Ein schweres Seufzen verließ mich, aber ich gab nicht auf. Schnell nahm ich die Salatsetzlinge aus meiner Tasche und kniete mich hin, bevor ich sie einzeln in den Boden pflanzte. Sie waren noch sehr klein, aber anders hätte ich sie nicht transportieren können. Nachdem ich die Stellen ausgiebig bewässert hatte, stand ich wieder auf und stellte mich neben das Ackerfeld.

Ich holte tief Luft und schloss die Augen, bevor ich meine Hände nebeneinanderhielt, die Handfläche nach unten gerichtet. Mit letzter Kraft bündelte ich die Magie um meine Finger und erhellte das Feld mit einem großen Lichtstrahl.

Die Setzlinge wuchsen zwar ein Stück, aber lange nicht genug, um sich in den nächsten Tagen ernten zu lassen. Meine Magie war gerade einfach zu schwach. Erschöpft stoppte ich und sackte ein bisschen in mich zusammen, wobei ich meine Hände auf meine Oberschenkel legte und schwer ausatmete. So viel Licht zu produzieren, war in meiner jetzigen körperlichen Verfassung unmöglich. Zuhause konnte ich problemlos meine Felder mit Licht versorgen, aber da hatte ich auch genügend gegessen. Jetzt machte sich der Hunger wirklich bemerkbar. Jedoch würde jedes bisschen Licht den Wachstumsprozess verschnellern, ich musste also die Zähne zusammenbeißen und durchhalten.

Ich biss mir fest auf die Unterlippe und sammelte meine letzte Energie, um das Feld noch einmal zu beleuchten. Der Lichtstrahl erlosch erst, als mich meine Kräfte verließen und ich erschöpft am Boden zusammenbrach.

Die Sonnenstrahlen des nächsten Tages weckten mich und blendenden mein Gesicht, weswegen ich murrend den Kopf wegdrehte und mich langsam regte. Mir tat alles weh, besonders der Schädel. Ich muss irgendwo gegengestoßen sein, als ich zur Seite umgekippt war. Langsam öffnete ich die Augen und rieb mir die schmerzende Stelle am Kopf. Glücklicherweise spürte ich keine warme Flüssigkeit, also blutete ich zumindest nicht. Ich rollte mich langsam auf den Bauch, bevor ich mich mit Mühe auf meine Unterschenkel setzte. Die Welt drehte sich schlagartig und ich stöhnte leise, legte eine Hand an meine Schläfe und schloss wieder die Augen. Warum war ich so dumm gewesen und hatte mich freiwillig für diese Reise gemeldet? Ich war ein Schwächling, genau wie alle immer sagten. Meine einzige Begabung lag darin, mich um Pflanzen zu kümmern.

Ich war kein Abenteurer, ich war ein Niemand und das würde auch immer so bleiben. Wenn ich hier meinen Tod fand, würde sich keiner dafür interessieren, denn meine Eltern waren längst tot und ich hatte auch keine Freunde. Aber vielleicht war es besser so, als Halbfelf gehörte ich sowieso zu keiner Gruppe. Weder zu den Menschen noch zu den Elfen. An mich würde sich niemand erinnern, einzig meine Äcker würden mich vermissen.

„Iss.“

Ich wirbelte herum und starrte fassungslos zu dem Wesen, dem die Stimme gehörte. Mir fehlten die Worte, um es näher zu beschreiben, aber es erinnerte an eine schwarze Katze, nur deutlich größer und mit einer prächtigen Mähne. Der Körperbau des Tieres war kräftig, die scharfen Krallen steckten tief im Boden und zwei eisblaue Augen fixierten mich aufmerksam.

„Iss.“

Es war nur ein kurzes Wort, aber es reichte aus, um die spitzen Reißzähne zu sehen, die sich im Maul des Tieres befanden. Mein Körper fühlte sich wie betäubt an und ich rührte mich kein Stück, starrte nur ehrfürchtig auf das Wesen mir gegenüber.

Er oder sie, keine Ahnung – schnaubte verärgert und trat dann einen Schritt zurück, wodurch ich eine alte Schüssel zwischen den kräftigen Pfoten erblicken konnte.

Die Schüssel musste von einem der ehemaligen Dorfbewohner stammen, denn sie wirkte genauso alt wie die anderen Gegenstände hier und war an einigen Stellen bereits kaputt. Meine Starre löste sich ein wenig und ich streckte den Hals, um den Inhalt der Schüssel sehen zu können. Darin lagen Beeren, viele rote, leckere Beeren. Mein Magen meldete sich mit einem lauten Knurren und ich wich instinktiv weiter weg von dem Tier.

Es verdrehte genervt die Augen und packte die Schüssel dann mit den Zähnen,

bevor es einen Schritt auf mich zutrat und mir die Schüssel fast schon penetrant hinhielt. Die eisblauen Augen sahen mich auffordernd an und ich blickte kurz zu der Schüssel, bevor ich zögerlich meine Hände darunter hielt. Das Tier ließ die Schüssel los und sie fiel in meine Hände, was mir einen Schrecken einjagte. Ungläubig blickte ich auf den Gegenstand in meinen Händen, während das Tier mir gegenüber leise brummte.

„Iss.“

Sollte ich die Beeren wirklich essen? Ich wusste nicht, ob sie giftig waren, und leider besaß ich nicht die feine Nase eines Elfen. Ich musterte das katzenartige Tier misstrauisch, bevor ich mir eine Beere nahm.

„Du zuerst.“ Ich wusste nicht, ob das Wesen mich verstand, denn es legte im ersten Moment irritiert die Ohren nach hinten und sah mich ratlos an. Dann schoss die Schnauze aber nach vorne und ich spürte eine raue, feuchte Zunge an meiner Hand, was mich panisch aufschreien und zurückweichen ließ. Das Tier hatte die Beere ohne Schwierigkeiten aus meinen Fingern entwendet und schluckte sie, ohne zu zögern herunter.

Wieder fühlte sich mein Körper wie erstarrt an und ich spürte meinen schnellen Herzschlag, der mir fast das Atmen erschwerte. Mein Gegenüber blieb ruhig stehen, zeigte keinerlei Anzeichen, die für eine Vergiftung typisch waren und so langsam löste sich meine Starre wieder. Die Angst in meinem Herzen war unbegründet, denn wenn das Tier mich fressen wollen würde, hätte es das längst getan.

„Sind die Beeren wirklich für mich?“, fragte ich leise, um zu überprüfen, ob das Wesen mich tatsächlich verstand. Und es nickte, es nickte mir ernsthaft zu. Ich versuchte ruhig zu bleiben, lächelte dankbar und blickte dann wieder zu der Schüssel in meiner Hand. Niemand würde mir glauben, wenn ich davon erzählen würde. Vermutlich würden sie mich für verrückt halten.

Zögerlich nahm ich mir eine Beere und roch noch einmal daran, bevor ich sie in den Mund nahm und den Geschmack auf meiner Zunge zergehen ließ. Es schmeckte wie eine ganz gewöhnliche Johannisbeere, was meine restlichen Zweifel komplett über Bord warf und ich gierig auch die anderen Beeren aß. Unterdessen beobachtete mich das katzenartige Wesen mit seinen scharfsinnigen Augen, bevor es sich umdrehte und langsam davon trottete.

„Warte!“, rief ich schnell und es blieb stehen, drehte den Hals zu mir und blickte mich eindringlich an. Mein Griff um die Schüssel verstärkte sich vor Nervosität.

„Ich danke dir vielmals, bitte komm wieder!“, bat ich kleinlaut und lächelte schwach. Und für einen kleinen Augenblick hatte ich das Gefühl, als würde ich ein

glückliches Funkeln in den Augen des Tieres sehen, bevor es sich ohne einen Laut umdrehte und davonrannte.

Gestärkt von den Beeren kehrte ich zur Feuerstelle zurück und beschloss, meinen ersten Bericht zu schreiben. Ich erzählte von der Begegnung mit der mysteriösen Gestalt im Wald, ließ aber absichtlich das katzenartige Wesen aus, weil ich nicht für verrückt gehalten werden wollte. Ein Tier, das einem Halbfellen Essen gab, war schon etwas abstrakt und ich würde erst darüber berichten, wenn ich herausfand, was es mit dem Tier auf sich hatte.

Vielleicht war es der Hüter dieses Waldes? Oder handelte es sich sogar möglicherweise um die Gestalt, die ich in meiner ersten Nacht im Wald gesehen hatte? Ich zögerte und überlegte, bevor ich schrieb:

Nach etlichen Tagen auf See bin ich endlich auf der Insel angekommen. Auf den ersten Blick gab es nichts Besonderes zu sehen, außer einen gigantisch großen Wald. Ich habe mich in diesen hineingewagt und in meiner ersten Nacht etwas Sonderbares gesehen! Ich kann nicht sagen, ob es ein Mensch oder etwas anderes war, denn die fremde Gestalt hatte sich gut an die Dunkelheit angepasst und stand fast die ganze Zeit geduckt da, wie eine Katze auf der Jagd. Immer wieder flüsterte es: „Geh, geh!“, bevor es verschwand. Ich habe danach versucht, den Wald zu verlassen, aber egal, wie schnell ich auch ging, ich hatte das Gefühl, ich würde nicht vorwärtskommen und würde nur im Kreis laufen. Eines Morgens wachte ich dann unerwartet in einem Dorf auf, welches vom Wald eingekreist war. Das Dorf hat keine Einwohner mehr. Ich weiß nicht, was hier geschehen ist. Mein einziger Hinweis bisher sind sehr viele Kratzspuren an den Hütten, mehr habe ich noch nicht gefunden. Ich werde mich weiter im Dorf umschauen und wieder melden, sobald ich etwas herausgefunden habe.

Als ich meinen Bericht beendete und noch einmal darüber las, wurde mir schlagartig bewusst, dass die Kratzspuren von dem Wesen stammen mussten, welches mir Essen gebracht hatte. Bei dem Gedanken drehte sich mir der Magen um und ich schluckte schwer. Vielleicht würde das Katzenwesen sein Rudel herführen und mich gemeinsam verspeisen. Die Beeren waren nur provisorisch gewesen, damit ich bis dahin nicht starb.

Ich wollte noch schnell einen Satz in meinem Bericht hinzufügen, in dem ich um Hilfe bat, hörte dann aber, wie etwas in der Nähe laut zu Bruch ging. Angsterfüllt blickte ich mich um und bemerkte eine Bewegung im Schatten einer alten Hütte. Ich hatte nicht viel gesehen, aber die Silhouette hatte an einen Mann erinnert. Gab es doch Überlebende?

„Bitte warte!“, rief ich und stand schnell auf, bevor ich dem Fremdling hinterherrannte. Als ich aber um die Ecke bog, war dort niemand zu sehen. Ich runzelte die

Stirn und blickte mich suchend um. Kein Mensch konnte so schnell rennen, er musste hier irgendwo sein.

„Ich tue dir nichts, bitte zeige dich.“

Außer dem Gurren meiner Tauben konnte ich kein anderes Geräusch wahrnehmen und ich seufzte schwer. Vielleicht hatte ich es mir eingebildet, denn so, wie das Dorf aussah, hatte schon lange niemand mehr hier gelebt. Ich kehrte also zur Feuerstelle zurück, nahm eine Taube aus dem Käfig heraus und befestigte meinen Bericht am Fuß des Tieres. Danach warf ich die Taube sanft in die Luft und sah dabei zu, wie sie davonflog. Und genau in dem Moment fiel mir ein, dass ich eigentlich noch einen Satz hinzufügen und um Hilfe bitten wollte. Hoffentlich überlebte ich bis zum nächsten Bericht.

Den restlichen Tag durchstöberte ich die Überbleibsel in den verschiedenen Hütten. Es missfiel mir zwar, in die Privatsphäre fremder Menschen einzudringen, aber ich hatte keine andere Wahl. Ich musste einen Anhaltspunkt finden. Irgendetwas, was mir helfen würde zu verstehen, was in dem Dorf passiert war. Die Sonne senkte sich immer weiter Richtung Horizont und ich beschloss, meine Suche für heute zu beenden. Zwar könnte ich mir meine eigene Lichtquelle machen, aber ich brauchte dringend eine Pause. Zumal ich auch heute wieder sehr viel Lichtmagie eingesetzt hatte, um meine Setzlinge wachsen zu lassen.

Ich kehrte also zur Feuerstelle zurück und weitete perplex die Augen, als ich das Katzenwesen wieder sah – bei meinem Taubenkäfig.

„Was machst du da?!“ Ich verschnellerte meine Schritte und das Tier fauchte mich leise an, bevor es weiter versuchte, den Käfig mit seiner großen Pranke zu zerstören. Ratlos stand ich daneben und überlegte, wie ich das Tier von meinen Tauben verjagen konnte, denn der Käfig würde wahrscheinlich nicht mehr lange durchhalten.

„Ich bitte dich höflich, damit aufzuhören. Diese Tauben sind mir sehr wichtig und“ Das Katzenwesen drehte den Kopf zu mir und die eisblauen Augen starteten mich direkt an, als würde es direkt in meine Seele blicken. Ich schluckte schwer und trat verunsichert einen Schritt zurück. Diese Augen strahlten so viel Kraft und Erhabenheit aus, dass ich mich augenblicklich klein und schwach fühlte.

„Bitte. Ich brauche diese Tauben“, flüsterte ich und blickte dann zur Seite, um dem intensiven Blick des Tieres auszuweichen. Es startete mich noch eine Weile an, bevor es ruckartig den Kopf hob und aufmerksam mit den Ohren zuckte. Die flauschigen Katzenohren drehten sich abwechselnd in eine andere Richtung, als hätte es etwas Gefährliches gehört. Ich runzelte die Stirn und konzentrierte mich auf die Umgebung, hörte jedoch nichts. Das Katzenwesen dagegen spannte die Muskeln an und

knurrte leise, bevor es den Kopf zu mir drehte und aus tiefster Seele fauchte. Nun war ich komplett verwirrt.

„Was ist los?“, fragte ich irritiert, während das Katzenwesen die Ohren nach hinten drehte und sich mit langsamen Schritten bedrohlich näherte. Mehrere spitze Reißzähne kamen zum Vorschein, als es ein weiteres Mal fauchte. Das schwarz-grünliche Fell sträubte sich zur gleichen Zeit. Instinktiv trat ich jedes Mal einen Schritt nach hinten, wenn es einen Schritt nach vorne machte und hielt meine Hände schützend vor mich.

Hatte ich tatsächlich recht gehabt und endete nun als Beute? Aus dem Augenwinkel blickte ich mich nach einer Möglichkeit zur Flucht um oder etwas, womit ich mich wehren konnte. Unterdessen drängte das Katzenwesen mich immer mehr in die Richtung einer alten Hütte und ließ mich keine Sekunde aus den Augen. Ich brauchte einen Plan, jetzt!

Panik überkam mich, als ich die Holztür im Rücken spürte und ich erschuf mit meinen Händen reflexartig einen großen Lichtstrahl, mit dem ich das Katzenwesen blendete. Es fauchte laut und drehte den Kopf vom Licht weg, weswegen ich meine Chance nutzte und schnell in die Hütte rannte. Ich schloss die Tür und sah mich ängstlich in dem dunklen Raum um, bevor ich sämtliche Körbe und andere schwere Gegenstände vor die Tür stellte, damit das Katzenwesen nicht so leicht hereinkommen würde. Danach entfernte ich mich langsam von der Tür, kippte einen alten Esstisch auf die lange Seite um und versteckte mich dahinter. Natürlich wusste ich, dass mein Versteck nicht lange gegen eine Katze sicher sein würde, aber es gab mir ein bisschen Zeit, um mir einen besseren Fluchtplan zu überlegen.

Zu meiner Verwunderung kratzte das Katzenwesen jedoch nicht gegen die Tür. Auch sah ich keinen Schatten am Fenster vorbeiziehen. Es blieb alles ruhig.

Langsam krabbelte ich am Fußboden in die Nähe des Fensters und zögerte im ersten Moment, bevor ich mich leicht aufrichtete und durch die Glasscheibe blickte, die bereits mit vereinzelt Rissen übersehen war. Das Mondlicht erhellte die Umgebung geringfügig, aber stark genug, um einige Umrisse zu erkennen und einen großen Katzenschatten zu sehen. Sofort duckte ich mich wieder und biss mir heftig auf die Unterlippe, um keinen Mucks zu machen. Es wartete draußen auf mich. Wahrscheinlich würde es mich sofort angreifen, wenn ich die Hütte verlassen würde. Was sollte ich bloß tun? Ich könnte das Wesen noch einmal versuchen zu blenden, aber selbst, wenn ich versuchte wegzurennen, war es bestimmt viel schneller als ich. Ein lautes Brüllen ließ mich zusammenzucken und ich krallte mich reflexartig in den Stoff meiner Tunika. Es wäre dummlich, jetzt aus dem Fenster zu blicken und trotzdem siegte die Neugier, sodass ich mich langsam wieder

aufrichtete und nach draußen schielte.

Und was ich sah, brachte mein Herz fast zum Stillstand.

Aus dem einen Katzenschatten waren mehrere geworden. Es war zu dunkel, um einzuschätzen, wie viele es waren, aber das viele und laute Fauchen ließ mich vermuten, dass es mindestens zehn bis fünfzehn waren. Die Kommunikation zwischen den einzelnen Katzenwesen hörte sich durch das Fauchen und Knurren sehr bedrohlich an, und ich hatte das Gefühl, eine gewisse Feindseligkeit herauszuhören. Aber das bildete ich mir wahrscheinlich nur ein, für mich klang diese Sprache generell nicht freundlich gesinnt.

Ein besonders lautes Brüllen ließ mich wieder aufblicken. Zwei der Schattengestalten sprangen aufeinander zu, rauften sich und knurrten einander an. Ich konnte immer nur wenige Einzelheiten erkennen, wenn die zwei ins Mondlicht traten, aber es wirkte wirklich so, als würden die beiden Tiere kämpfen. Jedenfalls konnte ich immer wieder schnelle Bewegungen wahrnehmen, die an das typische Kampfverhalten einer Katze erinnerten. Um mehr vom Geschehen zu sehen, streckte ich den Rücken durch und kniete mich aufrecht hin. Ich ging mit dem Gesicht näher an die Glasscheibe und hielt unbewusst den Atem an, während ich aufmerksam den Kampf zwischen den beiden Katzenwesen beobachtete.

Eine Bewegung im Augenwinkel löste meine Neugier und verschnellte meinen Herzschlag, denn einer der Schatten bewegte sich plötzlich langsam in meine Richtung. Es hielt den Kopf zum Boden gesenkt und je näher es kam, desto deutlicher erkannte ich, dass es eine Witterung verfolgte. Höchstwahrscheinlich meine. Der Gedanke jagte mir einen Schauer über den Rücken und ich kroch ruckartig vom Fenster weg, wobei ich mit dem Rücken gegen die Unterseite des Tisches stieß und dieser mit einem lauten Knall auf die Oberseite umkippte.

Und spätestens jetzt war ich Katzenfutter, was mir ein bedrohliches Knurren auch nochmal bestätigte. Ich sollte rennen. Ich wollte rennen, aber meine Beine gehorchten mir nicht. Mein ganzer Körper gehorchte mir nicht, er war wie gelähmt vor Angst. Erst als die Scheibe eingeschlagen wurde und ich mich Auge um Auge mit der Bestie befand, reagierte mein Körper von selbst und ich erschuf einen großen Lichtstrahl, der alles um mich herum hell erleuchtete. Das Katzenwesen fauchte und wich vom Fenster weg, während ich hektisch aufstand und zum Fenster auf der gegenüberliegenden Seite rannte. Mit zittrigen Händen versuchte ich es zu öffnen, aber es klemmte und ließ sich auch nach mehreren Versuchen nicht aufbrechen.

„Komm schon, geh doch endlich auf!“, bat ich verzweifelt und rüttelte heftig an dem Fenstergriff, den ich schlussendlich aus der Verankerung riss und in meiner Hand hielt.

Das Universum meinte es die letzten Tage wirklich nicht gut mit mir.

Warum hatte ich bloß solch ein Pech auf dieser verdammten Insel?!

Wieder ertönte ein Fauchen und ich drehte mich halb zum anderen Fenster um, wo das Katzenwesen gerade versuchte, sich durch den kleinen Fensterrahmen zu quetschen. Ehrlich gesagt wollte ich nicht austesten, wie lange es brauchen würde, um sich dadurch zu zwängen, weswegen ich hastig zur Tür ging und sämtliche Gegenstände beiseiteschob, die ich zuvor vor die Tür gestellt hatte. Da die Mieze leider deutlich schneller war als ich, warf ich die Körbe ab einem bestimmten Zeitpunkt achtlos nach dem Tier und hinderte es so daran, sich mir zu nähern. Normalerweise ehrte ich jedes Tier, aber in dieser Situation war mir mein Leben dann doch wichtiger. Sobald der Weg zur Tür frei war, blendete ich das Katzenwesen erneut und stürmte dann hektisch aus der Hütte.

Keine Ahnung, was ich erwartet hatte, aber natürlich war ich draußen nicht allein.

Im Gegenteil, vor mir hatte sich das gesamte Rudel versammelt und begrüßte mich mit Knurren, Fauchen und Zähne fletschen. Warum hatte ich mich noch gleich freiwillig für diese Reise gemeldet? Ah ja, weil ich ein Abenteuer wollte.

Und dieses Abenteuer würde jetzt ein Ende finden – oder auch nicht.

Ich rieb meine Hände leicht aneinander und formte dann eine Kuhle, um das Licht in meinen Handflächen zu bündeln. Währenddessen hörte ich ein ungeduldiges Scharren von Krallen im Sand, bevor eine der Katzen einen Satz nach vorne machte und auf mich zu sprang. Genau in dem Moment richtete ich meine Handflächen nach vorne und setzte die gesammelte Energie frei, wodurch ich jedes Wesen um mich herum blendete.

Lautes Fauchen und Brüllen erklang aus verschiedenen Richtungen und ich rannte blindlings in den Wald. Vermutlich würde ich nicht weit kommen, aber ein Versuch war es trotzdem wert. Mir schoss das Adrenalin ins Blut und ich rannte so schnell, wie meine Füße mich tragen konnten. Teilweise erleuchtete ich mir den Weg mit einer Hand, damit ich nicht über eine Wurzel oder Sonstiges stolpern würde. Ob die Katzen mich nun wegen des Lichts sahen oder meinem Geruch folgten, war schlussendlich egal. Wichtig war es, vorwärtszukommen und vielleicht ein mögliches Versteck zu finden. Oder irgendetwas, mit dem ich mich verteidigen konnte. Mein Herz schlug mir wild bis zum Hals und ich spürte, wie meine Beine langsamer wurden und mir die Atmung dagegen schwerer fiel. Lange würde ich mein Lauftempo nicht mehr halten können und dann wäre ich Katzenfutter. Mein Blick glitt verzweifelt nach rechts und links, zwischen den kahlen Bäumen hindurch. Es gab keine Versteckmöglichkeit und auch nichts, um mich zu verteidigen. Das Blenden würde ich ebenfalls nicht mehr oft einsetzen können. Ein Rascheln über

mir ließ mich erschrocken einatmen und ich wagte es, einen kurzen Augenblick lang in die Baumkronen zu blicken. Eine schmale Gestalt sprang geschickt von Ast zu Ast, genauere Details konnte ich aufgrund der Dunkelheit nicht erkennen. Demnach konnte ich auch nicht einschätzen, ob es Freund oder Feind war und die Angst in mir wuchs immer mehr. Hinter mir ein hungriges Katzenrudel und über mir eine neue unbekannt Bedrohung.

Konnte die Situation eigentlich noch schlimmer werden?

„Komm!“ Diese Stimme! Ich kannte diese Stimme! Sie erinnerte mich an das Katzenwesen, welches mir die Beeren gegeben hatte. Aber das war unmöglich, eine Katze konnte nicht aufrecht von Baum zu Baum springen.

Ich richtete meine leuchtende Hand in die Baumkronen, um mehr sehen zu können, aber in dem Moment sprang die schmale Gestalt in eine andere Richtung.

„Komm!“ Sollte ich dem Fremdling wirklich folgen? Ich meine, die andere Option wäre, weiter hoffnungslos vor einem hungrigen Rudel davonzurennen.

„Warte!“, rief ich und bog in die Richtung, in die der mysteriöse Fremdling gesprungen war. Immer wieder erhellte ich die Baumkronen, um meinen Wegbegleiter nicht zu verlieren. Es war wirklich erstaunlich, wie federleicht das Wesen von Baum zu Baum sprang, als würde es sich normal am Boden fortbewegen. Ich war so fokussiert darauf, dass ich erst im letzten Moment bemerkte, dass ich auf einen Abhang zu rannte. Ruckartig stoppte ich und kämpfte mit dem Gleichgewicht, bevor ich einige Schritte nach hinten taumelte und fassungslos nach unten starrte. Wäre ich weiter gerannt, wäre ich ins Nichts gefallen. Selbst als ich über den Abhang hinaus leuchtete, konnte ich meterweit keinen Boden erblicken. Ich schluckte schwer und überlegte umzukehren, hörte dann aber lautes Knurren und Getrappel. Sie kamen immer näher und ich wäre nicht schnell genug, um einen anderen Weg einzuschlagen. Aber war springen eine bessere Option? Ich wusste nicht, wie tief es nach unten ging. Wenn ich falsch aufkam, war ich ebenfalls geliefert.

Eine Bewegung hinter mir ließ mich zusammenzucken und ich wollte mich gerade umdrehen, spürte dann aber eine kräftige Hand an meinem Rücken und wurde nach vorne gestoßen. Der Boden unter meinen Füßen verschwand und ich stürzte ins Nichts. Ein entsetzter Schrei entwich meiner Kehle und ich drehte mich halb im Flug um, blickte zurück zum Abhang. Für einen kurzen Augenblick konnte ich die schmale Gestalt des Fremdlings ausmachen, bevor diese sich plötzlich auf alle Viere stellte und wie eine Katze davonrannte. Ich hatte keine Zeit, um darüber nachzudenken, denn ich tauchte schlagartig in lauwarmes Wasser ein und sank einige Meter tief, ehe mein Körper reagierte und ich an die Oberfläche schwamm.

Ich riss den Kopf aus dem Wasser und atmete tief ein, bevor ich mir einige Haarsträhnen aus dem Gesicht wischte und mich hektisch umsah. Die Umgebung war stockfinster, weswegen ich mir ein wenig Licht machte und stark mit den Beinen strampelte, um nicht wieder unterzugehen. Ich war in einem kleinen See gelandet, glücklicherweise tief genug, um meinen Sturz abzufangen. Aber warum hatte der Fremdling mich hier hinein geschubst? War es überhaupt die gleiche Person gewesen?

Ich hielt für einen Augenblick lang den Atem an und konzentrierte mich auf die Geräusche um mich herum. Nur das leise Wasserplätschern durch meine Bewegungen war zu hören, ansonsten war es mucksmäuschenstill. War das nun gut oder schlecht? Das Rudel könnte mich jederzeit finden, vielleicht war es sogar in der Nähe und wartete, bis ich aus dem Wasser kam. Mir fehlte allerdings leider die Kraft, um lange im See zu bleiben, weswegen ich langsam ans Ufer schwamm und meine Umgebung weiterhin leicht erhellte. So würde ich zumindest sehen, wenn sich mir eine Katze nähern würde.

Zu meinem Glück war ich allein und kletterte mit letzter Kraft auf einen Baum in der Nähe. Die Zweige des Baumes ragten über den See, im Notfall wäre das eine gute Fluchtmöglichkeit für mich. Vorausgesetzt, die Katzen hier waren genauso wasserscheu wie bei mir zuhause.

Ich streifte mir meine nasse Tunika über den Kopf und rollte sie leicht zusammen, um das Wasser auszuwringen. Das Gleiche tat ich mit meiner restlichen Kleidung und meine Schuhe kippte ich frustriert aus. Zwar war das Wasser nicht besonders kalt, aber die Nässe ließ mich trotzdem ein bisschen frösteln und ich blickte zum Himmel hoch.

Der Mond erstrahlte hell und klar, es würde noch eine Weile dauern, bis die Sonne aufging. Was wiederum bedeutete, dass meine Kleidung nicht so bald trocknen würde. Trotzdem legte ich alles sorgfältig über den Ast und atmete schwer aus, ehe ich mich mit dem Rücken gegen den Baumstamm lehnte. Auf überraschende Weise hatte ich es geschafft, einem hungrigen Rudel voller Wildkatzen zu entkommen und saß nun zitternd auf einem Ast, direkt über dem See, der mich davor gerettet hatte, wie eine platte Flunder am Boden aufzuschlagen. Diese Geschichte würde mir definitiv kein Mensch glauben.

Nach einer Weile war ich weggenickt und döste friedlich gegen den Baumstamm gelehnt. Einige Stunden vergingen und ich spürte, wie einzelne Lichtstrahlen meine Wangen erwärmten. Erst als die Sonne mir in die Augen strahlte, wurde ich langsam wach und gähnte verschlafen. Mein Körper schmerzte aufgrund der ungewohnten

Schlafposition und ich streckte mich ausgiebig, um wieder Leben in meine müden Knochen zu bekommen.

Danach wandte ich mich meiner Kleidung zu und zog mich langsam wieder an. Sie war zwar noch immer nass, jedoch fühlte es sich mittlerweile einigermaßen erträglich auf der Haut an.

Nachdem ich meine Umgebung abgesichert hatte, kletterte ich langsam den Baumstamm hinab und überlegte, in welche Richtung ich gehen sollte. Im Dorf befanden sich noch immer der Taubenkäfig und meine Umhängetasche, ich musste also eigentlich zurück. Ohne die Tauben und die Briefe würde ich nicht mehr von dieser Insel kommen.

Tief in meinem Inneren hoffte ich, dass die Katzenwesen nicht im Dorf auf mich warten würden. Und falls doch, musste ich es irgendwie heimlich schaffen, die Tauben und meine Umhängetasche zu holen. Doch zuerst musste ich einen Weg finden, um den Abhang hinaufzukommen.

Es war ein steiler und mühseliger Anstieg. Nachdem ich das dritte Mal unsanft abgerutscht war, zog ich mir frustriert die Schuhe aus. Meine Stiefel waren einfach zu glatt für solch eine Hangneigung und ohne eine Sohle unter meinen Füßen hatte ich einen viel besseren Halt. Da machte sich das ständige Barfußlaufen auf den Feldern bemerkbar. Ich befestigte die Schnürsenkel meiner Stiefel an meinem Gürtel und kletterte weiter. Oben angekommen, brauchte ich erstmal eine kurze Verschnaufpause und setzte mich erschöpft auf den Boden.

Während mein Körper sich langsam von dem Aufstieg erholte, blickte ich mich aufmerksam um. Die Bäume hier waren saftig grün, mit kräftigen und dunkelbraunen Baumstämmen. Ein leichter Wind tanzte durch die Baumkronen, bewegte die Birkenblätter und sorgte für ein malerisches Lichtspiel zwischen Sonne und Schatten. Es war ein komplett anderes Bild und erinnerte in keinsten Weise mehr an den dunklen Wald, den ich zuerst betreten hatte.

Nur hörte ich noch immer keine Tiere.

Nachdem ich meine Fußsohlen ein wenig vom Dreck befreit und mir meine Stiefel wieder angezogen hatte, stand ich langsam auf und lief gemächlich los. Ich folgte den Schuhabdrücken meiner Stiefel, die ich gestern hinterlassen hatte und noch gut in der Erde sichtbar waren. Auch hatte ich durch mein Rennen einige Pflanzen zertreten oder sogar komplett zerstört, allerdings halfen mir diese nun ebenfalls den Weg zurück zum Dorf zu finden.

Als ich nach einiger Zeit unbeschadet im Dorf ankam, war ich einerseits erfreut und andererseits besorgt. Ich hatte auf dem Weg nichts gesehen, was im Entferntesten an die Katzenwesen erinnerte. Keine Kratzspuren, keine Krallen, keine

Fellbüschel – nichts! Als ob das Rudel sich in Luft aufgelöst hätte oder bloß ein Traum gewesen war. Dafür hatte es sich jedoch viel zu echt angefühlt. Ich schüttelte den Gedanken ab und ging zur Feuerstelle, wo ich meine Sachen gelassen hatte. Und spätestens jetzt wusste ich mit Sicherheit, dass es kein Traum gewesen war – denn der Taubenkäfig war aufgebrochen worden.

Meine Augen weiteten sich und ich starrte fassungslos auf den Käfig, dessen Gitterstäbe mit Blut getränkt waren. Haufenweise Federn lagen am Boden verstreut, zusammen mit einem abgetrennten Taubenbein. Bei dem Anblick wurde mir übel und ich drehte mich schnell weg, bedeckte meinen Mund mit einer Hand und würgte. Mein Leben war verschont worden, aber ich wollte mir nicht vorstellen, auf welche brutale Weise die Tauben ihr Leben verloren hatten. Im besten Fall wurden sie im Ganzen heruntergeschluckt, dann wäre es zumindest kein schmerzhafter Tod gewesen.

Ich brauchte einen kurzen Moment, um wieder zur Besinnung zu kommen und schenkte dem Vogelkäfig keine Beachtung mehr. Stattdessen suchte ich meine Umhängetasche, die nicht mehr dort lag, wo ich sie gestern abgelegt hatte. Und je länger ich suchte, desto mehr verlor ich die Hoffnung, sie zu finden. Das konnte doch alles einfach nicht wahr sein! Erst fraßen diese Viecher meine Tauben und dann stahlen sie meine Tasche. Was wollten die überhaupt damit?! Mein Schreibzeug nutzen, um sich die Krallen anzumalen?!

Ich seufzte tief und versuchte mich zu beruhigen. Sinnlose Gedanken waren jetzt nicht hilfreich. Ich hatte keine Tauben mehr, um mit dem Rat zu kommunizieren und meine Überlebensausrüstung war ebenfalls weg. Noch dazu hatte ich nicht den Hauch einer Chance gegen ein gesamtes Katzenrudel. Ich war nun wirklich an einem Tiefpunkt angelangt. Nur ein Wunder konnte mir jetzt noch helfen.

Um mich ein bisschen von der Situation abzulenken, ging ich zu meinem bepflanzten Feld und rechnete ehrlich gesagt damit, dass die Katzenwesen es zerstört hatten. Allerdings fielen mir fast die Augen raus, als ich sah, wie prächtig die Setzlinge gewachsen waren. Das Feld war voller reifer Salatköpfe. Ich kniete mich hastig neben das Feld und betastete die Blätter vorsichtig. Sie fühlten sich genau richtig an, aber wie konnten die Setzlinge so schnell wachsen? Ich hatte den Wachstumsprozess mit meiner Lichtmagie zwar beschleunigt, allerdings nicht so dramatisch.

Noch immer fassungslos begutachtete ich die Salatköpfe, bis ich plötzlich die alte Schüssel vom gestrigen Tag neben dem Feld stehen sah. Als ich mich zu ihr hin beugte, hielt ich für einen kurzen Augenblick inne, denn die Schüssel war komplett mit Beeren gefüllt.

Genauer gesagt, mit den gleichen Beeren wie gestern. Zögernd nahm ich eine in die Hand und roch daran, konnte aber auch wie gestern keinen verdächtigen Geruch wahrnehmen. Und selbst wenn sie vergiftet waren, wäre es auch nicht so schlimm, denn meine Chancen, heute Nacht zu überleben, waren ziemlich gering. Also rupfte ich einen der Salatköpfe und aß ihn zusammen mit den Beeren.

Danach durchsuchte ich die Hütten nach Waffen oder zumindest etwas, womit ich mich verteidigen könnte. Zu meinem Pech waren sämtliche Waffen bereits der Zeit zum Opfer gefallen oder zerstört, wahrscheinlich durch die Katzenwesen. Ein genervter Aufschrei entwich mir und ich trat frustriert gegen einen kaputten Speer, dessen Holz dadurch nur noch mehr zersplitterte. Der Tag näherte sich dem Ende, ich hatte nicht mehr viel Zeit, um etwas Brauchbares zu finden. Und mein Gefühl sagte mir, dass das Rudel heute Nacht definitiv noch einmal nach mir suchen würde.

Ein lauter Knall ließ mich heftig zusammenzucken und ich blickte angsterfüllt zur Tür der Hütte, die ich absichtlich offengelassen hatte, um notfalls fliehen zu können. Zusätzlich zu dem Knall konnte ich jemanden lautstark fluchen hören, jedoch in einer Sprache, die ich nicht verstand. Hoffnung keimte in mir auf und ich rannte schnell aus der Hütte in die Richtung, aus der das Fluchen kam. Es gab also doch Überlebende, ich hatte es mir nicht eingebildet. Mein Herz raste vor Aufregung und ein erleichtertes Lächeln zierte mein Gesicht. Dieses Lächeln verschwand aber sofort, als ich den Fremdling vor mir sah. Ein groß gewachsener, kräftig gebauter Mann taumelte rückwärts und rieb sich dabei fluchend das Gesicht. Er hatte anscheinend etwas in die Augen bekommen, es erinnerte mich sehr an meine blaue Tinte. Mein Blick glitt zur Seite, genauer gesagt zu der Umhängetasche, die am Boden lag. Daneben eine Schreibfeder und ein ausgeschüttetes Tintenglas.

ES WAR MEINE TINTE! Dieser Typ hatte meine Tinte verschüttet und damit auch meine Tasche gestohlen! Meine Aufmerksamkeit galt wieder dem Mann, als dieser einen Eimer umstieß, den er vermutlich schon mal umgestoßen hatte, denn es war das gleiche Geräusch, das mich hergeführt hatte. Wieder fluchte er in einer fremden Sprache, wobei ich zwischendurch eine Art Fauchen heraushören konnte. Ich ignorierte es jedoch und stampfte wütend auf den Mann zu.

„Reiben macht es nicht besser!“, sagte ich streng und griff nach seinem Handgelenk. „Du musst es mit Wasser ausspülen.“ Bei dem Wort Wasser spannte er sich ruckartig an und stieß mich unsanft weg.

„Nein, nein!“, fauchte er und taumelte von mir weg. Diese Stimme klang vertraut, sie erinnerte mich an die Gestalt in den Bäumen und gleichzeitig auch an das Katzenwesen mit den Beeren. Meine Wut legte sich und ich ging schnell zu meiner

Umhängetasche, aus welcher ich ein Stofftuch holte. Danach griff ich erneut nach seinem Handgelenk, dieses Mal aber deutlich sanfter. Er wehrte sich dennoch und versuchte, sich wieder zu befreien.

„Warte, lass mich dir helfen.“ Ich berührte ihn mit dem Stofftuch an der Hand, damit er mir vertrauen und sich beruhigen würde.

Es funktionierte, seine Gegenwehr erstarb und er blieb ruhig stehen. Ich zögerte anfangs, wischte ihm dann aber vorsichtig mit dem Stofftuch über die Augen. An beiden Wangen besaß er jeweils eine schlitzförmige Narbe und ich versuchte, diese nicht allzu sehr zu berühren, damit er keine Schmerzen verspürte. Da ich meine Tinte aus Heidelbeeren herstellte, ließ es sich einigermaßen gut wegwischen und ich musterte sein Gesicht zufrieden, sobald ich fertig war.

„So, alles weg. Du kannst die Augen wieder aufmachen.“ Ich sah, wie er zögerte, bevor er blinzeln die Augenlider öffnete und mich zwei eisblaue Augen direkt ansahen. Mein Herz machte einen kurzen Aussetzer, denn diese Augen waren zu vertraut. Ich wandte schnell den Blick ab und musterte mein Gegenüber stattdessen.

Er hatte langes, wild abstehendes, dunkelgrünes, fast schon schwarzes Haar. Eben jenes sammelte sich um seinen Halsbereich wie eine katzenähnliche Mähne und wirkte dadurch vermutlich länger, als es eigentlich war. Sein einziges Kleidungsstück war ein alter Lendenschurz, während sein Oberkörper von einer Kette aus Krallen geziert wurde. Diese ging quer über seine Brust und bei genauer Betrachtung erkannte ich, dass die Krallen aus Knochen geschnitzt waren. Mir glitt sofort ein Schauer über den Rücken und instinktiv wich ich einen Schritt zurück. Er bemerkte dies und runzelte die Stirn, bevor er an sich heruntersah. Ich wusste, dass jede Kultur ihre eigenen Sitten und Gebräuche hatte, aber der Anblick von Knochen ließ meinen Magen verkrampfen.

„Angst?“, fragte er nach kurzer Zeit und ich schüttelte heftig den Kopf, um das Missverständnis aufzuklären.

„Nein, ich mag den Anblick von Knochen einfach nicht.“ Zu spät realisierte ich, dass meine Ehrlichkeit seine Kultur beleidigen könnte und biss mir stark auf die Unterlippe. Er sah mich jedoch nur verwirrt an. Hatte er meine Worte nicht verstanden? „Ich habe keine Angst“, sagte ich stattdessen und zwang mich zu lächeln.

Sein Blick wurde misstrauisch, bevor er sich von mir abwandte und zurück zu meiner Umhängetasche lief. Als er diese hochnahm und den Inhalt auf den Boden kippte, vergaß ich meine Höflichkeit für einen kurzen Augenblick.

„Hey, das Zeug gehört dir nicht!“, schrie ich wütend und er stoppte sofort, ließ die Tasche fallen und sah mich eindringlich an. Ich brummte leise in mich hinein, ging zu ihm und kniete mich auf den Boden.

„Du solltest vorsichtiger sein mit Dingen, die dir nicht gehören!“ Während ich sprach, sammelte ich mein Zeug wieder ein und packte alles zurück in die Tasche. Ich hielt allerdings in meiner Tätigkeit inne, als ich eine schnelle Bewegung im Augenwinkel wahrnahm. Mein Blick glitt zur Seite und ich weitete perplex die Augen, da der Mann direkt neben mir stand und hinter seinen Beinen ein schwarzer Katzenschwanz wild hin und her peitschte. Sofort wich ich nach hinten weg und landete auf meinem Hintern, weil ich vor Schock das Gleichgewicht verloren hatte. Ich hatte schon viele Rassen in Volkesland gesehen, aber keine mit solch einem Katzenschwanz. Es erinnerte mich augenblicklich an das gefräßige Rudel und mein Körper begann zu zittern.

„Was, was bist du?“, stotterte ich und schämte mich sofort für meinen herabwürdigenden Tonfall. Er musterte mich eine Weile und schlug die Augenlider kurz nieder, bevor er den Mund weit öffnete und mir vier messerscharfe Reißzähne präsentierte. Zwei oben, zwei unten. Meine Augen weiteten sich noch mehr und ich kroch am Boden von ihm weg, was rückwärts nicht allzu einfach war. „Geh weg, komm mir nicht zu nahe!“

Er behielt den Mund offen und folgte mir, bevor er einen Sprung nach vorne machte und über mir kniete. Seine Hände schnappten sich geschickt meine Handgelenke und drückten sie in den Boden, sodass ich mich nicht wehren konnte. Ich trat ihn zwar mehrere Male, jedoch störte ihn das überhaupt nicht. Mein Herz raste vor Angst und ich versuchte verzweifelt, mich zu befreien.

„Geh weg, lass mich!“, bat ich mit zittriger Stimme und ließ meine Handflächen aufleuchten, in der Hoffnung, ihn damit zu blenden. Er beugte sich jedoch zu meinem Oberkörper runter und knurrte leise.

„Ruhig, ruhig“, flüsterte er und verharrte in seiner Position. Es dauerte eine Weile, bis mein Gehirn verstand, dass er mir nichts tat. Ich stoppte meine Gegenwehr zögerlich. Ein Lächeln legte sich auf seine Lippen.

„Gut.“ Sollte das ein Lob sein? Und begann er gerade ernsthaft zu schnurren?!

„Könntest du bitte von mir runtergehen?“, fragte ich kleinlaut und versuchte, das Zittern meines Körpers zu unterdrücken. Da er mir so nahe war, konnte ich zwei flauschige Katzenohren in seinen zerzausten Haaren entdecken, die sich bei meinen Worten aufmerksam aufstellten. Sein Schnurren verstummte derweil und er hob leicht den Kopf, um mir direkt in die Augen zu sehen.

„Nein.“ Kaum hatte er das gesagt, beugte er sich zu meinem Hals und ein starker Schmerz durchbohrte meinen Körper, als seine Reißzähne sich in meine Haut gruben. Ich schrie laut auf, während sich mein Körper verkrampfte und heftig zitterte. Unfähig mich zu wehren, ergab ich mich meinem Schicksal und wimmerte leise, als ich einen Sog an meinem Hals spürte.

Erfreulicherweise zog er seine Reißzähne wenig später aus meiner Haut und ich atmete schwer aus, da der Schmerz schlagartig nachließ.

„Ich bin ein Gestaltwandler, genauer gesagt, eine Blutkatze“, flüsterte er mir ins Ohr, formuliert in einem perfekten Satz und fehlerfreier Aussprache. Mein Schock verdrängte die Angst in mir und ich starrte ihn überrascht an. Warum kannte er meine Sprache plötzlich so gut? Diese Tatsache interessierte mich viel mehr als die Rasse, die er mir genannt hatte.

„Warum sprichst du meine Sprache plötzlich so gut?!“, wollte ich wissen, während er sich mit dem Handrücken über die Lippen wischte. Danach grinste er mich schelmisch an.

„Checkst du das wirklich nicht? Oh Mann.“ Er begann amüsiert zu lachen und stand dann geschmeidig auf, wobei er erst in die Hocke ging und dann die Beine durchstreckte.

„Du scheinst ein sehr dummer Mensch zu sein.“

„Erstens bin ich kein Mensch und zweitens, nenn mich nicht dumm!“ Ich atmete empört durch die Nase aus und erhob mich flink. Gerade als ich ihm die Meinung geigen wollte, spürte ich etwas Warmes und Nasses meinen Hals hinab gleiten und griff reflexartig danach. Als ich meine Hand zurückzog, sah ich Blut an meinen Fingern und weitete die Augen. Unterdessen lachte er wieder amüsiert.

„Und? Hat es endlich Klick gemacht in deinem dümmlichen Menschenkopf?“

„Ich bin kein ...!“ Ich stoppte mich selbst, denn es war sinnlos, mit ihm darüber zu diskutieren. Stattdessen atmete ich schwer aus und blickte ihn streng an. „Du hast mich gebissen.“

„Oh, wir nähern uns der Lösung. Und weiter?“ Ich hätte ihm so gerne sein dummes Grinsen aus dem Gesicht geschlagen, aber ich blieb ruhig und überlegte.

„Du hast mein Blut getrunken“, fuhr ich fort.

„Ja, es war ein bisschen bitter, aber ansonsten köstlich und sehr informativ.“

Und jetzt endlich fiel der Groschen. „Du kannst meine Sprache sprechen, nur durch das Trinken meines Blutes?!“, fragte ich fassungslos und sein Grinsen wurde augenblicklich größer.

„Sieh an, du bist scheinbar doch kein so dummer Mensch.“

„Ich sagte dir bereits, dass ich kein Mensch bin. Ich bin ein Halbelf.“ Ich sagte diese Worte mit Stolz, auch wenn ich mir oft wünschte, ich wäre ein vollwertiger Elf oder Mensch geworden. Der Mann runzelte die Stirn und musterte mich abschätzend.

„Du bist kein Mensch?“ Diese Frage kam etwas unerwartet und seine Stimme klang fast schon hoffnungsvoll. Ich zögerte, bevor ich selbstbewusst nickte.

„Nein, ich bin ein Halbelf. Mein Vater war ein Mensch und meine Mutter eine Elfe. Ich bin also weder das eine noch das andere“, erklärte ich ihm und ließ einige

Lichtpartikel auf meiner Hand erscheinen, um meinen Worten Ausdruck zu verleihen. Er beobachtete das Lichtspiel schweigend, bevor er den Blick abwandte und zum Wald blickte. Seine Ohren zuckten aufgeregt.

„Folge mir, wenn du leben willst.“ Ohne auf eine Antwort meinerseits zu warten, rannte er plötzlich los, direkt in den Wald hinein. Irritiert sah ich ihm nach, hörte dann aber ein Brüllen aus einer anderen Richtung und folgte ihm prompt, nachdem ich mir meine Umhängetasche geschnappt hatte.

„Warte doch mal, ich bin nicht so schnell wie du!“, rief ich außer Atem, während ich seine Silhouette in den Bäumen suchte. Er war derjenige gewesen, der mir gestern Nacht geholfen hatte, dessen war ich mir nun definitiv sicher. Zumindest war er genauso schnell und geschickt wie der Fremdling von gestern Nacht.

„Das ist nicht mein Problem“, schallte es von den Bäumen nieder und ich seufzte deprimiert. Dieser Typ hatte wirklich kein Mitgefühl.

„Sei wenigstens ein bisschen langsamer“, bat ich und sprang über eine große Baumwurzel, die ich glücklicherweise noch rechtzeitig gesehen hatte. Der Boden wurde mit jedem Schritt unebener und die Bäume verloren ihren Glanz, wurden immer düsterer und kahler. Dieser Anblick erinnerte mich an den Wald, den ich zu Anfang gesehen hatte. Ich erschuf eine kleine Lichtflamme in meiner Hand und erleuchtete mir den Weg, weil es immer dunkler wurde, je tiefer er mich in den Wald führte. Diese unterschiedlichen Waldabschnitte waren wirklich faszinierend, aber ich fragte mich, wie so etwas möglich war. Wie konnte sich ein und derselbe Wald im äußerlichen Erscheinungsbild so stark voneinander unterscheiden?

„Du bist wirklich langsam.“ Der Blauäugige sprang aus den Baumkronen herab und landete elegant auf allen Vieren vor mir. Ich stoppte sofort und sah ihn überrascht an, während er sich erhob und in eine Richtung deutete.

„Ungefähr dreißig Bäume entfernt befindet sich eine Lichtung, warte dort.“ Sein Blick duldete keine Widerworte und ich nickte einfach nur stumm, woraufhin er sich auf einen Ast schwang und von dort weiter hinaufkletterte. Ich beobachtete ihn so lange, bis ich seine kräftige Gestalt nicht mehr sehen konnte und lief dann gemächlich in die Richtung, die er mir gezeigt hatte.

Ehrlich gesagt hatte ich noch nie jemanden getroffen, der eine Entfernung mit Bäumen angab. Erstaunlicherweise stimmte seine Schätzung, links von mir kam ich an genau dreißig Bäumen vorbei, bevor ich eine hell erleuchtete Lichtung erreichte. Vor mir erstreckte sich ein Bereich mit herrlich grünem Gras und Wildblumen, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Ihre weißen Blüten besaßen die Form eines vierblättrigen Kleeblatts und in der Mitte zeichnete sich die Form eines blauen Sternes ab. Ich wollte die Blüten berühren. Ich wollte wissen, ob die Blumen sich anders

anföhlten als bei mir zu Hause. Meine Hand streckte sich langsam nach vorne aus, wurde aber unsanft gepackt, bevor ich die Blüte beröhren konnte.

„Die Blume ist giftig, du solltest sie lieber in Ruhe lassen.“

Überrascht hob ich den Kopf und starrte den blauäugigen Mann entsetzt an.

„Oh, das wusste ich nicht, danke.“ Er verdrehte die Augen und ließ meine Hand los, bevor er sich ein bisschen entfernte und zu einem nahegelegenen Baum ging. Einige Äste hingen ziemlich weit runter und wieder zog er sich ohne große Anstrengung nach oben.

Auf einem stabilen Ast sitzend, blickte er auf mich herab.

„So und jetzt sag mir, was du hier willst. Es gab schon lange keine Besucher mehr auf dieser Insel. Die letzten Trottler waren alle so schlau und sind nach meiner Drohung gegangen. Aber du nicht. Du bist entweder wirklich sehr dumm oder hast einen guten Grund. Also sprich!“ Er lehnte sich mit dem Rücken gegen den Baumstamm und verschränkte die Arme, während er den Blick fokussiert auf mich gerichtet hielt. Zwar wirkte er nach außen hin ruhig und gelassen, aber ich konnte seiner Schwanzspitze ansehen, dass das genaue Gegenteil der Fall war. Ich schluckte leise und bastelte mir im Kopf eine Antwort zusammen, die sein Gemüt hoffentlich nicht verschlechtern würde.

„Ich möchte mehr über diese Insel lernen. In meiner Heimat kümmere ich mich um den Anbau von Nahrungsmitteln und bin deshalb sehr wissbegierig, wenn es um neue Pflanzenarten geht.“ Meine Stimme zitterte ein wenig vor Nervosität, aber ich versuchte dennoch, seinem Blick standzuhalten. Er dagegen zog eine Augenbraue nach oben.

„In dem Fall wirst du bereits bemerkt haben, in welchem Zustand sich der Wald befindet. Hier gibt es nichts Besonderes.“ „Das ist nicht wahr! Ich habe heute Morgen einen anderen Teil des Waldes gesehen, einen viel Schöneren. Wenn ich zurückgehe und“ Er unterbrach mich mit einem laut gefauchten „Nein!“, woraufhin ich stark zusammenzuckte. Er setzte sich angespannt auf, wodurch eines seiner Beine vom Ast herunterhing.

„Du wirst diesen Abschnitt des Waldes nicht noch einmal betreten!“

„Warum hast du mich dann dahin geführt?“, fragte ich verwirrt, was ihn verärgert mit der Schwanzspitze in der Luft peitschen ließ.

„Weil sie kein Wasser mögen und alle anderen Wasserquellen für dein langsames Lauftempo viel zu weit entfernt waren!“ Es nervte mich, dass er ständig so abfällig über mich sprach, aber ich hatte das Gefühl, dass es dafür einen Grund gab. Ich blieb demnach ruhig und kam näher zu ihm, setzte mich im Schneidersitz vor dem Baum ins Gras.

„Warum hilfst du mir, wenn du mich anscheinend überhaupt nicht leiden kannst?“,

fragte ich sanft und brachte ihn damit anscheinend in Verlegenheit, denn er wurde plötzlich still und wandte den Kopf von mir ab. Trotzdem sah ich, wie er aus dem Augenwinkel immer wieder in meine Richtung blickte und mich beobachtete.

„Du erinnerst mich an jemandem. An einen Menschen, der vor vielen Jahren hier gelebt hat.“ Er drehte den Kopf komplett wieder zu mir und nahm seine dominante Haltung wieder ein.

„Aber ich will dich nicht in meinem Wald haben, also verschwinde!“, fauchte er mit tiefer Stimme und sprang von dem Ast herab, sodass er direkt vor mir landete und sein Gesicht meinen sehr nahe war.

„Heute Nacht darfst du auf dieser Lichtung bleiben, aber sobald die Sonne aufgeht, verlässt du diesen Wald!“ Er zeigte mir beim Sprechen absichtlich seine scharfen Reißzähne, vermutlich um mich damit einzuschüchtern und blickte mir eindringlich in die Augen. Ich erwiderte seinen Blick, sah direkt in die eisblaue Iris meines Gegenübers. Auch wenn er sich so bissig und feindselig gab, sah ich eine leichte Traurigkeit in seinen Augen. Seine Worte spiegelten nicht seine wahren Gefühle wider, zumindest nicht gänzlich. Obwohl es riskant war, beugte ich mich näher zu ihm und umarmte ihn kräftig. Meine Handlung ließ ihn zusammensucken und verkrampfen.

„Was machst du da?! Lass mich sofort los!“, fauchte er und stieß mich unsanft von sich. Dadurch verlor ich mein Gleichgewicht und landete auf meinem Rücken, während er schnell von mir weg wich. „Fass mich nie wieder an!“ Seine Körperhaltung war angespannt und verängstigt, als hätte ich ihn bedroht. Diese Reaktion hatte ich ehrlich gesagt nicht erwartet.

„Du sahst so traurig aus, ich wollte dich einfach aufmuntern. Meine Eltern haben mich früher oft umarmt, wenn ich traurig war“, erklärte ich meine Handlung und setzte mich wieder in den Schneidersitz. Er fauchte, sichtlich beschämt und wandte sich von mir weg.

„Ihr Menschen und eure Sitten sind schwachsinnig! Ich brauche keine Umarmung!“ Er schnaubte streng und zog sich dann schnell an einem Ast hoch, bevor er höher kletterte und im Schutz der Baumkrone verschwand.

„Nach Sonnenaufgang bist du weg!“, rief er mir noch zu und ich musste unweigerlich schmunzeln, da er mich an ein bockiges Kleinkind erinnerte.

„Natürlich, gute Nacht.“ Als Antwort bekam ich nur ein genervtes Fauchen.

Ich schlief nicht viel in dieser Nacht, denn mein Unterbewusstsein wurde bei dem kleinsten Geräusch aus dem Schlaf gerissen und ich blickte mich ängstlich um. Es war zwar immer bloß der Wind, der die Blätter zum Rascheln brachte, aber trotzdem dauerte es eine Ewigkeit, um wieder einzuschlafen.

So auch jetzt, wo ich schweigend auf dem Rücken lag und in die Baumkronen blickte. Irgendwo da oben schlief er oder beobachtete mich. Er hatte mich auch in meiner ersten Nacht im Wald beobachtet und mir befohlen, zu gehen. Zu dem Zeitpunkt hatte er mir einen ziemlichen Schrecken eingejagt. Als ich an die Situation zurückdachte, legte sich ein kalter Schauer über meinen Rücken und ich fröstelte leicht, bevor ich die Gedanken beiseiteschob und mich auf die Seite drehte. Ich schloss die Augen und fiel in einen traumlosen Schlaf.

Eine flauschige Berührung an meiner Hand weckte mich einige Stunden später und ich schlug müde die Augen einen Spalt breit auf. Vor mir saß ein schwarzer Hase und schnupperte neugierig an meinen Fingern.

Sofort war ich hellwach und unterdrückte das Bedürfnis, mich zu bewegen. Ich wollte das Tier nicht verschrecken. Es war mit Ausnahme der Großkatzen der erste Waldbewohner, den ich seit meiner Ankunft zu Gesicht bekam. Der Hase begann sich kurz zu putzen und hoppelte dann freudig von mir weg. Langsam und leise setzte ich mich auf und beobachtete das friedvolle Wesen mit einem Lächeln. Zumindest so lange, bis eine mir bekannte Gestalt von den Baumkronen herabsprang und den Hasen mit einem gezielten Biss im Nacken tötete. Erschrocken atmete ich ein und starrte das schwarze Katzenwesen mir gegenüber an, während es genüsslich den Hasen fraß. Danach drehte es den Kopf zu mir und blickte mich mit seinen eisblauen Augen grimmig an.

„Warum bist du immer noch hier?“ Von seiner Schnauze tropfte Blut und ich betrauerte den armen Hasen, der restlos aufgefressen worden war. Da ich ihm keine Antwort gab, drehte er sich komplett zu mir und sträubte bedrohlich das Fell.

„Du sollst gehen!“

„Du hast gerade ein unschuldiges Lebewesen gefressen“, flüsterte ich noch immer fassungslos und zitterte sogar leicht. Unterdessen sah er mich verständnislos an und seine aggressive Haltung verschwand.

„Hätte ich den Hasen vorher um seine Erlaubnis fragen sollen, oder wie?“ Seine Stimme war scherzhaft, aber gleichzeitig hörte ich den bissigen Unterton heraus.

„Nein ... aber ...“

„Spar es dir, deine Meinung interessiert mich herzlich wenig“, fiel er mir prompt ins Wort und begann sich mit den Pfoten die Schnauze zu säubern.

Schweigend beobachtete ich ihn kurz dabei, bevor mir plötzlich eine Idee kam. Ich griff nach meiner Umhängetasche und holte Papier und meine Schreibmaterialien heraus. Es war zwar nicht mehr viel Farbe im Tintenglas, aber es würde reichen. Während er also damit beschäftigt war sich zu putzen, zog ich meine Beine ran und legte ein Papier auf meine Oberschenkel, bevor ich anfing ihn grob zu skizzieren.

Mit jeder zusätzlichen Linie wurde das Bild deutlicher und detailreicher. Ich war am Ende so ins Zeichnen vertieft, dass ich gar nicht bemerkte, wie er sich mir näherte. Erst als seine Schnurrhaare meine Wangen kitzelten, kam ich zurück in die Wirklichkeit und zeigte ihm lächelnd die Skizze. Er stand neben mir und legte irritiert den Kopf schief, als er mein Bild begutachtete. „Soll das ich sein?“, fragte er schließlich und ich nickte stolz. „Ich finde, ich habe dein Aussehen gut dargestellt.“

Ich drehte die Zeichnung zurück in meine Richtung und überprüfte sie mit einem warmen Lächeln. Zuhause zeichnete ich manchmal zum Spaß einige Pflanzen oder Tiere. Ich war definitiv kein Profi, aber diese Zeichnung würde mich immer an die Begegnung mit ihm erinnern. Er musterte mich einen Moment lang schweigend, bevor er aufstand und sich entfernte. Ich hob sofort den Kopf und blickte in seine Richtung.

„Was ist los? Gefällt es dir nicht?“, wollte ich besorgt wissen und er blieb stehen, drehte sich langsam zu mir. „Nein, aber ich bin nicht blau.“ Er klang ein wenig verunsichert und ich runzelte die Stirn.

„Ich habe leider keine schwarze Tinte. Aufgrund einer gewissen Person habe ich generell kaum noch Tinte.“ Meine Stimme bekam zum Ende hin einen neckenden Unterton, woraufhin er beleidigt schnaubte und ich amüsiert grinste.

„Das Zeug hat mich angegriffen“, verteidigte er sich und drehte sich beleidigt von mir weg.

„Natürlich, der Deckel hat sich von allein geöffnet und die Farbe ist dir dann ins Gesicht gesprungen.“ Ich musste mir auf die Unterlippe beißen, um mein Lachen zu unterdrücken, während er sich eine Ausrede überlegte. Schließlich schlug er frustriert mit dem Schwanz und setzte sich wieder in Bewegung.

„Du wolltest doch etwas über diese Insel erfahren, oder?“ Mein fröhlicher Gemütszustand verschwand sofort und ich sah ihn überrascht an, bevor ich nickte. „Ja, unbedingt.“

„Dann komm.“ Er gab mir ein warmes Lächeln. „Vorausgesetzt, du hältst mit mir mit.“

Ohne auf mich zu warten, rannte er los und ich war sichtlich überfordert mit der Situation.

„Warte! Ich muss doch zuerst noch alles einpacken!“, rief ich ihm nach und stopfte sämtliche Utensilien in meine Umhängetasche, bevor ich ihm hinterherrannte.

In seiner Katzenform war er um einiges schneller als ich und ich stoppte schließlich, weil ich kaum noch Luft bekam. Schwer atmend hielt ich mir die Seite und schloss leicht die Augen, um mich auf meine Atmung zu konzentrieren. Warum ließ er mich nicht einfach auf sich reiten? Die Größe eines Ponys hatte er beinahe und an der Mähne könnte ich mich problemlos festhalten. Ich musste unweigerlich bei der

Vorstellung schmunzeln und blickte nach vorne, wo er einige Meter weiter entfernt stand und auf mich wartete. Seine Miene war schwer zu deuten, wahrscheinlich störte ihn meine erbärmliche Kondition. Ich war die letzten Tage mehr gerannt als in meinem bisherigen Leben. Zuhause wurde ich nicht von Gemüse angegriffen, das versuchte, mich zu fressen. Ich musste mich nicht verstecken oder um mein Leben bangen. Vielleicht verjagte ich mal eine Krähe von meinen Feldern, aber das war mit dem Rennen hier nicht mal ansatzweise zu vergleichen.

Nachdem ich wieder Energie gesammelt hatte, folgte ich ihm weiter und er führte mich aus dem dunklen Wald heraus. Die Bäume nahmen wieder eine gesunde Farbe an und vereinzelt wuchsen am Wegesrand die wunderschönen Blumen, die ich auf der Lichtung gesehen hatte. Ich war wirklich begeistert von diesem extremen Unterschied zwischen den beiden Biotopen und lief langsamer, damit ich die Gegend bewundern konnte. Unterdessen sah sich mein Begleiter wachsam um, was ich erst realisierte, als ich direkt neben ihm stand.

„Ist dein Rudel in der Nähe?“, fragte ich und sah, wie er die Muskeln anspannte. Sein Katzenkörper wirkte von Nahem sehr kräftig. Wenn er wollte, könnte er mich ohne Schwierigkeiten töten. „Es ist nicht mein Rudel“, sagte er mit einem strengen Unterton und blickte aus dem Augenwinkel zu mir. „Aber ja, ich rieche sie. Du solltest in meiner Nähe bleiben.“ Er sagte das zwar, ging dann aber einfach weiter. Ich folgte ihm schnell und lief neben ihm her. „Wenn es nicht dein Rudel ist, bist du dann ein Einzelgänger?“

„Du läufst nicht nur langsam, du denkst auch ziemlich langsam“, erwiderte er neckend und gab mir einen kurzen Seitenblick. „Ja, ich bin ein Einzelgänger.“

„Darf ich fragen, weshalb?“ Ich bezweifelte, dass nur seine forsche Art der Grund dafür war, und es interessierte mich wirklich. Vielleicht würde er so anfangen, mir zu vertrauen.

Sein Blick blieb stur geradeaus gerichtet und er schwieg eine Weile, bevor er seufzte.

„Nun, ich wurde aus dem heiligen Wald verbannt, weil ich die falsche Entscheidung getroffen habe.“ Seine Worte verwirrten mich mehr, als dass sie mir eine vernünftige Antwort gaben. Er schien dies zu bemerken und zögerte zuerst, ehe er mit Reden fortfuhr.

„Ich sagte dir gestern doch, dass du mich an einen Menschen erinnerst. Nun, dieser Mensch lebte früher in dem alten Dorf und wir haben uns oft getroffen. Wir waren unzertrennlich.“ Er wurde immer leiser und seine Mimik zeigte ganz deutlich, wie schwer es ihm fiel, darüber zu reden. Trotzdem sprach er weiter.

„Die Menschen dieses Dorfes verehrten uns und die Waldgöttin Solea. Sie hielten

uns für ihre Abkömmlinge und wir lebten friedlich miteinander. Zumindest bis zu dem Tag, an dem ein fremder Mann auf die Insel kam.“ Ich spürte plötzlich eine Veränderung in seiner Stimme, die Trauer wurde von blankem Hass ersetzt. „Er behauptete, dass unser Blut göttlich sei und die Dorfbewohner unsterblich machen würde. Mithilfe unseres Blutes würden die Menschen über unsere Kräfte verfügen und hätten ein besseres Leben – aber das ist alles gelogen! Menschen sind so dumm!“ Er brüllte wütend und schlug vor sich einen Stein kräftig mit der Pfote weg. Aufgrund des Lärms fürchtete ich, entdeckt zu werden und spannte mich augenblicklich an.

„Was ist dann passiert?“, fragte ich schnell, in der Hoffnung, er würde nicht noch einmal laut brüllen. Glücklicherweise schnaubte er nur verärgert.

„Kannst du dir das nicht denken? Die Menschen haben ihm alles geglaubt und angefangen, uns zu jagen. Viele von uns wurden getötet, und als die Menschen endlich verstanden, dass unser Blut ihnen keine Kräfte verlieh, gab es bereits zu viele Opfer. Die Dorfbewohner flehten um Verzeihung, aber sie hatten die Waldgöttin zu sehr verärgert und sie gab uns den Befehl, das Dorf zu vernichten. Meine Brüder und Schwestern töteten jeden, ich dagegen war so närrisch und flüchtete mit meinem Menschenfreund in den Wald. Ich beschützte ihn und gefährdete meine eigene Art, was mich zu einem Verräter machte.“

„Du hast nur versucht, den Menschen zu beschützen, der dir wichtig war. Ich würde dich deswegen nicht gleich als Verräter bezeichnen“, mischte ich mich in seinen Monolog ein. Er seufzte schwer.

„Ich bin ein Verräter, denn ich habe gegen meine eigene Spezies gekämpft, um den Menschen zu beschützen. Am Ende starb er dennoch und ich wurde zur Strafe verbannt.“

Stille trat ein und wir liefen eine Weile einfach nur schweigend nebeneinanderher. Ich dachte über seine Erzählung nach, eine Sache interessierte mich besonders daran.

„Du erwähntest vorhin eine Waldgöttin. Was genau hat es damit auf sich? In meinem Heimatland verehren wir keine Götter, deswegen ist mir der Glaube daran unbekannt.“

„Unsere Göttin heißt Solea und sie kontrolliert alles, was du hier siehst. Die Bäume, die Pflanzen, die Erde – es ist alles miteinander verbunden“, erklärte er und blieb plötzlich stehen.

Als ich es ihm gleichtat und mich zu ihm drehte, hatte er sich in einen Menschen verwandelt und kniete am Boden. Seine Hand legte er flach auf die Erde.

„Sieh genau hin“, befahl er mir und seine eisblauen Augen färbten sich plötzlich blutrot. Ich wich automatisch einen Schritt zurück, während sein Körper von einem

hellen Licht umhüllt wurde und um ihn herum plötzlich viele Sprösslinge aus dem Boden wuchsen. Fasziniert sah ich dem Schauspiel zu, bis er schließlich von einer kleinen Blumenwiese umgeben war.

„Der Wahnsinn! Wie hast du das gemacht?!“, fragte ich fassungslos und kam aus dem Staunen nicht mehr raus. Er lächelte leicht und erhob sich vom Boden.

„Ich habe mich mit Solea verbunden und ihre Magie eingesetzt.“

„Wie cool! Kann ich das auch?“ Ich blickte ihn hoffnungsvoll mit großen Augen an, aber er schüttelte den Kopf.

„Das können nur die, die aus der Magie von Solea geboren wurden. Also meine Brüder und Schwestern“, erklärte er und ich schmolte frustriert. Ich hätte diese Magie so gerne ausprobiert. „Wie schade, aber Moment, wie könnt ihr aus Magie geboren sein?“

„Das ist etwas kompliziert zu erklären. Wir sind“, er stoppte plötzlich und lauschte aufmerksam. Seine kaum sichtbaren Katzenohren zuckten leicht und brachten dadurch seine Haare in Bewegung. „Sie kommen in unsere Nähe“, sagte er schließlich und blickte sich hastig um. „Wir müssen weg, schnell.“

„Du scheinst vergessen zu haben, dass ich nicht schnell rennen kann“, warf ich ein und er verdrehte genervt die Augen. „Kannst du überhaupt irgendetwas?“

„Ja, ich kann super zuhören, wenn gewisse Katzen sich ihr Leid von der Seele reden“, erwiderte ich neckend und grinste ihn lieblich an, woraufhin er erneut die Augen verdrehte.

„Ich sollte dich hierlassen“, flüsterte er brummig und wechselte zu seiner Katzengestalt. „Halte dich fest.“ Ich runzelte die Stirn, weitete aber die Augen, als seine Schnauze plötzlich in meine Richtung schoss. Instinktiv kniff ich kurz die Augen zusammen, spürte aber keinen Schmerz. Stattdessen packte er den Kragen meiner Tunika und warf mich auf seinen Rücken, bevor er flink davonrannte. Ich vergrub meine Finger nach Halt suchend in seiner Mähne und drückte meine Oberschenkel fest in seine Flanken, um nicht herunterzufallen. Jetzt ließ er mich doch auf sich reiten. Hatte er meine Gedanken gelesen oder bloß aus Zufall so gehandelt? Ich wusste es nicht, aber ich genoss den Wind in meinem Gesicht und senkte den Oberkörper leicht, damit der Luftwiderstand für ihn geringer war.

Im dunklen Wald blieb er stehen und warf mich unsanft von seinem Rücken. Ich hatte keine Zeit, um meinen Sturz abzufangen und landete so direkt mit dem Gesicht voran am Boden. Mit Mühe und Not drehte ich mich langsam auf die Seite.

„Aua! Du hättest mich wenigstens vorwarnen können“, flüsterte ich mit schmerzverzerrtem Gesicht und sah ihn grimmig an. Er zuckte unbeeindruckt mit den Schultern und lief an mir vorbei. „So ging es schneller.“

„Das hätte gerade mal fünf Sekunden gedauert!“, rief ich empört und erhob mich vom Boden. Derweil hatte er zu seiner menschlichen Gestalt gewechselt, sich an einem Ast hochgezogen und hing nun kopfüber an diesem herab. Mit vor der Brust verschränkten Armen blickte er in meine Richtung. „Fünf Sekunden hätten darüber entscheiden können, ob du lebst oder getötet wirst“, sagte er mit ruhiger Stimme. Ich hasste es, es zuzugeben, aber er hatte recht.

„Gut, na schön, ich verzeih dir deine Grobheit.“

„Ich habe mich nicht entschuldigt. Ich würde es jederzeit wieder tun.“ Ein gehässiges Grinsen zierte seine Lippen und ich gab ihm einen strengen Blick, bevor ich meine Hand in seine Richtung hielt und ihn direkt mit meiner Lichtmagie blendete. Er fauchte und drehte sich zur Seite weg, die Arme schützend vors Gesicht. Zufrieden stoppte ich meine Magie.

„Du solltest aufhören, mich zu unterschätzen. Ich sehe zwar wie ein Schwächling aus, weiß mir aber durchaus zu helfen.“ Als Antwort bekam ich ein gereiztes Knurren und er rieb sich die Augen.

Nachdem ich mich bequem in der Nähe seines Baumes hingesetzt hatte, sah ich ihn fast schon ungeduldig an. „Erzähl mir noch mehr, bitte. Warum gibt es zum Beispiel zwei verschiedene Waldgebiete, obwohl eure Göttin die ganze Insel kontrolliert?“ Meine Frage war ihm unangenehm, zumindest zeigte mir das seine Körperhaltung.

„Von ihrer Machtgier besessen, zündeten die Menschen damals einen Teil des Waldes an. Sie hofften, uns damit in die Enge zu locken und problemlos töten zu können, aber ihr Plan schlug fehl. Der Wald dagegen litt sehr unter den Flammen und unsere Göttin versuchte, die Schäden zu beheben, aber leider ohne großen Erfolg.“ Seine Stimme nahm einen niedergeschlagenen Tonfall an, bevor er sich am Ast nach oben zog und gegen den Baumstamm lehnte.

„Die Bäume und Pflanzen leben zwar mittlerweile wieder, aber die Magie in ihren Wurzeln wird wahrscheinlich nie wieder zurückkehren.“ Er wandte seinen Blick von mir ab und sah ins Leere, während ich mich ein bisschen mies fühlte, ihm diese Frage gestellt zu haben.

Ich hatte ehrlich gesagt nicht mit solch einer schrecklichen Antwort gerechnet.

„Gibt es wirklich keinen Weg, um die Magie zurückzuholen?“, fragte ich.

„Nein, Solea hat diesen Ort verlassen und konzentriert sich nur noch auf den heiligen Wald“, antwortete er und drehte mir dann den Rücken zu. Ich verstand seine stumme Geste, wollte unser Gespräch allerdings nicht auf diese Weise enden lassen.

„Eine letzte Frage habe ich noch“, flüsterte ich, woraufhin er mich über seine

Schulter finster ansah. Ich biss mir eingeschüchtert auf die Unterlippe, wagte es dann aber dennoch, meine Frage zu stellen. „Wie heißt du?“ Seine Mimik nahm verwirrte Züge an und er runzelte die Stirn. „Ich habe keinen Namen“, sagte er schließlich kühl und drehte sich wieder von mir weg. Überrascht blinzelte ich. „Aber jeder hat doch einen Namen.“

Ich wartete auf eine Reaktion seinerseits, jedoch sagte er nichts mehr.

„Mein Name ist Nylian“, flüsterte ich, in der Hoffnung, eine Antwort von ihm zu bekommen.

„Interessiert mich nicht.“ Das war nicht die Antwort, die ich wollte.

Ich seufzte schwer und musterte ihn eine Weile schweigend. Vielleicht hatte er wirklich keinen Namen oder er wollte es mir nicht sagen, weil es eine wehmütige Erinnerung in ihm weckte. Aber ich wollte ihn unbedingt bei seinem Namen ansprechen. Also dachte ich im Stillen eine Weile nach, bis ich einen guten Einfall bekam.

„Ráva“, hauchte ich nachdenklich und lächelte warm. „Dann werde ich dich Ráva nennen.“ Und jetzt endlich bekam ich wieder seine Aufmerksamkeit, denn er drehte sich überrascht ein Stück weit zu mir um und musterte mich mit großen Augen.

„Ráva?“, wiederholte er ungläubig und ich nickte schwach.

„Ja, das ist jetzt dein neuer Name. Das bedeutet auf Elbisch sowas wie wild und frei. Ich finde, dieser Name passt sehr gut zu dir.“ Ich konnte einen Anflug von Begeisterung in seinem Gesicht erkennen, bevor seine Miene wieder ernst wurde und er zur Seite blickte.

„Wenn du mich so nennen willst, dann mach es“, sagte er unbeeindruckt, aber ich konnte an der Bewegung seiner Schwanzspitze erkennen, dass er sich freute.

In den nächsten Tagen gingen wir immer wieder in den heiligen Wald. Er zeigte mir die Wunder seiner Heimat und erzählte mir viel darüber, was ich alles am Abend in mein Notizheft schrieb. Einige Pflanzenarten ähnelten denen bei mir zuhause, nur besaßen sie hier einen komplett anderen Namen.

Ich saß gerade an einem Baumstamm gelehnt am Boden und zeichnete eine neue Pflanzenart ab, als ich plötzlich ein lautes Gurren hörte. Sofort hob ich den Kopf und blickte zu den Baumkronen. Meine Brieftaube war zurückgekehrt, mit einem eingerollten Zettel um den Fuß. Ich hatte also doch noch eine Möglichkeit, mit dem Rat zu kommunizieren!

Hastig stand ich auf und streckte meine Hände in die Höhe, damit die Taube in meiner Handfläche landen konnte. Jedoch hatte ich meinen gefräßigen Katzen-Begleiter vergessen, welcher aus seinem Versteck gesprungen kam und die Taube in der Luft mit der Schnauze packte. Meine Augen weiteten sich und ich starrte ihn

regungslos an, bevor ich mich aus meiner Starre löste. „Spuck sofort die Taube aus!“, rief ich panisch und er reagierte im ersten Moment nicht, weswegen ich ihn erneut aufforderte, das Tier freizulassen. Seine eisblauen Augen fixierten mich eindringlich, bevor er plötzlich davonrannte. Fassungslos sah ich ihm hinterher. „Ráva! Komm zurück!“ Er rannte weiter, ohne sich auch nur umzudrehen. Was hatte ich erwartet? Dass er auf mich hören würde? Sein Instinkt war immer noch der eines Tieres. Auch wenn es aussichtslos erschien, folgte ich ihm so schnell ich konnte, in der Hoffnung, wenigstens die Nachricht noch lesen zu können. Als ich ihn erreichte, lag er bereits gesättigt am Boden und leckte sich genüsslich die Pfoten. Außer Atem blieb ich neben ihm stehen und keuchte schwer. Sobald ich einigermaßen wieder atmen konnte, sah ich ihn wütend an. „Ich hatte dich gebeten, die Taube freizulassen!“

„Warum sollte ich mein Mittagessen freilassen?“, fragte er kaltschnäuzig und setzte seinen Putzvorgang weiter fort. Eine Zornesfalte zeichnete sich auf meiner Stirn ab.

„Weil mir diese Taube sehr wichtig war!“, rief ich aufgebracht, woraufhin er mich überrascht ansah. Ja, auch ich konnte laut werden. Es geschah zwar sehr selten, aber diese Taube war meine letzte Möglichkeit gewesen, mit dem Rat zu kommunizieren. Und jetzt war sie tot. Aufgefressen von der Rasse, die mich am liebsten töten würde. Frustriert raufte ich mir die Haare und entfernte mich einige Schritte von ihm, während ich angestrengt nachdachte. Wie könnte ich jetzt noch mit dem Rat in Verbindung treten? Das Meer war gigantisch, selbst wenn ich mir eine Art Boot bauen würde, würde ich niemals den Weg bis nach Volkesland überleben. Ich musste also darauf hoffen, dass der Rat mich irgendwann suchen würde, weil keine neuen Berichte mehr von mir kamen.

Während ich gedanklich verzweifelte, hatte Ráva sich zu mir geschlichen und musterte mich forschend. „War dir dieser Vogel wirklich so wichtig?“ Ich konnte seine Verwirrung verstehen, vermutlich wusste er nicht, was die Aufgabe einer Brieftaube war. Wiederum bezweifelte ich, dass er die Bedeutung dahinter verstehen würde. Für ihn war eine Taube nichts weiter als eine Nahrungsquelle. Also sagte ich einfach nur „Ja“ und blickte ihn niedergeschlagen an. Er senkte leicht die Ohren und drehte den Kopf verlegen von mir weg. Ich konnte diese Geste nicht ganz deuten, aber es war mir auch egal. Ob er Reue empfand oder nicht, spielte keine Rolle.

Die Taube war tot, daran ließ sich nichts ändern. „Möchtest du einen neuen Vogel?“, fragte er nach einiger Zeit und ich spürte, wie er seinen Kopf vorsichtig an meine Hand schmiegte. Wollte er sich mit dieser Geste entschuldigen? „Einen neuen Vogel?“, wiederholte ich verwirrt und er nickte, bevor er mit dem Kopf in eine Richtung deutete.

„Komm.“ Ein neuer Vogel würde den Weg nach Volkesland nicht finden und wäre somit nutzlos für mich. Aber bevor ich ihm das erklären konnte, packte er mein Hosenbein mit der Schnauze und zog mich ein Stück vorwärts.

„Komm jetzt!“, nuschetete er gegen den Stoff und sah mich auffordernd an. Ich brauchte zwar keinen neuen Vogel, aber ich war neugierig, was er mir zeigen wollte. Also folgte ich ihm.

Er führte mich tief in den heiligen Wald und ich blickte mich bei jedem Geräusch angespannt um, aus Angst, sein vorheriges Rudel würde uns bemerken. Nach einem langen Fußmarsch blieb er schließlich vor einem Vorhang aus Weinranken stehen. Überrascht besah ich mir das Naturschauspiel. Die Weinranken schlängelten sich um die nebenstehenden Bäume und bildeten eine Art Schutzwall, als wollten sie etwas Wichtiges schützen. Mir wurde plötzlich flau im Magen und ich blickte aus dem Augenwinkel zu Ráva. War es mir wirklich erlaubt, hier zu sein? Ich hatte das ungute Gefühl, dass ich diesen Ort nicht betreten sollte.

Ráva's feuchte Nase an meinen Fingerspitzen holte mich aus meinen Gedanken und ich blickte ihn überrascht an, während er zu seiner menschlichen Gestalt wechselte und nach meinem Handgelenk griff.

„Es wird dir gefallen“, flüsterte er und schob dann vorsichtig einige Weinranken beiseite, bevor er mich hinter sich herzog. Ich hielt die Augen vor Anspannung geschlossen und setzte langsam einen Fuß vor den anderen. Erst als ich das kraftvolle Rauschen von Wasser hörte, öffnete ich langsam die Augen und weitete diese sofort. Vor mir erstreckte sich ein gigantischer Wasserfall, der mehrere Tonnen Wasser meilenweit nach unten beförderte und in einen ebenso großen See münden ließ.

Ich beugte mich leicht über den Abhang, auf dem wir standen und blickte beeindruckt nach unten. Auf der Wasseroberfläche schwammen Seerosen in den unterschiedlichsten Rosatönen und unzählige Wildpflanzen wuchsen um den See herum. Es war ein fast schon märchenhafter Anblick.

Ráva's plötzliche Berührung ließ mich aber stark zusammenzucken, denn ich erinnerte mich schlagartig daran, wie er mich schon einmal von einem Abhang geschubst hatte. Dieses Mal zog er mich jedoch sanft zu sich und signalisierte mir mit seiner freien Hand, mich hinzuknien. Zögernd tat ich, was er wollte, und er kniete sich ebenfalls hin, sodass uns die Weinranken ein bisschen verdeckten. Danach hielt er eine Hand zur Faust geballt an seine Lippen, die andere Hand flach davor. Er schloss die Augen und begann das friedvolle Zwitschern eines Vogels nachzuahmen, indem er seine flache Hand immer wie einen Fächer bewegte.

Ich beobachtete ihn fasziniert, bevor sein Zwitschern erwidert wurde und ich instinktiv zum Wasserfall blickte. Aus eben jenem schossen plötzlich unzählige Vögel heraus, deren Federkleid komplett aus Wasser bestand. Der Anblick machte mich sprachlos und ich sah zu, wie die Vögel dem Wasserverlauf nach unten folgten und direkt in den See eintauchten. Einige von ihnen flogen danach wieder an die Oberfläche und es wirkte beinahe so, als vollführten sie eine Art Tanz in der Luft, da sie sich geschmeidig im Kreis aufeinander zu und weg bewegten. Ihr Federkleid reflektierte das Licht der Sonne und rundete den einzigartigen Anblick vollends ab. „Das ist wunderschön“, flüsterte ich, als Ráva mit dem Zwitschern aufhörte und dem Schauspiel ebenfalls zusah.

„Wir nennen sie Wassertaucher. Sie sind sehr scheu und kommen nur raus, wenn man sie ruft“, erklärte er und leckte sich unbewusst über die Lippen. „Und sie schmecken köstlich.“ Ich warf ihm aus dem Augenwinkel einen irritierten Blick zu.

„Du hast schon mal einen davon gefressen?“ Wirklich verwunderlich war es nicht. Trotzdem fragte ich mich, wie ein Vogel wohl schmeckte, der überwiegend aus Wasser bestand.

„Es ist sehr schwer, einen zu fangen und wegen des Wassers auch eher unangenehm, aber es ist die Mühe wert. Wenn sie lange genug an Land sind, trocknet das Federkleid und sie offenbaren ihr schmackhaftes Fleisch“, sagte er und ein dunkles Grinsen erschien plötzlich in seinem Gesicht. Ich ahnte, was er vorhatte.

„Nein“, warf ich schnell ein und sah ihn streng an. „Du hast gerade erst meine Taube gefuttert. Wehe, du fängst dir jetzt einen Vogel davon!“

„Ich wollte ihn für dich fangen“, säuselte er und blickte unschuldig zur Seite. Solch eine schlechte Lüge hatte ich schon lange nicht mehr gehört. „Auch wenn ich diese Wassertaucher sehr schön finde, möchte ich keinen davon. Sie sollen lieber hier in Freiheit leben.“

Er seufzte genervt und verdrehte die Augen.

„Spielverderber... Na gut, dann lass uns gehen.“

Ich war überrascht, dass er nicht anfang, mit mir zu diskutieren. Langsam erhob ich mich vom Boden und warf einen letzten Blick zu dem See, bevor ich diesen wunderschönen Ort verließ.

Ráva folgte mir nicht, weswegen ich umkehrte und sah, wie er sich dem Abhang immer mehr näherte. Er suchte einen Weg nach unten zum See. Kommentarlos packte ich ihn am Katzenohr und zog ihn zu den Weinranken, was er mit einem wütenden Fauchen kommentierte. Danach folgte er mir jedoch brav und wir kehrten in den Schattenwald zurück.

In dieser Nacht schlief ich seit langem wieder friedlich und entspannt. Ráva hatte für mich bei unserer Rückkehr noch schnell eine alte Decke aus dem Dorf

entwendet und auf dieser ließ es sich etwas angenehmer liegen als auf dem harten Boden. Gleichzeitig gab es mir ein Gefühl der Sicherheit, dass er in meiner Nähe schlief. Zwar einige Meter über mir in einer Baumkrone, aber immer noch nahe genug, um mir notfalls helfen zu können.

Dieser Gedanke sollte einige Nächte später auf die Probe gestellt werden, denn eine grobe Berührung an meinem Hals riss mich schlagartig aus dem Schlaf und ich wurde unsanft auf den Rücken gedreht. Innerhalb eines Wimpernschlags hatte sich mein Angreifer auf meine Unterarme gekniet und umklammerte fest meine Kehle. Bewegungsunfähig starrte ich mein Gegenüber an, konnte aber nur die Silhouette eines Menschen erkennen. Für Ráva war die Form zu zierlich und die scharfen Fingernägel, die sich immer mehr in meine Haut gruben, ließen mich ebenfalls daran zweifeln, dass er es war. Der Griff um meinen Hals verstärkte sich und ich keuchte schwer, während ich nach Atem rang und versuchte, mich zu befreien. Aus meinen Fingern kamen kaum sichtbare Lichtpartikel, zu schwach, um irgendetwas zu bewirken. Meine Sicht wurde immer verschwommener und ich verlor beinahe das Bewusstsein. Der Luftmangel lähmte einige Teile meines Körpers und jegliche Gegenwehr von mir erschlaffte. Gerade noch rechtzeitig wurde der Körper über mir zur Seite gerissen und ich schnappte gierig nach Luft. Mein Herz raste und ich japste mehrere Male, glücklich, wieder atmen zu können. Unterdessen hörte ich ein feindseliges Fauchen und Knurren von der Seite und sobald ich mich wieder einigermaßen beruhigt hatte, blickte ich zu den beiden Großkatzen. Ihr schwarz-grünlisches Fell machte es schwer, sie in der Dunkelheit zu erkennen und so wusste ich auch nicht, wer von ihnen Ráva war. Den Einsatz meiner Lichtmagie empfand ich als unklug, aus Angst, Ráva dadurch abzulenken und seinem Gegner einen Vorteil zu verschaffen. Einzelne Bewegungen im Mondlicht ließen mich den Kampfverlauf erkennen und so endete es schließlich damit, dass sich einer von beiden dem anderen unterwarf.

Nur wer gewonnen hatte, wusste ich nicht. Ein mächtiges Brüllen jagte mir einen Schauer über den Rücken und ich entfernte mich einige Schritte von dem Szenario. Die zwei begannen immer wieder abwechselnd zu knurren und gaben katzenähnliche Geräusche von sich, als würden sie sich unterhalten. Ich war extrem angespannt und zitterte sogar leicht, denn ich wusste noch immer nicht, wer die Oberhand hatte.

„Ráva?“, flüsterte ich leise und ihre beiden Köpfe drehten sich in meine Richtung. Ich schluckte schwer und krallte mich in den Stoff meiner Tunika, bereute es innerlich, ihn gerufen zu haben. Unterdessen ging das obenstehende Katzenwesen von dem Verlierer runter und kam zu mir. Ich blieb wie angewurzelt stehen und

umso näher mir das Wesen kam, desto deutlicher konnte ich die Gestalt von Ráva erkennen. Erleichterung überkam mich und ich umarmte ihn stürmisch, vergrub mein Gesicht in seiner weichen Mähne. Ehrlich gesagt war ich froh, dass es ihm gut ging.

Er hatte mich gerettet – schon wieder – und ich war ihm sehr dankbar dafür.

„Lass mich los“, brummte er verlegen und widerwillig gehorchte ich seinem Befehl, woraufhin er sich umdrehte und zu dem Angreifer blickte. Er fauchte aus tiefster Seele und die Katzengestalt erhob sich, bevor sie zurückfauchte und die Flucht ergriff. Sofort glitt sämtliche Anspannung aus meinen müden Knochen und ich spürte, wie auch Ráva ruhiger wurde. Er wirkte sichtlich erleichtert. Im nächsten Moment sackte er jedoch erschöpft zu Boden und atmete schwer, woraufhin ich ihn besorgt musterte und mich neben ihn kniete.

„Was ist los? Hast du Schmerzen?“ Seine verkrampfte Haltung ließ mich dies schlussfolgern und ich tastete vorsichtig sein Fell ab. Als ich ihn an der Flanke berührte, brüllte er bestialisch und stieß mich mit dem Kopf unsanft von sich. Trotz seines Zustandes hatte er noch unerwartet Kraft und ich landete seitlich auf meinem Rücken, was mich leise vor Schmerz stöhnen ließ. Ich richtete mich aber schnell wieder auf und ging zu ihm zurück.

„Ich will dir nur helfen, vertraue mir bitte“, flüsterte ich und hielt meine Hände beruhigend vor meine Brust, während ich ihm direkt ins Gesicht sah. Obwohl ich seine Augen in der Dunkelheit nicht sah, wusste ich, dass er mich mit seinen Katzenaugen problemlos sehen konnte. Und meine Geste schien zu wirken, denn er brummte und legte sich dann langsam auf die Seite. Ich lächelte mild und kniete mich vor seinen Bauch, bevor ich mit meiner rechten Hand einen schwachen Lichtstrahl erschuf und mir die Wunde ansah. Der Angreifer hatte ihn mit seiner Pranke direkt getroffen, aus vier tiefen Einschnitten quoll reichlich Blut heraus. Sein Fell war bereits rot getränkt an der Stelle und die Flüssigkeit tropfte langsam zu Boden.

Schnell suchte ich meine Umhängetasche und kehrte damit zu ihm zurück. Ich drückte die Wunde mit meinem Stofftuch ab und behandelte sie anschließend mit einer Kräutermixtur, die ich in meiner Heimat aus einigen Heilkräutern hergestellt hatte. Das kleine Fläschchen war zwar anschließend leer, aber das war mir egal. Er hatte mir bereits einige Male das Leben gerettet und jetzt konnte ich mich dafür revanchieren. Obwohl ich die Wunde sehr vorsichtig eincremte, zuckte er immer wieder und knurrte mahrend. Ich reagierte darauf nicht weiter und sobald ich fertig war, strich ich ihm beruhigend durchs Fell.

„Bleib so liegen, damit die Mixtur einziehen kann“, bat ich und er gab ein leises Brummen von sich, was ich als Zustimmung gelten ließ. Ich drehte mich zu meiner

Umhängetasche und verstaute mein Fläschchen darin. Als ich mich wieder zu Ráva drehte, hob und senkte sich sein Oberkörper bereits gleichmäßig und ein leises Schnarchen entwich seiner Schnauze. Amüsiert lächelte ich und beobachtete ihn für einen kurzen Augenblick, ehe ich aufstand und meine Schlafdecke holte. Mit dieser bedeckte ich seinen Körper vorsichtig und legte mich dann neben seinen Rücken. Das Licht in meiner Hand erlosch und ich schloss die Augen. Aufgrund der flauschigen Wärmequelle neben mir schlief ich relativ schnell ein.

Wenige Stunden später erwachte ich aus einem traumlosen Schlaf und gähnte müde. Ráva lag noch immer neben mir und ich ließ meine Finger vorsichtig durch sein weiches Fell gleiten. Es war faszinierend, wie es je nach Lichtwinkel die Farbe von dunkelgrün zu schwarz wechselte. Perfekt, um sich im Wald oder an dunklen Orten zu tarnen. Meine Berührung blieb von ihm nicht unbemerkt, denn er hob plötzlich den Kopf und blickte mich über die Schulter müde an. Ich hatte ihn allem Anschein nach geweckt. „Entschuldige, schlaf weiter“, sagte ich schnell und nahm meine Hand aus seinem Fell. Seine eisblauen Augen musterten mich eine Weile aufmerksam, bevor er irritiert zu der Decke sah, die einen Teil seines Körpers bedeckte. „Mir ist nicht kalt“, sagte er. „Das war auch nicht der Grund, warum ich dich zugedeckt habe. Ich wollte nicht, dass irgendetwas an deine Wunde kommt“, erklärte ich, was die Verwirrung in seinem Gesicht nicht verschwinden ließ. Ich seufzte schwer. Vorsorge war anscheinend ein Fremdwort für ihn. „Damit wollte ich zum Beispiel Tiere fernhalten, die dich möglicherweise aufgrund deiner Schwäche angegriffen hätten.“

„Die einzigen Tiere in diesem Abschnitt des Waldes sind Finsterhasen und die sind keine ernstzunehmende Bedrohung“, erwiderte er gleichgültig und ich gab es auf, mit ihm zu diskutieren. Es würde nur unnötig Zeit und Energie in Anspruch nehmen.

„Gut, du hast recht“, warf ich ein. „Wie geht es dir? Tut die Wunde noch sehr weh?“

Anstatt mir eine Antwort zu geben, legte er frustriert die Ohren nach hinten und drehte seinen Kopf beschämt von mir weg. Vermutlich sollte das bedeuten, dass er noch immer Schmerzen hatte. Also zog ich die Schlafdecke langsam von seinem Körper und ging dann um ihn herum. Anschließend kniete ich mich vor seinen Bauch und besah mir die Wunde vorsichtig. Er ließ mich machen, weswegen ich ihm sehr dankbar war. „Ich brauche Wasser, um die Wunde von dem getrockneten Blut säubern zu können“, sagte ich nach einiger Zeit und bekam ein empörtes Fauchen als Antwort. „Kein Wasser, ich mache mich allein sauber!“

„Wie konntest du eigentlich einen Wassertaucher fangen, wenn du solch eine

Angst vor Wasser hast?“, fragte ich verwirrt, woraufhin er leise schnaubte. „Ich habe keine Angst vor Wasser“, säuselte er ziemlich ungläubig und schlug dabei grimmig mit dem Schwanz. „Ich mag es nur nicht.“ „Aha“, gab ich monoton von mir und holte meine Wasserflasche aus der Umhängetasche. Mir egal, ob er meckern würde, ich musste die Wunde säubern. Gerade als ich die Flasche öffnete, schoss sein Kopf plötzlich nach oben und seine Ohren zuckten aufgeregt. Oh nein, ich kannte diesen Blick mittlerweile.

„Bitte sag mir, dass du bloß einen Vogel gehört hast“, bat ich, aber seiner Körperpannung nach zu urteilen, lag ich mit meiner Vermutung goldrichtig. Sein vorheriges Rudel näherte sich uns. Der Angreifer von letzter Nacht musste es hergeführt haben.

„Sie kommen normalerweise nicht in diesen Abschnitt des Waldes.“ Er knurrte leise und seine Schnurrhaare vibrierten stark, als er die Zähne fletschte.

„Wir müssen hier weg“, flüsterte er und ich sah, wie viel Kraft es ihn kostete, aufzustehen. Er war geschwächt, so würde er nicht weit kommen.

„Bist du sicher, dass du laufen kannst?“, fragte ich fürsorglich und er schnaubte streng. „Das ist nur eine kleine Schramme, nichts Dramatisches.“ Trotz seiner Worte machte ich mir Sorgen um ihn, denn er stand noch immer leicht verkrampft. Aber wenn wir hierbleiben würden, würde das Rudel angreifen und ihn vielleicht noch schlimmer verletzen, also hatte ich keine andere Wahl, als seiner Sturheit zu vertrauen.

„Okay, ich folge dir.“ Nachdem ich meine Sachen schnell zusammengepackt hatte, stand ich auf und lief ihm nach. Er versuchte gar nicht erst zu rennen, sondern trot-tete langsam vorwärts und humpelte manchmal sogar. Die Bewegung seiner Hinterbeine musste ihm unangenehm sein. Mich als Mensch würde eine tiefe Wunde an der Taille auch beim Laufen schmerzen. Konnte ich nicht irgendetwas tun, um ihm zu helfen?

Er stoppte plötzlich und setzte sich erschöpft, weswegen ich schnell an seine Seite trat und ihn musterte. Die Wunde blutete wieder stark, die Bewegung hatte ihm nicht gutgetan.

„Geh allein, du bist zu langsam mit mir“, sagte er streng und gab mir einen finsternen Blick, der keine Widerworte duldete. „Jetzt mach schon, renn endlich!“

„Ich lasse dich in dem Zustand definitiv nicht allein!“, erwiderte ich und kniete mich neben ihn, um seine Wunde mit meinem Stofftuch abzudecken. Es war zwar mittlerweile blutdurchtränkt wegen gestern Nacht, aber ich hatte nichts anderes, um die Blutung zu stoppen. Ich überlegte, den Stoff meiner Hose zu zerreißen, aber Rávás tiefes Knurren ließ mich aufblicken.

„Hab ich dir wehgetan?“, fragte ich besorgt, allerdings ging sein Blick stur an mir

vorbei und ich drehte mich langsam um. Was ich sah, ließ das Blut in meinen Adern gefrieren und ich schluckte schwer. Das Rudel hatte uns bereits eingeholt und stand nur einige Meter entfernt. Ich konnte nicht sagen, wie viele es waren, aber das war auch nebensächlich. Ob nun eine Großkatze oder zehn – unsere Chancen standen schlecht. Ráva bewegte sich angestrengt neben mir und stand auf, stellte sich direkt vor mich. Diese ganze Situation erinnerte mich schlagartig an die Geschichte, die er mir aus seiner Vergangenheit erzählt hatte. Dass er sich gegen sein Rudel gestellt hatte, um seinen Menschenfreund zu beschützen.

Und jetzt passierte es wieder. Er beschützte einen schwächlichen Halbelf. Einen dümmlichen Narren, der sein Land verlassen hatte, um ein Abenteuer zu erleben. Er beschützte mich, seinen Freund.

Diese Erkenntnis entflamte eine starke Entschlossenheit in mir und ich erhob mich zielstrebig, bevor ich mich halb vor Ráva stellte. „Ihr wollt doch nur mich, richtig? Dann lasst ihn in Ruhe“, sagte ich mit ruhiger und selbstbewusster Stimme, während ich meine Unterarme leicht nach oben beugte und mich darauf vorbereitete, im Notfall meine Lichtmagie einzusetzen. Lautes Fauchen und Knurren ertönte, während einige Katzen ihre Krallen über den Boden wetzten. Ráva hinter mir wurde unruhig und zog an meiner Tunika, woraufhin ich ihn über die Schulter beruhigend ansah. „Ich weiß, was ich tue, vertraue mir bitte“, flüsterte ich und lächelte ihn mild an. Sein Blick war eingehüllt in Angst, das konnte ich deutlich erkennen. Er wollte nicht schon wieder jemand Wichtiges verlieren – und das würde er auch nicht.

Als ich mich wieder dem Rudel zuwandte, setzte eine der Wildkatzen gerade zum Sprung an. Ein direkter Lichtstrahl mit meiner linken Hand genügte, um das Tier von seiner Idee abzubringen, es fauchte mich bedrohlich an. Und ich hatte plötzlich das Bedürfnis, es ihm gleichzutun. Ich atmete tief durch die Nase ein und fauchte dann dominant zurück, was mein Gegenüber deutlich verunsicherte. Anscheinend war dies die einzige Sprache, die sie verstanden. Rávas Gekicher nach zu urteilen, hatte ich entweder etwas komplett Bescheuertes oder Eindrucksvolles gesagt. Ich straffte die Schultern und beobachtete das Rudel aufmerksam, welches mich ebenfalls misstrauisch beäugte. Eine der Katzen trat langsam in meine Richtung vor. Das Tier strahlte eine machtvolle Aura aus, obwohl es bereits sehr alt und zerbrechlich wirkte. Ráva verstummte und ich spürte seine Schnauze an meiner Hand.

„Das ist das Alphantier“, flüsterte er und meine Entschlossenheit verringerte sich sofort. Wollte mich der Anführer jetzt persönlich töten?!

Das Tier blieb direkt vor mir stehen und hob den Kopf zu mir hoch, bevor es mich mit seinen grünlichen Augen eindringlich ansah. Ich versuchte, dem Blick

standzuhalten, spürte dann aber, wie Ráva mich plötzlich in die Waden zwickte und fiel dadurch unsanft auf meine Knie.

„Sie möchte mit dir reden“, erklärte er und berührte meinen Arm liebevoll mit seiner Nase. „Biete ihr dein Blut an.“

Er sagte das so, als wäre es das Normalste der Welt! Ich zögerte anfangs, streckte dann aber langsam meinen Arm aus und hielt ihn direkt vor ihre Schnauze. Der Anblick ihrer scharfen Reißzähne ließ mich erzittern und sie biss mir in den Unterarm, fast schon auf eine zärtliche Art und Weise. Zumindest schmerzte es nicht so sehr wie bei Ráva, was mich ehrlich gesagt ziemlich überraschte. Immerhin biss sie mich in der Gestalt einer Katze und nicht als Mensch. Ihre Fangzähne lösten sich vorsichtig wieder aus meinem Arm und ihre grünen Augen blickten mich sanftmütig an.

„Dein Blut ist rein, frei von Bürde und Habgier“, flüsterte sie und der Klang ihrer lieblichen Stimme überraschte mich, ebenso wie die Worte, die sie über mich gesagt hatte. Was meinte sie damit? Ich war sichtlich verwirrt, während sie sich vor mich setzte und mich weiterhin nicht aus den Augen ließ. „Nun sage mir, Mensch, was ist dein Begehrt auf dieser Insel?“ Ihre Art zu sprechen erinnerte mich an eine Adelige, und um meine guten Absichten zu symbolisieren, verneigte ich meinen Kopf vor ihr. Hoffentlich empfand sie diese Geste nicht als unhöflich.

„Ich bin hier, weil ich mehr über diese Insel erfahren möchte. In meinem Heimatland kümmere ich mich um den Anbau von Nahrungsmitteln und bin sehr mit den heimischen Pflanzenarten vertraut. Ich möchte noch viel über die wunderschöne Botanik dieser Insel lernen“, erklärte ich ihr sachlich und verhartete in meiner Position. Zumindest so lange, bis um mich herum plötzlich unzählige Knospen aus dem Boden wuchsen und ich von diesen umkreist war. Verwirrt beobachtete ich das Schauspiel und sah dann zu meinem Gegenüber. Ihre Augen glühten blutrot und ihr Fell hatte einen leicht schimmernden Effekt. Es erinnerte mich an den Anblick, als Ráva die Kraft von Solea genutzt hatte.

„Bringe sie zum Blühen, Kind des Lichtes“, sagte sie und ihre Bitte überraschte mich zunächst, bevor ich schwach nickte und einen sanften Lichtstrahl über den Knospen erschuf. Diese neigten sich dem Licht entgegen und offenbarten langsam ihr Inneres, sodass ich wenig später in einem erblühten Blumenmeer kniete. Ich stoppte die Lichtmagie in meinen Händen und sah die Anführerin abwartend an. Ihr Blick strahlte Zufriedenheit aus und sie nickte mir anerkennend zu. „Ich erkenne keine List in deinen Worten. Deine Magie entspricht der Kraft des Lebens und das befürworte ich.“ Sie erhob sich und neigte ihren Kopf für einen kaum wahrnehmbaren Augenblick. „Du hast meinen Segen, Kind des Lichtes.“

Meine Augen weiteten sich schlagartig und bevor ich irgendetwas auf ihre Worte

erwidern konnte, drehte sie sich plötzlich von mir weg und wandte sich dem Rudel zu. Ein ohrenbetäubendes Brüllen verließ ihre Kehle, bevor sie mich eines letzten Blickes würdigte und davonrannte. Die restlichen Wildkatzen folgten ihr und ich sackte erschöpft in mich zusammen. Hatte ich diese Begegnung gerade ernsthaft überlebt? Und sogar den Segen der Anführerin bekommen? Das bedeutete doch theoretisch, dass ich jetzt in Sicherheit war – oder? Rávas feuchte Nase an meinem Arm ließ mich zusammenzucken und ich blickte zu ihm, noch immer ziemlich durch den Wind. Seine blauen Augen spiegelten eine unbeschreibliche Erleichterung wider und er leckte mir sogar leicht über die Wange.

„Den Segen von Solea zu bekommen ist eine große Ehre“, flüsterte er und mein Herz setzte einen kurzen Augenblick aus. Warte – WARTE – Das gerade eben sollte Solea gewesen sein?! Ich hatte mit der Göttin höchstpersönlich gesprochen?!

„Wie, was, hä?!“ Ich fand keine Worte für diese Offenbarung. Meine Reaktion amüsierte ihn anscheinend, da er leise anfang zu lachen.

„Sie ist ihr Seelendiener. Solea kann bei Bedarf in ihren Geist fahren und ihren Willen durch sie ausdrücken. Deswegen konnte sie auch die Kräfte von Solea hier im Schattenwald nutzen“, erklärte er und deutete mit dem Kopf auf die kleine Blumenwiese. Schweigend folgte ich seinem Blick und versuchte noch immer die Information zu verarbeiten, dass ich den Segen einer Göttin bekommen hatte. Ráva wurde das Warten anscheinend zu langweilig, da er schwerfällig versuchte aufzustehen. Erst als er an mir vorbei trottete, kam ich in die Wirklichkeit zurück und sah ihn überrascht an.

„Bleib liegen! Sonst blutet deine Wunde wieder.“

„Aber ich habe Hunger und ich bezweifle sehr stark, dass du in der Lage bist, mir einen Hasen zu fangen.“ Damit hatte er zwar recht, allerdings konnte er in seinem Zustand definitiv auch nicht jagen. Schnell stand ich auf und folgte ihm. Um es kurz zu machen: Wir beide stellten uns zu dämlich an und er musste sich mit Beeren als Nahrungsquelle abfinden.

Die nächsten Tage vergingen unglaublich schnell. Ráva hatte herausgefunden, dass die Blumenwiese, die Solea erschaffen hatte, voller Magie steckte und nutzte diese, um die Fläche der Wiese immer weiter zu vergrößern. Ich half ihm dabei, indem ich die Pflanzen zum Blühen brachte und schon bald erstrahlte ein Teil des Waldes wieder in seiner alten Schönheit. Das Rudel ließ uns seit jenem Tag in Ruhe und ich fing an, das Leben auf der Insel wirklich zu genießen. Nur bekanntlich endete alles Schöne leider irgendwann und so geschah es, dass eine mir unbekannte Brieftaube eines Tages angeflogen kam, als ich gerade meine Klamotten im See säuberte. Ich ließ meine Tunika ins Wasser fallen und fing die Taube mit meinen Händen auf. Sie trug eine Nachricht um den Rücken, welche ich vorsichtig aus dem

runden Transportgefäß herausnahm und öffnete. Es war eine Antwort des Rats.

Sie hatten mir diese Taube geschickt, weil ich keinen Bericht mehr gesendet hatte. Auch hieß es, dass die Taube mich durch meinen Geruch gefunden haben soll, nachdem sie die Witterung meiner Kleider aufgenommen hatte. Meine Augen weiteten sich, denn ich hatte ehrlich gesagt gehofft, dass der Rat mich vergessen hatte. Ich war dazu verpflichtet, über meine Erlebnisse auf der Insel zu berichten – aber konnte ich das? Wollte ich das?

„Bist du endlich fertig, Nylían?“ Ich zuckte erschrocken zusammen bei Rávas plötzlicher Frage und blickte zu dem Baum, in dessen Ästen er es sich bequem gemacht hatte.

„Ja, gleich“, antwortete ich und er seufzte schwer.

„Warum muss das Putzen bei Menschen so lange dauern?“ Es war eine ironische Frage, denn er drehte sich von mir weg und wartete geduldig. Derweil blickte ich zu der Taube und biss mir fest auf die Unterlippe. Verdammt, was sollte ich tun? Wenn ich die Nachricht ignorieren würde, könnte der Rat möglicherweise Verstärkung schicken und das wollte ich auf keinen Fall. Die Taube in meiner Hand wurde unruhig und ich brauchte mich nicht umzudrehen, um zu wissen, dass Ráva sich anschlich.

„Wehe, du frisst diese Taube!“, sagte ich sofort streng und hinter mir ertönte ein frustriertes Stöhnen.

„Aber sie sieht so lecker aus!“, protestierte er und stand nun direkt hinter mir, streckte seine Hand langsam nach der Taube aus. „Lass mich nur einmal kurz knabbern.“

„Nein.“ Ich blendete ihn mit einem schwachen Lichtstrahl und er wich sofort fauchend von mir weg, rieb sich grummelnd die Augen. Es war seine eigene Schuld, anders hätte er definitiv nicht aufgehört.

„Diese Taube ist wirklich wichtig, ich bitte dich deshalb darum, sie nicht zu fressen.“

„Warum ist sie denn so wichtig? Ich habe das letztens schon nicht verstanden. Tauben sind zum Fressen da, was nützt sie dir, wenn du überhaupt kein Fleisch isst?“, fragte er irritiert und ich biss mir fest auf die Unterlippe. Wie sollte ich ihm das erklären?

„Das ist eine Brieftaube. Menschen schicken mit ihrer Hilfe wichtige Informationen über weit entfernte Strecken“, erklärte ich und er runzelte skeptisch die Stirn.

„Und was für Informationen?“ Mit dieser Frage hätte ich rechnen müssen und trotzdem fehlten mir plötzlich die richtigen Worte, um es ihm zu erläutern.

„Nun ja, also“, druckste ich herum. Seine Miene wurde eisig. Ich spürte seinen

ungläubigen Blick auf mir, bevor sich dieser schlagartig in Wut umwandelte und er mit den Zähnen fletschte.

„Was für Informationen, Nylian?!“

Sein strenger Tonfall ließ mich einen Schritt zurückweichen und ich seufzte schwer.

„Zum Beispiel die merkwürdige Gestalt, die mir in meiner ersten Nacht begegnet ist“, flüsterte ich und senkte den Kopf.

„Das verwaiste Dorf, die seltsamen Kratzspuren, der Zustand des Waldes. All das habe ich in meinem ersten Bericht erwähnt.“ Meine Worte wurden zum Ende hin immer leiser und ich schämte mich dafür, ihm davon nicht früher erzählt zu haben. Es war nicht so, dass ich mich vor ihm rechtfertigen musste, aber ich hatte das Gefühl, sein Vertrauen mit meinem Geheimnis missbraucht zu haben. Als mein Blick den seinen traf, konnte ich den Schmerz in seinen Augen deutlich sehen und ich fasste den Entschluss, ihm die komplette Wahrheit zu erzählen.

„Ich bin hergekommen, weil mein Heimatland die umliegenden Länder erkunden und Informationen sammeln wollte. Dass ich mich für Pflanzenarten interessiere, stimmt zwar, aber ich bin in erster Linie hergekommen, weil ich mein eintöniges Leben gegen ein Abenteuer eintauschen wollte“, erklärte ich sachlich und sah ihn entschuldigend an. „Den ersten Bericht habe ich abgeschickt, kurz nachdem du mir die Beeren gegeben hast. Ich wusste damals noch nicht, wie sehr ich mich in diesen Wald verlieben würde und habe nur meine Pflicht erfüllt. Bitte glaube mir Ráva, ich hatte nie etwas Böses im Sinne.“

„Sei still“, sagte er plötzlich streng und ich sah ihn überrascht an. Er ballte die Hände zu Fäusten und knurrte erzürnt.

„Du bist genauso hinterhältig, wie es die Dorfbewohner waren!“ Seine laute Stimme ließ mich erzittern und die Taube in meiner Hand flog eilig davon. Ráva schenkte ihr überhaupt keine Beachtung, sondern starrte mich weiterhin wütend an. „Deinetwegen werden wahrscheinlich bald unzählige Menschen auf diese Insel kommen und wissen wollen, was es mit dieser Gestalt auf sich hat! Wir werden wieder in Gefahr sein und es wird deine Schuld sein!“

„Auch ohne meinen Bericht wären irgendwann wieder Menschen hierhergekommen. Eure Insel ist zwar weit draußen im Meer, aber irgendwer hätte euch gefunden“, versuchte ich ihm schnell zu erklären, woraufhin er finster knurrte und seine Augen sich blutrot färbten.

„Ich konnte diesen Ort bisher gut beschützen. Ein paar Menschen sind kein Problem, aber ein ganzer Haufen macht die Sache schwierig.“ Er musterte mich noch einen Augenblick lang schweigend, bevor er sich von mir abwandte und mir den Rücken zudrehte. „Verlasse diese Insel und kehre in dein dummes Land zurück. Ich

habe dich damals verschont, weil du mich an meinen vorherigen Menschenfreund erinnert hast.“ Er gab mir einen finsternen Blick über seine Schulter. „Aber noch einmal mache ich diesen Fehler nicht.“

„Ráva, bitte hör mir zu“, flüsterte ich niedergeschlagen und wollte zu ihm gehen, aber er nutzte Soleas Magie, um eine Wand aus Sträuchern zwischen uns wachsen zu lassen. Sofort wich ich einen Schritt nach hinten weg und blickte fassungslos und verletzt zugleich in seine Richtung. Wortlos nahm er seine Katzengestalt an und rannte davon. Ich versuchte erst gar nicht, ihm zu folgen. Er war sowieso schneller als ich und ob es klug war, ihm hinterherzurrennen, bezweifelte ich ebenfalls. Frustriert ließ ich mich auf den Boden plumpsen und raufte mir die Haare. Ich hätte von Anfang an ehrlich zu ihm sein sollen, aber wahrscheinlich hätte er mir dann niemals vertraut. Natürlich konnte ich seine Bedenken verstehen, er wollte diese Insel beschützen. Und jetzt, wo ich so darüber nachdachte, kannte ich die wahren Absichten des Hohen Rates eigentlich gar nicht. Ich wurde hierhergeschickt, um alles über die Insel zu erfahren und zu berichten. Aber was der Rat anschließend mit all den Informationen tun würde, wusste ich nicht. Hatte Ráva etwa recht? Würde der Rat seine Leute hierherschicken, um die Geheimnisse dieser Insel zu ergründen? Ich könnte problemlos alles niederschreiben und so sämtliche Fragen beantworten, aber genügte das? Ehrlich gesagt befürchtete ich, dass auf diese Weise nur noch mehr Menschen herkommen würden, weil sie alles mit eigenen Augen sehen wollten. Es wäre also dumm, noch mehr Informationen über diese Insel und ihre Bewohner preiszugeben.

Nachdenklich blickte ich zu meiner Umhängetasche, die noch immer in der Nähe des Sees lag. Ich musste auf jeden Fall eine Nachricht schreiben, doch meine Worte mussten gut überlegt sein. Also stand ich langsam auf und holte meine Tunika aus dem Wasser. Nachdem ich sie ausgewrungen und über einen Ast gehangen hatte, setzte ich mich wieder auf den Boden und nahm meinen Schreibblock heraus. Ich hatte unzählige Skizzen gezeichnet und viele Dinge niedergeschrieben, aber nichts davon durfte diese Insel verlassen. Und so begann ich, meinen letzten Bericht zu schreiben.

Ihre treue Briefftaube hat mich erfolgreich aufgespürt, ich danke Ihnen sehr. Was meinen Bericht angeht, so kann ich Ihnen nur Neues über das verwaiste Dorf erzählen. Ich habe in einer alten Hütte einige Aufzeichnungen gefunden, in denen von einem Krieg zwischen Menschen und Bestien berichtet wurde. Katzenähnliche Bestien, mit magischen Kräften. Angeblich glaubten die Menschen, sie könnten sich die Kräfte dieser Bestien zunutze machen und jagten sie deshalb. Sie unterschätzten allerdings die Gefahr und wurden allesamt getötet. Die vielen Kratzspuren an den Hütten und die allgemeine Zerstörung innerhalb des Dorfes

belegen diese Tatsache. Was mit den Bestien geschah, weiß ich leider nicht. Während meines Aufenthaltes habe ich keine von ihnen zu Gesicht bekommen.

Auch die von mir erwähnte Gestalt, die ich in meiner ersten Nacht getroffen habe, tauchte glücklicherweise kein zweites Mal auf. Vielleicht war es nur eine Einbildung gewesen oder eine im Krieg verstorbene Seele, die nun im Wald umherirrt und keinen Frieden findet. Wie dem auch sei, bis auf diese Aufzeichnungen gibt es auf der Insel nichts Besonderes zu entdecken. Ich denke, es lohnt sich deshalb nicht, noch länger hierzubleiben. Bitte teilen Sie dem Kapitän mit, dass ich am Strand auf sein Schiff warten werde, um nach Hause zurückzukehren.“

Immer wieder las ich mir die Nachricht durch und hoffte inständig, dass der Hohe Rat mir meine Worte glauben würde. Was mit mir geschehen würde, falls sie meine Lüge durchschauten, wollte ich mir gar nicht erst vorstellen. Ich erhob mich vom Boden und pff nach der Taube, welche glücklicherweise nicht allzu weit weggeflogen war. Sie landete auf meinem Unterarm und ich schob die Nachricht in das kleine Transportgefäß an ihrem Rücken, bevor ich es verschloss.

„Hab einen guten Flug“, sagte ich und warf die Taube ein bisschen in die Luft, bevor sie davon flatterte. Und hoffentlich heil in Volkesland ankommen würde.

Ich blicke der Taube einen Moment lang nach, bevor ich mich meiner Tunika zuwandte und sie mir überstreifte. Danach hob ich meine Umhängetasche vom Boden auf und blickte nochmal in die Richtung, in die Ráva genannt war. Dass wir im Streit auseinandergegangen waren, belastete mich sehr. Ich hatte endlich einen guten Freund gefunden und ihn so schnell wieder verloren. Ein leises Seufzen verließ mich und mein Blick glitt zu den Sträuchern, die er erschaffen hatte, um mich fernzuhalten. Bei genauerer Betrachtung erkannte ich aber, dass die Sträucher voller frischer Beeren waren. Meine Augen weiteten sich. Hatte er das absichtlich gemacht? Er wollte anscheinend sichergehen, dass ich nicht verhungern würde. Ein leichtes Lächeln legte sich auf meine Lippen und ich kniete mich vor die Sträucher. Anschließend sammelte ich so lange Beeren, bis meine Umhängetasche voll damit war.

Bevor ich mich auf den Weg zum Strand begab, ging ich zu der Lichtung, wo Ráva und ich immer geschlafen hatten. Es war riskant, er hatte schließlich deutlich gemacht, dass er mein Leben nicht noch einmal verschonen würde. Trotzdem wollte ich unbedingt ein letztes Mal mit ihm reden. Ich suchte seine Gestalt in den Baumkronen, sah ihn allerdings nicht. Er konnte sich gut verstecken, das hatte ich in den letzten Wochen des Öfteren am eigenen Leib erfahren. Noch dazu war ich mir sehr sicher, dass er mich gerade beobachtete, weswegen ich mein Notizbuch aus meiner Umhängetasche holte und es fest umklammerte.

„Ráva“, rief ich laut und atmete tief ein. „Ich habe meinem Land berichtet, dass ich die merkwürdige Gestalt nicht noch einmal gesehen habe und sie wahrscheinlich nur eine Einbildung war. Auch habe ich erwähnt, dass ich niemanden sonst auf der Insel getroffen habe.“ Ich wartete auf eine Reaktion seinerseits, jedoch kam nichts. Ich seufzte frustriert. „Es tut mir leid, dein Vertrauen missbraucht zu haben. Ich werde sämtliche Notizen und Skizzen über diesen Wald hier bei dir lassen“, sagte ich und legte mein Notizbuch auf die alte Schlafdecke. „Bitte pass gut darauf auf.“

Noch immer kam keine Reaktion von ihm und ich ließ meinen Blick erneut durch die Baumkronen gleiten, in der Hoffnung, ihn zu sehen. Fehlanzeige. Entweder hatte er sich zu gut versteckt oder ich hatte die ganze Zeit Selbstgespräche geführt.

„Gut, dann geh ich jetzt“, flüsterte ich enttäuscht und entfernte mich einige Schritte von dem Schlafplatz. „Danke für alles. Lebe wohl, Ráva.“ Ich konnte die Trauer in meiner Stimme nicht verbergen und verließ die Lichtung, ohne mich noch einmal umzudrehen.

Ich wollte nicht gehen. Ich hatte endlich einen Ort gefunden, an dem ich mich zuhause fühlte. Seit dem Tod meiner Eltern hatte ich niemanden mehr. Hier hingegen hatte ich einen guten Freund gefunden. Einen Freund, der nun nichts mehr mit mir zu tun haben wollte.

Ich würde also weiter mein eintöniges Leben leben, als wäre das alles hier nie passiert. In ein paar Jahren hätte ich ihn und die Insel vermutlich komplett vergessen. Dieser Gedanke schmerzte unweigerlich und ich blieb stehen, blickte traurig in die Richtung, aus der ich kam. Vor ein paar Wochen war ich ängstlich durch diesen Wald geirrt und wäre beinahe verhungert. Seitdem hatte ich viel erlebt und war zumindest ein bisschen selbstbewusster geworden.

Ich durfte meine Zeit hier nicht vergessen, ich würde sie für immer im Herzen tragen.

Der Weg zum Strand war glücklicherweise nicht mehr ganz so anstrengend wie am Anfang meiner Reise und ich erreichte das Meer innerhalb der nächsten zwei Tage. Ráva hatte ich leider nicht mehr gesehen und so verließ ich den Wald mit einem mulmigen Gefühl. Ehrlich gesagt, hatte ich gehofft, ihm wenigstens noch einmal kurz zu begegnen und war absichtlich etwas langsamer gelaufen.

Ich setzte mich in den warmen Sand und blickte schweigend aufs Meer hinaus. Es war schwer einzuschätzen, wie lange es dauern würde, bis der Kapitän die Insel erreichte. Wenn ich Pech hatte, saß ich hier mehrere Tage. Ich ließ mich auf den Rücken fallen. Die Sandkörner kitzelten auf meiner Haut und mein Blick war stumm in den Himmel gerichtet. Einige Möwen kreisten nicht weit entfernt von mir

und ich schloss wenig später die Augen, lauschte dem beruhigenden Geräusch der Wellen. Ich wäre beinahe eingeschlafen, spürte dann aber plötzlich eine Berührung an meiner Hand und hob den Kopf. Der Anblick einer Knospe ließ mich die Stirn runzeln und ich bemerkte, dass ich von vielen weiteren umgeben war. Irritiert setzte ich mich auf und sah, wie sich ein Weg aus Knospen vom Wald aus zu mir gebildet hatte. Diese Magie kannte ich doch. Ich zögerte zunächst, dann ließ ich die Blumen um mich aber mit meiner Lichtmagie erblühen und blickte fast schon hoffnungsvoll in die Richtung des Waldes. Nur leider sah ich die mir erhoffte Gestalt nicht und ich drehte mich frustriert wieder zum Meer zurück. Vielleicht war das seine Art, sich zu verabschieden. Ich blickte aus dem Augenwinkel zu den Blumen, welche sich im Wind bewegten und berührte sie federleicht mit meinen Fingerspitzen.

„Willst du hier noch länger sinnlos herumsitzen und Zeit vergeuden?“

Diese Stimme! Ich drehte mich ruckartig nach hinten um und lächelte breit, als ich Ráva's menschliche Gestalt zwischen den Bäumen entdeckte. Er lehnte gegen einen Stamm und hatte die Arme verschränkt, während er frech grinste.

„Ráva!“ Schnell stand ich auf und rannte die kurze Entfernung über den Sand, bis ich direkt vor ihm stand. Im nächsten Augenblick fehlten mir jedoch die Worte. Ich war froh, ihn noch einmal zu sehen, aber gleichzeitig erschwerte das den Abschied.

„Ráva, es tut mir wirklich leid. Ich werde in meiner Heimat alles versuchen, damit keine weiteren Erkundungsschiffe hierherfahren werden“, versprach ich und senkte den Kopf leicht. Ich konnte ihm nicht in die Augen blicken, ich schämte mich zu sehr, ihn so wütend gemacht zu haben. Er schwieg, bevor er sich mir einen Schritt näherte und mich sanft umarmte. Mein Körper versteifte sich und ich sah ihn mit großen Augen an. Diese Handlung hätte ich von ihm niemals erwartet.

„Was, was machst du?“, stotterte ich und wagte es nicht, mich zu bewegen.

„Mir sagte mal ein junger Halbelf, dass es Menschen tröstet, wenn sie umarmt werden“, flüsterte er mir ins Ohr und drückte mich ein bisschen enger an sich. Ich unterdrückte einen Schmerzenslaut, da sich seine Knochenkette unangenehm stark gegen meine Brust presste.

„Ich habe vielleicht ein bisschen überreagiert, auch mir tut es leid. Bitte versteh mich, ich hatte Angst, dass sich die Situation von damals wiederholen könnte.“ Seine Stimme war beinahe nur ein Flüstern, aber ich hörte ihn trotzdem deutlich und das, was er sagte, machte mich unbeschreiblich glücklich.

„Alles gut, ich verstehe das.“ Ich lächelte leicht und wollte die Umarmung damit lösen, aber sein Griff war zu stark. „Du kannst mich übrigens loslassen. Deine Kette speißt mich sonst noch auf.“ Anstatt meinem Wunsch zu folgen, drückte er mich für einen kurzen Moment besonders stark an sich und ich keuchte vor Schmerz, bevor

er mich endlich losließ. Seinem breiten Grinsen zufolge hatte er es absichtlich getan und ich brummte leise, was ihn nur noch mehr erfreute. Ich werde seine freche Art sehr vermissen.

Stille kehrte zwischen uns ein und ich realisierte, dass der Abschied bevorstand. Ich würde ihn und diese Insel vermutlich nie wiedersehen. Meine Gesichtszüge spiegelten anscheinend meine Gedanken wider, denn Ráva musterte mich aufmerksam.

„Habe ich dir mit den Knochen ernsthaft weh getan?“, wollte er verwirrt wissen. Ich schüttelte schnell den Kopf.

„Nein, also doch schon ein bisschen, aber deswegen bin ich nicht traurig“, erklärte ich und atmete schwer aus. Ich musste mich bisher noch nie von jemandem für immer verabschieden, welche Worte waren dafür angebracht?

„Erklärst du es mir auf dem Weg zur Lichtung?“, fragte er plötzlich und es dauerte einen Augenblick, bis ich kapierte, was er damit meinte.

Überrascht weitete ich die Augen und starrte ihn ungläubig an.

„Ich darf hierbleiben?“

„Nur unter der Bedingung, dass du mir einen Wassertaucher fängst.“

Ein freches Grinsen legte sich auf seine Lippen und ich konnte nicht anders, als dieses zu erwidern.

„Klar!“, sagte ich amüsiert, bevor mir etwas Wichtiges einfiel: „Aber es ist bereits ein Schiff auf dem Weg hierher, das mich abholen soll.“

„Ah, mit denen werde ich schon meinen Spaß haben.“ Er zwinkerte mir zu und drehte sich dann um. „Na komm, lass uns gehen.“

Ich konnte die ganze Situation noch nicht ganz glauben und blieb regungslos an meinem Platz stehen, während Rávas Gestalt langsam im Schatten der Bäume verschwand. Er hatte mir erlaubt, hierzubleiben. Ich durfte wirklich an diesem wundervollen Ort leben. Ein letztes Mal blickte ich zum Strand und auf das endlose blaue Meer. Es gab Momente, in denen ich diese Reise zutiefst bereut hatte, aber genau jetzt war ich unendlich froh, mich für dieses Abenteuer entschieden zu haben.

„Kommst du Nylían?“

„Ja, warte auf mich!“, rief ich und rannte in den Wald hinein – in mein neues Zuhause.



24 | DER SCHACHT

von Josefine Meise

ERLEUCHTUNG IN DER DUNKELHEIT

Wackelnd und ruckelnd setzt sich die an zwei Seilen befestigte Holzplatte unter mir in Bewegung. Ein beklommenes Gefühl in meiner Brust erschwert mir das Atmen, während ich immer weiter in den dunklen Schacht hinabgelassen werde. Ich schaue nach oben und konzentriere mich auf die helle Öffnung über meinem Kopf, um die Leere unter mir auszublenden. Wieder einmal bereue ich es, mich auf diese waghalsige Mission eingelassen zu haben und das nicht allein wegen meiner Platzangst. Nur weil vor wenigen Tagen eine Holztür im Boden der Schatzkammer des bereits gestürzten Königs Tarmion gefunden wurde, unter der sich ein Schacht und ein unbekannter Gang befinden, bin ich als Lichtelfe vom Rat beauftragt worden, diesen mithilfe meiner Fähigkeit zu erkunden. Was Tarmion wohl vor der Außenwelt verbergen wollte, dass er diesen Aufwand betrieb, es zu verstecken? In den Augen des Rats muss es etwas sehr Wertvolles sein. Goldmünzen, Smaragde, Diamanten? Die greifen nach allem, was sie in die Finger bekommen, Hauptsache sie können sich all ihre Träume erfüllen! Hoffentlich ertrinken die irgendwann in ihrem Reichtum. Ich atme erleichtert aus, als die Holzplatte auf dem Steinboden am Fuße des vierhundert Schritt tiefen Schachtes aufsetzt und schaue mich um. Umgeben von Granitsteinen befinde ich mich in einer kleinen, ovalen Höhle, in deren Mitte zwei Angestellte des Rats in Uniformen stehen und mich freundlich in Empfang nehmen. „Luna Luminosa! Willkommen. Schön, dich zu sehen“, begrüßt mich der Dickere von ihnen. Der Name Luna passt in gewisser Weise perfekt zu mir, da meine Haare so weiß sind wie der Mond. Und wie das Licht, welches jedes Mitglied meiner Familie aufgrund einer vererbten Gabe aus der Handfläche schießen lassen kann. Ich fühlte mich schon immer benachteiligt, nicht so besonders zu sein wie die anderen Jugendlichen aus den Slums. Im Gegensatz zu Feuerspeiern, Wasserläufern oder Luftfliegern, sind wir Lichtelfen eine eher unnütze Spezies, weshalb ich mich gewundert habe, überhaupt vom Rat für diese Aufgabe auserwählt worden zu sein, auch wenn ich die stärkste Lichtelfe in unserer Familie bin. Außer als wandernde Beleuchtung taugen wir zu nichts. Doch ich bin froh, dass sie nicht Jasper auf die Mission geschickt haben. Er hätte vermutlich keinen Tag in dem dunklen Schlund überlebt, der unheilverheißend hinter den Männern aufragt.

Schon als wir jung waren, musste ich Jasper vor den anderen Jungs aus dem Slum beschützen, die ihn fast täglich verprügelten. Auf der Straße herrschen eben andere Gesetze. Wer sich nicht durchkämpft, geht zugrunde. Was man nicht alles für seinen Zwilling tut!

„Die Freude ist ganz meinerseits“, antworte ich den Herren kühl. „Wir werden dir noch deine Ausrüstung und den Proviant für deine Reise überreichen. Die Lebensmittel sollten für ein paar Tage reichen, teile sie dir gut ein.“ Ich kräusele spöttisch die Lippen.

„Machen Sie sich keine Sorgen, Sir. Das System hat mich lang genug gelehrt, mit wenig Essen auszukommen.“ Der Dünnere räuspert sich und versucht, den indirekten Angriff zu ignorieren.

„Wenn deine Vorräte aufgebraucht sind, dann komm einfach schnellstmöglich wieder zurück.“ Er überreicht mir einen halb zerfledderten Jutebeutel mit Tomaten und Karotten. Dazu noch einen weiteren mit Weizenbrot und mehreren Trinkbeuteln mit Wasser, die ich mir an den Gurt an meiner Hüfte hänge. Meine weißen, geflochtenen Zöpfe bilden einen Hell-Dunkel-Kontrast zu meiner schwarzen Kampfmontur, an der mehrere Messer baumeln.

„War's das?“, frage ich ungeduldig.

„Eine Sache brauchst du noch“, meint der Dickere und pfeift einmal laut. Ich verberge mein Staunen, als sich aus den Schatten der Höhle über unseren Köpfen etwas Weißes löst und zu uns herabsegelt. Ich betrachte die weiße Eule, die sich wenige Schritte neben mir auf den Steinboden setzt und deutet irritiert auf das Federvieh.

„Der Notproviant für alle Fälle?“ Die Männer scheinen nicht mit dieser Frage gerechnet zu haben. Ich koste ihre Verwirrung voll aus.

„Ähm ... Nein. Das ist deine treue Wegbegleiterin Elea. Sie besitzt einen ausgezeichneten Orientierungssinn und kann dich wieder hinausführen, falls ihr euch verläuft.“ Ich nicke nur und behalte meine Gedanken dazu lieber für mich.

„Schön! Kann ich dann endlich los?“ Der Dickere macht eine ausladende Geste in Richtung des Eingangs zum Tunnel.

„Wir halten dich nicht auf.“ Ich seufze laut und werfe nochmal einen prüfenden Blick auf meine Ausrüstung, bevor ich den Tunnel betrete. Der Durchgang führt nach Norden und besitzt einen Durchmesser von zehn Fuß, sodass ich gerade so stehen kann. Was sich mehr als zwanzig Fuß vor mir befindet, kann ich kaum erkennen. Als ich ein Stück in den Schlund hineingehe, schlägt mir kühle Luft entgegen. Feucht ist es ebenfalls ein wenig, doch frieren tue ich nicht. Das Licht in meinen Venen wärmt mich. Auf mein Geheiß hin strömt es durch meinen Arm hinein in meine Fingerspitzen. Das Ganze passiert fast automatisch, ohne dass ich darüber nachdenken muss. Früher hat es enorme Anstrengung gekostet, das Licht

überhaupt hervorzurufen und es hat Monate gebraucht, dieses zu kontrollieren. Doch nun schießt das Licht in grellen, warmweißen Strahlen aus meiner Handinnenseite und breitet sich in dem Gang vor mir aus. Mit wenigen Worten verabschiede ich mich von den beiden Männern, die mir noch länger nachschauen.

„Viel Glück! Mögen die Götter mit dir sein!“, ruft mir der Dickere hinterher. Ich grinse nur schief und murmele vor mich hin: „Mit denen sollte man es sich auch nicht verscherzen.“ Dann tauche ich tiefer in den Tunnel hinein, laufe Schritt für Schritt weiter, lasse den Palast hinter mir und mache mich auf den Weg ins Ungewisse.

Seit mehreren Stunden laufe ich nun bereits den Tunnel entlang. Bisher ohne außergewöhnliche Vorkommnisse. Mit einem kurzen Blick über meine Schulter vergewissere ich mich, dass diese Eule mir noch immer folgt. Sie flattert einige Meter hinter mir und schließt manchmal zu mir auf. Allmählich beginne ich mich zu langweilen. Der Schein meines Lichts, welches unaufhörlich aus meiner Handinnenfläche strahlt, wird immer schwächer, weil meine Konzentration nachlässt. Kommt in den nächsten Minuten nichts Aufregendes, schlafe ich noch im Gehen ein. Ich zucke erschrocken zusammen, als plötzlich etwas haarscharf an meinem Kopf vorbeifliegt und ein Flügel mein Ohr streift. Reflexartig schnellt mein Arm nach oben und trifft die Eule am Hinterteil. Sie strauchelt kurz im Flug, fängt sich nach zwei Schlägen jedoch wieder. Ich fluche leise und schaue der Eule aufgebracht hinterher, die bereits aus dem Kegel meines Lichts verschwunden ist. Die Eule kann unmöglich in dieser kurzen Zeit weiter als hundert Schritt geflogen sein, warum sehe ich sie also nicht mehr? Ich halte kurz inne und nähere mich dann vorsichtig der Stelle, an der die Eule verschwand. Und als ich mit meinem Lichtstahl dorthin leuchte, entdecke ich die erste Abzweigung. Ein weiterer Gang, der meinen kreuzt. Ich bemerke das Tier links von mir, einige Meter in dem neuen Gang. Sie sitzt auf einem Holzkonstrukt. Das muss vor seiner Zeit mal ein Holzwagen gewesen sein, mit seinen drei morschen Rädern und der Ladefläche, die in der Mitte zerbrochen ist. Als Nächstes kommen die Spurrillen in mein Sichtfeld, die sich unter den Rädern des Gefährts entlangziehen. Es scheint aus der linken Richtung gekommen zu sein. Ich nähere mich dem Holzwagen noch weiter, eine Hand an meinem Waffengürt über dem Messer. Jeden Augenblick rechne ich mit jemandem, der aus der Deckung des Wagens springt und mich attackiert. Ich lasse den Wagen keine Sekunde aus den Augen. Erst recht nicht, als ich neben dem rechten Vorderrad dunkelrote, getrocknete Flecken entdecke. Mein Herz beginnt schneller zu schlagen. Ist das etwa Blut? Ganz langsam gehe ich um den Wagen herum. Ein lauter Aufschrei entweicht meiner Kehle, als ich realisiere, was sich hinter ihm verbirgt.

An die Ladefläche gelehnt, sitzt jemand an der Rückseite. Jedenfalls ist sein Skelett das Einzige, was von ihm übriggeblieben ist. Sein Kopf scheint merkwürdig zerbeult zu sein, einer seiner Arme wurde ihm vom Rumpf gerissen, lediglich seine zwei Beine scheinen unbeschädigt, dafür aber merkwürdig verbogen. Auffällig ist ebenfalls die Größe des Skeletts. Es ist höchstens anderthalb Meter groß, als wäre das Opfer noch ein Kind gewesen. Ich schlage bestürzt eine Hand vor den Mund, als ich weitere Schritte hinter dem Wagen zwei weitere Skelette erkenne, die in einem ähnlichen Zustand sind. Dem einen fehlt sogar der Kopf. Meine Aufmerksamkeit bleibt an ihren Händen hängen, die anstelle von fünf nur drei Finger aufweisen. Was sind das für Wesen? Und was um alles in der Welt ist hier passiert? Ich blicke die Spurrillen in die Richtung entlang, aus der das Gefährt gekommen sein muss. Ich hadere mit mir selbst, ob ich die Spuren zurückverfolgen oder doch lieber geradeaus weitergehen sollte. Diese Wesen, was auch immer sie sein mögen, wurden mit Sicherheit ermordet. Ihr Mörder könnte sich noch immer in diesem Tunnel-system befinden. Begegnen will ich ihm eigentlich nicht. Doch eine Wahl habe ich nicht, der Rat wird mich zu Tode jagen, wenn ich hier einen Rückzieher mache. Und was ist mit meiner Familie? Auch sie möchte ich nicht enttäuschen. Und wenn ich ganz ehrlich bin, wird gerade meine Abenteuerlust geweckt. Ich werfe der Eule einen kurzen Blick zu, die schon einige Meter in den Gang hineingeflogen ist und mich nun erwartungsvoll anstarrt. „Du meinst auch, ich soll weitergehen, stimmts?“ Sie zwinkert als Antwort. Ich gebe mich geschlagen und mache mich daran, den Spurrillen auf dem Boden zu folgen.

Es vergehen erneut etliche Ewigkeiten, bis sich der Gang spaltet und die Spurrillen nach rechts abbiegen. Vor einigen Minuten habe ich eine kleine Pause eingelegt, um meine Füße zu entlasten und etwas zu mir zu nehmen. Vorerst reicht mir ein Stück des Weizenbrottes und Wasser. Immerhin besser als die Nahrung, die uns in den Slums zur Verfügung stand. Da war man froh, wenn die kleine Schüssel Haferbrei noch für den nächsten Tag gereicht hat. Während ich mich ein wenig ausgeruht habe und die Eule einige heruntergefallene Brotkrumen von mir verpeiste, konnte ich durchatmen und bin kurz weggenickt. Solange, bis ich durch ein unbekanntes Geräusch zusammenfuhr. Das aus der Ferne an mein Ohr dringende Grollen und Dröhnen ließ mich meine Nackenhaare aufstellen. Elea hat das Geräusch ebenfalls wahrgenommen und mehrmals mit den Flügeln geschlagen, als Zeichen ihres Schreckens. Das Geräusch bereitete mir zwar Angst, doch ich ging unerschrocken weiter, in der Hoffnung, dass der Tunnel doch noch ein mysteriöses Geheimnis verbirgt. Ich bin so in Gedanken vertieft, dass ich zuerst kaum bemerke, dass der Boden bebte. Erst als Elea laut ruft, spüre ich die Vibrationen unter meinen

Füßen, deren Intensität immer mehr zunimmt. Ich strauchele unter den Schüben und taumele zur Granitwand, um mich an ihr abzustützen. Was passiert hier gerade? Panik steigt in mir auf, als sich einzelne Granitsplitter von den Wänden lösen und auf den Boden kullern. Mein Herzschlag beschleunigt sich. Als unmittelbar hinter mir ein Stück der Decke auf den Boden kracht, schreie ich laut auf und beginne zu rennen. Weitere Teile der Granitwand folgen, ich muss herunterstürzenden Steinen ausweichen, während ich den Gang entlanghaste. Durch meine Hektik flackert mein Lichtstrahl, sodass ich nur noch einzelne Ausschnitte sehen kann. Ich stürze mehrmals und stolpere ohne klares Ziel vor Augen weiter. Dicht hinter mir kann ich Eleas Flügelschlag hören, die mir laut schreiend folgt. Ein Stein erwischt mich an der Schulter, doch ich halte nicht an, sondern kämpfe mich weiter. Selbst als sich der Jutebeutel mit meinem Proviant von meinem Gürtel löst, kann ich nicht anhalten, um ihn aufzuheben. Ein Hustenanfall packt mich, der aufgewirbelte Staub reizt meine Lungen und Augen. Vor mir löst sich erneut eine gewaltige Schuttwellen ab, sodass ich abrupt anhalten muss. Ich knie mich auf den Boden, halte schützend die Arme über den Kopf und kann nur beten, nicht von den Steinen erschlagen zu werden. Das Beben dauert noch einige Sekunden an, die sich für mich wie Minuten anfühlen, bis es schließlich irgendwann abebbt.

Als die Vibration vollends verschwunden ist und ich wieder festen Untergrund unter mir spüre, öffne ich zögerlich die Augen und schaue mich unsicher um. Der Gang vor mir ist nun mit hunderten von Geröllsteinen gefüllt. Ungefähr zehn Schritt vor mir ist der Weg abgeschnitten, ein hoher Schutturm macht das Weitergehen unmöglich. Eine Steinwand versperrt mir auch nach hinten den Weg, sodass ich nicht mehr umkehren kann. Als ich realisiere, in welcher aussichtslosen Situation ich mich befinde, fluche ich leise. Ich bin völlig aus der Puste, keuche laut und zittere am ganzen Körper. Warum musste das gerade mir passieren? Hinter mir ertönt wieder ein leises Tschilpen. Ich schaue über meine Schulter und sehe Elea angehüpft kommen. Die Eule ist von oben bis unten mit Staub bedeckt und besitzt nun eine gräuliche Gefiederfarbe, doch sie lebt noch. Wir beide leben!

„Da haben wir aber nochmal Glück gehabt!“

Ich halte ihr meine Hand hin, die diese erst skeptisch mustert, sich dann aber dazu verleiten lässt, auf meinen Unterarm zu fliegen. Ihre Krallen sind ziemlich scharf, wie ich feststellen muss, als ich sie zu mir hebe und ihr sacht über das Gefieder fahre. „Was machen wir jetzt? Können weder zurück noch vor. Scheint, als säßen wir in der Falle.“

Elea gibt einen protestierenden Laut von sich und fliegt wieder von meinem Arm hinunter. Stattdessen landet sie auf dem Schuttberg, der uns den weiteren

Weg durch den Gang versperrt. Sie pickt mit ihrem Schnabel auf den Granitsteinen herum und wirft mir immer wieder Blicke zu.

Auf Geheiß der Eule hin beginne ich, die Geröllsteine vom Schutthügel abzusammeln und mir somit den Weg freizuräumen. Ich habe schon relativ viel geschafft, als ich innehalte und verwundert lausche. Habe ich da gerade wirklich Stimmen gehört, die in der Nähe sind? Wenn ich es mir nicht einbilde, sind mindestens zwei Personen hinter diesem Schuttberg, die miteinander reden. Ich kann nicht ganz verstehen, was sie sagen, doch ich höre ein leises Flüstern. Meine Rettung witternd, mache ich mich bemerkbar. „Hallo? Ist da drüben jemand?“ Das Gemurmel verstummt auf der Stelle, es ist totenstill auf der anderen Seite. Ich trete ganz nah an den Schuttberg heran und rufe: „Ich bin hier eingesperrt und komme nicht mehr heraus! Bitte, ich brauche dringend Hilfe!“ Noch immer bleibt es still hinter der Wegsperre. Doch dann tritt Bewegung ein. Der Schuttberg erbebt in gleichmäßigen Abständen, als würde jemand von der anderen Seite dagegen schlagen.

Und dann passiert das Unglaubliche. Der Hügel stürzt einfach in sich zusammen. Ich springe erschrocken zurück, als die Massen in sich zusammenkrachen und den Blick auf den Gang dahinter freigeben. Ich starre in mehrere kleine, eckige Augen, die mich weit aufgerissen mustern. Ich kann meinen Anblick nicht von den kleinen, anderthalb Meter großen Wesen wenden, die mir zu fünf gegenüberstehen. Habe nur Augen für ihre spitzen Ohren, den erdnussförmigen Kopf und ihre grünen Körper mit den drei Fingern. Zwei von ihnen halten einen metallenen Zylinder in ihren Händen, mit denen sie den Berg ingerissen haben müssen. Ihre grünbraunen Tarnanzüge und die schwarzen Flecken auf ihrer Haut lassen sie wie Soldaten aussehen. Und genauso verhält sich auch einer von ihnen, der nun aus der Reihe der fünf hinaustritt und sich bedrohlich vor mir aufbaut. Sein Blick ist voller Hass und Abscheu, als er mich von oben bis unten mustert. Dann tut er etwas, womit ich nicht gerechnet hätte. Er reckt einen Arm in die Höhe und brüllt unverständliches Zeug. „Humaneus! Humaneus! Tikata ki!“ Die anderen stimmen in sein Gebrüll mit ein und imitieren seine Kampfesgeste. Ich zucke zusammen, als plötzlich alle auf mich zulaufen und mich in wenigen Sekunden umzingeln. Einer von ihnen hält ein langes Seil in der Hand. Die zwei mit dem Zylinder schwenken diesen gefährlich in meine Richtung. Ich halte abwehrend die Hände in die Luft. „Ich tue euch nichts! Ich komme in Frieden, ihr braucht keine Angst zu haben!“ Doch die Wesen, die mich an Kobolde erinnern, scheinen mich nicht zu verstehen, ebenso wenig, wie ich sie verstehe. Meine Hand wandert zum Messer an meinem Gurt und schließt sich um den kühlen Griff.

„Kommt einfach nicht näher, verstanden?“ Als die zwei erneut zum Schlag mit dem Zylinder ausholen, ziehe ich mein Messer und halte es ihnen direkt unter die Nase. „Stopp!“ Das sehen die Kobolde wohl als Angriff.

Es dauert nicht lang, bis mich einer von hinten anspringt und zu Boden reißt. Zu meinem Unglück rutscht mir das Messer aus der Hand. Drei sitzen bereits auf mir, sodass ich nicht mehr aufstehen kann, während mich der Kobold mit dem Seil fesselt. Der Stoff legt sich so fest um meine Handgelenke, dass mir das Blut in den Adern abgedrückt wird. Ich schaue mich nach Elea um, kann sie aber nirgendwo entdecken. Wenn sie klug ist, hat sie sich irgendwo versteckt. Das hätte ich auch tun sollen! Das letzte, was ich sehe, ist der metallene Zylinder, der auf mich zugerast kommt, danach wird alles um mich herum schwarz.

Das Erste, was ich spüre, als ich wieder aufwache, ist mein dröhnender Kopf. Benommen schlage ich die Augen auf und blinzele einige Male, bis ich wieder klar sehen kann. Erschrocken zucke ich zusammen, als ich eine Koboldin über mir sehe, welche mich mit einer Mischung aus Furcht und Neugierde mustert. Ein junges Mädchen mit weißen, schulterlangen Haaren, die neben dem Bett steht, in dem ich liege. Als sie realisiert, dass ich wach bin, entfernt sie sich aus meinem Blickfeld und ruft etwas. Ich hebe den Kopf, um meine Umgebung zu erfassen. Außer einigen Holzmöbeln, die einen Tisch und einen Schrank darstellen, befindet sich nichts in dem kleinen Raum, der mich an das Innere eines Kokons erinnert. Gewebe, weiße Fäden, die zu einer ovalen Kugel gesponnen wurden, bilden die Wände. Als ich mehrmals tief durchgeatmet habe, versuche ich aufzustehen, muss aber feststellen, dass meine Handgelenke und Fußknöchel an den Pfosten des Bettes gefesselt sind. Schritte nähern sich mir von hinten. Ein weiterer Kopf taucht über mir auf und beäugt mich misstrauisch. „Wo habt ihr mich hier hingebracht? Was wollt ihr von mir?“, frage ich mit krächzender Stimme, obwohl ich mit keiner Antwort rechne.

Der Mann, der dem Mädchen sehr ähnelt, beugt sich tiefer über mich und schnüffelt an der Luft. „Humaneus!“, sagt auch er. Ich seufze niedergeschlagen und gebe schon fast die Hoffnung auf, lebend aus dieser Situation herauszukommen, als der Mann plötzlich erneut spricht. „Mensch! Du uns angegriffen und bedroht! In unsere Stadt eingedrungen!“ Ich werfe dem Wesen einen hoffnungsvollen Blick zu. „Du sprichst meine Sprache! Hör zu, ich wollte nicht in eure Stadt eindringen. Ich bin nicht hier, um euch wehzutun oder euch zu schaden.“ Der Mann schüttelt kräftig mit dem Kopf und kreischt laut auf, was wie ein Kampfschrei klingt. „König dich gesandt. Wir dir nicht trauen! Du musst sterben!“ Ich schnappe laut nach Luft

und überlege, wie ich ihn von seinem Irrtum abbringen kann. Ich wähle meine Worte mit Bedacht. „Ich bin eine Gesandte des neuen Rats von Volkesland. König Tarmion regiert nicht mehr länger, er wurde gestürzt und hingerichtet. Der Rat beauftragte mich, einen unbekanntes Tunnel unter dem Palast zu erkunden, der mich schließlich hierherführte. Die Grenzen zu den umliegenden Ländern wurden geöffnet und Volkesland möchte Allianzen ...“ „Wir nicht glauben. Du böse! Genau wie Tarmion.“ Ich schüttele den Kopf. „Nein, lass mich doch mal ausreden!“ Der Mann scheint mir gar nicht zuhören zu wollen.

Zwei weitere Männer betreten hinter ihm durch eine kleine Tür den Kokon und wechseln ein paar Worte mit ihm. „Jarkta ka li?“ „Noma. Hasta ja.“ Ich hoffe, die sprechen gerade nicht darüber, ob sie mich töten oder lieber noch ein paar Stunden am Leben lassen wollen. Wie kann ich diesen Wesen nur vermitteln, dass ich keine Gefahr für sie darstelle? In diesem Moment ertönt das Grollen und Dröhnen wieder, welches ich zuvor im Höhlensystem gehört habe. Nur diesmal scheint es näher zu sein. „Was war das?“, wispere ich verwirrt. Die Kobolde scheinen ebenfalls nach den Geräuschen zu lauschen. Sie halten kurz inne, fangen dann aber an, aufgeregt durcheinander zu sprechen. Sie brüllen sich gegenseitig Befehle zu und verschwinden dann wieder. Ich bin allein im Raum, während außerhalb des Kokons Schritte und Schreie zu hören sind. Eine Glocke wird geläutet. Den Geräuschen nach zu urteilen, müssen sich dort draußen noch mehr dieser Wesen befinden. Und dann rieche ich es. Rauch! Irgendwo brennt es. Ich bin mir nicht sicher, ob ich ebenfalls schreien soll, in der Hoffnung, dass jemand mich hört und befreit. Erneut ertönt das Grollen, wie das Brüllen eines Löwen, nur tausendmal lauter.

Was passiert hier gerade? Zwei Gestalten stürmen zu mir und schneiden meine Fesseln durch. Ich kann ihre Gesichter nicht erkennen, da sie maskiert sind, doch sie tragen dieselbe Tarnkleidung wie die Soldaten vorhin. „Domena ari“, sagt einer von ihnen, packt mich am Oberarm und zieht mich aus dem Bett. Gemeinsam richten sie mich auf, nehmen meine Handgelenke und ziehen mich hinter sich her. Trotz der geringen Körpergröße haben sie erstaunlich viel Kraft. Wir verlassen den Kokon durch eine kleine Holztür. Was sich hinter ihr befindet, raubt mir den Atem. Vor uns erstreckt sich eine lange, steinerne Treppe, die in eine Art unterirdische Stadt führt. Hunderte von diesen Kokons, in denen ich untergebracht war, umgeben uns. Sie sind über Wege miteinander verbunden und wirken wie weiße Punkte inmitten des schwarzen Granits. Und sie alle befinden sich in einer gewaltigen, mit Tropfsteinen behangenen Höhle. Die Behausungen schweben an den Höhlenwänden oder wurden in sie hineingebaut. Zwischen ihnen befinden sich Kristalle, die mit

ihrem blauen, schwachen Licht die einzige Beleuchtung in der sonst dunklen Höhle bilden. Doch die romantische Atmosphäre, die durch die Kristalle erzeugt wird, wird durch das Feuer zunichte gemacht, welches mehrere Kokons am Rande der Höhle bereits in Brand gesetzt hat.

Während die Behausungen lichterloh brennen, rennen zwischen ihnen Kobolde hin und her, versuchen das Feuer zu löschen und die Situation in den Griff zu bekommen. Die beiden Männer stoßen mich weiter die Treppe herunter, die von meinem Kokon auf eine ebene Fläche führt. Von oben erkenne ich mehrere kleine Stände, die Waren aller Art anbieten. Auch hier scheinen Stände in Brand gesetzt worden zu sein, was einen Tumult auf dem Platz ausgelöst hat. Hunderte von Kobolden, die panisch durcheinanderrennen und um Hilfe schreien. „Lexantros enim“, bekomme ich die nächste Anweisung und deute diese so, dass wir den Marktplatz überqueren müssen. Also stürzen wir uns in die Menge und bahnen uns einen Weg hindurch. Ich werde mehrmals angerempelt, Ellenbögen stoßen mir in den Magen, ich stolpere über Füße. Doch meine Wächter lassen nicht locker. Ein großer, gigantischer Schatten fliegt im nächsten Augenblick über unsere Köpfe. Die Schreie nehmen zu, manche Kobolde schauen nach oben, andere verstecken sich hinter Gegenständen. Auch ich traue mich, den Blick kurz zur Decke zu richten und zucke geschockt zusammen, als ich ein furchteinflößendes, feuerspeiendes, fliegendes Wesen hoch über mir sehe, welches die Richtung wechselt und sich uns erneut nähert. Diesmal öffnet es sein großes Maul und zieht eine Feuersbrunst hinter sich her, die weitere Kokons in Brand setzt. Sofort strömen alle auseinander, verschwinden von der Marktfläche und suchen in den umliegenden Bauten Schutz. Auch wir ziehen uns an den Rand zurück und gehen in Deckung.

Während sich der Marktplatz lichtet, fällt mein Blick auf eine Gestalt, die mitten auf dem Platz steht und sich nicht mehr bewegt. Das kleine Mädchen aus dem Kokon, das erstarrt wie eine Salzsäule in die Richtung des Monstrums blickt, welches genau auf sie zufliegt. Ich zögere nicht lange, reiße mich aus dem Griff meiner Wächter los, die laut protestieren und renne zu dem Mädchen hinüber. Mich trennen nur noch wenige Schritte von ihr, als ich aus dem Augenwinkel bereits die Flügelschläge des Monstrums wahrnehme. Es öffnet sein Maul, um die nächste Feuersbrunst auf uns hinabzulassen. Endlich erreiche ich das Kind, schlinge meinen rechten Arm um die Hüfte der Kleinen und hebe sie an. Mit aller Kraft versuche ich sie vom Marktplatz herunterzutragen, doch das Monster ist schon zu nah an uns dran. Wie ein gewaltiger Racheengel ragt es vor uns auf. Seine Flügel so lang wie zehn Menschen, der Körper gleicht dem einer Echse und auf dessen Rücken

befinden sich spitze Höcker. Es fixiert uns mit seinen roten, bedrohlichen Augen, während es über uns Halt macht und sein Maul aufreißt. Ich strecke den Arm nach ihm aus, in der Hoffnung, das Wesen somit davon abzuhalten, uns zu töten, kneife meine Augen zusammen und schreie, so laut ich kann. Das Mädchen schreit mit mir. Dann wird alles um uns herum in gleißend helles Licht getaucht. Ein verärgertes Fauchen und Kreischen ertönt, dann spüre ich die Kraft des Flügelschlags, der die Luft um uns herum aufwirbelt. Ich starre das Wesen an, welches wild durch die Luft fliegt, zur Decke aufsteigt und sich dann in die Gänge des Höhlensystems flüchtet. Das Kreischen wird zunehmend leiser, bis es schließlich ganz verstummt.

Ich traue mich nicht zu atmen, so still ist es um mich herum geworden. Lediglich die Hände des Mädchens um meine Hüften, die sich hilfeschend in meine Montur krallen, halten mich und sorgen dafür, dass ich nicht zusammenbreche. Mein Herz pocht wie wild, kalter Schweiß rinnt mir die Stirn hinab, mir ist schwindelig. „Menoste e dis?“, fragt mich das Mädchen leise und sieht mich unsicher an. Meine Augen wandern weiter zu den vielen Kobolden, die in Trauben um den Marktplatz herum versammelt sind, mich mit weit aufgerissenen Augen mustern und denen es die Sprache verschlagen hat. Schließlich ruft einer der Kobolde Befehle aus, sodass sich die anderen in Bewegung setzen und aus ihrer Schockstarre befreien. Sie beginnen, die umliegenden Feuer zu löschen und kümmern sich um Verletzte. Ich weiß selbst nicht, wie ich reagieren soll und schaue mich nach dem Monstrum um, um mich zu vergewissern, dass es wirklich verschwunden ist. Statt des Ungeheuers erblicke ich den Mann, der meine Sprache spricht, in den Reihen der Umstehenden. Er kommt auf uns zu und nimmt das Mädchen in den Arm.

„Me danta. Tuke est levere.“ Sie scheint seine Tochter zu sein. Er schaut mich an, in seinen Augen kann ich Sorge ausmachen, aber auch Dankbarkeit. „Du haben sie vor Monster gerettet. Wir dir danken. Ich heißen Olew, das Tochter Nami ist.“ Ich spüre, wie meine Augen feucht werden, reiße mich aber zusammen, um nicht in Tränen auszubrechen. Ich habe die Tochter gerne gerettet, doch frage ich mich, was das für ein Monster war. Die Kobolde schienen es nur am Geräusch erkannt zu haben und wussten sofort, dass sie in Gefahr sind. Haben sie mit dessen Angriff gerechnet?

„Wurdet ihr schonmal von dem Monster angegriffen?“ Olew nickt traurig.

„Oft angegriffen. So viele getötet. Wir nicht wissen, was tun! Kommt immer wieder. Du haben es erschreckt, mit deinen Händen. So hell! Wie Göttin!“ Ich lächele verlegen.

„Eine Göttin bin ich nicht, nur eine Lichtelfe. Seit meiner Geburt kann ich Licht aus meiner Hand strahlen lassen. Hätte nicht gedacht, dass diese Gabe doch zu etwas nützlich ist.“ Olew nickt eifrig.

„Mit Licht wir können Ungeheuer verjagen. Du es hast am Flügel verbrannt, war sehr wütend. Ist geflohen in Höhlensystem. Wird bald wiederkommen!“

Ich helfe den Kobolden noch so gut ich kann beim Wiederaufbau der Stadt. Gemeinsam schaffen wir es bis zum Abend, alle Feuer zu löschen, die Trümmer zu beseitigen und das Leben in der Stadt wieder aufzunehmen. Die Anspannung hat sich jedoch nicht wieder gelegt, als ich mit Olew und seiner Familie in dem Kokon am Tisch sitze und zu Abend esse. Glücklicherweise werde ich nicht länger als Feind betrachtet und kann mit Olew ins Gespräch kommen. Er hat mir bereits erklärt, dass Suchtrupps in das Höhlensystem entsandt wurden, um nach dem Monstrum zu suchen. „Fährten noch frisch, könnten es finden. Doch zu stark für uns, um es zu töten. Hat schon Hunderte von uns gefressen. Mein Bruder tot ist. Wollte mit Holzwagen zum Palast. Monstrum ihn gefunden und umgebracht.“ Ich habe wieder das Bild der drei Skelette vor meinen Augen, die ich auf meinem Weg hierher entdeckt habe. Es verdirbt mir den Appetit. Ich würde diesen Kobolden so gerne helfen, weiß aber nicht, wie genau.

Sie mussten die letzten zwei Jahrhunderte unter der grausamen Herrschaft Tarmions eingesperrt in diesem Höhlensystem verbringen, für ihn aus den umliegenden Minen Kristalle ausgraben und haben von der Außenwelt abgeschieden gelebt, sodass sie gar nicht mitbekamen, dass der König schon längst gestürzt wurde. Und dann müssen die armen Kobolde noch mit einem Ungeheuer kämpfen, das regelmäßig ihre Stadt angreift und ihre Angehörigen tötet. Ich entschuldige mich und verlasse das Kokon, um auf der Treppe davor meine Gedanken zu sortieren. Die einzige Waffe gegen dieses Monstrum scheint mein Licht zu sein. Jedenfalls hatte es Angst davor und durch die Strahlen wurden ihm sichtbare Verbrennungen zugefügt. Nur leider wird das Wesen nicht stillhalten, bis ich es vollständig verbrannt habe, sondern mich zuerst mit einer Feuersbrunst grillen. Wie also sollen wir es umbringen? Ein mir nur allzu bekanntes Rufen ertönt hinter mir. Kurz darauf spüre ich den Flügelschlag in meinem Nacken. Strahlend drehe ich mich zu Elea um, die zwischen den Kokons hindurch auf mich zugeflogen kommt. „Da bist du ja! Ich dachte schon, du wärest tot!“ Sie landet auf meiner Schulter, von wo aus ich sie in meinen Schoss setze. Elea zwinkert mich liebevoll an, als würde sie sagen wollen: „Ich weiche dir auf keinen Fall von der Seite.“

Unten vom Marktplatz dringen aufgeregte Stimmen zu mir. Kobolde eilen zu den Gängen hinüber, die in die Höhlensysteme hineinführen. Ich frage mich, was sie so aufregt. Kurz darauf treten mehrere bewaffnete Kobolde aus den Gängen. Sie rufen durch die Höhle, sodass alle auf sie aufmerksam werden. Das muss der Suchtrupp

sein. Er ist bereits zurückgekehrt, vielleicht gibt es Neuigkeiten. Ich begeben mich mit Elea an meiner Seite zu der wartenden Menge. Olew stößt zu mir und gemeinsam stellen wir uns etwas abseits dazu, um den Worten der Soldaten zu lauschen, die sich auf einen größeren Granitfelsen gestellt haben, um die Menge zu überblicken. „Lafate gelesas ...“ „Was sagen sie?“ flüstere ich Olew zu. „Sie Monster gefunden haben. Ist in großer Höhle, nicht weit von hier. In Höhle Magmatümpel und viele Eingänge, die führen hinein. Noch schläft Monster, doch wird aufwachen bald.“ Das sind schonmal gute Nachrichten, wir wissen, wo sich das Monstrum gerade aufhält. Doch wie können wir es töten? Ich kann meinen Lichtstrahl nur auf eine Stelle richten, das Monster könnte einfach durch einen der vielen Eingänge flüchten, wenn ich es damit abschieße. Ich suche fieberhaft nach einer Lösung.

Die Koblode sind inzwischen mit ihrem Bericht fertig. Die Menge beginnt zu toben, ist völlig außer sich vor Wut. Sie dürsten nach Rache und recken die Fäuste in die Luft. Ich beobachte, wie sie sich wieder zerstreuen und in ihren Kokons nach brauchbaren Waffen suchen, mit denen sie das Ungeheuer angreifen können. Ist ihnen nicht bewusst, dass sie das Ungeheuer nicht einfach attackieren können? Es ist viel zu stark für sie. Ich starre betreten auf meine Fußspitzen, weil ich nicht weiß, wie wir das Ungeheuer am besten töten. Mein Äußeres spiegelt sich in einem der Kristalle wider, die zu meinen Füßen den Steinweg säumen. Ich betrachte die ausdruckslosen, blauen Augen, die im Meer von Trauer zu versinken drohen. Schau Elea an, die auf meiner Schulter sitzt und mich ebenfalls durch den Kristall beobachtet. Ich stutze und halte inne. Plötzlich kommt mir eine Idee in den Sinn. „Reflexion! Die Kristalle reflektieren! Das ist es!“ Mein Gehirn arbeitet auf Hochtouren, während sich der neue Gedanke zu formen beginnt. Eine Höhle mit vielen Eingängen. Kristalle, die Licht reflektieren. Licht, das Verbrennungen verursacht.

„Ich weiß, wie wir das Ungeheuer besiegen können!“

Zu Hundert laufen wir bereits seit einer Stunde durch die Höhlengänge, jeder mit einem Kristall bewaffnet. Wir haben alle mitgenommen, die wir finden konnten. Olew und ich bilden die Spitze. Ich bin die Einzige ohne Kristall, dafür brennt Licht in meinen Venen. Keiner traut sich, etwas zu sagen oder Geräusche zu verursachen. Ich schleiche förmlich über den Steinboden. Olew gibt ein Zeichen zum Anhalten, als sich der Weg vor uns zu teilen beginnt. Wir warten kurz und biegen dann nach links ab. Hinter uns teilt sich die Gruppe in der Mitte, der hintere Teil bewegt sich nach rechts. Olew und ich erreichen mit unserem Gefolge den ersten Höhleneingang. Bevor wir die Höhle betreten, gibt Olew die Anweisung, die anderen sollen sich auf die übrigen Eingänge verteilen und die Kristalle bereithalten. Kurze Zeit

später sind wir allein. „Du bereit?“, fragt Olew. Ich atme tief durch und nicke entschlossen. Wir warten noch einen Augenblick, bevor wir durch die kleine Öffnung die Höhle dahinter betreten. Mein Herz klopft schneller, Adrenalin durchflutet meinen Körper, als ich das Innere der Höhle erblicke. Ein großer Tümpel erstreckt sich vor uns mit brodelnder, schwarz-roter Magma. Es ist viel heißer, auf meiner Stirn bilden sich kleine Schweißtropfen. Inmitten des Tümpels befindet sich ein aufgeschütteter Granitberg, auf dem das Ungeheuer eingerollt liegt und noch immer schläft. Nun kann ich es genauer betrachten und stelle fest, dass es wie eine Mischung aus Echse und Drache aussieht. So ruhig, wie es daliegt, würde man nie ahnen, wozu es fähig ist. Zeit zu sehen, was in ihm steckt. Ich klatsche laut in die Hände und bemerke, wie ein Ruck durch den Körper des Monstrums geht. Mein Klatschen hallt von den umliegenden Wänden der Höhle wider. Die Kobolde, welche sich in den restlichen Eingängen der Höhle verteilt haben, steigen mit ein, sodass bald der ganze Hohlraum von Klatschgeräuschen erfüllt ist. Das Wesen wacht auf, öffnet noch schläfrig seine Augen und blickt sich in der Höhle um.

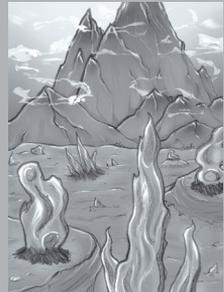
Als es mich und die vielen Kobolde sieht, ist es hellwach. Das Monstrum reckt seinen Kopf und beginnt wieder zu fauchen. Träge erhebt es sich, bis es seine volle Größe erreicht hat und schlägt bedrohlich mit den Flügeln. Wir klatschen noch schneller und treiben das Wesen allmählig in den Wahnsinn. Ich nähere mich ihm noch mehr, sodass es seine Aufmerksamkeit auf mich lenkt und mich blutrünstig anstarrt.

„Komm doch und greif mich an, wenn du dich traust!“, brülle ich ihm entgegen. Meine Knie zittern und mein Herz pocht wie wild, doch ich denke nicht daran, nachzugeben. Endlich hat mein Dasein einen Sinn. Das Ungeheuer setzt sich in Bewegung und hebt vom Gesteinsboden ab, um das Magma zu überqueren. Es ist mit nur wenigen Flügelschlägen an der Decke der Höhle und schaut von oben auf uns hinab. Das tiefe Grollen und Fauchen lässt sich meine Nackenhaare aufstellen. Ich sammle mich innerlich und fokussiere mich auf die Aufgabe, die vor mir liegt. Mit vollster Konzentration schließe ich die Augen und spüre in mich hinein. Greife nach dem Funken, der tief in meinem Inneren verborgen liegt. Halte ihn fest, verstärke ihn. Er wird immer größer und größer. „Es angreift! Pass auf!“, ruft Olew mir zu. Ich nehme meine gesamte Kraft zusammen und lasse sie aus mir heraus-schießen. Beide Hände nach oben ausgestreckt, entfessele ich den hellsten Lichtstrahl, den ich jemals heraufbeschworen habe. Die Sonne explodiert vor meinen Augen, um mich herum wird alles weiß. Ich reiße die Augen auf, als ein ohrenbetäubendes Kreischen ertönt und sehe den Körper des Ungeheuers nur wenige Schritt über mir Löcher und Risse bekommen, wie kleine Mosaik. Es krümmt sich schmerzerfüllt zusammen, fliegt orientierungslos durch die Höhle, überschlägt sich

und stürzt nach seinem Totekampfkraftlos zu Boden, wo es liegenbleibt und kurz darauf gänzlich zu Asche zerfällt.

Doch ich habe nur Augen für die Höhlenwände, die in regelmäßigen Abständen mit kleinen, leuchtenden Punkten besetzt sind. Überall glitzert und leuchtet es, während die Kristalle mein Licht reflektieren, es an die Höhlenwände werfen und im ganzen Raum verteilen. Der Anblick ist so wunderschön, dass ich zu weinen beginne. Applaus dringt an mein Ohr, Jubelrufe voller Freude, erneutes Klatschen. Olew fällt mir um den Hals und drückt mich übergücklich an sich. Ich strahle über das ganze Gesicht. Hunderte Augenpaare sind auf mich gerichtet, in den meisten sehe ich Tränen vor Freude. „Du haben uns gerettet! Du bist Heldin!“ Ich lache laut, umarme Olew ebenfalls und lasse den Moment trotz meiner Erschöpfung einfach auf mich wirken. Wir haben es tatsächlich geschafft! Das Monstrum wurde besiegt!

Ich bin noch immer erstaunt darüber, was für ein wunderbares Volk diese Kobolde sind. Sie sind mir in den Wochen, die ich bei ihnen verbracht habe, sehr ans Herz gewachsen. Besonders Olew und seine Tochter Nami. Umso schwerer ist der Abschied für mich, als ich sie eines Morgens verlassen muss, um nach Volkesland zurückzukehren. Bei der ganzen Verbundenheit untereinander wurde mir bewusst, wie sehr ich doch meine Familie und meinen Bruder vermisse. „Du nicht gehen darfst! Wir dich brauchen!“ Ich schmunzle Nami liebevoll an und drücke sie ganz fest zum Abschied. „E koradore!“, flüstere ich ihr ins Ohr. „Hab dich lieb!“ Dann wende ich mich an ihren Vater. „Ihr könnt mich jederzeit in Volkesland besuchen. Die Grenzen stehen euch offen.“ Olew winkt ab. „Wir nicht gehören dorthin. Wir hier leben, hier unser Zuhause. Doch wir dir danken für alles, Luna! Ein Geschenk für dich ...“ Er zieht drei Kristalle aus seiner Tasche und reicht sie mir. Sie besitzen eine wunderbare Form und leuchten blauviolett. „Vielen Dank! Ich werde sie meiner Familie mitnehmen und auf sie achtgeben. Es war wundervoll bei euch. Ich werde euch nie vergessen!“ Elea kommt aus der schützenden Deckung eines Granits angefliegen und setzt sich auf meinen ausgestreckten Arm. „Gutes Mädchen!“, lobe ich die Eule und streiche ihr sacht über das Gefieder. Ein letztes Mal umarme ich Olew und Nami, bevor ich mich mit Elea schweren Herzens auf den Weg zurück zum Palast begeben. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge, jedoch voll neuer Eindrücke und Erinnerungen. Und als neuer Mensch. Ich dachte immer, eine Lichtelfe wäre zu nichts nütze, unbrauchbar und die Gabe lächerlich. Doch jetzt wird mir bewusst, dass einfach alles und jeder auf der Welt einen Sinn hat, für etwas nützlich ist, sei dieses Etwas auch noch so klein. Und jeder Sinn wartet darauf, entdeckt zu werden.



25 | ASARON

von Eddie Neumann

TALWENS GESCHICHTE

MIT WIND IN DEN SEGELN

Die Sonne prallte auf das Deck und der volle Fahrtwind wehte Sorgen und Zweifel einfach davon, während die goldenen Mittagsstrahlen Herz und Seele erwärmten. Die salzige Luft duftete förmlich nach Abenteuer und endloser Freiheit. Ein Schiff glitt majestätisch über die See, hob und senkte sich im Wellengang.

Talwen stand am Bug der kleinen Salzwasserkogge. Ein Abenteuer erwartete ihn. Alles, was ihn noch vor ein paar Tagen zurückgehalten hätte, wurde nun von den Wogen der weiten See und der Gischt fortgespült. Er vergaß seine Angst vor dem Unbekannten. Die Abenteuerlust packte den kleinen Halbling. Nun, nach der Revolution in Volkesland, sandte der neu gegründete große Rat mutige Abenteurer aus, um auf Erkundungstouren neue Ufer zu entdecken. Boten waren in alle Winkel des Landes geeilt, um die Kunde zu verbreiten und schon bald fragte sich ein jeder, was wohl hinter dem nächsten Horizont lag.

Sobald die Kunde des Rates Talwens kleines Dorf erreichte, wusste er es. Er würde sich als Freiwilliger melden. Talwen war als Sohn von Bauern aufgewachsen. Alle in seinem Dorf waren Bauern. Und obwohl er Tiere und Pflanzen über alles liebte und ihre Gesellschaft stets schätzte, war das Leben auf dem Acker nichts für ihn. Ein ruhiges, idyllisches Leben war etwas, wofür man dankbar sein konnte. Ein Dach über dem Kopf war schon ein Segen, den viele leider nicht genossen. Das wusste der bescheidene Halbling. Danach hatte er immer gelebt. Immer hatte er sein ruhiges, friedliches Leben geschätzt. Und doch meldete er sich freiwillig, weil ihn eine unerwartete Lust überkam, die Welt hinter den Grenzen zu entdecken.

So machte sich ein wagemutiger Bauernjunge von gerade einmal 23 Jahren auf die Reise.

Nachdem das Königspaar gestürzt wurde, war Volkesland eine Demokratie, und obwohl sich der Halbling nicht sonderlich für Politik interessierte, wusste er doch, dass die neue Herrschaftsform mit den nun offenen Grenzen Ressourcen brauchte, um seine Stellung halten zu können. Und da war er nun, auf Erkundung für seine Heimat. Ein Schiff, die ‚Morgenwind‘ und eine Crew von sechzehn Matrosen sowie

einem Kapitän namens Körk Ordeys waren schnell gefunden und beauftragt, Talwen auf das große Meer hinauszubringen. Dorthin, wo die Vögel hinfliegen, wenn es kalt wird und der Sommer zu Ende geht. Dorthin, wo die Sonne im Meer versinkt.

Sie waren vor ein paar Stunden ausgelaufen und jetzt schon war diese Reise ein Erlebnis sondergleichen. Talwen hatte noch nie wirklich sein zuhause verlassen und das Meer kannte er nur aus Erzählungen. Dass er es mal mit eigenen Augen sehen würde, hätte er nie geahnt. Es war wie ein zweiter Himmel, genauso blau und endlos, nur dass man diesen Himmel berühren konnte. Als würde man fliegen, dachte Talwen. Schon lange träumte er vom Meer und von den Wundern dahinter. Er wusste nicht so ganz wieso, aber eine regelrechte Sehnsucht kam in ihm auf. Eine Sehnsucht nach blauen Wellen, Winden und weißer Gischt, nach Möwen und Fischen, die über die Wogen glitten. Schließlich erfüllt sich mein Traum, dachte er, während er genüsslich die salzige Luft einsog.

Von hinten waren schwere Schritte von ledernen Stiefeln zu hören, die über das Deck kamen. Doch gerade als er sich umdrehen wollte, stieg das Meer am Horizont an. Eine gewaltige Welle tosenden Wassers bauschte sich auf und ein Teil davon schoss in einem weißen Strahl hoch in die Luft. Talwen kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Als er genauer hinsah, sah er, dass es sich um eine riesige Kreatur handelte, die an die Oberfläche kam, um was auch immer zu tun. Etwa um sie anzugreifen? Plötzlich bekam er es ein wenig mit der Angst zu tun. Hinter sich hörte er ein herzhaftes Lachen. Es klang kehlig und rau, aber doch freundlich. Der Kapitän stellte sich neben seinen kleinen Passagier an die Reling.

„Schon mal einen Wal gesehen, Herr Talwen?“, fragte er mit sanfter Stimme.

Doch Talwen nahm ihn nur halb wahr, noch immer schaute er Richtung Horizont auf dieses gewaltige Wesen. „Wahrlich beeindruckend. Es ist doch nicht etwa böseartig, Herr Kapitän?“

„Oh, ganz und gar nicht. Ich kenne keine freundlicheren Geschöpfe auf dieser Erde.“

Kapitän Ordeys war doppelt so groß wie Talwen. Mit einem Vollbart, einem rauen, gebräunten Gesicht und buschigen Augenbrauen, die bereits seit Jahren die grauen Augen darunter vor Wind und Wetter schützten. Wie ein Fels in der Brandung stand er neben dem Halbling. Dieser stellte das genaue Gegenteil dar, mit seinem weichen Gesicht und friedlichen, blauen Augen.

Alle aus Talwens Heimatdorf waren Halblinge. Sie waren eine friedliche Bauerngemeinschaft am Rande des Landes. Umgeben von tiefen Wäldern, fand sich Talwen von Beginn seiner Jugend an in einer für ihn faszinierenden Welt wieder.

Er erkundete seinen Wald als Kind und verbrachte irgendwann mehr Zeit unter Tieren und Pflanzen als unter Halblingen. Die Tiere hatte er besonders gern und schließlich entdeckte er seine Fähigkeit, mit ihnen zu sprechen und sich sogar in Tiere verwandeln zu können. Von Beginn an war ihm klar, er wollte irgendwann ausziehen und jedes Tier in jedem noch so fernen Winkel der Welt entdecken. Talwen wollte alle ihre Sprachen verstehen. Schnell aber bemerkte der Halbling, dass das nicht so einfach war, wie er gedacht hatte. Die meisten denken, die Sprache der Tiere wäre überall gleich, doch das stimmte nicht. Die Tiere des Meeres sprachen andere Sprachen, erzählten andere Geschichten, hatten andere Ahnen als die Wölfe, Füchse und Vögel seiner Heimatwälder. Deshalb konnte sich Talwen auch in kein Wesen des Wassers verwandeln. Er kannte die Sprachen nicht, ebenso wenig das Wesen und das Innenleben dieser Geschöpfe. Er wusste ganz einfach nicht, was er tun musste, welche Emotionen er brauchte, um sich in einen Fisch oder gar einen Wal zu verwandeln.

Der Wal folgte ihnen noch eine Weile, tauchte eine Zeit lang unter und dann wieder auf, bevor er in den unendlichen Weiten verschwand. Wie sehr wünschte Talwen, ihm folgen zu können. Der Kapitän und er schienen beide von solchen Dingen zu träumen.

So standen schon zwei Abenteuerer an der Reling und blickten in die Ferne. Ein großer Mann und ein kleiner Halbling.

Talwen und Ordeys unterhielten sich noch lange über vergangene Abenteuer und welche zukünftigen sie wohl auf dieser Reise erleben würden. Gegen Abend ertönte dann ein Ruf aus dem Krähenneist oben. Es war Land in Sicht. Eine Insel.

STEINIGE KLIPPEN

Eine dunkle Silhouette in der Ferne. Das war das Erste, was man sah von dieser Insel. Als sie näher herankamen, strengte Talwen sich an, irgendetwas Spannendes zu erkennen. Er kniff die Augen zusammen und spähte angestrengt gegen die untergehende Sonne. Nach einiger Zeit konnte er jedoch nichts sonderlich Interessantes entdecken. Er sah nur Felsen. Schließlich ging die ‚Morgenwind‘ in einer winzigen Bucht der Insel vor Anker. Zu viert ruderten sie hinüber zum Land. Talwen, Kapitän Ordeys und zwei Matrosen, Zwillinge namens Rob und Tob, die genau gleich aussahen, in einem kleinen Ruderboot. Sie landeten an einen Kiesstrand an.

Die winzigen Steine, die in millionenfacher Zahl und unterschiedlichsten Farben auftraten, machten ihren Schuhen zu schaffen, als sie den Strand entlang die Insel Richtung Süden erkundeten. Sie fanden jedoch nichts als Steine. Kleine, große, winzige und riesige Felsen in der Brandung. Schon bald ging der feine Kiesstrand in

einen größeren über. Die Steilwände, die sich rechts von ihnen auftaten und jeden Weg landeinwärts versperrten, bestanden aus einem weiß-bläulichen Material. Talwen wusste dieses Mineral nicht zu benennen, sein Fachgebiet waren Tiere und hin und wieder Pflanzen. Mit Steinen konnte er nichts anfangen. Sie waren ihm zu hart, zu plump, zu langweilig und leblos. Doch nun waren sie überall um ihn herum und er fühlte sich von ihnen auf unangenehme Weise beobachtet.

Schließlich wurde der Strand zu unwegsam und es war auch schon ziemlich dunkel. So drehte die Gruppe um, damit sie die Nacht gemütlich auf der ‚Morgenwind‘ verbringen konnten und nicht in dieser kalten, harten Einöde von Insel. Und was für eine Nacht das war. Die gesamte Mannschaft feierte die Öffnung der Grenzen von Volkesland. Es wurde gesungen und getanzt bis spät in die Nacht. Fröhliche und melancholische Lieder waren zu hören und das Echo ihrer Stimmen hallte hundertfach von den weiß-blauen Klippen der Bucht wider. Ordeys ließ sogar ein Fass Bier für die Crew öffnen. Flüssiges Gold aus feinstem Weizen aus dem warmen Süden. Jedoch wurde nicht großartig gespeist. Sie wussten immerhin nicht, ob die Insel ihnen Nahrung bieten konnte, oder wie lange sie hier verweilen. So blieb es bei den üblichen, äußerst dürftigen Rationen.

Am nächsten Tag machten sie sich erneut auf. Diesmal in größerer Zahl. Talwen führte einen kleinen Trupp von vier Leuten, ihn eingeschlossen, in dieselbe Richtung wie am Vortag nach Süden. Ordeys wiederum zog mit fünf Matrosen nach Norden. Auf der ‚Morgenwind‘ führte während der Abwesenheit des Kapitäns die erste Offizierin Siela Davor das Kommando. Sie war eine raue Person, geschärft von den Jahren auf See und humorlos wie niemand sonst auf der Welt, dachte Talwen.

Sein Trupp bestand aus den beiden Zwillingen und einem Jungen, der gerade einmal sechzehn Jahre alt war. Sie liefen erneut den Strand entlang, die steinerne Wand zu ihrer Rechten, das Meer zu ihrer Linken. Würde der Wasserspiegel steigen und den Strand überschwemmen, was bei Flut beinahe geschah, würden sie alle jämmerlich ertrinken oder von der Strömung gegen den Felsen geschleudert werden. Bald kamen sie zu jener Stelle, an der sie gestern umgekehrt waren. Der Strand stieg hier steil an und schließlich mussten sie über Felsen und an Kanten vorbei die Felswand entlang klettern. Nach kurzer Zeit war der Strand verschwunden und sie liefen nur noch auf einem schmalen, steinernen Pfad über den tosenden Wellen.

Dort oben, an den kalten Stein hinter sich gepresst und mit spitzen Felskanten und vom Meer umspülten Steinen unter sich, bekam es Talwen mit einer Todesangst zu tun, die er so noch nicht kennen gelernt hatte. Wohlwissend, dass jeder kleine Fehltritt den sicheren Tod bedeuten würde, kletterte er Schritt für Schritt, Meter um Meter vorwärts und klammerte sich jedes Mal, wenn die Gischt des

tobenden Wassers zu hoch spritzte, panisch an den nächstbesten Vorsprung. Dabei dachte er an gestern, wo er die Spritzer der Wellen noch mit Genuss empfangen hatte, und hielt sich selbst bei dem Gedanken für einen Narr.

Zwei Stunden lang kletterte die Gemeinschaft die zerklüftete Küste entlang, während der Wind ihnen ins Gesicht peitschte und das Meer unter ihnen mit seinem Getöse die Ohren betäubte. Oft dachte Talwen daran, was Kapitän Ordeys wohl gerade tat. Ob er wie der Halbling ebenso um sein Leben betete, oder ob er es sich gerade in irgendeiner Lagune auf der anderen Seite der Insel gemütlich machte. Mehr als einmal wollte Talwen, der als zweiter hinter dem Jungen kletterte, umdrehen und einmal taten sie das sogar. Es stellte sich jedoch heraus, dass der Weg, den sie gekommen waren, zwar schwierig, der Rückweg aber unmöglich war und so gingen sie gezwungenermaßen weiter. Schließlich jedoch wurde der Hang breiter, sodass man fast wieder richtig gehen konnte. Sie fanden sich erneut an einem Kiesstrand wieder. Diesmal jedoch war der Weg landeinwärts offen, keine Klippen versperrten ihn.

Sie schlenderten über eine flache Ebene, zwischen zwei Klippen. Doch kein Gras war in Sicht, auch wenn sich ihre Füße das wohl sehnlichst erträumt hätten, könnten Füße träumen. Es war eine Wüste. Und wie sollte es auf dieser Insel auch anders sein, war diese Wüste nicht aus Sand, sondern aus Steinen. Talwen hatte es satt. Er war enttäuscht. Er hatte auf Tiere gehofft, auf Pflanzen, auf etwas Lebendiges. Doch auch landeinwärts war alles kalt und tot. In dieser Steinwüste ragten gewaltige Felsen in den Himmel. Riesig und mächtig starrten sie stur in eine Himmelsrichtung, und obwohl der kleine Halbling es nicht zugeben wollte, fand er sie mehr als beeindruckend. Manche von ihnen waren merkwürdig geformt, ganz glatt und einige waren sogar hohl oder durchlöchert. Und sie kamen in verschiedensten Farben vor. Natürlich mattes Grau, aber auch sanftes Rot, blasses Grün, glänzendes Weiß und sogar Rosa. Die Gruppe beschloss, an einem dieser Giganten zu rasten, in seinem Schatten von der Sonne geschützt. Erschöpft dachten sie über einen Ausweg aus ihrer Lage nach. Wie sollten sie nur vor dem Einbruch der Dunkelheit zurück sein? Der Weg, den sie gekommen waren, war versperrt.

Da fiel Talwen etwas ein. Er würde sich in einen Vogel verwandeln, um die Insel genauer zu erkunden, einen Rückweg zu finden und Ordeys' Position auszumachen.

„Und uns wollt Ihr hier zurücklassen?“, fragte Rob schockiert.

„Als Futter für die Möwen?“, schrie Tob.

„Nein. Ich werde zurückkommen, das verspreche ich. Ihr müsst nur einige Zeit hier warten. Ich werde die anderen suchen, sie holen und dann werden wir

gemeinsam zum Schiff zurückkehren. Ich schwöre es bei allen Mächten dieser Welt“, hieß Talwens Antwort.

„Ich hoffe, Ihr könnt euer Wort halten, Herr Talwen“, antwortete der Junge mit finsterner Vorahnung. „Diese Wüste wirkt irgendwie feindlich. Ich hoffe, wenn Ihr zurückkommt, wird es noch jemanden geben, den ihr retten könnt.“

Die älteren Zwillinge sahen ihren jungen Gefährten entgeistert an. Sie suchten hilflos in ihren Gedanken nach irgendeiner Rettung aus ihrer Lage, fanden jedoch nichts und fügten sich. Einen Moment lang wägte Talwen noch die Optionen ab. Letztendlich war es jedoch die beste Lösung. Zum Abschied sagte er noch: „Ich werde kommen, als Vogel oder Halbling, in Begleitung oder allein, aber ich komme, noch eh die Sonne untergeht.“

Damit wandte er sich zum Gehen. Als er sich etwas entfernt hatte, verwandelte er sich. Er beschloss, dass eine Schwalbe die beste Wahl wäre, denn sie konnte weit sehen und hoch fliegen. Es gab natürlich Vögel, welche beeindruckendere Flugkünste beherrschten oder schärfere Augen hatten, jedoch konnte sich der Halbling nicht in jedes beliebige Tier verwandeln. Nein, da er selbst eher gutmütig und freundlich war, konnte er sich auch nur in Tiere verwandeln, welche ähnliche Eigenschaften hatten. Für eine Schlange oder einen Wolf war er nicht boshaft, für einen Bären nicht stark genug. Talwen suchte tief in seinem Gedächtnis nach der Emotion, die er brauchte. Er suchte nach der Sprache und der Seele einer Schwalbe. Er fand sie schließlich. Es ist lange her, dachte er. Er nahm sich dem Vogel an, diesem majestätischen Segler und sein Körper veränderte sich. Er fühlte die Schnelligkeit und die Weitsicht dieses Vogels seinen Körper durchströmen. Er fühlte den Himmel ganz nah bei sich. Es war, als würde er zum ersten Mal seit langem wieder frische Luft atmen. Seine Arme wurden zu Flügeln, seine Zehen zu Klauen, Haut zu Federn, Nase zu Schnabel, ein helles Licht erschien, die Luft vibrierte vor Erregung, der Halbling schrumpfte. Die Verwandlung war vollzogen. Die Schwalbe saß auf einem Stein, ihr prächtiges, schwarzes Federkleid glänzte beinahe in der Sonne. Er breitete die Flügel weit aus und erhob sich.

Erst langsam, dann immer schneller stieg er höher und höher. Mit jedem Flügelschlag fühlte er sich freier und leichter. Nach ungefähr dreißig kräftigen Flügelschlägen beendete er den Aufstieg und glitt vorwärts durch die Luft. Die Ströme des Windes strichen über seine grazilen Flügel. Er sah nach unten. Mit seinem Blick sah er alles, die gesamte Insel. Sie war nicht so groß. Im Osten lag die ‚Morgenwind‘ in der Bucht. Im Süden erhoben sich die Klippen aus dem Meer, die er gerade eben noch zu Fuß überwinden musste, und der Gedanke daran schien ihm merkwürdig fremd zu sein, obwohl es gerade erst geschehen war. Im Norden war die Küste flach

und weitläufig und ging langsam ins Innere der Insel über. Dasselbe im Westen und Südwesten, wo er mit den anderen landeinwärts gegangen war. Der ganze Rest der Insel war langweilige, öde Steinwüste, hin und wieder durchbrochen von gewaltigen Felsformationen. Nur im Zentrum der Insel lag ein zerklüfteter Berg, der von Schluchten umgeben war. Alles in allem betrug die Entfernung vom absoluten Mittelpunkt der Insel bis zum Meer in alle Richtungen ungefähr 2 Kilometer.

Das konnte Talwen mit seinen Vogelaugen sehr genau abschätzen. Er umkreiste die Insel ein paar Mal und entdeckte Ordeys und seine Gefährten auf halbem Weg von der Nordküste zum Berg in der Mitte. Er begab sich zu ihnen. Als er sich über der Gruppe befand, stürzte er hinab. Im letzten Moment vor dem Aufprall öffnete er wieder seine Flügel und flog in hohem Bogen um sein Ziel herum, bevor er vor ihnen landete. Er legte die Gestalt ab wie einen Mantel. Schob die Emotionen der Schwalbe von sich und wuchs. Erneut leuchtete und knisterte es in der Luft und im nächsten Moment stand wieder Talwen der Halbling auf seinen Füßen.

DÜSTERE TRÄUMEREIEN

Als Talwen Ordeys die ganze Geschichte und die Situation geschildert hatte, leitete der Kapitän schnell die nächsten Schritte ein. Zusammen mit Talwen machte sich ein Rettungstrupp auf den Weg, der von dem Halbling geführt wurde. Dieser hatte sich immerhin einen Eindruck von oben verschafft. Es war ein harter Weg, den der Trupp zurücklegen musste. Sie kletterten durch Schluchten und an Hängen entlang, sprangen oftmals von einem bröckelnden Abhang zum nächsten und während der gesamten Zeit verfluchte Talwen diesen Ort. Er hasste es. Er hasste die Felsen und das zerklüftete, schier endlose Gelände ohne jegliches Leben. Alles hier war vollkommen langweilig, der kalte nackte Stein war völlig perspektivlos und starrte nur stur und eintönig zurück. Nach drei quälenden Stunden Klettern in der Nachmittagshitze und einer Wanderung durch die aufgeheizte Einöde fanden sie endlich Talwens Gefährten, völlig überhitzt und zermürbt im Kies kauern. Doch die Hoffnung in den Augen der drei, die realisierten, dass Talwen sein Versprechen gehalten hatte, waren für ihn ein kleiner Trost. Ihre Hoffnung spendete ihm Mut. Der Trupp machte sich schließlich auf, zur ‚Morgenwind‘ zurückzukehren.

Nach einer kurzen Diskussion beschlossen sie alle, es wäre das Beste, am Strand ums Westende der Insel herumzugehen. Zwar war der Weg viel länger, aber bei weitem sicherer, einfacher zu gehen und angenehmer, da es an der Küste nicht ganz so heiß war. Erneut begann eine kräfteaubende Wanderung um die Insel und erst gegen Abend erreichten sie ihr Ziel. Frust und Erschöpfung herrschten an diesem Abend auf dem Schiff und niemand führte eine angenehme Unterhaltung.

Die Feierlaune vom Vortag war wie weggeweht genauso wie Kraft und Motivation.

Talwen stand an der Reling am Bug des Schiffes, wie am vorigen Tag, als er voller Abenteuerlust und Euphorie strahlte. Diesmal jedoch sah er enttäuscht, beinahe traurig auf das ruhige, dunkle Wasser hinunter. Seine Gedanken kreisten um den heutigen Tag, immer wieder gingen ihm die schauerhaften Momente durch den Kopf. Er machte sich Vorwürfe. Irgendetwas in ihm gab sich selbst die Schuld an der momentanen Lage. Und dann dachte er an die Insel und sah vor sich das harte Gestein, wie es ihn anstarrte. Es durchdrang Talwen mit seinem festen Blick. Unerträglich war es, daran zu denken. Er wurde aus seinen Gedanken gerissen, vielmehr gerettet. Ordeys stand plötzlich neben ihm. Ebenso wie gestern. Merkwürdig, dachte er.

„Eine wahrlich karge Insel, muss ich sagen“, sprach er, „und doch, irgendwas hat sie an sich, etwas Sonderbares, etwas, was einen grübeln lässt. Findet Ihr nicht auch, Herr Talwen?“

„Hm. Mir ist sie leider einfach nur zuwider. Und ich fühle mich beobachtet. Seit wir hier ankamen schon. Das gefällt mir nicht. Dann ist da noch diese Stille und dass alles so leer ist.“

„Ja, sie hat schon etwas Unheimliches an sich, aber nach dreißig Jahren auf See ist man gegen solche Empfindungen abgestumpft, möchte ich meinen.“

„Aber als die Grenzen noch geschlossen waren, durfte man doch nur in Sichtweite der Küsten bleiben, oder?“

„Schon, aber das Meer trägt einem solche Empfindungen zu, manchmal fühlt es sich an, als würde es mir zuflüstern, manchmal dringt es in meinen Kopf ein. Was glaubt Ihr, wieso Seeleute die größten Hochstapler und Märchenerzähler der Welt sind. Das Meer macht etwas mit dir, wenn du auf ihm segelst. Seemannsgarn ist nichts weiter als Geschichten, die die See dir zuflüstert. Oder vielleicht ist es auch einfach die Einsamkeit, die dich verrückt werden lässt, wer weiß das schon?“

Talwen spielte mit diesem Gedanken des alten Kapitäns.

„Wir wissen nichts über diese Welt. Nicht mal die Magier, für die Wissen wertvoller ist als Gold, oder die langlebigen Elfen verstehen wirklich, was ihre Magie überhaupt ist. Vielleicht gibt es auch gar nichts zu verstehen.“

„Ihr wirkt auf mich, als würdet Ihr verstehen, Herr Talwen.“

„Möglich, oder auch nicht, wer weiß das schon?“ Die beiden lachten, über sich selbst und ihre Ahnungslosigkeit.

„Jedenfalls“, sagte Talwen nach einer Weile, „werde ich morgen erneut eine Expedition unternehmen, diesmal jedoch allein, es soll keiner mehr in Gefahr geraten.“

„Wir könnten auch die Segel setzen und weiterfahren“, schlug der Kapitän vor.
„Nein, dutzende Schiffe wurden los geschickt mit dem Auftrag, jede Insel zu erkunden, die sie finden. Außerdem habe ich tatsächlich ebenfalls so ein Gefühl hierbei, seitdem Ihr es erwähnt habt.“ So ging der Abend zu Ende und eine unruhige Nacht voller düsterer Gedanken brach an. Als die Sonne aufging, flog Talwen in Turmfalken-Gestalt los.

EIN LICHT IN DER DUNKELHEIT

Der nächste Tag war lang. Talwen flog mehrmals über die Insel, untersuchte sie aus der Luft bis in den kleinsten Winkel hinein. Es war ziemlich sicher, dass es viele Höhlen gab. So entschloss er sich, hier und dort zu landen, an verdächtigen Stellen zu Fuß, in anderer Gestalt, weiter zu forschen. Er kletterte als Halbling, Eidechse, Eichhörnchen und Spatz durch die Schluchten, entdeckte jedoch nichts. Der nächste Tag war genauso erfolglos, ebenso wie der darauf. Und aus Tagen wurden Wochen. Wochen voll eintöniger Erkundungen und Flüchen über diese verdammte Insel. Egal, wie viele Schluchten er erkundete oder Gipfel erklomm, er fand nichts wirklich Interessantes. Seine Motivation sank genauso schnell wie die der Crew, die sich mittlerweile auch auf separate Erkundungstouren begab. Schließlich beschloss Talwen, auf die Bitte eines großgewachsenen Halbtrolls aus der Mannschaft hin, Proben von den Steinen mitzunehmen. Diese wollte er analysieren und so Spuren finden. Der Mann betonte, man könne viele Informationen aus dem Gestein herauslesen, wenn man über das nötige Wissen verfügte. So entwickelte sich der Halbling vom Entdecker zum Lieferanten, da die Forschung an den Steinen sowieso gerade die einzige Möglichkeit war, mehr über diesen Ort herauszufinden.

An einem Tag suchte Talwen in einer überhängenden Schlucht Schutz vor einem plötzlichen Gewitter. Er kauerte in einer winzigen Ecke, die noch trocken war und fro. Der Donner hallte so unerträglich laut von den Felswänden wider, dass er sich ins Gehör zu bohren schien und der kleine Halbling jedes Mal zusammenzuckte. So saß er etwa eine Stunde in der Kälte, nur mäßig vor dem starken Regen geschützt. Plötzlich krachte es erneut. Diesmal war es so laut, dass sich Steine lösten. Es bröckelte in der Schlucht. Auf einmal brach ein gewaltiger Felsen ab und stürzte hinab. Er brach im Aufprall durch den Boden und riss ihn mit sich. Auch Talwen wurde hinuntergezogen, bevor er reagieren konnte. Er stürzte hart auf einen Haufen Geröll, als das Loch, durch das er gefallen war, von weiteren Felsen verschüttet wurde. Er war gerade dabei aufzustehen, als ihn ein großer Stein hart am Kopf traf. Alles um ihn herum versank in Dunkelheit. Er stürzte zu Boden.

Als er wieder zu sich kam, ahnte er nicht, wie lange er dort bewusstlos gelegen hatte. Angestrengt öffnete er die Augen. Er hörte ein Tropfen, welches ein leichtes Echo warf, aber das Geräusch war dumpf, als wäre es weit weg. Sein Verstand fühlte sich betäubt an und sein Kopf bebte vor Schmerz. Alles schmerzte, seine Augen, sein Körper, sein Inneres. Talwen lag nur da, spürte den Schmerz in seinem Körper und hörte dem dumpfen, plätschernden Tropfen zu. Langsam wurde seine Sicht klarer, sein Gehör genauer. Es war dunkel, doch nicht komplett, links von ihm schimmerte es schwach bläulich. Er richtete sich stöhnend auf. Sein Blick sprang ziellos von Wand zu Wand. Er suchte nach etwas, was seine Situation erklärte, fand aber nur feuchte Felswände. Da fiel ihm alles wieder ein. Das Gewitter, der Donner, der Sturz. Der Halbling rieb sich den Kopf und sah hilflos zum Licht, als eine Stimme wie aus dem Nichts die Stille zerriss: „Ich dachte eigentlich, du wärst tot.“

Was? Wer sprach da? Wessen Stimme hatte er gerade gehört? „Schau runter!“ Talwen tat wie ihm befohlen, nicht ohne Verwunderung. Er bemerkte, dass er auf einem Skelett stand, ganz vermodert und vergilbt. Es musste hier schon lange liegen. Nach dem Körperbau zu urteilen, handelte es sich um ein Ork-Skelett. „Ja, das bin ich Kleiner, oder vielmehr war ich das mal.“

„Wer bist du ... wo bist du?“

„Du zuerst!“ Er seufzte. „Ich bin Talwen, ein Halbling aus Volkesland und hier, um dieses Land im Namen des hohen Rates zu erkunden.“

„Na, ein guter Diener bist du, Kleiner.“

„Und wer bist du und warum höre ich deine Stimme nur in meinem Kopf, oder kommt das von dem Sturz?“

„Nein ich bin in dir, du halluzinierst nicht. Zumindest gerade nicht. Ich konnte deine Träume sehen, als du bewusstlos warst. Junge, so viel Frieden und Natur habe ich noch nie gesehen. Erbärmlich! Ich dachte eigentlich, du wärst tot.“

„Wie heißt du?“, fragte Talwen genervt. „Ich bin jetzt du, oder ein Teil von dir, aber nenn mich Brogar!“ „Brogar? Noch nie von dir gehört.“

„Ha, das hätte mich auch gewundert.“ Die Stimme lachte. Es war eine schrecklich hässliche, grunzende Lache, die unerträglich in Talwens Kopf widerhallte. „Warum bist du in meinem Kopf?“, schrie er. Die Wände warfen seine Stimme als Echo zurück. Die Stimme grunzte tief. „Ich bin gestorben, vor Jahren. Ich war hier festgehalten, weil mir die Überfahrt ins Totenreich verwehrt wurde.“ „Warum wurde sie dir verwehrt?“

„Das hat dich nicht zu interessieren! Jedenfalls, als ich dich gesehen habe, habe ich mich in deinem Körper manifestiert, da ich dachte, du wärst tot. Ich wollte deinen Körper übernehmen. Als ich jedoch in dir war, habe ich bemerkt, dass du noch lebst, und jetzt bin ich erneut gefangen.“ „Kannst du nicht aus mir rauskommen? Bitte?“

„Ich würde ja gerne, wenn ich die Wahl hätte, in einer Höhle oder in deinem winzigen, schwächlichen Körper gefangen zu sein, dann wählte ich lieber die dunkelste, tiefste Höhle der bekannten Welt. Leider bin ich aber nun an dich gebunden.“

„Na vielen Dank auch.“ „Keine Ursache.“

Talwen lachte über diesen stumpfsinnigen Orkgeist. Es war ein dünnes Lachen, aber ein Ernstgemeintes. „Also gut. Wir können die Situation nicht ändern, also lass uns das Beste daraus machen. Ich nehme an, du willst nicht deinen Kopf gegen den Felsen schlagen, um zu sterben und mich freizulassen?“, sagte der Ork ohne jegliche Spur von Sarkasmus.

„Ungern“, antwortete Talwen. „Schön. Dann lass uns einen Ausweg finden, Kleiner.“

„Warum sollte ich dir trauen?“ „Was willst du denn machen, du Winzling? Du hast keine Wahl.“ Ein weiterer Seufzer zeugte davon, dass Brogar die Wahrheit sprach.

Der Halbling, nun etwas weniger ‚halb‘ als zuvor, raffte sich auf und verließ den kleinen Raum in Richtung des Lichtes. Er fand sich in einem endlosen Tunnel-system wieder, welches sich tief hinunter in die Erde erstreckte. Es war dunkel und nur hin und wieder erleuchtete ein seltsam phosphoreszierendes Moos den Weg. Es war die erste Art von Lebewesen, die Talwen gesehen hatte, ausgenommen der Crewmitglieder und einiger Möwen, seit sie auf der Insel angelegt hatten vor einem Monat. Er freute sich über diese Entdeckung, denn ihm lag alles, was wächst und atmet, sehr am Herzen. Bedrückt, doch etwas aufgeheitert ging Talwen weiter durch die Finsternis. „Also, wie lange genau bist du schon hier unten?“ „Ein Jahrhundert.“

„Was?!“, rief der Halbling entsetzt. „Ein Jahrhundert?“ „Ja verdammt. Hundert Jahre schon in diesem Loch hier.“ „Und wieso bist du hier?“ Talwen versuchte erneut sein Glück, Informationen aus dem Ork rauszubekommen, während er weiter die Höhle erkundete, deren Gänge nicht enden wollten und die mal nach rechts, mal nach links abgingen.

Die Stimme in seinem Kopfgrunzte erneut: „Du gibst wohl keine Ruhe, was? Bist wohl neugierig. Na schön, ich erzähl dir die Geschichte. Also ich komme so wie du von Osten jenseits des Meeres. Ich war ein Abenteurer und Schatzjäger in der alten Welt. Und ich kam hierher auf der Suche nach geheimem Wissen und Reichtum. In alten Legenden und Textfragmenten, die ich jahrelang studierte, war die Rede von einer verlorenen Stadt, in der Macht und große Magie ruhen. Also setzte ich Segel und fand diese Insel hier. Und tatsächlich fand ich Ruinen tief unter der Insel und begann damit, diese zu erforschen. Doch schließlich, es muss nach ein paar Wochen geschehen sein, als ich eine Säule untersuchte, begannen einzelne Schriftzeichen auf jener Säule zu erscheinen und zu leuchten. Dann sendeten sie eine Art Impuls aus, der meinen Körper durchfuhr und zu durchbohren schien. Danach war wieder alles

still und reglos. Doch ich wurde plötzlich immer schwächer. Meine Haut begann zu Staub zu zerfallen und mein Blut wurde schwarz. Schließlich starb ich an dieser unbekanntem Krankheit und glaube mir: Es war kein angenehmer Tod.“

„Das klingt schrecklich“, sagte der Halbling entsetzt. „Ich mag mir dein Leiden gar nicht vorstellen.“

Stille. Die beiden trotteten weiter durch die Tunnel. Die endlose Stille der vom Moos beleuchteten Gänge war angsteinflößend und bedrückend. Schließlich trafen Talwen und Brogar auf eine unterirdische Schlucht, die so tief hinabreichte, dass man das Ende nicht sehen konnte. Ein schmaler Pfad führte wie eine Brücke über die Schlucht und am anderen Ende führte eine langsam dahinbröckelnde Treppe hinunter.

„Dort unten war es“, rief Brogar schmerzlich. „Die schwarzen Ruinen liegen dort unten.“ Talwen schluckte, als er vorsichtig über die Brücke schlich. Er wagte einen Blick hinab in die unendliche Schwärze. Dann schaute er auch hinauf und bemerkte, dass es ebenfalls sehr weit hoch ging. Die Höhlendecke war nicht zu sehen. Ebenso wenig wie die Wände. Er befand sich nun auf der Mitte der Brücke und sah um sich herum nur Finsternis. Noch nie fühlte er sich so verloren und das Einzige, was er tun konnte, war, sich langsam kriechend vorwärtszutasten. Eine Sache stimmte jedoch nicht. Er war nicht so tief hinuntergestürzt und die Gänge führten zwar abwärts, aber nicht so weit, als dass die Oberfläche in solcher Ferne lag. Wie also konnte diese Höhle so riesig sein? Das machte räumlich keinen Sinn. Doch da wurde es ihm plötzlich klar. Die gesamte Insel war an der Oberfläche zwar zerklüftet, aber allgemein flach, bis auf den Berg in der Mitte. Sie mussten sich tief unter dem Berg befinden. Im absoluten Mittelpunkt dieses kleinen Landes.

Irgendwie war dieser Gedanke so furchteinflößend, so abstrakt, dass es dem Halbling einen kalten Schauer über den Rücken jagte. Auch Brogar schien diesen zu spüren, denn er beschwerte sich lautstark. Er begann von einem Ehrenkodex seines Stammes zu reden und pries den Mut der Orks. Als Talwen ihn jedoch immer mehr ignorierte und sich darauf konzentrierte, nicht in das bodenlose Nichts unter ihm zu stürzen, wurde er still. Irgendwann erschien ein kleines Licht in der Ferne, welches immer größer wurde. Ein Hoffnungsschimmer. Sie erreichten einen schmalen Spalt, durch den sie sich hindurchzwängen konnten. Und nach dieser ganzen Verzweiflung in der Schlucht bot sich dem Halbling ein Anblick, wie er ihn noch nie erlebt hatte. Und tatsächlich kamen ihm die Tränen, so schön war er.

DIE WELT DER TIEFE

Vor ihnen breitete sich eine riesige Höhle aus, die tief hinab reichte und von unzähligen, gigantischen Felssäulen gestützt wurde. Brücken und Hochebenen führten durch die Höhlen und bildeten Terrassen. Überall leuchteten die verschiedensten Pilz- und Pflanzenarten. Wiesen von leuchtendem Moos bedeckten die Höhlendecke und die Wände. Große und kleine Pilze reckten ihre Köpfe. Bäume und seltsam fremde Pflanzen strahlten in allen Farben, die die Höhle in ein regenbogenfarbenes Licht tauchten. Glühwürmchen und merkwürdige quallenähnliche Wesen schwirrten durch die Luft. Ranken mit schimmernden Beeren hingen von der Decke. Weiter unten glitzerten Edelsteine. Kleine Eidechsen krabbelten herum, während Insekten umherflogen. In der Ferne grasten auf einem hohen Plateau auch größere Tiere und es roch nach feuchtem Geflecht und süßen Waldbeeren.

Der Anblick war unbeschreiblich und Talwen konnte seine Augen von diesem Bild nicht abwenden. Wie konnte all das hier unten sein, ohne dass jemand dort oben davon wusste. Die ganze Zeit war all das hier gewesen. „Unglaublich“, entfuhr es ihm. Diese Höhle strotzte vor Leben, welches sich in allen Ecken eingenistet hatte.

„Ja, ganz schön hier, aber wir müssen einen Ausgang finden. Ich bin schon zu lange hier. Ich will wieder Tageslicht sehen.“

„Ja, ich verstehe das. Du warst lang genug hier. Und du hast recht, wir müssen hier wirklich raus. Ordeys hat sicher schon einen Suchtrupp nach mir geschickt.“

„Wer verdammt ist Ordeys?“ „Der Kapitän der ‚Morgenwind‘, dem Schiff, das mich hierherbrachte. Lass mir nur noch einen Augenblick, dann gehen wir.“

Er bewunderte dieses Ökosystem noch einige Momente länger und beschloss, hierher zurückzukehren, um die Tier- und Pflanzenwelt dieser Höhlen bis auf das letzte Blatt zu erforschen. Dann begann er erneut sich zu verwandeln.

Er stellte sich gerade hin und ging in sich. Die Emotion eines Vogels suchend hörte er in sich rein. Doch da war nicht nur er. Diesmal spürte Talwen noch eine andere Kraft. Der Ork spürte plötzlich, wie Magie durch den Körper des kleinen Halbblings floss und zum ersten Mal war er ehrlich beeindruckt. Er nahm sich diesem Fluss an.

Die Verwandlung begann und es war nicht ein Wesen, welches sich in ein anderes verwandelte, so wie es bei dieser Art von Magie üblich war. Es waren zwei Seelen, die sich verbanden. Talwen spürte plötzlich die Stärke und den Zorn des Orks und dadurch wurde er selbst stärker. Er spürte, wie die rohe Kraft ihn durchströmte und sich formte. Der Ork wiederum wurde von der Gutmütigkeit berührt, die Talwen in

sich trug. Und ihre Arme wurden zu Flügeln, doch nicht zu denen einer Schwalbe. Die beiden unfreiwilligen Gefährten wandelten sich in eine mächtige Harpyie, einen gewaltigen Vogel, schneller als ein Falke, stärker als ein Adler. Die Harpyie war eine Königin der Lüfte und für Talwen stets unerreichbar gewesen. Doch mit Brogars Präsenz in seinem Körper verfügte er auch über dessen Kraft. Mit dieser neuen Macht gesegnet, hoben sie sich in den Himmel, um durch diese tiefe Welt zu fliegen und einen Ausgang zu finden.

„Ich wusste nicht, dass Gutmütigkeit so befreiend sein kann. Fast so befreiend, wie einen Erzfeind zu bezwingen“, sagte Brogar im Flug.

„Und ich hätte nie gedacht, dass meine Grenzen so weit gedehnt werden könnten“, gab Talwen zu. Sie verstanden sich jetzt etwas besser, der Ork und der Halbbling. Doch so scharf die Augen der Harpyie auch waren und so weit sie auch flogen und so kräftig sie es auch versuchten, ein Ausgang war nirgendwo zu finden. Kein Spalt, kein Loch, nicht ein Funken Tageslicht. Auch Brogar, der hundert Jahre hier verbracht hatte, konnte keinen Ausgang finden. Immerhin war er an seinen toten Körper gebunden gewesen, gefangen in seiner kleinen Höhle, und seit seinem Tod hatte sich diese Welt durch Erdbeben verändert. Dafür entdeckten sie diese atemberaubende Landschaft mit all ihren Wundern. Sie sahen Schwärme von vogelähnlichen Geschöpfen, Kreise ziehend über riesige Moos- und Pilzwiesen, auf denen langarmige Tiere auf allen Vieren mit langen Stoßzähnen den Boden pflügten. Auch sahen sie gigantische Schildkrötenwesen mit steinerner Haut und ganzen Wäldern auf den Rücken. Große Echsen kletterten an den Höhlenwänden entlang und glitten gelegentlich wie Flughörnchen von einer Wand zur anderen. Glühwürmchen waren überall zu finden, so wie Moose und Pilze. Als sie dann von einer Höhle in die nächste flogen, änderte sich die gesamte Vegetation. Meterlange Stalaktiten hingen von der Decke, während blaue und orangene Erze alles beleuchteten. Hier gab es weniger Pflanzen, dafür riesige vierbeinige Raubtiere mit scharfen Krallen und langen Mähnen, die in der Dunkelheit in verschiedenen Farben leuchteten. Doch auch hier war kein Ausweg in Sicht.

Nach weiteren erfolglosen Stunden Suchzeit, in denen die beiden verschiedene kleinere Höhlensysteme, die von der großen Haupthöhle abgingen, untersucht hatten, flogen sie als Harpyie weit nach oben, suchten sich eine kleine Ecke zum Ruhen und legten sich schlafen. Plötzlich fand sich Talwen in einem riesigen leeren Raum wieder. Es war dunkel und er stand auf einem Podest. Nein, auf einer Brücke. Er befand sich in der riesigen Höhle unter dem Berg. Unter ihm hörte der Halbbling ein Flüstern aus der Tiefe zu ihm emporsteigen. Es verführte ihn, wies ihn an, sich hinabzustürzen. Er widerstand dem Drang. Dann drangen angsterfüllte Schreie

nach oben. In der Ferne öffnete sich eine Tür aus schwarzem Stein und dahinter stand ein Mensch. Weiße, blinde Augen starrten leblos zur Tür. Die Haut der Person war ebenfalls blass und milchig schimmernd. Der Kopf war kahl und von einer Krone aus schwarzem Eisen gekrönt. Das Wesen zeigte mit langen, knöchigen Fingern auf etwas hinter Talwen und als er sich umdrehte, stürzte er in die Tiefe. Er schrie. Dann erwachte er aus seinem Schlaf. Sein Herz bebte. Er atmete heftig. „Hast du das auch gesehen?“, fragte er Brogar.

„Ja,“ antwortete dieser, „wir sollten so schnell es geht hier raus.“ „Was war das?“
„Ich weiß es nicht, aber es macht mir Angst.“

Sie erhoben sich wieder in die Lüfte. Diesmal sollte ihre Suche nicht erfolglos bleiben. Als sie eine Nebenhöhle erkundeten, bemerkten sie plötzlich, dass ein Gang stetig nach oben führte. Der Halbling folgte dem Weg. Er führte anfangs noch leicht, später steil, spiralförmig wie eine Wendeltreppe nach oben. Irgendwann waren Stufen in den Stein geschlagen und es war tatsächlich eine Treppe. Schließlich endete die Treppe in einem langen Gang, der immer noch leicht hinauf, aber vor allem vorwärts führte. Die Wände dieses Korridors waren seltsamerweise perfekt glatt. Keine einzige Kerbe verunstaltete den Fels. Talwen kam wieder zu einer Brücke. Sie lag in demselben Raum wie die andere, nur weitaus höher. Am Ende dieser Brücke erwartete ihn ein weiterer Gang und weitere Treppen und nach einer gefühlten Ewigkeit in dieser Finsternis, Talwen erleuchtete den Weg vor sich mit etwas Moos, das er mitgenommen hatte, erblickte er endlich ein fernes Licht. Tageslicht. Er ging schneller, schon bald rannte er. Das Licht kam immer näher und tatsächlich hatte er einen Ausgang erreicht. Der Ausgang befand sich auf der Spitze des Berges. Von hier oben konnte man die gesamte, relativ kleine Insel überblicken. Er fühlte die warme Sonne auf seinem Gesicht und atmete die frische, nach Meer duftende Luft. Er genoss diesen Moment und er spürte, dass Brogar ihn sogar noch mehr genoss.

„Endlich,“ sagte er, „Endlich wieder Licht. So lange habe ich darauf gewartet, wieder Sonnenlicht zu spüren. Und sei es auch in einem fremden Körper, den ich nicht steuern kann, ich spüre diese Wärme. Wie habe ich diese Wärme vermisst.“

„Nach so langer Zeit vergisst man das Gefühl, nicht wahr?“

„Nein. Niemals vergaß ich die Wärme der Sonne. Nicht in einhundert verdammten Jahren Dunkelheit.“ Laut dem Sonnenstand musste es gerade früher Nachmittag sein. Irgendwie hatte Talwen das Gefühl, er wäre länger als einen Tag dort unten gewesen. Laut seiner Rechnung musste die Suche nach dem Ausgang und die Erkundung der Höhlen mehr oder weniger zwölf Stunden gedauert haben. Allerdings hatte er sich ja auch schlafen gelegt und er wusste auch nicht, wie lange

er bewusstlos war. Vor dem Sturz in die Höhle war es früher Nachmittag gewesen, soweit sich Talwen erinnern konnte. Wie dem auch sei, vermutlich konnte Ordeys ihm sagen, wie lange er weg war. Für den Moment genoss er nur, dass er es geschafft hatte, zu entkommen.

GROSSES VORHABEN

Zurück auf dem Schiff freute sich die ganze Crew über Talwens Rückkehr. Sie feierten, dass der kleine Halbbling es geschafft hatte und lauschten gespannt den Geschichten, die er zu erzählen hatte. Große Augen und faszinierte Gesichter, sowie verträumte Blicke ertete er, als er von riesigen Höhlen voller Leben und voller Schätze erzählte. Er verheimlichte jedoch, dass der Geist eines Orks nun in ihm war, zur Empörung dieses Geistes.

Ordeys erzählte Talwen, dass er zwei Tage verschwunden war, dass sie auf der ganzen Insel nach ihm gesucht hatten, ihn jedoch nicht finden konnten. Das lag wohl daran, dass das Loch über Talwen wieder verschüttet wurde. Außerdem hatte Ordeys eine Nachricht an den Hohen Rat geschickt, mit einer der Brieftauben, die sie an Bord hielten, in welcher er die Umstände erklärte. Es kam noch keine Antwort. Für den Moment schoben sie ihre Mission, dieses Land zu erkunden, beiseite. Heute würden sie sich von den Strapazen der letzten Wochen erholen. An jenem Abend wurden bis spät in die Nacht Geschichten ausgetauscht. Ein Matrose berichtete von seiner Begegnung mit einer Meerjungfrau. Ein anderer teilte eine Geschichte aus seiner Heimat mit seinen Kameraden. Die erste Offizierin erzählte eine alte Familienlegende und die Geschichte, wie sie sich ihren Rang erarbeitet hatte. Als die Sonne unterging, zündete die Gemeinschaft ein Feuer in einer dafür vorgesehenen Feuerschale an und setzte sich drumherum. Sie lachten viel in jener Nacht, doch noch mehr als sie lachten, staunten sie und viele verträumte Blicke fanden ihren Weg hinauf zu den Sternen. Talwen lachte und träumte am meisten und sorgte auch für die meisten Lacher, indem er traditionelle Witze aus seiner Heimat erzählte, die von diesen Seeleuten keiner kannte. In dieser Nacht dachte er zum ersten Mal seit seinem Aufbruch von zuhause mit Wehmut an seine Heimat, während sich Brogar in seinem Kopf über so ziemlich alles beschwerte, was Talwen sagte. Während der Mond schon tief am Himmel stand, gingen sie endlich alle schlafen und seit langem war es eine erholsame Nacht für Talwen. Schon sehr bald würden sie mehr über diese seltsame Insel wissen.

Duke, der Halbtroll, für den er die Steinproben geliefert hatte, hatte herausgefunden, dass das Gestein der Insel Spuren seltener Substanzen enthielt. Substanzen, die bei hoher Anwendung mächtiger und konzentrierter Magie entstehen. Ein weiteres Puzzlestück, welches nur zu gut zu dem passte, was Brogar ihm über diese Ruinen erzählt hatte. Sie waren sehr instabil und verfügten über eine große Macht. Es musste ihre Aufgabe sein, diese Macht für Volkesland zu bergen, auf dass sich der Rat gegen neue Mächte von außen oder innen verteidigen konnte.

Am nächsten Tag bereiteten sie sich auf eine gründliche Forschungsarbeit vor, da sie nun wussten, dass dieser Ort eine Weile lang ihr Zuhause sein würde. Als erstes bauten sie ein provisorisches Lager am Strand, um nicht immer zum Schiff rudern zu müssen und eine feste Basis auf dem Land zu haben. Des weiteren teilte Kapitän Ordeys Trupps ein, die Nahrung und Wasser besorgen, das Lager errichten und auf Erkundung gehen sollten. Einen Bach für Frischwasser gab es auf der Insel nicht, aber dafür hatte der Schiffsarzt Tharimal eine Lösung. Der Elf konnte mit einer Technik aus Salzwasser Süßwasser machen und organisierte die nötigen Gerätschaften aus dem Frachtraum. Schon bald hatten sie eine Trinkwasserstation.

Was sie an Essen brauchten, fischten sie aus dem Meer. Das Lager, anfänglich bestehend aus ein paar Zelten, wuchs schon bald zu einem kleinen Außenposten, mit durch Bretter verstärkten, überdachten Unterschlüpfen, Feldbetten und einem provisorischem Feldlabor heran. Das alles war erbaut aus Materialien vom Schiff, dessen Laderaum voll bepackt war mit Werkzeug, Proviant und Baumaterialien, ursprünglich für Reparaturen gedacht. Das Hauptsegel des Schiffes wurde als Sonnenschutz aufgespannt, während einige Taue auseinandergeknotet wurden, um mehr Seile für den Bau zur Verfügung zu haben. Während das Lager wuchs, führte Talwen einige Crewmitglieder den Berg hinauf zu dem Punkt, wo der Eingang in die Höhlen war. Es dauerte eine ganze Weile, doch schließlich fanden sie einen Weg, der gut genug war, um ihn dauerhaft begehen zu können. Hier und dort halfen sie auch mit einigen Brettern und Seilen nach. Schließlich hatten sie eine Forschungsbasis, einen mehr oder weniger befestigten Weg auf den Berg hinauf und Nachschub an Essen und Trinken. Dieser erste Grundstein kostete die Mannschaft drei Wochen und viel Mühe. Nun war ihr Vorrat an Material und Werkzeug nahezu aufgebraucht. Die Mühe war es jedoch wert, wie sich bald herausstellte.

Denn sobald die letzten Vorbereitungen getroffen waren, stieg das erste Expeditionsteam in den Berg hinab. Angeführt von Talwen, gingen sie durch den Gang, der für die großen Menschen etwas zu klein war, sodass sie geduckt liefen. Duke musste sogar vorwärts kriechen, da er als Halbtroll noch größer war als die anderen. Er schaffte es jedoch. Der Halbbling passte perfekt hindurch. So hallten viele Flüche

und viel Stöhnen von den perfekten, glatten Steinwänden wider, als sie durch die Dunkelheit gingen.

Doch als sie dann ankamen und alle dieselbe Aussicht zu sehen bekamen wie Talwen vor einigen Wochen, da verstummten die Flüche und gingen über in ein stilles, ungläubiges Staunen. Auch dem Halbling selbst blieb der Mund offen, obwohl er das alles schon gesehen hatte. „Ihr habt nicht zu viel versprochen, Herr Talwen“, sagte Ordeys, der am meisten staunte. „In all meinen vielen Jahren auf See ist mir so etwas noch nie unter die Augen gekommen.“

Die Gemeinschaft stieg einen Pfad hinab auf ein tieferliegendes Plateau. Ihre Blicke wanderten erstaunt überall hin, verfangen sich mal hier mal dort. Sie wanderten durch eine Herde fremdartiger Wesen, die in keine bekannte Kategorie hineingepasst hatten. Ihre Haut war glatt und dick, ihre Vorderbeine waren überlang und ihre Hinterbeine kurz, wodurch sie eine hohe, aufrechte Haltung hatten. Die Häuse waren lang und an den Köpfen hatten sie lange Stoßzähne, die dazu dienten, den harten Boden nach Nahrung abzugraben. Zumindest war das Talwens Vermutung. Er zeichnete die Tiere in sein Notizbuch. Die Herde störte sich kaum an der Anwesenheit der Fremden und grast in Ruhe weiter, blieb jedoch stets auf Abstand. Und sie kommunizierten. Talwen, der die Sprachen aller Tiere des Waldes in seiner Heimat verstand, lauschte ganz genau den Worten dieser Wesen. Sie klangen so fremdartig, dass sie mit nichts zu vergleichen gewesen wären. Doch Talwen empfand ihre Sprache als so unglaublich friedlich, so unberührt von jeglicher Gewalt und jeglichem Hass, dass er diese Wesen in sein Herz schloss. Er zeichnete sie in sein Notizbuch, verbrachte viele Stunden mit ihnen zusammen und beobachtete sie oft in den nächsten Tagen.

An diesem Tag erkundeten sie die Höhlenwelt zu Fuß. Es war ein schwieriges Unterfangen, da sie oft klettern mussten, um weiterzukommen, und viele Male endete ihr Weg vor einer tiefen Schlucht oder einer Wand aus Stein. Sie pflückten jedoch viele Pflanzen, nahmen Gesteinsproben und zeichneten Tiere. Ihre Forschung nahm langsam erste Grundrisse an.

Doch ihr eigentliches Ziel war ein anderes. Am zweiten Tag unter der Erde führte Talwen sie zu jener Höhle, die unter dem Berg lag. „Da soll es hinunter gehen?“, fragte ein Matrose, als sie vor der Treppe standen, die in die Tiefe führte und die bedrohlich schmal war.

„Ich gehe dort nicht hinunter“, sagte Duke, der Halbtroll. „Die Treppe ist viel zu schmal für mich.“ „Ich bleibe auch hier“, sagte Ismal, ein weiteres, langjähriges Crewmitglied. „Diese Dunkelheit verschluckt uns. Sie wartet nur darauf, dass wir

hinabsteigen, um uns gefangen zu halten und auf alle Zeit zu quälen. Dämonen und andere Diener der Unterwelt entspringen solchen Schluchten.“ Ismal war sehr abergläubig und nur zu oft säten seine Prophezeiungen Angst unter den Seeleuten, die sowieso schon eine abergläubische Gesellschaft waren.

Plötzlich stand der Zweifel einem jeden ins Gesicht geschrieben und sie alle weigerten sich. Nur Ordeys blickte entschlossen drein. Er war furchtlos jedem Unheil gegenüber, aber er war nicht töricht. Er wusste, dass er seine Leute zu nichts zwingen konnte. Als Kapitän hatte er natürlich das Recht, ihnen Befehle zu erteilen und die Mannschaft war verpflichtet, diese auszuführen, aber in einer solchen Situation, das wusste der alte Kapitän aus Erfahrung, war Angst stärker als Loyalität und er musste seine Leute für sich gewinnen.

So stellte er sich gerade und aufrecht vor die zitternde Mannschaft und sprach mit einer Stimme, die gleichermaßen streng wie inspirierend war, zu ihnen.

„Ich weiß, dass ihr euch fürchtet. Ich sehe die Angst in euren Augen und ich kenne sie nur zu gut. Doch ich bitte euch, denkt an das, wofür wir hier sind. Denkt an unsere Mission. Der Rat hat uns eine Aufgabe erteilt und wir als tapfere Seeleute werden diese Aufgabe ausführen. Lasst uns keinen Abgrund fürchten und in die Tiefe klettern, auf dass wir dort finden, wofür wir gekommen sind, sodass Volkesland, unsere Heimat, vorangebracht werden kann. Ich werde niemanden zwingen mitzukommen, aber jeder einzelne, der es dennoch tut, verdient die Dankbarkeit und den Respekt des Hohen Rates.“

Einen Moment war es still. Dann trug eine Welle der Begeisterung alle Zweifel davon und sie fassten wieder Mut. So machten sie sich voller Elan auf in die Finsternis unter ihnen und sie blickten nicht zurück. Nur Duke blieb oben als Wache zurück, denn die Treppe war wirklich zu schmal für den stämmigen Halbtroll.

Während des Abstiegs war nichts zu hören außer leises Geflüster von einigen Matrosen und es schien, dass die Dunkelheit jedes Geräusch immer mehr verschluckte, je tiefer sie kamen. Die Treppe ging spiralförmig an der Außenwand der Schlucht nach unten und war in einem überraschend guten Zustand. Es wurde stiller und unheimlicher. Talwen wurde irgendwann das Gefühl nicht mehr los, dass irgendetwas sie beobachtete. Nach einer Stunde war immer noch kein Ende zu sehen und der Anfang der Treppe war mittlerweile auch verschwunden.

„Du warst doch schonmal dort unten“, sagte Talwen in Gedanken zu Brogar, „Weißt du, wie tief es noch ist?“ „Die Zeit spielt hier unten keine Rolle mehr, Kleiner“, selbst der Ork sprach flüsternd, obwohl nur Talwen ihn hören konnte, „aber weit kann es nicht mehr sein.“

Und tatsächlich hörte die Treppe plötzlich auf und sie standen auf festem Boden.

Sie hatten den Grund der Schlucht erreicht. Einige atmeten auf und viele begannen wieder leise zu reden, da die Gespräche auf der Treppe irgendwann verstummt waren. Doch auch hier traute sich niemand lauter zu sprechen, in der Angst, vielleicht doch irgendeinen schlafenden Dämon zu wecken oder einen alten Fluch zu beschwören.

Leise voranschleichend schauten sie sich um. Der ganze runde Boden maß ungefähr 500 Meter im Durchmesser. Merkwürdig war, dass dieses ‚Tal‘ ein perfekter Kreis war. In der Mitte stand ein gewaltiger Obelisk aus schwarzem Stein. Er hatte einen dreieckigen Grundriss, war ebenfalls perfekt glatt und ohne jegliche Verzierung. Als Talwen ihn erblickte, schrie Brogar in seinem Kopf vor Angst auf, was ihn erschreckte und auch zum Schreien brachte. Dieser Schrei hallte endlos von den glatten Wänden wider, stieg nach oben und verzerrte sich mit jedem weiteren Echo, bis er plötzlich, mittlerweile bereits grotesk verzerrt, einfach verstummte.

„Das ist er!“, schrie Brogar. „Das ist der Obelisk, der mich umgebracht hat.“

Das schaurig verzerrte Echo war einigen dann doch zu viel und fünf von den insgesamt neun Gefährten stiegen wieder hinauf. Zurück blieben nur Talwen, Ordeys, der Junge Jake, der auf Talwens erster Erkundung bei ihm war und ein alter Matrose namens Surn, ein Zwerg, der schon über hundert Jahre alt war.

Zu viert erkundeten sie nun weiter die Höhlen und fanden einige Gänge, die von der Haupthöhle abgingen. Keiner wagte es jedoch, die Idee auszusprechen, sich aufzuteilen und so nahmen sie sich einen nach dem anderen vor.

„Weißt du, wo es langgeht?“, fragte Talwen den Ork in Gedanken.

„Leider war ich noch nie hier unten. Als mich der Impuls des schwarzen Obeliskens durchbohrte, machte ich mich sofort auf den Weg, die Höhle zu verlassen. Doch der Ausgang, den ich immer genutzt hatte, war versperrt. So starb ich in dieser Höhle, in die du gefallen bist.“ Brogar konnte ihnen also nicht helfen. Sie mussten die Wege selbst erkunden.

Manche Gänge führten zu größeren Höhlen und ganzen Systemen, andere führten in Sackgassen, wieder andere waren überflutet oder eingestürzt. Doch überall herrschte eine ohrenbetäubende, alles verschluckende Stille und es gab auch kaum Licht. Sie fanden irgendwann einige leuchtende Kristalle, die sie als Fackelersatz benutzten, denn diese gingen ihnen langsam aus. Überall wo sie hingingen, waren diese Ruinen zu finden. Es waren Mauern, Säulen, Gebäude, manchmal ganze Gänge aus diesem fremdartigen Material. Meist waren die Ruinen zerstört, teilweise waren sie in den Stein gebaut worden. In größeren Höhlen fanden sie riesige Brücken und merkwürdige Aquädukte weit über sich. Hin und wieder wuchsen tatsächlich auch Pflanzen hier unten und sogar einzelne kleine Eidechsen und Spinnen waren zu finden. Doch den Ruinen kam nichts Lebendiges zu nah.

Einige der Ruinen hatten nun auch Texturen. Merkwürdige Zeichnungen und Zeichen, die Talwen in sein Notizbuch kopierte.

Schließlich fanden sie etwas Einzigartiges. Nach einem ewig langen Gang fand sich die Gruppe auf einem kleinen Aussichtspunkt über einer riesigen Höhle wieder. Die Höhle war zur Hälfte mit Wasser überflutet, welches strahlend hellblau leuchtete und das ganze Gewölbe in helles Licht tauchte. Aus dem Wasser erhob sich eine gigantische Konstruktion des schwarzen Gesteins. Es war eine Art begehbare Säule, welche aber in Etagen unterteilt war, die wohl unabhängig voneinander bewegt werden konnten. Außerdem führten von jeder Etage Brücken auf verschiedene Podeste. Die Säule schien desweiteren hohl zu sein und überall waren merkwürdige Schreine und Tafeln verteilt. Es gab keine Zweifel. Das musste der Kern der Ruinen sein.

HOFFNUNG IN DER TIEFE

Diese Entdeckung ließ keine Zweifel daran, dass auf dieser Insel irgendeine höhere Zivilisation am Werk gewesen sein musste. Es blieb keine Zeit, sich genauer umzuschauen. Langsam, aber sicher spürte die Gruppe Hunger und Erschöpfung aufkommen und so drehten sie erst einmal um. Jedoch schworen sie, jeder für sich, zurückzukehren und keiner von ihnen vergaß diesen Anblick. Sie markierten sich den Weg mit Farbe, während sie sich Richtung Ausgang durchkämpften. Als sie an der Treppe waren, begann ihr schier endloser Aufstieg, welcher durch ihre erschöpften Körper deutlich länger dauerte und kräftezehrender war als der Abstieg. Nach stundenlanger Anstrengung kamen sie endlich an und wurden bereits von den anderen erwartet. Alle zusammen gingen zurück in die große, bewachsene Höhle, suchten sich einen Lagerplatz und verbrachten dort die Nacht. Natürlich wussten sie nicht, ob es Nacht war, aber sie schliefen und hielten abwechselnd Wache.

Schließlich setzten sie sich zusammen und berieten, was nun zu tun war. Talwen, Ordeys, Jake und Surn erzählten von ihrem Fund. Doch niemand war bereit, für weitere Forschungsarbeit wieder dort runterzugehen. Niemand außer den vier, die schon unten waren. Sie beschlossen, hier ein dauerhaftes Lager zu errichten, in dem Ordeys, Talwen und die anderen beiden bleiben sollten. Dies geschah sehr zu Brogars Entsetzen, doch Talwen ignorierte ihn. Die anderen sollten zurück an die Oberfläche gehen und dem Rest berichten. Sobald zwei Tage vergangen waren, sollten sie dann erneut hierherkommen und so sollte eine Kommunikationskette entstehen. Über der Erde wurde Siela Davor, die erste Offizierin mit der Leitung des Lagers betraut. Eine tiefe Neugier hatte den Kapitän erfasst, das sah Talwen in

seinen Augen. Es war dieselbe Neugier, die auch ihn plagte.

„So lange war ich hier unten und nun muss ich weiter hierbleiben“, beschwerte sich Brogar, als Talwen sich gerade in sein Zelt zurückgezogen hatte. Die fünf Matrosen waren aufgebrochen und hatten den vier Zurückgebliebenen Glück gewünscht. Dann hatte die Gruppe gemeinsam gekocht, eine Suppe aus Pilzen, die hier überall wuchsen, hatten sich beratschlagt und dann zur Ruhe gelegt.

„Ich weiß, es ist nicht fair, aber ich muss wissen, was es mit diesen Ruinen auf sich hat. Wenn du mir hilfst, dann kommen wir vielleicht schneller hier raus. Du weißt doch schon etwas über diese Relikte.“

„Ich weiß, dass nichts als Unheil von ihnen ausgeht und dass sie niemandem Glück bringen.“

„Na, das ist aufmunternd“, sagte Talwen ironisch. „Mehr hast du nicht?“

„Nun gut. Es handelt sich um eine vergessene Sprache, die in Zeichen auf den Ruinen steht. Man kann sie nur lesen, wenn man sie mit blauem Licht anstrahlt. Als ich noch lebendig diese Ruinen erforschte, standen einige von ihnen noch in den höheren Bereichen der Höhle. Über die Zeit müssen sie wohl versunken sein. So wie dieser Obelisk und die meisten anderen Bauten.“ „Deshalb waren auf der großen Säule Schriftzeichen zu sehen und auf den anderen nicht.“ „Richtig. Und ich denke, ich kann sie übersetzen.“ „Warst du in deinem früheren Leben Archäologe?“, fragte Talwen. „So ähnlich. Ich war etwas, was man bei den Orks Archivar nennt. Ein Hüter alten Wissens. Und natürlich ein Abenteurer und Krieger.“

Da wurde der Halbling neugierig und er wollte dem Ork in seinem Kopf ohnehin etwas näherkommen. Also fragte er: „Erzählst du mir von deinen Abenteuern?“

„Du willst eine Geschichte vom alten Brogar hören? Na, dann hör mal zu, Kleiner.“ Da begann er zu erzählen von einer Zeit vor über hundert Jahren, als er mit drei seiner Stammesleute in der Wildnis unterwegs gewesen war.

„Wir hatten tagelang kein Essen und ernährten uns nur von dem, was die Natur uns bereitstellte“, erzählte er. Später ging es um Bärenangriffe und reisende Nomaden, die einen Spinnengott anbeteten. Sicherlich waren die Geschichten an einigen Stellen etwas ausgeschmückt, doch wie ein altes Sprichwort eines weisen Zauberers besagte, war es die Pflicht eines Geschichtenerzählers, eine gute Geschichte hier und dort ein wenig auszubauen. Talwen hörte gespannt zu und stellte viele Fragen über die Welt vor über hundert Jahren und über die Länder, aus denen Brogar kam. Auch er erzählte von einigen früheren Abenteuern. Vor allem beeindruckte er den Ork mit einer Geschichte, wie er eine Nachtigall im Reimen besiegt hatte. Die beiden amüsierten sich prächtig und in jener Nacht schmiedeten sie die Kette ihrer Freundschaft, welche unzertrennlich werden sollte.

Die Gruppe machte sich nicht sofort auf den Weg runter zu den Ruinen. Vorher mussten Vorräte beschafft werden. Zum Glück gab es haufenweise essbare Pilze, Moos und andere Pflanzen. Auch Fleisch von Eidechsen, Insekten und größeren Tieren war vorhanden. Das alles war nicht sonderlich lecker, aber es erfüllte seinen Zweck. Trinkwasser gab es genug, denn viele unterirdische Quellen entsprangen dem Gestein und das Wasser schmeckte nirgendwo sonst so frisch und klar. Einmal entfernte Talwen sich etwas vom Lager, um zu einer in der Nähe liegenden Quelle zu klettern. Dort angekommen, befüllte er einige Schläuche. Irgendetwas stimmte jedoch nicht. Etwas lag in der Luft. Er lauschte. Außer dem Rauschen des frischen Wassers, dem Zirpen der Insekten und weit entfernten Vogelrufen, welche von einem Tier stammten, das aussah wie eine Mischung aus Eidechse und Papagei, war nichts zu hören. Doch plötzlich vernahm der Halbling einen leichten Lufthauch und duckte sich erschrocken. Hinter einem bewachsenen Felsen sprang ein riesiges Raubtier hervor. Eines von denen, die Talwen schon einmal aus der Luft gesehen hatte. Seine vier kräftigen Beine landeten perfekt auf dem Boden. Die Krallen waren weit ausgefahren, als das Wesen Talwen gierig aus hungrigen, gelben Augen anstarrte. Es setzte zum nächsten Sprung an. Talwen nahm eine beruhigende Haltung ein und versuchte, mit dem Tier zu sprechen. Auf diese Weise konnte er jede Art von Wolf und sogar Bären beruhigen, doch dieses Tier war anders. Wilder und entschlossener sprang es erneut auf ihn zu und schlug mit seinen gewaltigen Klauen nach ihm.

Er konnte sich erneut ducken, wobei das Tier ihn nur knapp verfehlte. Plötzlich schrie Brogar auf. „Kleiner, schnell, gib mir Kontrolle, sonst sterben wir beide!“

„Was meinst du?“, schrie Talwen, während er versuchte, das Tier zu umlaufen und zu flüchten.

„Diese Viecher zerfleischen dich lebendig und sie sind verdammt schnell. Flucht ist keine Option. Lass mich eine Verwandlung vollführen, zu der du nicht imstande bist!“

„Na schön.“ Talwen ging in sich und suchte in seinem Inneren nach Brogar. Er fand den Ork in all seiner Kraft. Innerhalb eines Augenblickes gab er die komplette Macht an Brogar und fiel in eine Art Ohnmacht. Der Ork steuerte nun den Körper und er verwandelte sich. Nicht etwa in ein Tier. Nein, er erinnerte sich an seinen früheren Körper und nutzte Talwens Macht, um diesen zurückzuholen. Er fühlte, wie er größer wurde, wie seine Zähne wuchsen und seine Muskeln sich spannten. Und im nächsten Moment stand dort nicht mehr der Halbling, sondern ein großer, grimmiger Ork. Größer und grimmiger als ein gewöhnlicher Vertreter dieses Volkes, mit längeren Zähnen und scharfen Klauen. Das Raubtier schaute kurz verdutzt, dann setzte es schon erneut zum Angriff an. Als das Tier ihn erreichte, schlug

Brogar ihn mit der bloßen Faust auf die Schnauze. Dann zerkratzte er mit seinen Krallen das Gesicht des Tieres. Dieses brüllte auf, schlug in alle Richtungen und sprang wild umher. Brogar wich jedem Schlag geschickt aus und griff nach einem spitzen Stein, der in der Nähe lag. Er holte aus, sprang auf den Rücken des Tieres und rammte ihm den Stein tief in den Nacken. Ein lauter Aufschrei folgte, der sofort wieder verstummte, als Brogar ihm noch seine spitzen Eckzähne in die Halsader trieb. Das Wesen taumelte kurz und brach dann zusammen. Der ganze Kampf hatte nur wenige Augenblicke gedauert und der Ork hatte, bis auf eine einzige Schürfwunde, nichts abbekommen.

Das Tier lag tot vor ihm. Talwen war verstört. Es war zwar nicht direkt er gewesen, aber er fühlte sich trotzdem schuldig, denn noch nie zuvor war durch seine Hände Blut vergossen worden. Brogar strahlte vor Stolz und vor Freude, endlich wieder einen Körper zu besitzen. Seinen Körper. Möglicherweise hätte er noch vor ein paar Wochen Talwen die Kontrolle nicht zurückgegeben, aber mittlerweile war ihm der Halbling ans Herz gewachsen und so verwandelte er sich zurück und gab die Kontrolle wieder auf. Dieser Kampf hatte Talwen etwas gelehrt. Nicht jedes Tier auf der Welt war freundlich und konnte beruhigt werden. Jeden Bären hätte Talwen beruhigen können, aber diese Welt war viel wilder, als er geahnt hatte. Zum ersten Mal hatte er das Gefühl, dass in der Natur kein Platz für ihn war. Er kehrte zum Lager zurück und wenig später wurde er krank.

VERLOREN

Talwen wälzte sich vor Schmerz in seiner Schlafstatt herum. Es war zwar nur eine kleine Schürfwunde, ausgelöst durch einen leichten Kratzer mit den Klauen des Tieres, jedoch hatte sich diese schnell entzündet und brannte mittlerweile höllisch. Überall um die Wunde hatten sich rote Pickel gebildet, die Haut war am gesamten Arm purpurrot und das ganze hatte begonnen zu eitern. Es war klar, dass es sich um eine Art Vergiftung handelte, und sie musste auf der Stelle behandelt werden. Surn der Zwerg kümmerte sich so gut er konnte um den Halbling. Mehrmals reinigte er die Wunde und legte heilende Kräuter darauf. Doch vergebens.

„Er muss auf der Stelle zum Schiffsarzt gebracht werden!“, sagte er.

„Aber wie?“, fragte Jake. „Wir können ihn nicht den ganzen Weg aus der Höhle und über die Insel tragen. Dafür ist der Weg zu steil. Außerdem würde es einen Tag dauern, das schafft er nie.“ „Es muss eine Möglichkeit geben.“, donnerte Ordeys. „Wir müssen es tun, sonst stirbt er.“ Talwen, der die ganze Zeit über benebelt dalag, fasste sich in einem Moment der Klarheit. Er setzte sich mühsam auf. Der Arm schmerzte.

Ihm war schwindelig und alles war verschwommen. Angestrengt brachte er hervor: „Ich werde fliegen.“

Alle starrten ihn verblüfft an. „Ich werde mich verwandeln und nach oben fliegen. Dann bin ich innerhalb einer halben Stunde da.“ „Redet keinen Unsinn! In diesem Zustand könnt Ihr nicht fliegen“, bemerkte Surn. Daraufhin lächelte Talwen schwach. „Es gibt da etwas, was ich euch verheimlicht habe“, sagte er, „Als ich in die Höhle stürzte, da landete ich auf einem alten Ork-Skelett.“ „Was hast du vor?“, ertönte die Stimme in seinem Kopf.

Talwen fuhr jedoch fort: „Es stellte sich heraus, dass der Geist dieses Skelettes noch an dem Ort weilte. Während ich bewusstlos dort lag, fuhr der Geist des Orks in meinen Körper. Er spricht mit mir und manchmal kann ich über seine Kraft verfügen, wenn ich mich verwandle. Mit seiner Hilfe schaffe ich es.“ In dem Moment, als er den Satz beendete, kippte der Halbling wieder benommen nach hinten. Er schaute seine Freunde aus trüben, aber entschlossenen Augen an. „Ich glaube es nicht. Ihr habt es die ganze Zeit verheimlicht?“, fuhr Jake hoch. Doch Ordeys beruhigte ihn. „Er hatte sicherlich seine Gründe. Na schön, wir machen es, wie Ihr sagt. Helft ihm hoch!“ Gesagt getan, rafften Jake und Surn den Halbling auf die Beine. Dieser versuchte zu stehen, musste sich jedoch an Ordeys abstützen. Der Kapitän sah seinen Freund eindringlich an. „Wenn du mich hören kannst, Ork: Rette ihn!“, flehte Ordeys. Talwen hatte ihn noch nie so emotional erlebt. „Rette meinen Freund!“

Talwen ließ seine letzte Besinnung schwinden und erneut hatte Brogar die Macht über den Körper. Trotz seiner Kontrolle, war es immer noch ein sterbender Körper, doch die Willenskraft des Orks überstieg die des Halblings und so ignorierte er einfach jeglichen Schmerz und den Schwindel und stellte sich aufrecht vor den Kapitän. „Er ist auch mein Freund und ich werde uns retten.“ In dem Moment verwandelte er sich in einen Finken, zu mehr war er auch nicht in der Lage, und flog davon.

Der Flug war mühsam. Mehr als einmal stürzten sie mehr, als sie flogen und die Federn fielen ihnen aus. Doch sie kamen zu dem Gang, der an die Oberfläche führte. Dort wechselten sie ihre Form zu einer Fledermaus, um in der totalen Dunkelheit sehen zu können. Flatternd eilten sie durch die Gänge, dem verhofften Tageslicht entgegen. Endlich draußen angekommen, verwandelte sich die Fledermaus mit letzter Kraft in eine Schwalbe, die durch die Luft Richtung Lager schoss. Sie kamen immer näher und näher und als sie über dem Lager waren, ließen sie sich zu Tode erschöpft einfach fallen. Im Fall nahmen sie wieder die Form eines Halblings an und prallten dann hart auf den Boden. Die Verwandlung kurz vor dem Aufprall rettete

ihnen das Leben. Aller Kräfte beraubt und dem Tode nahe, sah Talwen noch einige dunkle Silhouetten auf ihn zu rennen. Dann wurde alles schwarz.

Das Erste, was er sah, als er erwachte, war das flackernde Licht einer Kerze. Es warf sanfte Schatten an die Zeltwand. Langsam versuchte er sich zu bewegen, doch alles war taub. Mühselig bewegte er seinen Kopf, Richtung Arm schauend. Er war noch da, jedoch geschient und verbunden. Sein Kopf schmerzte. Es musste ihm ein starkes Schmerzmittel verabreicht worden sein. Jemand betrat das Zelt, als er Talwen sah, kam er ans Bett und setzte sich auf einen Stuhl. „Herr Talwen? Können Sie mich hören?“ Es war Tharimal. „Wie schön, dass Sie endlich wach sind. Ich hatte schon Angst, Sie schlafen für immer. Doch ich konnte Ihren Zustand stabilisieren.“ „Ich danke Ihnen. Sie haben mir das Leben gerettet. Wie lange war ich denn bewusstlos?“ „Zwei ganze Wochen, befürchte ich.“

Talwen schnappte schockiert nach Luft. Zwei Wochen war er bewusstlos gewesen?

„Die ersten Tage waren sehr kritisch. Ich musste Sie mit Elfenmedizin und Kräutern behandeln. Sie hatten hohes Fieber und haben nur vor Ihnen gemurmelt. Aus dem Arm musste ich das Gift herausziehen, andernfalls hätte er amputiert werden müssen. Dies konnte ich zum Glück verhindern. Nach fünf langen Nächten Todeskampf wartete Sie dann endlich stabil. Das Fieber sank und Euer Heilungsschlaf begann. Ich musste diesen Schlaf ein paar Mal künstlich verlängern, damit Euer Körper richtig heilen konnte.“

„Was ist passiert, als ich weg war?“

„Das sagt euch am besten der Kapitän. Er war die ganze Zeit über unten in den Höhlen und hat Eure Forschung fortgesetzt. Gestern kam er jedoch hier an, da er sich um Sie gesorgt hat. Er sagte, er wolle hier bleiben, bis Sie wach sind, während Surn die Forschung fortsetzt.“

„Ich würde gerne zu ihm gehen“, sagte Talwen mit schwacher Stimme. „Sie sind noch zu schwach, um aufzustehen, aber ich werde ihn herholen.“ Damit verschwand er. Talwen horchte in sich. „Brogar bist du da?“, fragte er, bekam jedoch keine Antwort. Er horchte weiter und suchte nach dem Ork, fand aber nur Stille. In dem Moment betrat Ordeys das Zelt.

„Sie haben uns einen Schrecken eingejagt, mein Freund.“ „Ordeys. Es ist schön, Sie zu sehen.“

„Es ist schön, dass Sie uns noch nicht verlassen haben. Alle im Lager haben für Sie gebetet.“

„Sie wurden erhört, wie es aussieht.“

„Zu unserem Glück.“ Der alte Kapitän lächelte. Talwen versuchte es zu erwidern,

brachte aber nur ein Zucken seiner Mundwinkel zustande, woraufhin er husten musste. Ordeys lachte. Dann erzählte er, was die letzten zwei Wochen passiert war:

„Sobald die Nachricht, dass Ihr angekommen seid und behandelt werdet, uns erreicht hat, haben wir die erste Expedition vorbereitet. Zwei Tage später sind wir hinabgestiegen und haben begonnen, die Ruinen in blauem Licht zu betrachten, wie Ihr gesagt habt. Es enthüllten sich tatsächlich Symbole und Zeichen auf der Säule. Das hat Euer Orkfreund Euch erzählt, nicht wahr? Jedenfalls haben wir alle Symbole abgezeichnet und später sortiert. Außerdem haben wir einige kleine Tiere gefangen und sie zu den Ruinen gebracht, um zu schauen, wie sie darauf reagieren. Alle, bis auf eine Spezies haben sich sehr gewehrt, als sie die Ruinen erblickten. Die eine Spezies, die keine Angst zu haben schien, waren diese Schwebequallen, die überall in den Höhlen zu finden sind. Als diese sich den Ruinen näherten, begannen sie hell aufzuleuchten und die Ruinen fingen an zu vibrieren. Mehr konnten wir noch nicht herausfinden. Ansonsten haben wir Befehl vom Rat bekommen, unbedingt weiterzuforschen.“

„Das ist alles einfach erstaunlich. Ich werde mich, wenn ich mich erholt habe, gleich daran machen, weiterzuforschen. Außerdem werde ich versuchen, mit den Tieren zu reden, möglicherweise kann ich irgendwie mit ihnen kommunizieren. Während ich noch geneset, kann ich mich schonmal an die Übersetzung der Zeichen machen. Mit Brogars Hilfe sollte das klappen.“

Später an dem Tag meldete sich der Ork. „Oh du bist wach. Gut. Ich habe ein wenig was zu unserer Gesundheit beigetragen. Und bevor du fragst, ja ich kann die Zeichen für dich übersetzen. Zumindest einige.“

So verbrachte Talwen die nächsten Tage damit, die Schriften eines alten Volkes zu studieren, während sein Körper mit jedem Sonnenaufgang stärker wurde.

Es war ein Muster in den Schriften zu erkennen. Ordeys und die anderen hatten die Schriftzeichen nach Art des Gebäudes, auf dem sie gefunden wurden und nach Tiefe sortiert. Es handelte sich bei den Teilen, die übersetzt werden konnten, um Bruchstücke alter Legenden. Sie erzählten eine Geschichte von einer mächtigen Hochkultur, in Kunst, Magie und Architektur allen anderen Völkern der Welt überlegen. Doch vor eintausend Jahren ereignete sich eine Katastrophe, die zum Untergang der Kultur führte. Was genau damals geschehen war, konnte Talwen nicht herausfinden. Allerdings konnte er einen Text übersetzen, bei dem es sich wohl um eine Prophezeiung handelte. Die Seelen der Bewohner der versunkenen Stadt sollten auf ewig in den Höhlen umherwandeln. Es handelte sich um die Schwebequallen. Sie waren Schatten der Seelen des einst mächtigen Volkes.

Eine Entdeckung ließ den Halbling erblassen. Die gesamte versunkene Stadt, einstmals gewaltig und mächtig über der Erde liegend, lag nun unter dieser Insel und die riesige Säule, die sie gefunden hatten, war der Mittelpunkt dieser Stadt gewesen und lag genau unter der großen Höhle, unter dem Berg.

Außerdem enthielt er eine unglaublich mächtige magische Macht, welche jedoch versiegelt und zur Ruhe gelegt wurde. Talwen fragte sich, was passieren würde, wenn man diese Macht befreit. Dieser Gedanke raubte ihm den Schlaf. Er musste es unbedingt herausfinden.

EHRGEIZIGE STUDIEN

Seine Studien begannen auf den großen, unterirdischen Plateaus inmitten des gelb-grünlichen Lichtes, der Moose und anderen Pflanzen, umgeben von jenen friedlichen, grasenden Geschöpfen und Glühwürmchen. Talwen verbrachte Stunden damit, im Gras zu sitzen, zu meditieren und mit geschlossenen Augen zuzuhören. Diese Wesen, die Talwen auf den unglaublich einfallsreichen Namen ‚Mooshörner‘ taufte, kommunizierten auf eine unglaublich komplexe Art und Weise miteinander. Ihre Sprachen wirkten fremd. Je länger er ihnen jedoch zuhörte, umso mehr verstand er. Wirre Laute wurden zu Worten, langsam bildeten sich Sätze aus den Bruchstücken und irgendwann konnte er einen Großteil dessen verstehen, was diese Wesen während ihres endlosen Mahls flüsterten. Schließlich sprach er auf telepathische Art mit ihnen, nach der Magie der Ruinen fragend, auf Antwort hoffend. Nichts. Brogar versuchte es auch auf gleicher telepathischer Ebene. Immer noch nichts. Stundenlang nichts. Tagelang keine Antwort.

Die Mooshörner erzählten nur die gleiche Geschichte immer und immer wieder. Wie sie aus der Tiefe entstanden sind. Die alte Welt, erzählten sie, versank im Meer. Habgier und Wahnsinn versenkten sie. Die Überbleibsel der alten Welt wurden unter Schutt und Geröll begraben und verschwanden in der Tiefe. Von dort, aus der Tiefe, kamen dann die ersten Mooshörner. Mit ihnen kamen andere und so entstand diese neue Welt unter der Oberfläche.

„Was soll das denn heißen?“, beschwerte sich Brogar. „Was für ein Schwachsinn.“

Talwen überlegte. „Diese Tiere sind schon ihr ganzes Leben hier unten. Noch nie war eines von ihnen an der Oberfläche und ihren Ursprung kennen sie nur aus den Legenden, die ihr simpler Verstand geformt hat.“

Aber irgendetwas aus dem, was die Mooshörner erzählten, war ihnen von Nutzen. Die Zeit würde offenbaren, was es war. Offensichtlich hatte ihre Entstehung, die Entstehung der gesamten Höhlenwelt etwas mit diesen rätselhaften, schwarzen Ruinen zu tun. Und dann bemerkte er ein Detail in den Geschichten der

Mooshörner, welches sich bis dahin vor ihm verborgen gehalten hatte. Nicht mehr als eine, sich wiederholende Abfolge von Wörtern, die ein Gedicht ergaben. Die Übersetzung dauerte lang. Stunde um Stunde, Tag um Tag saß Talwen mitten in der Herde und hörte seinen neuen Freunden zu, während er versuchte, die Schlüsselwörter zu übersetzen. Und endlich fügte er nach einer weiteren Woche Arbeit die letzten Teile zusammen und übersetzte ein Gedicht aus längst vergessenen Tagen, das durch mehrere Sprachen gewandert war.

*Einst eine Stadt hoch im goldenen Licht
Wind und Wellen überragte
Ein schwarzer Magier wusste nicht
Was sein König sah*

*Und die Tage wurden dunkel
Schatten Feuer trat hervor
Die Gier in seinen Augen funkelnd
Tod und Flut heraufbeschwor*

*Die goldene Stadt versank so tief
Nur ein Schatten noch
Ein jeder in der Nacht verblieb
Ihre Strafe war das Joch*

*Wo ein großer König scheitert
Ein kleiner Bauer triumphiert
Er der spricht die Zeichen meistert
Und die Macht ans Lichte führt*

*Und in hellem goldenem Licht
Sie ihren Kampf ausfechten
Und der goldene König bricht
In die Knie gezwungen*

Talwen las diese Zeilen immer wieder. Vor allem zerbrach ihm die letzte Strophe den Kopf. War vielleicht er gemeint? Aber was sollte er verstehen und vor allem wer war diese zweite Person? Kapitän Ordeys? An jenem Abend, vermutlich war es abends, jedenfalls sagte das die Uhr des Kapitäns, setzten sich Talwen, Ordeys,

Surn und Jake zusammen. Sie sprachen über dieses Gedicht, über seine Bedeutung spekulierend. Es dauerte nicht lange, da fassten sie den Entschluss, gleich morgen früh ein letztes Mal in diese verschlingende Dunkelheit hinabzusteigen, ein für alle Mal herauszufinden, was es mit diesem Ort auf sich hatte und ihn dann für immer zu verlassen. Das war ihr Plan, denn sie wollten nicht viel länger hier verweilen. Jeder von ihnen fühlte, dass ein Übel von diesen seltsamen, verfluchten, alten Bauten ausging und je länger sie dem ausgesetzt waren, desto mehr vergiftete es ihren Verstand. Noch eine Weile unterhielten sie sich, dann gingen sie schlafen, um für die morgige Expedition bereit zu sein. Mitten in der Nacht wurde Talwen wach. Er hatte wieder diesen Albtraum mit dem bleichen Mann hinter der Tür aus Stein. Als er aus seinem Zelt stieg, sah er Ordeys im Gras sitzen. Der Halbling setzte sich dazu. Eine Zeit lang schwiegen sie einfach nur. In der Art, wie Freunde manchmal einander anschwiegen, weil sie beide wussten, dass Worte im Moment überflüssig waren. Schließlich fragte Ordeys: „Gibt es etwas, was Ihr in der Heimat vermisst, Talwen?“

Er überlegte kurz. „Ich vermisse meinen Wald. Ich vermisse das sanfte Rauschen der Buchen und Eichen, das leise Flüstern der ruhig dahinfließenden Bäche. Ich vermisse auch die Mondstrahlen, die nachts durch das Blattwerk fallen. Meinen Birkenhain und die große Wiese vermisse ich. Am meisten aber vermisse ich unser Haus. Unsere kleine, schiefe Hütte, die bei Regen tropfte und bei starkem Wind klapperte und ächzte. Es war wahrlich kein Palast, aber es ist mein Zuhause. Anfangs war ich voller Fernweh und Abenteuerlust. Ich fragte mich, was hinter jedem weiteren Horizont lag. Aber jetzt frage ich mich, ob das Feuer an so manchem ruhigen Abend in unserem Kamin immer noch so fröhlich knistert und flackert wie damals.“ Als er an diese doch so kleinen, aber für ihn so bedeutenden Dinge dachte, konnte Talwen eine kleine Träne nicht zurückhalten. Nach einer Weile fragte er: „Vermisst Ihr denn etwas, mein Freund?“

„Ja“, antwortete der alte Kapitän, „Ich vermisse die See. Die tosenden Wellen und das Kreischen der Möwen. Die ‚Morgenwind‘ sollte stolz mit prallen Segeln unter der Sonne fahren und mich und meine Crew hintragen, wo wir wollen. Mein geliebtes Schiff jedes Mal so elendig, leergeräumt und halb auseinandergenommen in dieser Bucht, auf bessere Zeiten hoffend zu sehen, erfüllt mich mit Wehmut.“

„Wahrlich bedauernswert sind wir beide, nicht wahr?“, scherzte Talwen, woraufhin die beiden Freunde zu schmunzeln begannen. Während sich Ordeys eine Pfeife anzündete, um trübselig seinen Kummer in Form von Rauch einfach wegzupusten, fragte Talwen Brogar, was er vermisste. „Gar nichts.“, hieß die Antwort. „Gar nichts? Nichts aus deinem früheren Leben?“

„Mein früheres Leben liegt ein Jahrhundert zurück und die Erinnerungen daran sind neblig und unklar.“ Er stockte kurz, dann fuhr er fort: „Aber wenn ich mich

nach etwas sehne, dann ist es, endlich hinüber ins Totenreich fahren zu können. Ich will diese Welt endlich verlassen, die mir nichts gegeben hat. Alle meine Freunde, meine Brüder und Jagdgefährten sind bereits dort im Totenreich. Ich will endlich zu ihnen.“

„Du hast nie erzählt, warum dir die Fahrt verwehrt wurde.“

Der Ork seufzte tief: „Na schön. Ich will es dir verraten. Wenn ein Ork meines Stammes erwachsen werden will, muss er in die Wildnis gehen und ein großes, mächtiges Tier erlegen. Dies ist keine leichte Aufgabe und wenn man ein passendes Tier findet, darf man es nicht sofort stumpfsinnig töten. Man muss es erst eine Zeit lang beobachten und von ihm lernen. Wenn man dann eine bestimmte Lektion fürs Leben gelernt hat, dann darf man das Tier in Ehren töten. Manchmal wird man zu zweit losgeschickt, um diese Prüfung zusammen zu bestehen. So war es auch bei mir. Ein solcher Gefährte ist ein Leben lang dein Bruder und der Bund, den man knüpft, ist unzerbrechlich. Ein Verrat an diesem Ork wäre das höchste Verbrechen, was man sich nur vorstellen kann. Bei mir war es so. Wir bestanden die Prüfung zusammen und waren von da an Brüder. Eines Tages jedoch wurde mein Bruder von einer menschlichen Sekte gefangen genommen. Ich hätte ihn retten können, aber diese Sekte jagte mir eine solche Angst ein, sie erweckte mit dunklen Zaubern eine solche Furcht in mir, dass ich ihn zurückließ. Er wurde von ihnen ihrem dunklen Gott geopfert und auf schändlichste Weise zugerichtet. Seinen Leichnam ließen sie im Wald liegen, als Futter für die Krähen. Ich erinnere mich weder an sein Gesicht noch an seinen Namen. Für meine Feigheit wurde ich verbannt und vom Priester meines Dorfes auf alle Zeit verflucht. Ein verfluchter Ausgestoßener hat bei den Orks meiner Heimat keine Rechte und darf einfach so getötet werden. Ich wurde zum Abenteurer und Archivar. Zum Zeitpunkt meines Todes holte mich mein Fluch ein und ich durfte meine alten Gefährten nie wieder sehen. Das ist meine Geschichte.“

„Das tut mir leid für dich. Das ist schrecklich. Aber du bist nicht schuld an seinem Tod. Dunkle Zauberei führte zum Tod deines Gefährten, nicht deine Feigheit.“

„Danke Kleiner, aber es spielt keine Rolle, ob ich schuld bin oder nicht. Ich bin verflucht und das ist unumgänglich.“

„Das ist ungerecht.“

„Die Welt ist ungerecht.“

„Herr Talwen“, sagte Ordeys nach einer Weile Stille, „Wir werden bald zurückkehren. Lasst uns die Hoffnung nicht aufgeben. Immerhin haben wir den Schlüssel und wir wissen, was zu tun ist. Mehr oder weniger.“

„Ja, schon bald sind wir hier fertig. Ich muss sagen, anfangs mochte ich diese faszinierende Höhlenwelt und vielleicht komme ich auch eines Tages zurück, aber jetzt

will ich hier so schnell wie irgend möglich verschwinden.“

„Dann lasst uns sofort hinuntersteigen. Ich kann sowieso nicht schlafen. Weckt die anderen und kommt.“

ERWECKUNG DER ALTEN

Jake war von dem verfrühten Aufbruch ebenso begeistert wie sein Kapitän, während Surn sich jedoch nur widerwillig fügte. So stiegen die vier erneut in die Dunkelheit. Diesmal fühlte sich der Weg sogar noch länger und quälender an als die vorigen Male zusammengenommen. Doch sie schafften es nach unten und bahnten sich durch das dunkle, kalte Höhlensystem tief unter der Insel. Talwen hätte nie erwartet, was auf ihn zugekommen war, als er diese Insel aus der Ferne erblickte. Er hatte eine kleine, verwachsene Insel erwartet mit vielen Tieren und vielleicht einigen seltenen Gewürzen oder Metallvorkommen, die den Handel in Volkesland bereichert hätten. Das hier war zwar etwas sehr viel Mächtigeres, aber Talwen fühlte, dass es auch sehr viel boshafter war. Und doch fühlte er sich auch davon angezogen und wollte unbedingt herausfinden, wie diese Magie funktionierte.

Sie kamen an der gewaltigen Säule an, die sie erneut beeindruckte und suchten einen Weg, auf sie zu gelangen. Sie fanden schließlich einen kleinen Pfad und drangen in das pechschwarze Konstrukt ein. Der Quelle uralter Magie so nah, spürte die Gruppe ein leichtes Knistern in der Luft und eine Art Schatten, der über allem lag. Er schluckte alles Licht. Man konnte kaum drei Meter weit sehen. Ein Gang führte an der Außenseite der Säule entlang nach oben und endete in einem Korridor, der in das Bauwerk hineinführte. Sobald sie langsam, vorsichtig den Flur betraten, wurde alles still. Jedes Geräusch, jedes Licht, alles wurde von der Finsternis verschluckt. Sie versuchten, sich einen Weg dadurch zu schlagen und fanden tatsächlich irgendwann einen Ausgang, der aber nur auf eine weitere Treppe führte, die erneut in einem Gang endete. Mit jedem Schritt, den sie taten, wuchs ihre Angst und das Verlangen, umzudrehen und davonzulaufen. Doch sie gingen weiter. Jedes Zeitgefühl verlierend, wanderten sie weiter und weiter durch Gänge, Räume, über Treppen und Brücken, bis sie endlich ganz oben auf der Spitze angekommen waren. Dort erhob sich vor ihnen ein riesiges schwarzes Tor.

„Was ist das?“, fragte Jake schockiert. Talwen erschrak beinahe vor seiner Stimme, die seit einer Ewigkeit das erste war, das er hörte. Selbst Brogar hatte in seinem Kopf nicht gewagt zu sprechen.

Der Anblick dieses Tores war grotesk, und sie wussten nicht einmal genau, warum. Doch Talwen wusste instinktiv, was zu tun war. Ohne eine Antwort auf Jakes Frage

abzuwarten, die sowieso niemals kommen würde, ging er zu dieser Struktur und legte seine Hand auf den Stein.

Er war kalt. Kälter als alles, was der Halbling jemals gespürt hatte. Kälter als Eis und kälter als das Herz eines Menschen jemals sein konnte. An diesem Ort hier war überhaupt nichts menschlich. Doch der Stein wurde wärmer. Plötzlich begannen Muster zu erscheinen und Symbole zu leuchten. Dann wurde Talwen in eine Vision hineingezogen. Er stand in einem großen Raum. Brogar stand in physischer Gestalt vor ihm und sah genauso verwirrt aus wie er. Er versuchte etwas zu sagen, doch nichts kam aus seinem Mund. Dem Ork ging es genauso.

Als nächstes sahen sie die goldene Stadt, wie sie damals war. Gigantisch lag sie auf einer Insel und thronte über dem Meer. Die Häuser waren gewaltig, aus Marmor erbaut und ein riesiger Palast krönte die Mitte. Alles schien wunderschön und hell von Licht berührt. Doch dann legte sich ein Schatten über die Insel, färbte die Häuser schwarz und verschlang alles, das er berührte. Und dann versank die Stadt. Der Ozean verschluckte sie. Wenige Augenblicke vergingen, bevor ein Berg an derselben Stelle aus dem Wasser wuchs, wo eben noch weiße Türme mit goldenen Dächern hoch in den Himmel ragten. Es war jene Insel, jene verfluchte Insel. In diesem Moment begriffen sowohl Brogar als auch Talwen, dass sie die beiden waren, die in dem Gedicht erwähnt wurden und es schossen ihnen die Worte in den Kopf, die sie nun sagen mussten, um den magischen Mechanismus zu aktivieren.

Dann waren sie wieder zurück in der Höhle, vor dem Tor und sprachen die Worte. Eine alte Sprache war es. Als die Worte, die der Halbling noch nie zuvor gehört hatte, seinen Mund verließen, als wären es Worte seiner Muttersprache, klang seine Stimme verzerrt und dunkel. Brogars Stimme war parallel zu seiner eigenen zu hören. Und das außerhalb seines Kopfes. Es dauerte nicht mal die Zeit, die ein Mensch braucht, um einmal zu blinzeln, da war der Spruch gesprochen, ohne dass Talwen sich überhaupt hätte entscheiden können, es zu tun oder nicht.

Einen Moment lang geschah gar nichts. Dann plötzlich strahlten das Tor und die gesamte Säule in blauem Licht auf und ein Strahl schoss in die Höhe. Die ganze Höhle begann zu beben. Die Gruppe bewunderte dieses Schauspiel. Ein wunderschönes blaues Licht erfüllte die Dunkelheit, die Angst vertreibend. Sie hatten es tatsächlich geschafft, die Magie wiederzuerwecken. Sie hätten vermutlich laut gejubelt, aber ihre Freude währte nicht lang. Ordeys bemerkte als erstes, wie die Höhlendecke in sich zusammenfiel. Überall krachte und donnerte es, als gewaltige Stücke aus dem Stein brachen.

Er rannte auf den Halbling zu und schrie: „Herr Tal ...“

Weiter kam er nicht, als der Satz in einem kurzen Schmerzensschrei endete.

Talwen sah noch, wie sein Freund von einem Haufen Felsen getroffen und unter ihnen begraben wurde. Er erschrak. Er realisierte es erst gar nicht. Sprachlos, die Augen weit aufgerissen, bemerkte er erst jetzt die herabfallenden Trümmer und das ohrenbetäubende Beben. Schnell blickte er zu den anderen beiden. Er wollte schreien: Raus hier schnell, wir müssen weg. Doch sie rannten bereits. Vergebens. Surn wurde von einem großen Stalaktit aufgespießt. Jake wich zurück und sah erschrocken erst auf den toten Zwerg, dann zu Talwen und dann schien er nach Ordeys zu suchen.

Talwen schrie: „Komm, wir müssen raus hier.“

Jake jedoch begann zu schreien, als er sah, wie ein Haufen Felsbrocken nun auch auf ihn zuflog. Er wich schnell aus, nur um im nächsten Moment von einem weiteren Stein getroffen zu werden. Dieser Schlag wäre nicht tödlich gewesen, aber er warf den Jungen hart zurück, sodass er vom Rand der Säule in den Abgrund stürzte, während Talwen ihm gerade zur Hilfe eilen wollte. Trotz des Lärms der einstürzenden Höhle hörte er den Schrei des Jungen, der leiser wurde und verstummte. Benommen starrte Talwen auf das blaue Licht, welches noch immer in den Himmel strahlte und die Höhlendecke zu schmelzen schien. Dann starrte er auf den toten Körper des Zwerges, auf den Haufen Steine, unter dem sein Freund begraben lag und dann zum Abgrund.

„Die Harpyie!“, schrie Brogar. „Wir müssen uns verwandeln und so schnell es geht, hier rausfliegen, bevor wir auch sterben.“ Er hatte recht. Unter Adrenalin und Schock verwandelten sie sich schneller und waren schon in der Luft, bevor Talwen in sich gehen konnte. Felsen brachen überall ab. Alles war voller Staub. Der Boden bebte. Sie wichen einem weiteren Stalaktit aus und noch einem. Da entdeckten sie ein Loch in der Decke. Daraufflogen sie zu, das war die Rettung. Sie gelangten in die nächste Höhle darüber, nachdem sie durch einen kurzen Tunnel geflogen waren. Das war die Höhle unter dem Berg. Der blaue Strahl ging durch den schwarzen Obelisk und schien von diesem verstärkt zu werden. Er schoss weiter nach oben und durchbrach die Spitze des Berges. Goldenes Sonnenlicht durchflutete die Höhle zum ersten Mal. Darauf flogen sie zu. Ins Tageslicht. Hauptsache raus hier. Blitzschnell stiegen sie höher. Selbst als sie draußen waren, flogen sie instinktiv höher und höher. Irgendwann stoppten sie und atmeten tief durch. Nach unten schauend, sahen sie, wie der blaue Strahl in den Himmel stieg und eine Art Signal zu senden schien. In der Ferne war das Lager zu sehen.

Dort flogen sie nun hin. Noch im Flug realisierte Talwen endlich, was geschehen war. Langsam ließ der Schreck nach und die Trauer setzte ein. Diese verfluchte Insel hatte ihm seine Freunde genommen.

TRAUER UND VERZWEIFLUNG

Alle standen um den Halbling herum und starrten ihn an. Ungläubig darauf hoffend, dass es irgendeine Art grausamer Scherz war. Das war es nicht. Der Kapitän und zwei Crewmitglieder waren tot. Siela fasste sich als Erste. Sie trat vor, legte dem Halbling mitfühlend eine Hand auf die Schulter und schaute ihn tröstend an. Einen Moment lang ließ sie ihr sonst so strenges Gesicht fallen. Doch schnell setzte sie wieder ihre übliche Miene auf und wandte sich der Crew zu. Ihre Stimme war fest und entschlossen, als sie sprach. „Männer und Frauen der Morgenwind, am heutigen Tag haben wir drei große Männer verloren. Unser geschätzter, ja geliebter Kapitän ist nicht mehr unter uns. Stets stand er an unserer Seite, blickte nie auf uns herab. Er sah uns als seine Brüder und Schwestern. Aus diesem Grund werden wir ihn ehren. Selbst wenn kein Grabstein an ihn erinnert und keine Inschrift von seinen Taten erzählt, werden wir ihn nicht vergessen. Die Zeit zum Trauern wird kommen, doch sie ist nicht jetzt. Er hätte nicht gewollt, dass wir, um ihn jammernd, aufgeben und umkehren. Nein. Wir haben einen Auftrag. Tun wir das, was er getan hätte. Zurück auf eure Posten. An die Arbeit. Es muss weitergehen. Wir sind sehr nah dran.“

Die Gesichter erhellten sich ein wenig und alle gingen zurück an die Arbeit, wie ihnen befohlen. Siela wandte sich Talwen zu. „Ihr solltet einen Brief an den Hohen Rat schreiben. Diese Magie scheint zwar mächtig, aber auch instabil zu sein. Wir müssen wissen, wie es weiter geht.“

„Ja Ihr habt recht“, sagte Talwen.

Wenig später saß er mal wieder aufs Meer schauend auf einem Felsen am Strand, etwas abseits des Lagers. Es war aber nicht dasselbe wie all die vorigen Male. Jemand fehlte an seiner Seite, der mit ihm auf die See hinausschaute. Er konnte auch nicht mehr in Ruhe nachdenken, wie damals. Es kamen ihm immer wieder aufs Neue die Bilder in den Kopf. Der Kapitän in dem Moment, wo er von den Felsen erschlagen wurde. Als bliebe die Zeit stehen, hatte er stundenlang genau diesen Moment vor Augen. Dann sah er immer wieder den furchtbar durchbohrten Körper des armen Surn. Und nachts hörte er den herzerreißenden Schmerzensschrei, des Jungen Jake. Er war gerade mal sechzehn gewesen und musste diese Welt schon verlassen. Es war grausam. Auch grausam war, dass diese Bilder Talwen verfolgten. Als wäre er schuld daran gewesen. Brogar versuchte ihn aufzuheitern und zu ermutigen, ohne großen Erfolg. Der blaue Strahl erhellte die Insel Tag und Nacht und erinnerte jeden einzelnen daran, was ihre Mission war, und wie verloren sie waren, da niemand wusste, wie es weiter gehen sollte.

Die Antwort des Rates kam und sie besagte, dass die Forschung weiter gehen

sollte. Talwen wurde schlecht, als er das las. Er hatte bis zum Schluss gehofft, dass sie einfach nach Hause beordert werden, vielleicht aufgrund des hohen Risikos. Aber nein, der Rat wollte wissen, was es mit dieser Magie auf sich hatte.

IN DUNKELHEIT GETAUCHT

So startete Talwen bereits am nächsten Tag seine Expedition. Er ging allein, denn erstens kam er so in der Gestalt eines Vogels schneller voran und zweitens sollte niemand anderes mehr zu Schaden kommen.

„Es ist ein schönes Gefühl, zu fliegen“, sagte Brogar, „Ich habe es nie gesagt, da ich anfangs nicht viel von dir hielt und später keine Zeit dafür war, aber ich danke dir, Kleiner. Du hast mich gerettet. Nicht nur aus diesem dunklen, feuchten Loch, sondern auch vor mir selbst und meinem Hass, den ich in meiner Verzweiflung auf alles andere lenkte. Dafür bin ich dir ewig dankbar.“

„Wer weiß mein Freund, vielleicht hättest du es auch allein geschafft, deinen Hass zu besiegen. Jeder kann sich ändern.“

„Du hast mich verändert. Vielleicht werde ich sogar eines Tages von meinem Fluch befreit und kann endlich diese Welt verlassen, auch wenn ich es nicht verdiene.“

„Ich glaube, du verdienst es. Es heißt, im Tod werden einem alle Trugschlüsse und Irrglauben im Leben offenbart. Auch die deiner ehemaligen Stammesleute. Ich bin mir sicher, sie haben dir vergeben. Du konntest nichts dafür. Es war dunkle Magie.“

„Ja vielleicht, es wird sich zeigen.“

Schweigend flogen sie weiter, in den Abgrund hinein, den der Strahl in den Berg gerissen hatte. Sobald sie den offenen Himmel verließen und die riesigen, vor Energie knisternden Gewölbe betraten, fühlten sie eine alte Präsenz. Irgendetwas sehr Mächtiges und Dunkles lag in der Luft. Während sie tiefer und tiefer flogen, verschärfte sich das Gefühl, beobachtet zu werden. Die Luft hier unten war immer noch staubig von dem gewaltigen Einsturz. Ein bläulicher Dunst lag über allem und er wurde immer dicker, je näher man an den Ursprung des Strahls, die Quelle der Magie flog. Schließlich waren sie vor dem Tor angekommen. Ursprünglich war die riesige Flügeltür von einem noch größeren Torbogen gehalten, der sich vom Ende der Säule über das Tor hinweg bis zum anderen Ende zog. Dieser Bogen war jetzt teilweise eingestürzt und die beiden Türflügel standen leer im Raum, nur gehalten von einem dünnen Rahmen.

Das Merkwürdigste war vor dem Einsturz wie auch jetzt, dass dieses riesige Tor mitten auf dem Dach der runden Säule stand und keinen erkennbaren Zweck zu

haben schien, denn auf beiden Seiten des Tores war absolut gar nichts. Außer es führte in eine andere Welt. Talwen, wieder in ursprünglicher Gestalt, stellte sich vor dieses Konstrukt. Es ragte weit in die Luft empor. Er schaute sich um, nach den Überresten seiner Freunde suchend, fand aber nichts außer Trümmer. Die herabfallenden Felsen und das Geröll hatten jegliche Spuren seiner Freunde verschüttet. Sie auszugraben hätte Wochen gedauert und selbst, wenn man sie irgendwann gefunden hätte, wäre nicht viel von ihnen übrig gewesen.

Talwen wandte sich somit wieder dem Tor zu. Es pulsierte stark. Die Luft, dick und stickig, vibrierte leise. Der Halbbling dachte nicht nach, was er tat, er wollte nicht darüber nachdenken. Er wollte es nur hinter sich bringen und diese Insel verlassen, jedoch wollte er auch nicht mit leeren Händen gehen, da sonst alle Opfer umsonst gewesen wären. Irgendwie fühlte es sich auch richtig an, was er nun tat, auch wenn er es nicht erklären konnte.

Brogar rief noch in seinem Kopf: „NICHT!“ Zu spät. Talwen berührte das Tor mit der flachen Hand. Augenblicklich schoss ein heller Blitz empor, der den Halbbling blendete. Im nächsten Moment war alles strahlend weiß. Talwen blinzelte angestrengt, kämpfte gegen das Licht an, das seine Augen beinahe verbrannte. Es wurde langsam dunkler und vor sich sah Talwen eine gekrümmte Gestalt. Das war sie. Dieselbe Person, die er in seinem Traum gesehen hatte. Jenes bleiche Wesen mit den milchigen, blinden Augen und einer schwarzen Eisenkrone schaute ihn nun eindringlich an. Talwen fühlte sich von seinem Blick gelähmt. Dieser Blick, welcher auf ihm ruhte, vergiftete ihn, flößte ihm jede erdenkliche Art Elend ein. Was auch immer dort vor ihm stand, es war widerlich und in jeder Hinsicht abstoßend. Röchelnd öffnete es seinen Mund, welcher einen unbeschreiblichen Verwesungsgeruch freigab und sprach mit kratziger Stimme: „Wer steht vor meinem Tor?“

Talwen schluckte. Er brachte kein Wort heraus. Das Wesen wiederholte, diesmal aggressiver:

„Wer steht vor meinem TOR?“

„Talwen aus Volkesland. Gesandter des Hohen Rates und Abenteurer.“ Es fühlte sich an, als würde er die Wörter ausspucken, so sehr sträubte er sich davor, mit dieser grotesken Gestalt zu interagieren.

„Offenbare deine Absichten oder erfahre ein Schicksal, welches schlimmer als der Tod ist, Talwen aus Volkesland!“

„Erst wenn du mir erzählst, wer du bist.“

„DU WAGST ES!“, brüllte die Gestalt. Seine Stimme klang wie ein Donnergrollen: „Ich bin Amarin Xarith Lor Azun, Hochkönig von Asaron, Herr aller Meere und Lüfte, Gebieter der Sonnenelfen der westlichen See und Wächter der Quelle. Niemand wagt es, mir etwas zu befehlen. Dafür wirst du sterben, Wicht.“

Er streckte seine langen, knochigen Finger aus und eine dunkle Wolke des Schattens aus seinen gelben, krummen Fingernägeln griff nach dem Halbbling. Doch sie konnte ihn nicht umschlingen. Jedes Mal, wenn sie näherkam, schnitt eine beißende Stichflamme in die Wolke und drängte sie so zurück.

„WAS IST DAS?“, schrie der gefallene Hochkönig voller Wut und Hass. Plötzlich stoppte er seinen Angriff. „Du bist hier. Der Bauernjunge, der verheißen ward.“

Talwen war klar, was er meinte. Das Gedicht hatte von ihm gesprochen und aus irgendeinem Grund war seine Ankunft hier vorhergesagt worden. Doch warum war er hier? Warum gerade er? Was hatte es mit der Magie auf sich? Warum konnte dieses Wesen ihn nicht verletzen? Er wollte eine Antwort auf diese Fragen.

„Du, Hochkönig von Asaron, Wächter, Herr und Gebieter, sage mir, wie es so weit gekommen ist, dass dein Königreich in Ruinen liegt, dass die Sonnenelfen der westlichen See alle tot sind und die Quelle bis vor kurzem erloschen war!“

„Du kleiner, erbärmlicher Wicht, der sich dreisterweise meinem gerechten Urteil widersetzt, verstehst nichts! Die Stadt der Sonnenelfen, der westlichen See, meine Stadt, war vor eintausend Jahren die mächtigste Stadt der Welt. Keiner konnte sich mit uns messen. Wir eroberten alle Länder um uns herum und unterjochten die niederen Völker. Ich herrschte über Land und Meer und Lüfte. Unsere Magie ließ uns nicht mehr altern, schützte uns vor Krankheiten, machte uns stärker und größer als alle anderen Völker. Wir benutzten sie als verheerende Waffe für den Krieg und schmetterten alles nieder, was sich uns in den Weg stellte. Die Quelle war das Herz des Ozeans. Ein Relikt von himmlischer Macht. Geschaffen vom großen Magierkönig Ulsaron Marilia Lor Azun, dem Vater meines Großvaters, zehntausend Jahre vor meiner Geburt.“

„Wenn ihr so mächtig wart, wieso seid ihr dann untergegangen?“

„Die Quelle verriet uns. Eines Tages kam ein dunkler Magier vor meinen goldenen Thron gekrochen, der behauptete, der Bruder meines Urgroßvaters zu sein. Er beanspruchte mein rechtmäßiges Eigentum für sich. Das Relikt. Als ich ihn für dieses Verbrechen töten ließ, hinterging mich mein Relikt. Es verstieß mich. Es beschwor gewaltige Stürme und Erdbeben auf meine Stadt. Wir versanken im Meer und wurden begraben. Seitdem bin ich eingesperrt, unrechtmäßig geknechtet, einem einfachen Bauernjungen an Macht unterlegen und das ist mein Fluch.“

Deshalb konnte dieser einstige König ihn nicht verletzen. Er war verflucht. Verflucht, von allen und jedem besiegt und gedemütigt zu werden, als Strafe für seinen Hochmut. In dem Gedicht war überhaupt nicht die Rede von ihm. Es bedeutete einfach nur, dass der König von einem niederen Untertanen besiegt werden sollte. Er teilte diese Gedanken mit Brogar und dieser verstand. „Wir werden dafür sorgen, dass dieser Bastard bekommt, was er verdient“, sagte der Ork. „Vertraust du mir?“

„Immer“, antwortete Talwen.

„Dann überlass mir etwas Kontrolle. Ich werde aus deinem Mund mit deiner Stimme sprechen.“

„Was hast du vor?“

„Ich glaube ich weiß, was seine größte Schwäche ist, an der er zugrunde gehen wird.“

Talwen tat, worum Brogar ihn bat und so sprach der Ork mit der Stimme des Halbblings.

„Hey, König der Ruinen!“, rief er. Der Angesprochene begann zornig zu fauchen, doch Brogar ließ sich davon nicht beeindrucken. Er verhöhnzte ihn weiter: „Du großer Herr von feuchten, nach Verwesung stinkenden Höhlen, Gebieter der Fledermäuse und Pestratten, Wächter der Steine, dir gehört gar nichts rechtmäßig. Du warst mal ein König, doch nun bist du nichts als ein Häufchen Elend. Und nicht etwa, weil du verraten wurdest, sondern weil du einfach zu gierig und zu hochmütig warst, du vermodernde Leichenfresse. Deine Kräfte können nicht einmal einem Bauernjungen schaden, dein Palast liegt in Ruinen, der Name deines Königreiches ist längst vergessen und du nennst dich noch König.“

„SIEHST DU NICHT MEINE KRONE?“, schrie er mit einer unbeschreiblich schrecklichen, verschlingenden Wut. Doch Brogar lachte nur: „Das Ding da auf deinem Schimmelschädel? Nichts als wertloses Altmetall. Kaum gut genug, um es einzuschmelzen.“

Da begann der Leichenkönig aus purem Hass und unendlichem Zorn zu brüllen. Seine gierigen weißen Augen bohrten sich in den Halbbling hinein und die Dunkelheit seiner Seele drang nach außen. Ein Wirbel aus Finsternis umgab ihn und diese Finsternis warf er um sich.

„STIRB DU RATTE, STIRB!“ Seine Stimme hallte überall wider. Blaue Lichtblitze schossen aus den dunklen Wolken hervor, die er ausspie und aus seinen Händen schleuderte. Talwen wich zurück, doch nichts, was der rasende König auf ihn feuerte, konnte ihn verletzen. Es berührte ihn nicht einmal.

Das Einzige, was er tat, war, sich durch seinen Zorn und seine unendliche Raserei langsam selbst zu verschlingen in dem verzweifelten Versuch, seinen Kontrahenten mit sich zu reißen. Er schrie und tobte immer weiter. Seine Zaubersprüche und bösen Flüche, die er gegen den Halbbling warf, halfen ihm nicht und wurden nur zu ihm zurückgeschleudert.

Schließlich begann er zu bluten. Schwarzes, klebriges Blut sickerte aus hunderten Wunden. Seine eigene Dunkelheit verletzte und verschlang ihn. Irgendwann schrie er nicht mehr nur aus Hass, sondern auch aus Schmerz. Sein leichenähnlicher Körper fiel auseinander, seine Augen starrten weit aufgerissenen Himmel, als er

schreiend zu Staub zerfiel. Seine schwarze Krone fiel auf den Boden und zersprang in tausend Teile, als wäre sie aus Glas. Die Dunkelheit verfloß und plötzlich war von dem gefallenen König nichts mehr übrig.

Mit ihm ging auch all die dunkle Magie, die er über Jahrhunderte in das magische Relikt hatte fließen lassen. Mit einem lauten Knall krachte das Tor zu und fiel in sich zusammen. Talwen wich zurück.

Es war geschafft. Der König, der ihn, das wurde ihm jetzt klar, seit seinem Traum zu sich gerufen hatte, der Quell allen Übels auf dieser Insel war besiegt.

Als der Staub sich lichtete, ging Talwen auf den Trümmerhaufen zu. Zwischen den schwarzen Steinen lag ein silbernes Siegel. Eine runde Platte, von zahlreichen Symbolen geziert. Talwen nahm es an sich. Dies musste das Relikt sein, von dem der König gesprochen hatte.

„Er meinte, es würde Krankheiten heilen und Stärke und Macht bringen“, sagte Brogar. „Na das nenne ich mal ein wertvolles Geschenk für den Rat.“

Talwen streckte seine Hand danach aus. Die ganze Zeit über war die Quelle der Dunkelheit und der Angst in diesen Höhlen dieses Relikt gewesen. Doch nun, da der Einfluss des dunklen Königs fort war, endete diese Angst. Die Dunkelheit und die bedrückende Stille, das Grauen waren wie weggeblasen. Er nahm es in die Hand und mit einem Mal wurde alles von der Gutmütigkeit und dem Leben erfüllt, das Talwen tief in seinem Herzen trug. Die Höhle flutete sich mit Licht, überall begannen Pflanzen und Pilze aus dem Gestein hervorzusprießen. Tiere krochen wieder zwischen den Ruinen herum, die sie bislang stets gemieden hatten. Es begann Leben in die Schwärze düsterer Schatten einzukehren.

„So etwas habe ich wirklich noch nie gesehen“, erklärte Brogar, „Das ist bislang die beste Geschichte, die wir zu erzählen haben.“

Als sie in der Gestalt ihrer Harpyie aus der Höhle flogen, das Relikt in den Klauen, bemerkten sie etwas Merkwürdiges. In den weiten Mooswiesen, die von hier aus zu sehen waren, weil der blaue Strahl die Wände zwischen den beiden Gewölben eingerissen hatte, waren Spuren zu sehen. Und zwar überall. Elfische Spuren. Da wurde es Talwen auf einen Schlag klar, die Schwebequallen waren wieder in ihre eigentliche Form verwandelt worden. Ihr Fluch war gebrochen. Augenblicklich bogen sie dorthin ab und suchten nach den Hinterbliebenen. Sie fanden sie. Um einen großen, moosbewachsenen Felsen versammelt, scharten sie sich zusammen. Einer von ihnen stand auf dem Felsen. Talwen und Brogar flogen auf ihn zu und landeten neben ihm. Sie verwandelten sich zurück.

Der Elf sprach sie an: „Gestaltwandler, wart Ihr es, der uns befreit hat?“

„Ja das war ich. Und ihr seid Hinterbliebene der Sonnenelfen von Asaron?“

„Ja, wir sind die letzten unseres Volkes und dank euch sind wir von unserem Fluch befreit. Ich bin Hask Gablim, einer der Hohepriester der alten Zeit. Wir haben abgestimmt und ich werde die Aufgabe übernehmen, unser Volk und unsere Heimat in dieser neuen Welt wieder aufzubauen.“

„Dabei wünsche ich euch von Herzen alles Gute. Ihr habt zu lange unter einem Fluch gelitten, der nicht für euch bestimmt war.“

„Wir danken Euch, Gestaltwandler. Nun geht, wir haben euch in unserer anderen Gestalt zugehört, als Ihr Eure Studien betrieben habt. Wir wissen, dass Euch das Heimweh plagt.“

„Ja das tut es. Dann lebt wohl“, sagte Talwen und wollte sich gerade zum Gehen wenden, als ihm etwas einfiel. Er holte das Relikt hervor. „Wartet. Hier nehmt das. Es steht euch rechtmäßig zu. Es gehört eurem Volk und es wird euch auf eurem Weg helfen.“

Der Priester sah überrascht auf das Relikt. „Ihr gebt es uns? Oh, ich danke Euch. Es wird wahrlich eine große Hilfe sein. Wie können wir uns je dafür revanchieren?“

Der Halbling hatte da eine Idee: „Wisst Ihr, ich komme aus einem Land namens Volkesland. Wir haben gerade eine Revolution hinter uns. Das heißt, wir benötigen neue Ressourcen. Vielleicht könnten wir mit euch Handel treiben und ein bisschen was aus den Höhlen hier mitnehmen?“

„Das ist eine gute Idee. So soll es sein.“

Damit war es beschlossen. Das Relikt blieb hier bei seinem Volk, wo es hingehörte. Dafür hatte Volkesland nun einen neuen Handelspartner und einige neue Rohstoffe und Pflanzen zum Anbauen.

Einige Tage später war das Lager abgebaut, die ‚Morgenwind‘ war wieder see-tauglich gemacht worden und der Laderaum war voll beladen mit Erzen, fremden Früchten, Pilzen und Kristallen. Gegen Abend machte sich das Schiff auf die Reise nach Hause. Talwen hatte seine Mission erfüllt und die Opfer waren nicht umsonst gewesen. Nun war es Zeit heimzukehren in seine Wälder, zu seinen Freunden. Zufrieden stand er am Bug der ‚Morgenwind‘ und bewunderte ein weiteres Mal den Sonnenuntergang.

26 | KARTANIEN

von Paul Richter



GUTE GESCHÄFTE IM SÜDEN

Die Benachrichtigung des Hohen Rates, eine Expedition in ein unbekanntes Land zu machen, erhielt ich in meinem Labor, als ich gerade dabei war, eine Kräutermixtur anzurühren. Einer meiner Lehrlinge informierte mich darüber, dass ein Schreiben des Rates eingetroffen war. In dem Schreiben stand: „Höret, ihr alle, die ihr mutig, neugierig und unerschrocken genug seid! Der Rat von Volkesland sucht euch! Ihr werdet in alle Richtungen über die Grenzen gehen und schauen, was sich bei unseren Nachbarn getan hat. Legt Karten an, zeichnet ein, was ihr seht, und berichtet dem Rat mit den Brieftauben, die ihr bei eurer Abreise erhaltet, regelmäßig über eure Fortschritte, damit wir wissen, wie es euch ergeht und was ihr alles Spannendes erlebt habt. Welche Wesen leben da, was gibt es Unbekanntes – schildert es uns.“ Darunter befand sich noch die Anweisung, die Küste nach Süden entlang zu erkunden. Ich kenne viele der Ratsmitglieder gut, da ich gute geschäftliche Beziehungen dorthin unterhalte und im Rat einen guten Ruf genieße. Mir war sofort klar, warum ich für diesen Auftrag auserwählt worden war, schließlich schätzte der Rat meine Experimentierfreude und meinen Forscherdrang.

Allerdings bezog sich dieser bisher auf die Entwicklung neuer Sprengstoffe für die Eisenbergwerke in VOLKESLAND. Eine Expedition in ein unbekanntes Land war da schon eine ganz andere Sache. Nachdem sich in den letzten Jahren aber so viel in VOLKESLAND verändert hatte, dachte ich mir, ich sollte vielleicht mit der Zeit gehen und einen Schritt hinaus in die bekannte Welt wagen. Eine solche Reise sollte allerdings gut vorbereitet werden. Zuerst musste eine Mannschaft zusammengestellt, dann genügend Proviant und schließlich ein Schiff besorgt werden. Nach einigem Hin und Her mit dem Rat wurde mir versichert, dass alle Kosten übernommen werden würden. An der Küste von VOLKESLAND gibt es eine große Werft, in der noch alte Segelschiffe auf dem Trockenen liegen. Wahrscheinlich hätten sie gewartet und überarbeitet werden müssen, aber in 200 Jahren Abstinenz ist das Wissen darüber leider verloren gegangen. In der Zwischenzeit stellte ich eine Besatzung aus meinen Angestellten zusammen, die bereit waren, an diesem Abenteuer teilzunehmen.

Nach einer intensiven Beratung und Rücksprache mit dem Rat beschlossen wir, mit einem Segelschiff die Küstenlinie entlangzusegeln. Der Landweg schien uns zu langwierig und gefährlich. Auf dem Schiff konnten wir genug Vorräte und Schießbeisen zur Verteidigung mitnehmen. Auch wollten wir unsere Partnerinnen mitnehmen, da diese uns Mut spenden und die Zeit angenehmer machen würden, so dachten wir. Das einzige Problem wäre das Segeln und die Erfahrung zur See, die wir alle nicht hatten, da wir naturwissenschaftlich gebildete Menschen waren. Der Rat versprach uns jedoch, sich um alle Vorbereitungen zu kümmern.

Die Fabrik würde von meinem Schwager geleitet werden, solange ich als Fabrikleiter auf Erkundungstour im Auftrag des Rates war.

Nach einigen Wochen kam eine Brieftaube vom Rat, dass nun alles für die Expedition bereit ist. Wir fuhren mit unseren Frauen auf Pferdekutschen an die Küste, um das Schiff in Augenschein zu nehmen und dann weiter zu beraten. Es gab in ganz VOLKESLAND keine erfahrenen Seeleute, die uns hätten begleiten können, da der Schiffsverkehr vor 200 Jahren eingestellt wurde. Auch konnten keine Matrosen von außerhalb rekrutiert werden, da alle Kontakte abgebrochen waren und die Aufnahme zu lange gedauert hätte. Der Rat war aber so freundlich, uns einen Kartografen an die Seite zu stellen, der auf dem Schiff navigieren sollte. Wir trafen ihn am Hafeneingang. Das Hafengelände war runtergekommen und es lag eine einsame, gespenstische Stille über ihm. Vom Meer her zogen Nebelschwaden durch die kalte Luft an die Kaimauer. Es roch nach Seetang, Plankton und Meersalz. Seemöwen kackten auf die vom Wasser abgeschliffenen Steine in der Brandung.

Wir waren am Mittag mit dem Kartografen verabredet. Er stand bei unserer Ankunft am Eingangstor und erwartete uns bereits: „Guten Tag die Herrschaften, ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Reise. Mein Name ist Kai, ich bin ausgebildeter Kartenzeichner und Vermesser. Der Rat hat mich geschickt, um unsere Mission vorzubereiten. Das Schiff ist bereits mit allem Nötigen beladen und bereit zum Ablegen.“ Ich grüßte zurück und wir stellen uns kurz vor. „Ich schlage vor, dass wir alles weitere woanders besprechen. Gibt es hier eine Gelegenheit, um uns aufzuwärmen?“

Der Kartograf drehte sich um und sagt zu uns, wir sollten ihm folgen. Er führte uns zu einem großen, verfallenen Gebäude, das anscheinend in früheren Zeiten als Speicher für Schiffs Ladungen diente. Hier hatten Kais Leute ein improvisiertes Quartier eingerichtet, es standen Feldbetten und Tische mit Stühlen vor Fässern und Kisten, Seile, in der Fachsprache Talje, Taue und Takel genannt, lagen verstreut über dem Boden. Eine Feuerschale sorgte für Wärme.

„Macht es euch gemütlich“, sagte Kai, als wir die Halle betreten hatten.

Nachdem wir uns aufgewärmt und einigermaßen eingerichtet hatten, war es nun an der Zeit, die wichtigen Dinge zu besprechen. Kai stellte sich vor uns und fingt an, eine kleine Rede zu halten: „Dem Rat ist diese Mission besonders wichtig, sie ist Teil einer Reihe von Expeditionen, die durchgeführt werden, um unser Land aus seiner Isolation zu holen und möglicherweise neue Partner und Verbündete zu finden. Dazu werden Erkundungstrupps in alle Himmelsrichtungen entsandt, um Karten anzulegen und den Kontinent, auf dem wir uns befinden, zu erforschen. Wir alle, mich eingeschlossen, sind nun einer dieser Erkundungstrupps, die den Auftrag haben, das Gebiet südlich der bekannten Küste von VOLKESLAND zu entdecken. Ich wurde vom Rat auserwählt, da ich ein ausgezeichneter Navigator bin und auch in unbekanntenen Regionen stets die Orientierung behalte. Dies habe ich in den Jahren, die ich mittlerweile für die Gebietsverwaltung der Bergregionen arbeite, bewiesen. Vor knapp zwei Wochen kontaktierte mich der Rat mit der Bitte, ein Schiff klarzumachen und die Navigation für eine Expedition zu übernehmen. Mit Restauratoren und Logistikern des Rates gemeinsam haben wir ein altes Segelschiff, das gut erhalten ist, ausgesucht und mit den Vorräten beladen, die ihr gewünscht hattet. Viele lagen im Trockendock und sind deswegen von Algenwuchs verschont geblieben. Ich habe die vergangenen Tage damit verbracht, Skizzen der verschiedenen Decks anzufertigen.“ Er ging zu einem Regal und nahm aus einem Fach Zeichnungen, auf denen Striche zu sehen waren und teilte sie an uns aus.

„Die Takelage des Schiffes besteht aus drei Masten, ein Fockmast, ein Großmast und ein Besanmast, ein Achterdeck, ein Hauptdeck und Backbord. Darunter befinden sich zwei Etagen mit Kajüten, Lagerräumen und Kombüse. Die genauen Positionen seht ihr auf den Zeichnungen. Ich denke, ihr habt schon überlegt, wer mit wem zusammenschläft. Wie die Segel im Detail gesetzt werden müssen, wissen wir leider nicht genau, wir haben in einigen Hafengebäuden Aufzeichnungen gefunden, die mit Knoten und Segeln in Verbindung stehen, können uns aber nicht auf alles einen Reim machen. Zur Steuerung des Schiffes dürfte es aber dennoch reichen.“

Die darauffolgenden Tage verbrachten wir damit, die Segel zu studieren und Knoten binden zu lernen, was viel Kraft in Anspruch nahm. Dass das Steuerrad das Ruder steuert, war allerdings sehr schnell klar. Dann schließlich, nach der Eingewöhnungszeit, beschlossen wir loszufahren und liefen aus dem Hafen aus, was die erste Schwierigkeit war, da der Wind uns zurück in den Hafen wehte und die Segel entsprechend umgesetzt werden mussten. Aber so lernten wir, die Segel bei Wind unserem gewünschten Kurs anzupassen.

Die See war kalt und rau, doch das sollte nicht die einzige Schwierigkeit bleiben, bald fühlten sich die ersten seekrank vom ständigen Auf und Ab des Schiffes.

Zum Glück hatten wir entsprechende Gegenmittel dabei, um die Übelkeit etwas zu mildern.

Das Schiff bestand aus insgesamt drei Decks, dem Oberdeck mit Brücke, einem mit den Kajüten, der Kombüse und einem Offizierskasino und einem weiteren ganz unten, welches als Vorratsraum diente. Aufgrund der Salzlake roch es dort stark nach Meersalz.

Nachdem der erste Tag auf See vergangen war, trafen wir uns zur Besprechung auf dem Oberdeck am Großmast. Ich hielt meine erste Ansprache als Kapitän an Bord: „Guten Abend allerseits, es freut mich, dass ihr euch eingerichtet habt und es soweit keine Probleme gibt. Da es von nun an kein Zurück mehr gibt, ist es wichtig, dass wir uns alle an gewisse Regeln halten, da wir von nun an aufeinander angewiesen sind. Es gibt einen Speiseplan, der wöchentlich von mir und Jack (ich zeigte mit meinem Arm auf ihn), unserem Smutje, ausgearbeitet wird. Es gibt zwei warme und eine kalte Mahlzeit am Tag. Die Vorräte sind rationiert und keiner trinkt oder isst etwas ohne meine Erlaubnis. Hält sich jemand nicht an diese Regel, bringt er mit seinem Verhalten die Mission in Gefahr. Sind die Vorräte vorzeitig aufgebraucht, müssen wir uns andere Nahrungsquellen suchen, vorzeitig umkehren oder verhungern. Falls unsere Mission innerhalb von drei Monaten erfolglos bleibt, kehren wir nach VOLKESLAND zurück, da ansonsten unser Proviant zu Neige geht. Falls es innerhalb der Mannschaft zu Streitigkeiten kommen sollte, kommt zu mir oder Kai, und wir werden das klären. Für den Fall, dass unser Schiff angegriffen wird, liegen auf der Brücke Gewehre mit Schwarzpulver bereit. Es ist angedacht, einmal im Monat eine kleine Feier zu machen, die bei Sonnenuntergang hier stattfindet, zu diesem Zweck befinden sich Weinflaschen mit an Bord. Seht es als potenzielle Belohnung für eure Arbeit. Wenn ihr Fragen an mich habt, stellt sie mir, ansonsten war es das von meiner Seite.“ Da es keine Fragen gab, ging es weiter zum Essen. Jack hatte vortrefflichen Mehlkloß gekocht. Gutes Essen ist wichtig, da es über Wohl und Wehe einer Schiffsreise entscheidet. Die Besatzung bestand aus elf Personen: Kai, Anton und seine Frau Michelle, Fred und seine Frau, Jack der Koch (Smutje), der Küchenjunge, der Junge, der das Deck schrubbte, Sigmar die Heilerin, ihre Zimmergenossin Umbrella und meiner Person. Alle hatten ihre Kajüten bezogen und sich eingerichtet, Probleme gab es keine.

Allerdings machte sich Umbrella durch ihre Art unbeliebt, sich ständig gelangweilt zu zeigen und sich über alles zu beschweren. Ihre eigentliche Aufgabe war nur das Protokollieren der Reise, um den Bericht später dem Rat vorlegen zu können. Es brachte unnötig Unruhe in die Mannschaft, wenn sich einer derartig rücksichtslos verhielt. Das konnte gerade bei solchen Expeditionen schwere Folgen haben.

Wie ich später erfahren sollte, ging ihre Rücksichtslosigkeit aber noch viel weiter. Fürs Erste war ich allerdings froh, dass bisher alles glatt ging und genoss die ausgelassene Stimmung. Nach dem Essen spielte Sigmar auf ihrer Flöte, wozu Anton und Kai zu tanzen versuchten. Aber schon mit dem Grundschrift gab es Probleme – vor, links und schließen. Die untergehende Abendsonne, die warmen, rotgelben Strahlen über dem weiten blauen Meer und eine kühle Brise ließen mich müde werden. An die salzige Seeluft hatte ich mich inzwischen einigermaßen gewöhnt. Und so war ich irgendwann froh, als sich der Abend allmählich dem Ende zuneigte und sich alle langsam auf den Weg in ihre Kajüten machten.

In der Nacht schlich Umbrella zu Jack in die Kombüse. Der schnarchte sabbernd in der Hängematte vor sich hin. Der Schiffsjunge, der Jack in der Küche aushalf, lag schlafend am anderen Ende der Kajüte auf einer Strohmatten und merkte nichts von ihrem Besuch. Jack erschrak mit einem dumpfen Schrei, als er Umbrella erblickte, war aber sofort erfreut, sie in seinem Schlafzimmer zu sehen. Er betrachtete ihr glattes Gesicht und brustlanges, rotes Haar. Nach einer Weile sagte sie schließlich: „Jack, du bist doch für die Vorratskammer zuständig. Besorge mir doch bitte den Wein von den Weinbauern in den nördlichen Bergregionen von VOLKESLAND. Ich würde so gerne mal ein Glas davon trinken.“ Als Wärter über das untere Deck und den Proviant war sich Jack seiner Verantwortung bewusst. Von der Versorgung hing schließlich der Erfolg der ganzen Mission ab. Doch Umbrella konnte er die Bitte schwer abschlagen, wenn diese so höflich fragend in seiner Kajüte stand. Sie glücklich machen zu können und vielleicht mehr bei ihr zu erreichen, war eine zu verheißungsvolle Aussicht, jedenfalls für Jack.

„Also schön“, sagt er schließlich, während sein Blick ihren Körper musterte. Sie schlichen auf den Flur, welcher von schwachem Fackellicht beleuchtet war und gingen in den Vorratsraum für die Kombüse. In der Mitte der Vorratskammer führte über eine Luke im Boden eine kleine schmale Leiter hinab in den Rumpf. Dort befand sich der Wein, auf den es Umbrella abgesehen hatte. Jack bückte sich und entriegelte die Luke mit einem Schlüssel, welcher ein dickes Schloss entspernte. Anschließend öffnete er die Falltür. Es kostete ihn Kraft und Vorsicht, denn jedes Knarren des alten Eisens konnte die anderen wecken. Umbrella stieg hinab und nach einer Weile hatte sie gefunden, wonach sie gesucht hatte. Glücklich stieg sie wieder hinauf zu Jack.

„Danke Jack, dass du das für mich getan hast. Dieser edle Tropfen tut mir auf diesem grässlich langweiligen Schiff bestimmt sehr gut.“ Jack lächelte verlegen.

„Gerne, das war doch kein Problem.“ Unbeholfenheit machte sich in seinem Gesicht breit, seine Stimme wurde zunehmend unsicher.

„Du siehst sehr schön aus heute.“

Selbstzufrieden schaute Umbrella Jack an: „Ja, nicht wahr?“

Um die aufkommende unangenehme Situation zu bereinigen, schob sie hinterher: „Wir sollten langsam wieder schlafen gehen, bevor uns jemand hier bemerkt.“

„Darfich dir noch etwas Gesellschaft leisten, Umbrella? Wir könnten zusammen ein Glas trinken. Natürlich nur, wenn du möchtest“, ließ Jack nicht locker. „Ich weiß, dass du nicht an Alkohol gewöhnt bist, Jack, und wenn du betrunken zum Frühstück erscheinst, merken das die anderen sofort“, entgegnete sie.

In VOLKESLAND hatten zu Herrscherzeiten nur die Reichen Zugang zu Wein und Alkohol, weshalb Umbrella mit ihrer Aussage rechtbehielt. Sie kam schließlich aus gutem Hause, während Jack sich in Antons Fabrik zum Koch hocharbeiten musste. Da Jack zu nervös war, um die Konversation fortzusetzen, ging Umbrella hinaus auf den Flur und verschwand schließlich in ihrem Zimmer. Jack stand noch eine Weile da und musste erstmal verarbeiten, was in den letzten zwanzig Minuten geschehen war. Wie hatte er sich nur so von seinem Trieb leiten lassen können, ging er mit sich ins Gericht. War er mit der plötzlichen Situation überfordert gewesen? Als kleiner Junge hatte Jack gelernt, sich in der Gruppe gegen andere durchzusetzen, aber gegen den Charme einer Narzisse war er dennoch chancenlos. Nachdem er seinen inneren Monolog beendet hatte, schloss Jack vorsichtig die Luke und legte sich wieder hin, in der stillen Hoffnung, dass sein Handeln keine Konsequenzen haben würde.

Am nächsten Morgen versammelten sich alle zum gemeinsamen Frühstück. Von der nächtlichen Interaktion hatte glücklicherweise niemand etwas mitbekommen. Ich hielt als Kapitän die morgendliche Ansprache und fragte wie üblich nach dem Wohlergehen der Mannschaft. Laut Plan gab es heute Linseneintopf. Fast beiläufig machte der Schiffsjunge, der für die Sauberkeit des Decks verantwortlich war, eine Bemerkung.

„Umbrella, Ihre Bluse ist dreckig.“ Ihr selbst war das bis dahin gar nicht aufgefallen, es waren ein paar dunkelrote Flecken auf weißem Stoff. Interessiert blickten sich die anderen zu ihr um. Es lag eine unguete Vorahnung in der Luft. Als Kapitän war es meine Aufgabe, die Situation richtig einzuschätzen und zu reagieren. Also beschloss ich, Umbrella direkt darauf anzusprechen. Hier war meine Autorität gefragt. Wir gingen kurz auf den Gang. „Nun, Umbrella, was hast du zu deiner Verteidigung zu sagen?“ Ich beschloss gleich in die Vollen zu gehen und so für klare Verhältnisse zu sorgen.

„Alberto, ich verstehe diese ganze Aufregung nicht! Ich habe mir letzte Nacht nur

eine Kleinigkeit zum Vergnügen geholt, nach dem Tanzen gestern Abend hatte ich einfach Lust darauf.“

„Umbrella, das geht so nicht, das ist komplett egoistisch von dir. Wie bist du überhaupt an den Wein gekommen? Der ist doch im Unterdeck verladen?“

„Ich habe Jack überzeugt, ihn mir zu geben.“

„Das wird ein Nachspiel haben. Nach dem Frühstück werde ich den Rat über dein Verhalten informieren und er wird eine Entscheidung treffen. Wir werden später noch einmal darüber reden.“

Umbrella hatte in ihrem Gesichtsausdruck kein Anzeichen von Schuldbewusstsein, sie wirkte eher verwundert über den ganzen Trubel, der um sie veranstaltet wurde. Nach dem Essen traf ich in unserer Kajüte mit Kai zusammen, um die Lage zu besprechen. Ich schilderte ihm kurz die Lage und er schrieb eine Nachricht an den Rat, die wir mit einer Brieftaube überbrachten.

Am nächsten Tag kam die Antwort des Rates. Wir sollten uns von Umbrella trennen, da der Erfolg der Mission in Gefahr zu geraten drohte, wenn wir ihr Verhalten dulden würden. Dies teilen wir Umbrella mit. Sie würde mit einem Rettungsboot am Strand ausgesetzt werden. Sigmar beschloss, sie zu begleiten, da sie sich nicht vom Umbrella trennen und allein sein wollte.

Um Punkt zwölf Uhr mittags war es dann soweit, alle standen versammelt an Deck und das Boot mit den beiden wurden heruntergelassen. Beim Anblick des davongleitenden Bootes machte sich eine Stimmung aus Mitleid, Sorge und Wut in der Mannschaft breit. „Mir war sie von Anfang skeptisch“, ergriff schließlich Anton als Erster das Wort.

Es vergingen einige Wochen, ohne dass etwas Berichtenswertes geschah. Die Küste wandelte sich von Steinklippen zu Sandstränden und Laubwäldern, ohne dass dort etwas Besonderes zu erkennen gewesen wäre. Schließlich sahen wir eines Tages andere Schiffe auf dem Meer, die die Küste entlang weiterfuhren.

Der erste Blick vom Schiff auf die Stadt war eindrucksvoll, wir sahen breite Straßen mit vielen kaufmännischen Prachthäusern. Am Pier empfing uns ein Lotse. Nach dem Anlegen im Hafen gingen wir zum Hafenmeister, um unser Schiff anzumelden. Er beäugte misstrauisch unsere Volkeslandfahne am Mast. Für unsere Herkunft schien sich unser Gegenüber allerdings dann doch nicht sonderlich zu interessieren, wichtiger schien ihm die Vergütung seiner Dienstleitung. Das große Problem war die Kommunikation, ein paar seiner Worte wie Schiff oder Wasser waren mit unserer Sprache identisch, die Grammatik und der Großteil der Wörter

waren jedoch kaum zu verstehen. Mit Handgesten und Mimik gelang es mir irgendwann, mein Anliegen rüberzubringen. Für vier Wochen Liegegebühr erhielt er vier Kisten Wein, das war das Wertvollste, was wir bieten konnten.

Nachdem wir die Formalitäten geklärt hatten, war bei allen die Lust auf einen Landspaziergang ungeheuer groß. Da der Pier, an dem unser Schiff lang, nicht viel zu bieten hatte, gingen wir zur Hafen-City, also zum zentralen Verwaltungsbereich des Hafens. Unterwegs fielen uns die vielen unterschiedlichen Ethnien und Nationen an Menschen auf, die sich zwischen den Fassaden und Kränen aufhielten. An der zentralen Hafenspaziergasse gab es neben zahlreichen Gaststätten auch anderes Gewerbe, von Bekleidungsgeschäften bis zur Prostitution war alles dabei. Zu unserer Begrüßung gab es eine Schlägerei zwischen zwei Männern, die offenbar angetrunken über irgendwas stritten, aber es ging dabei nicht um uns. Die anderen standen schaulustig daneben. Wir hatten Goldmünzen aus Volkesland in größerer Menge dabei. Das war unsere einzige Möglichkeit, in diesem fremden Land zu bezahlen, sofern unser Zahlungsmittel akzeptiert werden würde. Fürs Erste hatten wir zwar noch genug Nahrungsvorrat auf unserem Schiff, jedoch planten wir bereits eine Tour in die Stadt und darüber hinaus ins Landesinnere, um dieses fremde Land bestmöglich zu erforschen.

Am nächsten Morgen machten wir einen Ausflug zu Fuß ins Stadtzentrum. Mir fiel auf dem Weg bei einer Fabrik ein Hochofen auf, an welchem vier Männer standen und an einer Konstruktion zu pumpen schienen. Ich vermutete, die Männer speisten die Anlage mit Sauerstoff, um eine höhere Schmelztemperatur des Hochofens zu erreichen. Eine interessante Gerätschaft für Volkesland. Auf dem Markt gab es einen interessanten Stand mit lila leuchten Amethysten. Dieser Quarz wurde als besonders hart und leicht angepriesen. Auf meine Frage, von wo diese Steine denn kommen würden, antwortete der Händler, aus einem Bergwerk, welches an einer Siedlung an der Hauptstraße gelegen sei, die ins Landesinnere führte. Ansonsten gab es bei einem anderen Stand noch merkwürdige Früchte, die wie braune Kugeln aussahen und Milch enthielten.

Am nächsten Tag beschlossen wir, weiter ins Landesinnere zu fahren. Es gelang uns, dafür zwei Kutschen zu kaufen. Die Straße war gepflastert und gut ausgebaut, irgendwann wurde der Verkehr weniger. Während der Fahrt wurden wir überholt und plötzlich fielen Schüsse. Fremde Männer sprangen auf die Wagen und nahmen unser Gepäck mit. Danach beschlossen wir, im Wald ein Lager einzurichten, welches von der Straße aus nicht einsehbar war, zur Sicherheit, man wusste ja nie, was passiert. Aus dem Holz und den Tüchern der Wagen bauten wir notdürftig Zelte.

Am Ende blieb von den beiden Wagen nichts mehr übrig. Jack begann, mit den beiden Jungs die vier Pferde zu schlachten, was eine äußerst grauenvolle Angelegenheit war, aber es sicherte fürs Erste den Vorrat an Fleisch. Die Nacht war trotz des warmen Klimas kühl und es gab wilde Raubtiere, die wie Wölfe aussahen. Sie griffen uns manchmal unerwartet an, aber zum Glück nur einzeln und nicht im Rudel. Anton konnte sie mit der Armbrust abschießen. Kai und ich beschlossen, dass immer einer aus der Gruppe an der Straße Wache schieben und nach Hilfe Ausschau halten sollte. Die anderen sollten sich darum kümmern, Trinkwasser und Nahrung zu besorgen, da unsere Vorräte von den Räufern gestohlen worden waren. Hier kamen die Fähigkeiten von Fred und seiner Frau zugute, die wussten, wie man in der Natur Wasser gewinnt. Auch wussten sie um die Nahrungsbeschaffung in der Natur Bescheid und gaben den anderen entsprechende Anweisungen. Es würde ungefähr eine Woche dauern, bis die Vorräte wieder aufgefüllt sein würden. In der Zwischenzeit schickte ich eine Brieftaube an den Rat, um ihn über die aktuelle Situation zu informieren.

Nach einer Woche kam die Antwort des Rates. Wir sollen zur nächsten Siedlung gehen, Kontakte knüpfen und etwas finden, was Volkesland voranbringen kann, sei es ein Mineral, ein Artefakt oder nützliches Wissen.

Das Kontakteknüpfen konnte aufgrund der Sprache etwas schwer werden, wenngleich die Leute in diesem unbekanntem Land doch bisher alle freundlich waren, von den Räufern einmal abgesehen. Wissen um Technologie gab es sicher zu finden, gerade was die Verarbeitung von Keramik und anderen Werkstoffen anging, soviel konnte ich in der Stadt schon beobachten. Es gab große Steinöfen mit Vorrichtungen zum Luft pumpen, die für die Industrie in Volkesland äußerst interessant sein konnten, um etwa die Eisenschmelze zu verbessern. Mit zwei Brettern wird Luft in den Ofen gepumpt, die Vorrichtung wird von einem angenageltem Tierdarm zusammengehalten. Das Auf- und Abdrücken der Bretter bewirkt einen Luftstrom.

Wir beschlossen uns in zwei Gruppen aufzuteilen, ein Teil suchte weiter nach dem Bergwerk und der andere weiter nach dem Diebesgut. Meine Gruppe, bestehend aus mir, Kai, Anton und seiner Frau gingen den Weg entlang in die Richtung, in der das Bergwerk liegen sollte. Die anderen suchten die Strecke nach Spuren der Räuber ab. Am Abend wollten wir uns alle wieder im Lager treffen, um die Ergebnisse zu besprechen. Die Straße führte durch dichten Wald über leicht bergiges Gebiet. Nach etwa zwei Stunden Fußmarsch erblickten wir am Horizont hohe Türme an einem Berghang, zu dem die Straße hinzuführen schien. Aus ihnen stieg

schwarzer Rauch auf. Kai schätzte die Distanz auf ungefähr 2 Stunden Fußmarsch, da der Weg durch ein flaches Tal führte. Nach kurzem Überlegen beschloss ich, dass wir den Weg bis zum Ende laufen. Dieser führte schließlich zu einer Siedlung, die aus Lehm und Holzhäusern bestand und in der es nach frisch geschlagenem Holz und Feuer roch. Die Türme, welche wir aus der Ferne gesehen hatten, gehörten zu einem eingezäunten Gelände, auf dem Loren aus in den Berg gehauenen Stollen führen. Überall wurde fleißig gearbeitet, die Männer waren mit schwarzem Ruß überdeckt. Je mehr wir in die Siedlung hinein gingen, desto schlechter wurde die Luft, bis sie stehen zu schien. Die Hitze verbrannte die Atemwege sowie Organe und wir hatten das Gefühl, zu ersticken. Es roch nach verbrannter Kohle. Ein paar Männer schauten uns komisch an, als sie uns erblickten. Nachdem sie mitbekommen hatten, dass wir ihre Sprache nicht verstehen, versuchten sie mit Handzeichen etwas zu sagen. Ich habe es als Warnung vor einer Gefahr interpretiert. Jedenfalls beschlossen wir die Siedlung zu verlassen und zum Lager zurückzukehren.

Zurück im Lager, erzählte uns die andere Gruppe, dass es entlang der Straße keine Spuren der Räuber gab.

Am nächsten Morgen gingen wir als versammelte Truppe zur nahegelegenen Siedlung. Wir stellten uns als Gesandte eines fernen Landes vor und erkundigten uns beim Vorarbeiter über die Quarze, die hier gefördert werden. Wir konnten zwar bei Weitem nicht alles verstehen, aber er zeigte sich uns gegenüber offen und sprach von der sehr guten Qualität der Steine und Mineralien, die er und seine Leute förderten. Dies könnte der Beginn einer wunderbaren Partnerschaft zwischen Volkesland und dieser Region an der Küste sein.

Wir beschlossen, unser Lager im Wald zu räumen und zurück zum Schiff zu gehen, da die vier Wochen schon fast rum waren. Wir wussten, dass wir voller neuer Erfahrungen und Geschichten in Volkesland ankommen würden.



DIE REISE EINER JUNGEN HEXE VERÄNDERUNG.

Ein sonniger Tag, eine junge Hexe, ein schwarzer Kater und ein netter alter Mann, der sich bereit erklärt hat, sie ein Stück mitzunehmen.

„Was bringt dich in diese Richtung? Ich sehe kaum junge Leute, die diesen Weg nehmen.“

Er sprach recht interessiert, wie jeder, der von ihrem Vorhaben erfuhr. Vielleicht fragten sie aus Höflichkeit, weil man ihr die Aufregung ansah, vielleicht waren sie wirklich interessiert.

Sie würde es nicht erfahren, aber vielleicht würde sie sich auf dieser Reise selbst finden. Sie war gerade einmal siebzehn und doch schon vom Leben ermüdet. Volkesland war nun frei und seine Bewohner wollten mehr – mehr wissen, mehr sehen, mehr Möglichkeiten.

Eines Morgens, ein Morgen wie jeder andere, überquerte die junge Hexe den Marktplatz.

Eine große Gruppe hatte sich um ein Blatt Pergament am Schwarzen Brett und einem jungen Mann gebildet. Es war nicht üblich, dass in Volkesland am Morgen so viel los war, also entschied die junge Hexe, es sich anzusehen. Es dauerte einen Moment, sich durch die Menge zu quetschen und den Mann zu erkennen, der neben dem Pergament stand. Es war niemand geringeres als ein Bote des Rats, Charlie. Die junge Hexe las das Pergament und drehte sich zu ihm.

„Abenteurer gesucht? Kannst du mir das genauer erklären?“ Als er ihre Stimme hörte, lächelte er und drehte sich zu ihr. „Guten Morgen Jane, ich dachte mir schon, dass du interessiert sein würdest.“ Er sprach mit demselben liebenswerten Ton, der die junge Hexe jedes Mal zum Lächeln brachte.

„Guten Morgen. Und worum genau geht es?“ Sie war nun noch neugieriger und platzte fast vor Aufregung, als Charlie sagte: „Der Rat sucht Abenteurer, die die Länder um Volkesland erkunden und Informationen sammeln. Du kannst dich im Rathaus anmelden. „Eine Reise, um die Nachbarländer zu erkunden?“ Die junge Hexe suchte Abwechslung, sie wollte etwas anderes sehen, finden, was sie vermisste

und anderen die Möglichkeit geben, mehr über ihre Nachbarländer zu erfahren. Es war perfekt und brachte sie zum Grinsen.

„Und wieder einmal hast du recht, Charlie. Ich bin sehr interessiert, ich danke dir. Hab einen schönen Tag.“ Sie wartete nicht einmal auf eine Antwort und rannte los, um sich anzumelden.

Zwei Tage später erhielt sie den Bestätigungsbrief. Ihre Aufgabe war es, eine Insel nordwestlich von Volkesland zu erkunden. So wie bei allen Aufträgen, gab es keine Aufzeichnungen, keine Kenntnisse, nur Vermutungen und alte Geschichten. Mit nichts weiter als einer weißen Karte hatte man sie ausgestattet. „Schade“, dachte Jane laut. „Ich hatte gehofft, dass wir ein Gebiet weiter östlich bekommen. Aber gut, was solls.“ Enttäuscht faltete sie den Brief und begann einige Sachen zusammensuzusuchen. „Östlich? Warum willst du in den Osten?“ Verwundert legte Wunjo den Kopf schräg. „Lach mich bitte nicht aus, aber ich hatte Hoffnung, dass wir dort vielleicht Hinweise zu Mutters Verschwinden bekommen.“

„Aber warum ausgerechnet im Osten?“ Noch immer verstand Wunjo nicht, was seine Hexe von ihm wollte. Jane fuhr sich mit den langen Fingernägeln durch ihre roten Haare. „Weil im Osten doch die Sonne aufgeht!“ Mit ihren leuchtend grünen Augen funkelte sie ihren Kater an. „Die Sonne?! Ach, wegen dieser Geschichte?“ Endlich schien Wunjo sie zu verstehen. „Genau. Mutter hat mir diese Geschichte von der Sonnenstadt so oft erzählt. Und jetzt, da Volkesland frei ist, wollte ich sie suchen.“ Jane wurde kleinlaut.

„Aber Jane, es ist nur eine Geschichte, woher willst du wissen, dass diese Sonnenstadt wirklich existiert und nicht nur eine Gute-Nacht-Geschichte war?“ Wunjo schlängelte sich um ihre Beine.

„Ich weiß es einfach. Meine Mutter lebt, das fühle ich. Sie musste damals flüchten, ja, aber den Rest der Geschichte, den Vater mir aufgetischt hat, glaube ich nicht. Und dieser Auftrag, diese Aufgabe, gibt uns die Chance sie zu finden, denkst du nicht, mein Kleiner?“

Aufgeregt hob sie ihren Kater auf den Arm und kralte ihn hinterm Ohr. Wunjo schnurrte zustimmend.

Aber wo sollte sie nur anfangen? Auf die Hilfe ihres Vaters konnte sie nicht zählen, ihre Freunde waren auch keine große Hilfe. Immer wieder und wieder sagten sie ihr, sie solle sich diese Geschichte der Sonnenstadt endlich aus dem Kopf schlagen, denn es gab nichts Greifbares, keinen Anhaltspunkt, nur Spekulationen. Wer könnte ihr nur helfen?

„SALLY!“, rief Jane plötzlich mehr zu sich selbst als zu ihrem erschrockenen Kater.

Ihre leicht verrückte Tante Sally, sie wusste immer einen Rat. Wunjo versuchte ihr einen Besuch auszureden, er mochte Sally und ihren frechen Papagei Norbert einfach nicht. Immer machte er sich über ihn lustig und von Sally bekam er immer Hirse statt leckerem Fisch.

„Wunjo, sie ist unsere einzige Hoffnung, Sonnenstadt zu finden und du bekommst so viel Fisch, wie in dein kleines dickes Bäuchlein passt!“, versprach Jane mit einem Schmunzeln, während sie Wunjo den Bauch kratzte. Wunjo musste nicht lange überlegen, er war verfressen und wollte eh nicht von Jane getrennt sein. Also willigte er etwas beleidigt ein, die lange Fahrt auf sich zu nehmen. Dennoch erwartete er eine Entschuldigung von Jane, denn er hatte keinen dicken Bauch. Jane entschied sich, einen Brief an ihre Tante zu schicken, in dem stand, dass sie dringend ihrer Hilfe und alle Hinweise, die irgendwie auf die Sonnenstadt hinweisen könnten, braucht.

Ich muss leider so schnell wie möglich aufbrechen und schaffe es daher nicht, dich zu besuchen. Aber der Hohe Rat hat mir eine Brieftaube geschenkt. Ich habe ihr ein magisches Kettchen umgehängt, so wird sie mich wiederfinden. Also, wenn du in deinen alten Büchern etwas findest, bitte schicke es mir so schnell du kannst.

In Liebe, Jane

Hastig faltete sie ihren Brief und sprach leise einen weiteren Zauber über die kleine Taube, der sie direkt zu Tante Sally schicken würde.

„So, Wunjo, bist du bereit? Wir müssen jetzt los, sonst kommt Vater noch auf die Idee, mir diese Reise zu verbieten.“ Jane griff ihre Tasche und schaute Wunjo erwartungsvoll an. „Warte, also gehen wir jetzt nicht zu Tante Sally?“ Bei dem ganzen Hin und Her und Janes chaotischem Wühlen im Zimmer war der schwarze Kater ganz verwirrt.

„Nein, wir schaffen es nicht zu Tante Sally. Wir brechen direkt auf. Ich schicke ihr die Taube mit einem Brief. Das muss reichen. Komm schon Katerchen, das ist ein Abenteuer!“ Aufmunternd bückte sich Jane und streichelte ihn. Wunjo nickte nur und sprang schließlich auf Janes Schulter, bevor sie sich aus dem Haus schlichen. Noch in der Stadt fanden sie jemanden, der sich bereit erklärte, sie ein Stück mitzunehmen.

Nun war sie hier, auf dem Getreidewagen dieses netten alten Mannes.

„Ist das alles, was du dabei hast? Eine kleine Tasche und einen Kater?“

Er sprach in einem fast besorgten Ton und sah ihr zu, wie sie auf den Wagen kletterte.

„Meine Tasche ist verhext, sie ist größer als sie aussieht. Ich habe alles dabei, was ich brauchen könnte.“

„Oh du bist also eine Hexe. Verstehe. Und der Kater? Kannst du mit ihm reden, ist das so ein Hexending?“ Sie lachte und nickte. „Ja genau, vielen Dank, dass Sie mich mitnehmen.“ „Sehr gern, in meinem Alter freue ich mich immer über Gesellschaft. Darf ich fragen, wieso du Volkesland verlassen willst?“ „Ich bin ein Abenteurer des Rates und erforsche eines der Nachbarländer“, sagte sie mit stolzem Ton und setzte sich aufrecht hin. „Ich habe von diesem Vorhaben gehört. Es ist schön zu sehen, dass sich auch junge Leute angemeldet haben“, entgegnete er und drehte sich zurück zur Straße. „Ja, es ist eine Ehre, ich bin froh, gewählt worden zu sein“, antwortete sie und streichelte den Kater auf ihrem Schoß. Plötzlich sah der Mann wieder zu ihr und musterte sie. „Wie heißt du? Du kommst mir bekannt vor.“ Sie sah hoch und antwortete in einem freundlichen Ton: „Jane, Jane Sowulo.“ Er brachte sein Pferd zum Halten und sah sie schockiert an. „Sowulo? Bist du Carolines Tochter?“ Sie lächelte und nickte. Er seufzte und sprach in einem leiseren Ton: „Sie sollte damals gehängt werden für den Versuch, die Königsfamilie zu stürzen. Sie war die bekannteste Hexe im ganzen Land. Du siehst ihr sehr ähnlich mit deinen roten Haaren und den grünen Augen. Dein Verlust tut mir leid.“ Er brachte das Pferd zum Laufen und schenkte ihr ein Lächeln. „Sie lebt, jedenfalls konnte sie damals entkommen“, antwortete Jane und sah weg. „Jane, denkst du wirklich, dass sie noch lebt? Das ist doch ganze fünf oder sechs Jahre her. Niemand weiß, wie es außerhalb von Volkesland vor fünf Jahren war.“ „Wenn ich keine Hoffnung habe, habe ich nichts.“ Er sah zu ihr rüber und wollte etwas sagen, ließ es dann aber bleiben. Sie verbrachten den Rest der Fahrt in unangenehmer Stille und ohne Blickkontakt.

Als Jane wieder aufsaß, sah sie nichts als einen tiefen, dunklen Wald. „Ich muss eingeschlafen sein“, murmelte sie nur verwundert. „Ja, du warst eine ganze Weile im Land der Träume, wir haben die Grenzen von Volkesland lange hinter uns gelassen.“ Der alte Mann grinste etwas schief. „Sieht sehr, ähm, vertrauenswürdig aus.“ Jane deutete auf den dunklen Wald, der vor ihnen lag. Der alte Mann schmunzelte und sagte: „Ich stimme zu, es gibt Gerüchte, dass in diesem Wald eine rachsüchtige Hexe lebt und ihn verflucht hat.“ Da wurde Jane hellhörig und sah ihn an. „Na, vielleicht können wir eine Unterhaltung führen, von Hexe zu Hexe.“ Jane lachte und versuchte, zwischen den Bäumen etwas zu erkennen. Als sie zur anderen Seite sah, erblickte sie eine große Figur, die nichts mehr als ein Schatten war, eine Einbildung. Träumte sie etwa? Man konnte keinen genauen Umriss erkennen, als wäre es verschwommen. Egal was es war, es starrte sie an. Jane wusste nicht, ob sie Blickkontakt hatten, denn sie konnte keine Gesichtszüge oder Menschlichkeit in dem Schatten-

wesen erkennen. Sie erstarrte, es war ihr unmöglich wegzusehen. „J-a-n-e“, es war ein Flüstern, kaum zu hören. Jane schüttelte ihren Kopf in der Hoffnung, das ungute Gefühl loszuwerden. „Ja?“, flüsterte Jane ängstlich. Als er ihre Stimme hörte, sah der alte Mann sie an. „Was ist los?“, fragte er. Ihr Blick ruhte immer noch auf dem Wesen. „Haben Sie das gesehen?“, fragte Jane verstört. Er sah sie verwirrt an und ließ seinen Blick über die Landschaft streifen, während er das Pferd zum Halten brachte. „Was meinst du? Jane, da ist nichts“, sagte er. Jane sah zu Wunjo, der nach wie vor auf ihrem Schoß lag, aber aufmerksam den Kopf gehoben hatte. Sie wusste nicht, ob er das Wesen auch gesehen hatte. Sie nickte ihm unauffällig zu und formte die Worte ‘wir brauchen Ablenkung’ mit ihrem Mund, ohne dass auch nur ein Ton zu hören war. Wunjo verstand sofort. Und als ob die Götter ihrer Neugierde gnädig waren, flog ein Vogel an dem Getreidewagen vorbei, ihr Kater ergriff die Chance, sprang vom Wagen und rannte ihm hinterher. „Wunjo“, schrie Jane gespielt überrascht. Sie musste fast lachen über diese schauspielerische Leistung, doch konnte sie es nicht zeigen, sonst würde der alte Mann denken, sie wäre verrückt. Sie griff ihre Tasche und sprang auf. Der alte Mann sah sie schockiert an und sagte: „Jane, was ist los?“ „Mein Kater, er ist einem Vogel hinterher, ich muss ihn finden. Bitte warten Sie nicht auf mich. Vielen Dank, dass Sie mich mitgenommen haben. Ach, und viel Glück auf Ihrer Weiterfahrt.“ Sie sprang vom Wagen und rannte ihrem Kater hinterher. Der alte Mann sah ihr zu, wie sie im Unterholz verschwand und sprach zu sich selbst: „Eigenartiges Mädchen, viel Erfolg, Jane.“ Damit brachte er das Pferd zum Laufen und verschwand. Jane, die mittlerweile ihren Kater eingeholt hatte, atmete schwer und stützte ihre Hände auf ihre Knie. Er saß neben ihr und leckte sich die Pfoten. „Geht es dir gut, Jane? Das hat doch wirklich gut funktioniert, oder?“, fragte er verschmitzt und begann sich auch den Bauch zu putzen. Jane nickte und antwortete mit einem Lächeln: „Ja, alles ok. Du hast gute Arbeit geleistet, danke Dir.“ Sie sah auf und ließ ihren Blick über die Landschaft streifen. „Nur um sicher zu gehen, du hast das auch gesehen, oder? Ich werde nicht verrückt, oder?“ Besorgt runzelte sie fragend die Brauen. „Verrücktheit liegt in deiner Familie“, antwortete Wunjo schelmisch. „Aber wenn das da eben eine Einbildung war, dann bin ich auch verrückt“, fügte Wunjo hinzu.

Sie schauten sich im Wald um und seufzten, er sah nun noch gefährlicher aus. „Jane, das gefällt mir nicht. Es ist nicht mal Mittag und es ist komplett dunkel.“ Jane nickte, man konnte ihr die Angst ansehen und dennoch wollte sie Wunjo nicht weiter beunruhigen. „Alles wird gut, bleib einfach bei mir. Kannst du das Wesen noch sehen?“, fragte sie flüsternd. Wunjo schüttelte nur den Kopf und sprang in einem lautlosen Satz auf Janes Schulter. „Wir müssen uns irgendwo ein Lager

suchen. Vielleicht in einer Höhle? Was sagst du, Wunjo?“ Er schnurrte und krallte sich sanft in Janes Schulter. Umso tiefer sie in den Wald lief, desto dunkler wurde es, die Bäume waren hoch und sahen aus, als würden sie Jane sofort erdrücken, falls sie nur einen falschen Schritt gehen würde. Sie sah sich um und lief weiter, bis sie an einer Lichtung ankamen. „Wo wollen wir lang?“ Wunjo miaute: „Rechts.“ Jane grinste und lief nach links. „Jane, das ist links. Ich weiß, du vertauschst beide, aber“, Wunjo konnte seinen Satz nicht beenden, da Jane ihm ins Wort fiel: „Oh, psst, ich sehe eine Höhle, da vorne!“ Mit der ausgestreckten Hand zeigte sie auf einen dunklen Felsen. Zufrieden schlich sie über den weichen Waldboden auf die Höhle zu.

Wunjo und Jane verbrachten die nächsten Stunden damit, sicherzugehen, dass die Höhle ungefährlich war und sie gemütlicher zu machen. Ehe sie sich versahen, ging die Sonne unter und die beiden legten sich erschöpft hin. „Hey Jane?“ fragte Wunjo, „hast du Angst?“ Jane lächelte und drehte ihren Kopf zu Wunjo. „Nein, ich finde es nur komisch, keine vier Wände um mich zu haben und ich frage mich, ob das Wesen Freund oder Feind war und ob wir es wiedersehen.“ Wunjo schnurrte zufrieden und kuschelte sich an sie. „Gute Nacht, Jane.“ „Gute Nacht, Wunjo.“

Schicksal.

Auch bei Tageslicht erkannte sie die Umgebung nicht mehr, sie wusste nicht, wo sie war und wie sie zurück zur Straße kommen sollten. Sie beschloss, die Höhle als ihren Ausgangspunkt, ihr neues Zuhause zu nutzen. Von dort aus erforschte sie die Umgebung in jede Himmelsrichtung, fertigte Karten an und zeichnete Wege ein, die sie bereits beschriftet. Sie schaute unter jeden Stein, nahm Bodenproben, sammelte Blätter und bestimmte Tierarten, jedes noch so kleine Detail schrieb sie in ihr Tagebuch. Doch kein Weg führte aus diesem Wald. Wo auch immer sie hinging, sie spürte eine Präsenz, vielleicht das Schattenwesen? Aber sie spürte keine Angst. Die Tage vergingen. Vom Sonnenaufgang, bis die ersten Sterne am Himmel erschienen, kümmerte sie sich um ihre besondere Aufgabe. Auch wenn sie nicht wusste, wo sie war, sie wollte so viele Informationen wie möglich sammeln, um ihrer besonderen Aufgabe gerecht zu werden.

Eines Nachts, um genau 4:44 Uhr, verriet ihr ein Blick auf die alte Taschenuhr, wachte sie in einer Pfütze auf. Am Höhleneingang konnte sie sehen, dass ein Sturm wütete. Ein lautes Donnern scheuchte ihren kleinen Kater auf, der neben ihr geschlafen hatte. Er stellte seine Haare vor Schreck auf und krallte sich an Jane fest. Sie stand auf und lief zum Höhleneingang. Der Regen hatte sich zu einem See um

die tief gelegene Höhle gebildet, dessen Wasserspiegel in beängstigendem Tempo stieg. Als wäre ein Schalter in ihr umgelegt worden, griff sie ihre Tasche und rannte durch die Höhle, um alle wichtigen Dinge einzupacken. Ihr Tagebuch, Erinnerungen an ihre Mutter, Kleidung und alle Arten von Zaubertränken. Sie stopfte alles sorgfältig hinein und schloss ihre Tasche. Ein kleines Gefäß mit bläulich-grüner Flüssigkeit behielt sie hingegen in ihrer Hand. Sie zog ihre Schuhe an und schaute sich panisch um. Wunjo, der nicht verstand, warum Jane so panisch war, sprang auf ihre Schulter. „Jane? Ist alles okay?“ Doch bevor sie antworten konnte, merkte sie, dass das Wasser bereits ihre Oberschenkel erreicht hatte und schnell höher stieg. „Jane! Was ist hier los?!“ „Ich weiß es nicht! Als ich aufgewacht bin, hat es schon gestürmt, aber das hier ... Es ist, als würde die Welt untergehen! Aber keine Sorge, Wunjo. Ich weiß nicht wieso, aber alles wird gut!“ „Jane, wir müssen hier raus, es gibt nur einen Weg und das Wasser scheint mehr zu werden, anstatt wieder abzulaufen.“ Wunjo stellte panisch sein Fell auf und krallte sich noch fester in Janes Schulter. Da Laufen unmöglich war, versuchte Jane, gegen den Strom zu schwimmen, doch der steigende Wasserspiegel trieb sie und Wunjo, der immer noch auf ihrer Schulter saß, gegen eine Wand. Zwischen ihnen und der Decke war noch höchstens eine Armlänge Platz. Sie konnten zusehen, wie der Raum, der ihnen zum Atmen blieb, immer weniger wurde. „Jane, da wir nun sterben werden, muss ich dir etwas beichten. Ich habe vor drei Jahren den Kuchen gefüttert, den du dir aufgehoben hattest.“ Jane sah ihn böse an und schnappte nach Luft. „Oh du kleiner- darüber werden wir später reden. Wir werden nicht sterben, nicht hier und nicht heute!“ Sie warf den Zaubertrank, den sie vorhin in der Hand behielt, an die Höhlendecke, was das Gefäß sofort in Tausend Teile zerbrechen und den Trank über die beiden fließen ließ. „Längere Wasser-Atmung? Sehr clever, Jane.“ „Sei ruhig und halt die Luft an, du Kuchen-Klauer!“

Ein heftiger Sog entstand und brachte Jane und Wunjo durch die Höhle, zeigte ihnen Wege, die sie noch nie gesehen hatten, gefährlich nah an scharfkantigen Steinen vorbei und somit ohne Möglichkeit, sich festzuhalten. Sie mussten kämpfen, um bei Bewusstsein zu bleiben, während der Strom sie ins Meer spülte, sie herumwirbelte und jede Hoffnung nahm, je wieder Tageslicht zu erblicken. Gedanken schossen ihr durch den Kopf, Erinnerungen erschienen und Streitereien wurden unbedeutend. Als sie am Ende ihrer Kraft angekommen war, spürte sie plötzlich Grund unter ihren Füßen. Beide schnappten heftig nach Luft, als sie im seichten Wasser ankamen. Jane zog sich und Wunjo aus dem Wasser und legte sich im Sand auf den Rücken. Durch den Schock fiel ihr erst nach Minuten auf, dass sie die Sterne so gut wie gar nicht sehen konnte.

„Jane, wo sind wir?“, keuchte Wunjo. Jane, die aktuell damit beschäftigt war, Wasser aus ihrer Lunge zu husten, setzte sich auf und sah sich um. „Ich weiß es nicht, ich kann die fehlenden Sterne nicht richtig erkennen. Es sieht nach einer Insel aus.“ Sie wurde ruhig, als sie wie aus dem Nichts eine Ruine erblickte. Auf dieser Insel gab es nichts außer dem heruntergekommenen Gebäude und – dem Schatten. Er war wieder da, sichtbar, kein Gefühl, keine Illusion. Es stand oder schwebte vielmehr, direkt neben dieser Ruine. Sie fühlte Blicke, die sich in sie hineinbohrten, sie konnte aber keine Augen erkennen. Doch bevor sie etwas sagen konnte, verschwand der Schatten erneut.

Neugierde, Verwunderung und Schock, all das waren Dinge, die Jane fühlte. Wo waren sie, wieso konnte man nur wenige Sterne sehen und wieso war der Schatten zurück? „Jane, ich bin klitschnass. Du weißt, wie sehr ich Wasser hasse!“, riss Wunjo sie aus ihren Gedanken. Sie starrte Wunjo, der sein Fell säuberte, böse an. „Wunjo, es ist nicht so, als wäre all das meine Schuld!“ „Warum ist das passiert? Hast du Poseidon verärgert?“, fragte Wunjo. Sie war empört, Poseidon war nicht gerade ihr Lieblingsgott, im Gegenteil, sie fürchtete ihn und seine Macht. Sie neigte dazu, von Seen und Meeren fernzubleiben und nun war sie auf einer gottverdammten Insel, umgeben von nichts als Wasser. Hatte sie ihn verärgert? Waren sie deswegen hier? „Wie sollte ich ihn bitte verärgert haben?“, fragte sie mit einem genervten Unterton und stand auf. Sie fühlte sich schwach, doch in diesem Moment wollte sie einfach weg, weg von Wunjos Vorwürfen und dem verdammten Wasser. „Ich werde mir jetzt diese Ruine ansehen, du kannst tun, was du willst. Ich werde nicht die ganze Nacht rumsitzen und auf Rettung warten, die eh nie kommt.“ Er war sauer, genau wie sie, entschied sich aber, auf ihre Schulter zu springen, aus Angst allein zu sein und Poseidon vermutlich doch verärgert zu haben. „Jane, nicht, wir haben keine Ahnung, wo wir sind, das ist definitiv keine gute Idee!“

Wie eine Erscheinung ragte die imposante Ruine aus dem Boden vor ihnen. Fast magisch anziehend und sommerlich warm leuchtend, stand sie einfach da, als ob sie erkannt hatte, dass die beiden ihrer würdig waren. „Ich will hinein.“ Janes Flüßtern war erfüllt mit Neugierde und Ungeduld. „Jane, nicht! Wir wissen nicht, wo wir sind! Das ist definitiv kein gutes Zeichen!“ Wunjo miaute nervös. Doch Jane konnte nicht mehr warten, sie musste hinein. Ihre Füße trugen sie näher, ohne, dass sie es kontrollieren konnte. Als Jane endlich die Kontrolle erlangte, stoppte sie, bevor sie hinein gehen konnte. Jetzt hatten Jane und Wunjo die Möglichkeit, sich die Ruine besser anzusehen. Es war ein großes, heruntergekommenes Gebäude, vermutlich war es einst ein Schloss gewesen. Sie hätten Angst haben und wegrennen sollen,

doch irgendetwas an diesem Gebäude strahlte ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit aus. Es erinnerte sie an ihr Leben, als ihre Mutter noch da war. Ein Seufzen war alles, was von ihr kam, bevor sie endlich die Tür aufstieß und hineintrat. Die Ruine antwortete ihrem Seufzen mit einem lauten Knarren und dem Zuschlagen der Tür. Das Geräusch erschreckte sie, war es ein Fehler gewesen? Sollte sie umkehren? Sie dachte darüber nach und versuchte die Tür zu öffnen, doch nichts, sie war verschlossen und ließ Jane keine andere Wahl, als weiter hineinzugehen. Sie atmete ein und aus, um ihren Herzschlag zu verlangsamen und lehnte sich gegen die Wand neben der Tür.

„Ich habe dich gewarnt, aber nein, du musstest natürlich stur sein!“, Wunjos Miauen war verärgert, aber auch ängstlich. „Es tut mir leid, okay? Sehen wir uns um, vielleicht finden wir einen anderen Weg raus.“ Wunjo sprang von ihrer Schulter, als sie sich umsahen. „Was glaubst du, war dieser Raum vorher?“ „Hm, vielleicht der Thronsaal, sieh nur. Die Throne stehen noch da.“ Jane deutete zum Ende des Raums. Wunjo nickte. „Möglich. Wollen wir zuerst nach links oder rechts?“, fragte der Kater. Jane zuckte mit ihrem Schultern, also lief Wunjo nach rechts. Jane folgte ihm wortlos. Ihre Schritte schallten durch den Saal. Der nächste Raum, in den sie gelangten, war groß und leer. Ein großer Spiegel in der Mitte war alles, was zu sehen war. Bevor Jane näher an den Spiegel treten konnte, sprang Wunjo auf ihre Schulter. „Nicht Jane, siehst du den Schatten im Spiegel? Da ist starke Magie im Spiel!“, flüsterte er, während er sich weiter im Raum umsah. Doch der Schatten war nirgends zu entdecken, nur im Spiegel war er zu sehen. Sie nickte langsam und starrte den Spiegel an. „Er zieht mich näher, ich kann nichts tun.“ „Jane, bitte!“ Doch ehe er sich versah, standen sie vor dem Spiegel und Jane streckte ihre Hand aus. Ein Ziehen oder ein Schubsen wurde von dem Schatten ausgelöst, was Jane und Wunjo durch den Spiegel fallen ließ. Sie rollten einen Hügel runter, der Aufprall war schmerzhaft und brachte Jane dazu, ihr Bewusstsein zu verlieren.

VERWUNDERUNG.

Als Jane wieder zu Bewusstsein kam und ihre Augen öffnete, befanden sie sich an der Grenze

einer riesigen und lebhaften Stadt. „Jane, geht es dir gut?“ Sie nickte und lächelte Wunjo an.

„Ja, nur ein paar Kratzer. Bist du verletzt?“ Besorgt streichelte sie den Kater. „Nein, aber wir bekommen Besuch.“ Als Jane aufsaß, stand ein junger Mann mit braunen Haaren und tiefen blauen Augen vor ihr. „Hey, uh! geht es dir gut? Du blutest.“ Er

setzte sich zu ihr und lächelte. „Alles in Ordnung, danke. Kannst du mir sagen, wo genau ich bin?“ Er wischte das Blut aus ihrem Gesicht und sprach mit ruhiger Stimme: „In Othala, unter der Erde.“ Jane starrte ihn an. „Ich bin unter der Erde? Und man kann trotzdem die Sonne sehen?“ Er lachte und nickte. „Du bist neu hier, richtig? Der hohe Rat der Hexen hat den Himmel hier rein gezaubert. Der Himmel, den du hier siehst, sieht genauso aus wie über der Erde.“ Bevor Jane etwas sagen konnte, sprach Wunjo: „Wie heißt du, Bursche?“ „Mein Name ist Ben, wie heißt ihr?“ „Ich bin Jane, das ist mein Kater Wunjo. Wir sind durch den Spiegel gefallen.“ Ben kicherte. „Ja, tut weh, oder? Nach einiger Zeit wirst du dich dran gewöhnen. Geht es euch gut?“ Sie lächelte und nickte. „Ja, alles gut, nur Kratzer. Danke der Nachfrage.“ „Wie alt bist du, Jane?“, fragte Ben gleich hinterher. „Siebzehn.“ Er grinste. „Ich auch, ich bin mir sicher, wir werden uns gut verstehen.“ Sie lächelte. „Ganz bestimmt!“ Etwas verlegen blickte sie zu Boden. „Hey, ich sollte dich jetzt zur Bürgermeisterin bringen. Neuankömmlinge sollen immer zu ihr gebracht werden.“ Er stand auf und reichte Jane seine Hand, um ihr aufzuhelfen. Wunjo sprang auf Janes Schulter, nachdem sie stand. „Dankeschön. Kann ich dich etwas fragen?“ Ben ließ ihre Hand los und lächelte. „Natürlich, du hast sicher viele Fragen.“ „Ich habe Monate in einem anderen Land verbracht und irgendwie bin ich ausgerechnet jetzt hierhergekommen. Wie ist das möglich?“ „Ganz einfach, sowohl die Höhle, in der du warst als auch die Ruine sind verzaubert. Dass du nun hier bist, bedeutet, dass du ihrer würdig bist. Aber keine Sorge, die Bürgermeisterin wird dir alles erklären.“ Er lächelte und begann loszulaufen. Die Stadt war wunderschön. Lebhaft und trotzdem ruhig, kleine Laternen überall und Verkaufsstände auf dem Marktplatz. Es gab wirklich alles von Kräutern bis Zaubersäfte. Ben lief langsamer, damit sie ihn nicht aus den Augen verlieren würden, als sie sich alles ansahen. Ihr Blick fiel auf das Rathaus, ein großes Gebäude mit kleinen Fenstern und Türmchen, fast märchenhaft. „Wir sind da, bist du bereit?“, fragte Ben mit ruhiger Stimme. Sie lächelte. „Ich denke schon!“ Er lächelte auch und griff nach ihrer Hand. „Komm, melden wir dich an.“ Er öffnete die Tür und zog Jane vorsichtig hinter sich her. Sie gelangten in einen langen Flur, in dem Bilder der vergangenen Bürgermeister und Bürgermeisterinnen an der Wand hingen. Jane jedoch starrte nur auf ihre Hand, die in Bens Hand ruhte. Er brachte sie in einen großen Raum, in dem eine Frau mit Hexenhut an einem Schreibtisch saß. „Guten Abend, Madam Isa, meine Freunde hier sind

neu in der Stadt“, begrüßte Ben die anmutige Dame. Jane lächelte, er sah sie als Freunde? „Guten Abend, Ben. Schön, dass du sie hergebracht hast“, begrüßte sie Ben herzlich. Sie lächelte auch Jane an. „Wie sind eure Namen, Liebes?“ „Mein Name ist Jane Sowulo und das ist mein Kater Wunjo.“ „Sehr schön, unsere Bürgermeisterin ist gerade beschäftigt, also nimm bitte kurz Platz. Sagtest du Jane Sowulo?“, fragte

Madam Isa mit hochgezogener Augenbraue. Jane sah sie verwundert an. „Ja, mein Name ist Jane Sowulo.“

„Weißt du was? Du kannst direkt rein, Ben wartet hier.“ Madam Isa stand auf und wies Jane den Weg. Ben nickte versichernd. „Okay, danke. Ich geh dann rein.“ Skeptisch sah sich Jane um. „Den Flur runter, rechts“, sagte Madame Isa und lächelte sie an. Jane nickte und lief zum Flur mit Wunjo auf ihrer Schulter.

Sobald sie außer Hörweite waren, drehte Wunjo sich zu Jane. „Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.“ Jane blieb am Ende des Flurs vor einer großen Tür aus Eichenholz stehen und zögerte. Eine Plakette mit den Initialen 'C.S.' war daran angebracht. Vorsichtig strich sie mit den Fingern darüber. „Mach dich bereit Wunjo, wir gehen rein.“ Sie atmete tief ein und klopfte schließlich an. Es dauerte nicht lange, bis die Tür aufging. Sie trat hinein und sah eine große Frau mit langem rotem Haar, die mit dem Rücken zur Tür stand und Zaubersprüche herstellte. „Guten Abend, ich bin neu in der Stadt“, sagte Jane schüchtern. „Willkommen, wie ist dein Name?“ Ihre Stimme war liebenswert und kam Jane bekannt vor, jedoch konnte sie ihr Gesicht nicht sehen. „Oh, Verzeihung. Mein Name ist Jane, Jane Sowulo.“ Die Frau ließ ihr Reagenzglas fallen und drehte sich um. Jane sah das zerbrochene Glas an und bemerkte gar nicht, dass die Bürgermeisterin sie endlich ansah. „Jane, bist du es wirklich?“ Jane sah auf und erkannte ein vertrautes, Tränen überströmtes Gesicht. „Mama?“ „Madam Caroline?“, miaute Wunjo, sprang von Janes Schulter und lief näher zu der rothaarigen Hexe. „Jane, Wunjo, ich habe euch so vermisst“, sagte Caroline mit zitternder Stimme. Jane machte einen Schritt zurück, während Wunjo näher zu Caroline trat. „Du hast nicht einmal geschrieben, du bist einfach verschwunden“, stotterte Jane ungläubig. Caroline hob Wunjo in ihren Arm und sah Jane verwirrt an. „Was? Jane, ich habe geschrieben, jede Woche in den letzten fünf Jahren! Ich habe alle Briefe zu euch schicken lassen. Hat dein Vater sie dir nicht gegeben?“ Besorgt sah sie Jane an. Ihr Vater war ein drittklassiger Magier, der sich schon immer für mehr hielt, als er eigentlich war und sich kein Stück für seine Tochter interessierte. Ein Mann, der alles mehr liebte als Jane und niemals auch nur versuchte, es zu verstecken. Der sich nur für sich selbst interessierte. Nun, da Jane darüber nachdachte, wurde ihr klar, wie oft sie ihren Vater etwas in den Kamin hatte werfen sehen. „Nein, hat er nicht, er hat sie verbrannt. Ich habe deine Brieftaube oft gesehen, aber ich dachte, du hättest sie einfach vergessen“, schluchzend sah Jane zu Boden. Caroline wollte etwas sagen, wurde aber von Wunjo unterbrochen. „Madam Caroline, alles, was er für Jane als Vater getan hat, war ihr zu sagen, dass du sie nicht lieben würdest und ihn und sie deswegen verlassen hast.“ Caroline starrte erst Wunjo, dann Jane an. „Er hat dir gesagt, dass ich dich nicht liebe? Jane, ich liebe

dich mehr als alles andere!“ Jane seufzte und sah auf. „Ich weiß, er war derjenige, der mich nicht geliebt hat. Als ich ihm erzählt habe, dass ich Volkesland verlassen werde, sagte er mir, dass er hoffe, ich würde nicht zurückkommen.“ Caroline starrte Jane an, nicht in der Lage, etwas zu sagen. „Du musst nichts sagen, Mama, ich bin einfach froh, dich gefunden zu haben.“ Caroline kam näher, schloss Jane in ihre Arme und flüsterte: „Es tut mir so leid.“ Jane umarmte sie und kuschelte sich an ihre Mutter.

EIN NEUES LEBEN.

Einige Wochen vergingen, in denen Jane, Wunjo, Caroline und gelegentlich auch Ben sich

unterhielten und Zeit miteinander verbrachten. Caroline half Jane dabei, ihre verbliebenen Sachen aus der Höhle in ihr neues Zuhause bei ihrer Mama zu bringen und Jane erzählte Caroline von ihrer Arbeit mit dem Rat und wie Volkesland sich entwickelt hatte. Sie ließ kein Detail aus und berichtete ausführlich von dem Aufruf, die Länder zu erkunden. „Ja und deshalb bin ich überhaupt erst aufgebrochen. Aber eigentlich wollte ich die Sonnenstadt finden. Weißt du noch, Mama? Du hast mir als Kind immer davon erzählt. Und naja, ich hatte so ein Gefühl, das mir gesagt hat, dass ich dich dort finden würde.“ Verlegen sah Jane zu Boden. „Naja, es war nur ein Märchen, aber ich habe dich trotzdem gefunden. Und das macht mich unsagbar glücklich.“ Sie machte einen Schritt auf ihre Mutter zu und wollte sie umarmen, aber Caroline sah sie nur mit weit aufgerissenen Augen an.

„Oh Jane, mein liebes Kind! Ich hatte immer gehofft, dass dich diese Geschichte irgendwann zu mir führt.“ Verwundert sah Jane ihre Mutter an. „Ich musste damals aus Volkesland fliehen, weil sich die Königsfamilie absurde Geschichten über uns Hexen ausgedacht hat, um uns loszuwerden. Wir und unsere Kräfte waren ihnen ein Dorn im Auge. Also erfanden sie Geschichten, verbreiteten Angst und Schrecken über uns und unsere Kräfte. Dann, eines Tages, blieb mir nichts anderes übrig und ich musste fliehen, hierher, zurück in meine Heimat. Ich wollte dich mitnehmen. Ich wusste, dass du ebenso Magie in dir trägst und eines Tages eine große Hexe werden würdest. Doch dein Vater war dagegen. Er bestand darauf, dich bei sich zu behalten. Also ging ich allein. Aber Jane, du hast mich gefunden, du hast die Sonnenstadt gefunden!“ Caroline schloss ihre Tochter überschwänglich in die Arme.

„Was meinst du? Ich habe sie gefunden?“ Verwundert löste sich Jane von ihr.

„Die Sonnenstadt ist genau hier. Othala. Othala ist die Sonnenstadt.“ Ungläubig sah Jane ihre Mutter an. Sie stand mittendrin. Die Sonnenstadt war Othala, Othala war die Sonnenstadt. Zwei verschiedene Namen für den gleichen Ort. Sie hatte es geschafft. Stolz füllte sie aus, nur sie und ihr kleiner Kater hatten geschafft, was ihnen

womöglich niemand zugetraut hatte. Sie war ihrem Gefühl gefolgt und hatte alles gefunden, was sie sich seit einer gefühlten Ewigkeit ersehnt hatte.

Und bald wurde es Zeit für Janes letzten Bericht an den Rat. Caroline hatte ihr Einverständnis gegeben, dem Rat von der Sonnenstadt zu erzählen, also wollte Jane den Bericht so schnell wie möglich verfassen. Sie erzählte dem Rat von ihren Abenteuern und von der Ruine, der Sonnenstadt und beendete ihren Bericht mit folgenden Worten:

Ich habe mein ganzes Leben in Volksland verbracht. Alles, was in den letzten Jahren passiert ist, hat mich auf mein Leben vorbereitet und geprägt. Das letzte Jahr war sehr aufregend. Ich habe neue Erfahrungen gemacht und ein Zuhause in Sonnenstadt gefunden, umgeben von Menschen, die mich schätzen und lieben. Ich konnte Volksland etwas über ein Nachbarland beibringen und darauf bin ich unfassbar stolz. Nicht jedem wurde diese Ehre zuteil. Ich möchte Ihnen für unsere Zusammenarbeit danken. Ich wünsche Ihnen ein wunderschönes Leben. Ich selbst werde meines in Sonnenstadt Othala weiterführen, fern von Schmerz und Zweifeln.

Hochachtungsvoll, Jane Sowulo

Sie sah von ihrem Pergament auf und zu Wunjo. „Wie fühlst du dich, Jane? Bereust du deine Entscheidung, hier zu bleiben?“, fragte er besorgt.

„Nein, im Gegenteil. Tante Sally und Norbert werden bald hier sein. Sie hat direkt gepackt, als sie unsere Einladung erhielt, hier, in Othala zu wohnen. Meine Familie wird immer größer. Weißt du was? Ich habe meinem Vater auch einen Brief geschrieben, willst du ihn hören?“ Wunjo nickte erwartungsvoll. Jane grinste und holte ein Pergament hervor, sie räusperte sich und begann zu lesen:

Hallo Vater,

Ich schreibe dir heute nicht, weil ich um deine Liebe zu betteln will, ich bin schon lange über diesen Punkt hinweg. Ich schreibe diese Zeilen, um dir zu sagen, dass ich dir nicht verzeihe, dass ich hoffe, dass du deine Minderwertigkeitskomplexe überwinden kannst und nicht mehr das Bedürfnis hast, sie an mir auszulassen. Ich habe dich als Tochter vielleicht nicht stolz gemacht, aber ich hatte nie verdient, wie du mich behandelt hast. Du hast mich niedergemacht und mir jedes Selbstbewusstsein gestohlen, mich gnadenlos in eine Welt fallen lassen, für die ich nicht bereit war, mir das Gefühl gegeben, ich wäre wertlos.

Doch ich fürchte dich nicht mehr, sondern den Gedanken, so zu werden wie du. Bitter, verlassen und allein. Niemanden, der mich liebt, unfähig, selbst Liebe zu zeigen. Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um niemals so ein Elternteil zu werden wie du.

Ich will, dass meine zukünftigen Kinder sich in meiner Nähe sicher und geborgen fühlen, geliebt und nicht fürchten müssen, den Mund aufzumachen. Und da ich nicht wie du bin, wünsche ich dir ein angenehmes und sicheres Leben. Das ist das Letzte, was du von mir hören wirst.

Jane Sowulo

„Du hast abgeschlossen“, stellte Wunjo zufrieden fest. Jane nickte und sah sich die untergehende Sonne an. Der Berg, auf dem sie saßen, bot den perfekten Blick auf Othala. „Als wir fast ertrunken sind, habe ich erkannt, dass ich an der Version von ihm in meinem Kopf und nicht an dem echten Mann festhielt.“ Jane lächelte ihren Kater an und streichelte ihm sanft den Kopf. „Ich habe dich in letzter Zeit oft mit Ben gesehen“, schmunzelte Wunjo schnurrend. Jane grinste und sah ihn an.

„Und du hast viel Zeit mit seiner Katze Lee verbracht.“ Jane grinste schelmisch. Er seufzte.

„Erwischt.“ Jane lachte.

„Sie ist was Besonderes, nicht jede Katze kann sich in einen schwebenden Schatten verwandeln. Sag ihr nochmal danke, dass sie uns auf der Reise beschützt und geleitet hat“, sagte Jane und drehte sich glücklich zurück zum Sonnenuntergang.

Ihr neues Leben würde sie sehr glücklich machen, da war sie sich sicher.

DANK DES RATES VON VOLKESLAND

von Markus Heitz

Ihr tapferen, ihr neugierigen, ihr mutigen Abenteuerseelen!

Im Namen des Rates von Volkesland ergeht hiermit der größte Dank an euch für die geleistete Aufgabe: Ihr habt Grenzen überwunden, räumliche und eigene innere, während ihr hinausgezogen seid, um das Neue zu ergründen. Mitunter wurde sehr viel von euch abverlangt, Leben gingen verloren, neue Freunde sind gefunden.

Die Gefahren, die ihr überstanden habt, werden euch ein Leben lang prägen – der Rat wird euch dabei unterstützen, etwas Gutes daraus werden zu lassen, sollten die Erinnerungen zu düster für euch sein.

Ihr alle habt Volkesland in der Welt bekannt gemacht. Seid Botschafter gewesen. Habt euch eingemischt oder manchmal auch nur beobachtet.

Nicht alle sind zurückgekehrt, und wir gedenken jener Seelen, die verschollen gingen. Mag sein, dass wir eines Tages neue Botschaften und Nachrichten von ihnen erhalten.

Aber so ist es stets, wenn man ins Ungewisse aufbricht: Alles hat einen Preis, der gezahlt werden muss

Nun sollen die Mühen nicht umsonst gewesen sein. Der Rat gewährt jenen, die sich ihrer Aufgabe treu gewidmet haben, ein beständiges Einkommen bis ans Lebensende. So werden stets ein Sack Getreide und zwei Ziegen zu Beginn eines Jahres ausgehändigt. Außerdem erhält eine jede und ein jeder ein kleines Stück Land mit Waldanteil. Ihr mögt damit tun, was ihr für richtig haltet.

Der Rat hat außerdem beschlossen, die Verbindungen zu gewissen Ländern und Inseln zu intensivieren. Als bald wird eine neue Ausschreibung mit genauer Selektion der Bewerberinnen und Bewerber geschehen. Wir brauchen vertrauenswürdige Seelen, die Handel und Diplomatie vorantreiben.

Volkesland soll Bestandteil einer großen Gemeinschaft werden, um seine Zukunft zu sichern. Friedlich, aber wehrfähig, sollten sich Gefahren nähern – sei es von innen oder von außen.

Nun genug der Worte – lasst uns auf jene anstoßen, die Großes vollbrachten; auf jene, die mit dem Leben davonkamen; und vor allem auf jene, die nicht zurückkehrten!

*Mit größter Hochachtung und voller Dankbarkeit
Der Rat von Volkesland*

FEEDBACK DER TEILNEHMER UND TEILNEHMERINNEN

Paula Albrecht

Dies ist mein zweiter Storytausch. Das diesjährige Konzept von Markus Heitz war komplett anders als das im Vorjahr, was es jedoch nicht weniger interessant gemacht hat, ganz im Gegenteil. Besonders hat mir die große Schreib- und Ideenfreiheit gefallen, wodurch eine unglaubliche Vielzahl an tollen Geschichten entstanden sind. Wir hatten alle einen gewissen Rahmen und eine Vorgeschichte des Landes und konnten dennoch unserer Fantasie freien Lauf lassen. Ebenso war es nochmals besonders herausfordernd und inspirierend, wenn die Antworten des Rates den eigentlichen Verlauf meiner Geschichte veränderten. Durch diese Impulse war ich gezwungen, weiter zu denken und nochmal das Beste aus meiner Story rauszuholen. Ich hatte sehr viel Spaß dabei und bin schon auf das Konzept im nächsten Jahr gespannt!

Nele Bosse

Das Schreiben hat Spaß gemacht, das Ausdenken jedoch noch mehr. Ich hätte mir die Zeit etwas besser einteilen sollen und kam am Ende ganz schön unter Druck, da mir auch immer wieder neue Sachen eingefallen sind, die ich gerne noch mit eingebaut hätte. Aber ich wusste, die Zeit reicht nicht mehr, um alles aufzuschreiben und passend einzubauen. Die Zeit, die wir hatten, war EIGENTLICH allerdings wirklich ausreichend! Was ich einerseits gut fand, aber andererseits nicht so gut, ist, dass es kein Limit gab, so war ich mir nicht sicher, ob ich zu wenig oder zu viel schreibe, da wir ja alle schreiben und ich nicht wusste, wieviel die anderen haben, denn je nachdem könnte es zu wenig oder zu viel sein, aber natürlich ist es auch besser, ohne festes Limit zu schreiben, da man so mehr Freiraum hat. Aber es hätte ein in etwa Limit geben können mit einem größeren Spielraum, aber so, dass man vielleicht ein bisschen Orientierung hat. Aber das ist kein Muss, denn so hat es ja dann trotzdem gut funktioniert. Die Grundidee empfand ich als sehr inspirierend und wir hatten gute Vorlagen. Alles in allem fand ich es wirklich toll: Eine super Erfahrung, der Phantasie blieb viel Platz und sehr lehrreich vor allem, was die Zeitplanung betrifft. Tolles Projekt.

Cassy

Ich schreibe nun das Feedback, just nachdem ich meinen Teil des Romans beendet habe. Und obwohl ich mir so viele Gedanken darüber gemacht habe, dass ich nicht so gut darin bin, so lange Texte zu schreiben und die ersten Seiten nur sehr zäh entstanden sind, kam ich nach und nach in den Flow und konnte gar nicht mehr mit

dem Schreiben aufhören. Die diesjährige Aufgabe war wirklich eine Herausforderung an mich, aber eine willkommene, die mir gezeigt hat, mit der richtigen Idee kann auch ich Romane schreiben. Ich bin gespannt, wie dick das fertige Buch am Ende sein wird und vor allem darauf, was sich meine Mitschreiber haben einfallen lassen!

Leonie Dittrich

Der diesjährige Storytausch hat mir besonders viel Spaß gemacht, da dieser zugleich mein erster war. Besonders hat mir das Genre Fantasy gefallen und es war unglaublich interessant, sich in eine andere Zeitepoche während des Schreibprozesses hineinzufühlen.

Da dies mein erster Storytausch war, an dem ich aktiv teilgenommen habe, war das was ganz Neues und eine tolle Erfahrung. Dankbar bin ich auch für die Möglichkeit, kurzfristig noch mitzumachen.

Luise Döring

Der diesjährige Storytausch mit Markus Heitz war wieder eine tolle und neue Erfahrung für mich. Es war das erste Mal, dass ich im Fantasy-Genre unterwegs war, und es war für mich persönlich herausfordernd, aber gleichzeitig auch spannend, sich in eine fremde Welt hineinzudenken.

Zu zweit unser Kapitel zu schreiben hat sehr gut geklappt und wir harmonierten während unseres Schreibprozesses sehr gut miteinander.

Ich bedanke mich bei allen Beteiligten, insbesondere bei Markus Heitz und Renate, und freue mich auf eine neue Runde im nächsten Jahr.

Zora Draebert

Ich finde die Idee sehr schön und dass Markus Heitz ein solche Projekt ermöglichen hat. Das einzige Problem, das ich hatte, wofür aber nur ich etwas konnte, war meine Vergesslichkeit und damit die Erstellung der Texte meist auf den letzten Drücker. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich das nächste Mal wieder mitmachen dürfte.

Johanna Föhlisch

Ich denke, dass ich dieses Jahr zufrieden mit meinem Anteil bin. Mir gefällt noch immer die Geschichte, die wir auf die Beine gestellt bekommen haben. Es war mir eine große Ehre, in meinem liebsten Genre zu schreiben und das auch noch mit Markus, der das alles erst verwirklichte. Die unglaublich vielseitige Umsetzung der Aufgabe erfreut mich sehr. Auch, dass wir dieses Jahr das erste Mal eine ISBN-Nummer organisiert haben, stellt für mich etwas so Besonderes dar. Dieses Jahr,

in dem so viel passiert ist, diese Geschichte verfasst zu haben, wird ein Erfolg für mich sein (den ich auf jeden Fall in meine ‚Erfolge dieses Jahr‘ – Spalte in meinem Kalender schreiben werde). Ebenso besonders war die, wenn auch nur kurze, Zusammenarbeit mit Pia. Ich danke dir sehr für die neuen Inspirationen und motivierenden Worte.

Vielen Dank an meine liebste Renate, die nach all den Jahren immer noch so geduldig und ruhig bleibt, wenn zwei Tage vor Abgabe mal wieder erst weniger als die Hälfte abgeben wurde.

Doch die größte Ehre war es für mich, mit meiner Schwester zusammenzuarbeiten, die Geschichte zu planen und gemeinsam das zu schreiben, was wir so gern haben. All diese Emotionen über die Schwesternschaft zu fühlen und sie dann auch noch in die Geschichte einzubetten, hat mir so viel Spaß gemacht und mir teilweise Tränen entlockt.

Abschließend kann ich festhalten, dass das Schreiben über Emotionen, der Motivation und Inspiration ein Auf und Ab war. Ich möchte dir, Nani, noch einmal dafür danken, dass wir diesen Traum, gemeinsam an einem großen Projekt zu schreiben, verwirklicht haben. Und nicht nur dafür, danke für einfach alles.

Danke, dass du du bist. Danke, dass du mir gezeigt hast, dass ich mutig bin. Danke, dass du mir immer wieder zeigst, dass es auf Glauben, Vertrauen und eine Prise Feenglanz ankommt.

Juliane Föhlisch

Wo soll ich nur anfangen? Endlich Fantasy! Als ich gehörte habe, dass wir dieses Jahr mit Markus Heitz, einem bekannten Fantasy-Autor zusammen schreiben, hätte ich vor Freude quietschen können. Fantasy ist eines, wenn nicht sogar mein allerliebstes Genre. Also bot sich dieses Jahr die perfekte Möglichkeit, eine komplexe Geschichte mit vielen Geheimnissen und Magie zu verfassen.

Die Idee von Markus mit den unbekanntem Ländern fand ich von Anfang an toll, und ich kann auch jetzt sagen, während ich noch beim Korrekturlesen bin, es sind so viele unterschiedliche, aber auch unglaublich kreative Geschichten entstanden. Was jeder Teilnehmer sich für seine Land ausgedacht hat, ist wirklich schön und so vielfältig. Von Elfen und Zwergen bis hin zu Zeitreisen und Hexen ist alles dabei. Meine Geschichte, von der ich Teile zusammen mit meiner Schwester verfasst habe, hat auch einiges an Magie zu bieten. Es hat so viel Spaß gemacht, sich die magischen Wesen, ihr Zuhause, ihre Fähigkeiten und ihre Geschichten auszudenken, dass ich mich bei meinen knapp 50 A4 Seiten schon zurückgehalten habe. Die Worte und Ideen sprudelten beim Schreiben einfach nur aus mir heraus.

Ich kann also nur sagen, dass ich sehr, sehr viel Freude beim Verfassen meiner

Geschichte hatte und dankbar bin, diese Gelegenheit, mit Markus Heitz zusammen zu schreiben, bekommen zu haben. Wie immer ein großes Danke an Renate für all ihre Mühe, Organisation und Erinnerungen an Abgabetermine.

Tim Gärtner

Auch wenn man so wie ich schon etwas länger mitschreibt, ist es natürlich noch mal etwas anderes, wenn man mit einem Autor zusammengearbeitet hat, der im eigenen Bücherregal einen so besonderen Platz einnimmt wie Markus Heitz. Im Gegensatz zum ersten Mal, als das der Fall war, bin ich diesmal wenigstens nicht vor lauter Heldenverehrung wie gelähmt gewesen. Wobei dieses Kribbeln, der Unglaube, als Herr Heitz dann tatsächlich bei uns saß, schon heftig war. Mit dem Autor eines Buches so zu sprechen, wie wir vor Jahren auf dem Schulhof über seine Bücher gesprochen haben, sich an die Spannung und Vorfreude zu erinnern und natürlich ein Autogramm abgreifen zu können war auf jeden Fall ein Höhepunkt des diesjährigen Storytauschs.

In der Umsetzung haben wir eine dezentrale Geschichte geschrieben, also jeder hat ein kleines Puzzleteil zum Gesamtwerk geschaffen. Während ich diese Zeilen hier schreibe, weiß ich noch nicht, wie Markus Heitz all diese Stückchen zu einem großen Mosaik zusammengenommen hat, aber ich bin auf jeden Fall sehr gespannt. Da ist sie wieder, die Vorfreude. Das Kribbeln der Aufregung. Selbst Teil dieser Gefühle zu sein, ist immer wieder toll. In diesem Jahr habe ich es einen Schritt weiter geschafft und noch mehr geschrieben, als es bisher Rekord gewesen war. Ich musste sogar einige Punkte aus meinem Plan streichen, als ich erkannte, dass ich mich meinem persönlichen Limit zu schnell näherte. Beim Gegenlesen meines Textes kam mir das Ende deswegen ein wenig ausgefranst vor. Aber damit habe ich etwas, woran ich nächstes Jahr arbeiten kann: kompakt bleiben.

Ein weiteres Experiment stellte der Versuch da, mit Mara Verbindungen zwischen unseren Kapiteln zu knüpfen. Haben Sie es bemerkt? Vielleicht kann man diese Versuche bei Gelegenheit vertiefen und weiter neu aufstellen.

Auch, dass wir diesmal alle an den Illustrationen mitgearbeitet haben, war neu. Ehrlich gesagt, bin ich mit dem Zeichenstift nicht einmal halb so selbstbewusst wie mit der Feder. Dennoch war diese neue Herausforderung spannend und es hat Spaß gemacht, mir beim täglichen S-Bahn fahren Gedanken über meine eigenen Ziele zu machen und darüber, was das Projekt wohl brauchen könnte.

Ich hoffe, allen Lesern gefällt unsere diesjährige Arbeit!

Neela Haus

Ich fand den Storytausch eine sehr andere und sehr kreative Art, eine Geschichte zu

schreiben. Dass alle Mitglieder bei einer Geschichte mitwirken, ist eine sehr besondere Art. Ich würde mich freuen, dasselbe noch einmal zu machen und mit anderen Autoren ein gemeinsames Buch zu kreieren. Was ich auch noch schön fand, war die Freiheit, die uns gelassen wurde.

Florian Jost

Ich mochte die Idee, Nachrichten an den Rat zu schicken und so Feedback von Markus zu bekommen und Input für die Geschichte zu bekommen.

Ich fand aber, dass so eine Fantasywelt vielleicht nicht ideal für so viele Mitschreiber war, weil dort viele Ideen zusammenkommen und ich beim Schreiben oft im Hinterkopf hatte, dass Kontinuitätsfehler aufkommen könnten, worauf ich persönlich etwas Wert lege. Ich mochte also die Geschichte und die kreative und gute Kommunikation mit Markus, fand aber, dass das gesamte Konzept für unsere große Gruppe sich für mich etwas utopisch anfühlt.

Paula Kelm

Das Konzept mit den verschiedenen Orten und der Karte fand ich super.

Es hat sehr viel Spaß gemacht, mit Markus Heitz zu schreiben.

Candy Krüger

Da dies mein erster Storytausch war, an dem ich aktiv teilgenommen habe, war das was ganz Neues und eine tolle Erfahrung.

Natürlich danke ich Renate dafür, dass sie das immer wieder möglich macht und Markus Heitz, dass er sich bereit erklärt hat, mit uns zu schreiben.

Ein Fantasy-Buch zu schreiben war eine super Erfahrung und hat viel Spaß gemacht, vor allem, weil man sich in eine andere Zeit versetzen musste und daraufhin seine Geschichte verfassen musste. Ich freue mich sehr darauf, beim nächsten Storytausch wieder teilzunehmen.

Josefine Meise

An dem diesjährigen Storytausch hat mich als Abenteuererseele besonders das Konzept mit der Erkundung unbekannter Länder gereizt. Dabei waren der eigenen Fantasie bei der Erschaffung der Figuren und der Handlung lediglich durch Markus Heitz' Aufforderungen und Impulse Grenzen gesetzt. Durch die Einarbeitung dieser in die Geschichte wurde man herausgefordert, entsprechend zu reagieren, was sich als gute Schreibübung erwies. Es hat wieder sehr viel Spaß gemacht, an dem Buch mitzuwirken.

Vivian Victoria Nestler

Jedes Jahr beginne ich das Feedback aufs Neue mit einem Blick auf das Konzept, was sich die letzten Jahre mehr als einmal geändert hat. Auch dieses Jahr hat Markus Heitz ein Konstrukt entworfen, was ich so nicht kannte und wieder etwas Neues war. Eine fortlaufende Geschichte ganz für uns im Fantasysetting, jedoch mit Einwüfen von ihm, die man beeinflussen konnte, je nachdem, was wir in unsere Berichte schrieben. Zuerst völlig begeistert von der Idee und fleißig am Notizen machen, die völlig aus dem Ruder gerieten, stellte ich jedoch schnell fest, dass ich etwas überfordert war. Ich konnte keine Geschichte bis zu einem bestimmten Punkt schreiben, pausieren und warten, weiterschreiben und dann wieder warten. Ich bin jemand, den packt es und dann schreibe ich so lange, bis ich nicht mehr kann und setze sobald es geht, weiter an. Also habe ich meine Geschichte möglichst detailliert in Stichpunkten skizziert, Berichte geschrieben, die Notizen immer angepasst und erst am Ende konnte ich loslegen, worunter leider unsere liebe Leiterin Renate leiden musste, da ich, auch aus anderen Gründen, die Deadline mal wieder nicht einhalten konnte. Die Einwüfe von Markus Heitz waren währenddessen bestimmt, aber nicht bestimmend, was ich super fand. Jedem blieb unglaublich viel Freiheit in seiner bzw. ihrer Geschichte, mit den Figuren, dem Aussehen des zugeeilten Landes und so weiter. Auch wenn ich sehr lange für die Planung und noch länger für die Umsetzung gebraucht habe, war es ein spannendes Abenteuer so zu schreiben und zu hören, was die anderen jeweils geplant hatten. Daher ein riesiges Dankeschön an Markus Heitz, der sich auf uns und unsere Ideen eingelassen hat und schon im ersten Kennenlernen vor Monaten sich als unglaublich sympathischer Mensch vorgestellt hatte. Aber natürlich auch Danke an Renate Zimmermann, die mir mehr als einmal in den Po treten musste.

Eddie Neumann

Mir hat das ganze Projekt sehr gefallen, vor allem, weil das Fantasy-Genre mein Lieblings-Genre ist. Da ich ja später erst dazu gekommen bin, musste ich meine Insel übernehmen, aber das hat mir nichts ausgemacht.

Die Zusammenarbeit mit Markus Heitz wirkte auf mich sehr eingeschlafen. Ich weiß nicht, wie es vor meiner Teilnahme war, aber ich kann mich nicht erinnern, überhaupt etwas von ihm gesehen oder gehört zu haben.

Vivienne Pabst

Ich war dieses Jahr zum ersten Mal beim Storytausch dabei und es war wirklich sehr spaßig. Ich liebte es, in den fantastischen Welten, die wir zusammen geschaffen haben, zu versinken und meine eigenen Entdeckungen beim Schreiben zu machen.

Vielen Dank an alle, die den Storytausch möglich gemacht haben, sowie Renate und Markus Heitz als unser weiser Rat! Ich freue mich sehr auf die nächsten Abenteuer, die wir gemeinsam erleben werden!

Charlotte Irmelin Piotrowski

Der Storytausch hat dieses, wie jedes Jahr, viel Spaß gemacht und mich vor neue Herausforderungen gestellt. Fantasy ist ein völlig neues Genre für mich zu schreiben, wenn man mal von den verworrenen Fantasiegeschichten der 7-jährigen Charlotte absieht. Allein deswegen war es eine spannende Sache für mich.

Mein Kapitel habe ich zusammen mit Luise geschrieben, was gut funktioniert hat und wieder eine praktische Erfahrung im Thema Ideenfindung, Kompromisse eingehen etc. war.

Darum freue ich mich, dass wir dieses Jahr mit Markus Heitz zusammengearbeitet haben und bin sehr darauf gespannt, wie unsere Geschichte bei den Lesern ankommt. Danke an alle Mitschreibenden, Markus und natürlich wieder an Renate, die uns wie jedes Jahr geduldig, aber bestimmt an die Abgabetermine erinnert hat. Ohne sie würde dieses Buch jetzt nicht so existieren.

Ich freu mich schon aufs nächste Jahr.

Paul Richter

Der Storytausch dieses Jahr war für mich in einem ungewohnten Genre, da Fantasy eigentlich gar nicht meins ist. Trotzdem fand ich die Aufgabe interessant und ich hatte sehr viel Freiheit beim Schreiben. Leider musste ich zwischendurch längere Zeit aussetzen, da das Schuljahr dieses Jahr bis in den Juli hinein ging und Ende August schon Abgabe war, sodass ich am Ferienbeginn Schwierigkeiten hatte, wieder in das Schreiben hineinzufinden. Das war aber ein privater Grund und nichts, was mit dem Konzept des Storytausches zu tun hat. Die kleinen Berichte, die alle zwei Monate gesendet werden mussten, haben mir geholfen, am Ball zu bleiben. Das Feedback des Storytauschautors hat mir geholfen, in neuen Richtungen weiterzudenken. Insgesamt hat der Storytausch mir trotz aller persönlicher Schwierigkeiten und Unsicherheiten gut gefallen.

Nathan Schidlowski

An sich finde ich, dass der Story-Tausch eine sehr gute Sache ist. Das Schreiben hat mir auch größtenteils Spaß gemacht, obwohl ich in dem Mittelalter-Thema nicht so richtig drin bin. Schön, dass man so eine Möglichkeit hat, auch wenn man selbst noch kein Autor ist, an sowas teilzuhaben. Meine Sache war, dass ich mit dem Mittelalter-Thema nicht so viel anfangen kann.

Julia Schwarz

Ich fand es sehr gut, diese Geschichte zu schreiben und ich fand auch die Idee gut. Mittendrin hatte ich eine kleine Schreibblockade, aber sonst ging es. Ich freue mich schon sehr auf das Buch.

Henriette Sitterlee

Die Erfahrung, in einer reinen Fantasywelt zu schreiben, hat mir Spaß gemacht. Auch seine eigene Geschichte zu kreieren war schön. Allerdings hat mir das Gemeinschaftsgefühl doch etwas gefehlt, da man schlussendlich ‚alleine‘ mit seiner Geschichte war.

Sophia Spahr

Der Storytausch hat mir auch dieses Jahr viel Freude bereitet. Markus Heitz hat sich für uns die tolle Herausforderung überlegt, einen imaginären Abstecher in völlig unterschiedliche Länder und Gegenden zu beschreiben. Dabei hatte ich die genaue Aufgabenstellung zwar eine Zeit lang missverstanden, nachdem die letzten offenen Fragen jedoch geklärt waren, hatte ich mit meinem diesjährigen Beitrag jede Menge Spaß. Ich freue mich, ein weiteres Mal mitgemacht zu haben!!

Bianca Sprotte

Mir persönlich hat die Konzeptidee sehr gefallen. Jeder Schreiberling konnte seiner Fantasie freien Lauf lassen und sein eigenes kleines Land erkunden. Markus Heitz hat zusätzlich die Geschehnisse in der Geschichte manchmal in eine unerwartete Richtung gelenkt und das fand ich ehrlich großartig. Ich bedanke mich vielmals bei Markus Heitz für seine tolle Unterstützung und natürlich auch Renate Zimmermann, die dieses wundervolle Projekt überhaupt ins Leben gerufen hat.

Andreas Stange

War schön, dass es mal wieder Fantasy war und ich mitschreiben konnte. Und dass meine Geschichte von Mio endlich fortgesetzt wurde, ist wohl dem Storytausch zu verdanken, weil er die ideale Plattform geboten hat.

Novalee Steinig

Ich persönlich habe das Storytauschprojekt sehr genossen. Es war eine unfassbar kreative Zeit, die mich an einigen Punkten sehr an meine Grenzen gebracht hat. Ich würde jedem empfehlen, beim Storytausch mitzuschreiben. Es macht sehr viel Spaß und man findet neue Freunde dadurch.

Kludia Szatmari

Der Storytausch hat mir dieses Jahr etwas mehr Schwierigkeiten bereitet, obwohl ich dachte, dass mir das Genre Fantasy, welches mein Lieblingsgenre ist, am leichtesten fallen wird. Aber wenn man eine zu große Idee im Kopf hat, ist das sehr viel schwerer als gedacht. Man ist überwältigt von ihr und findet schwer Hand und Fuß. Aber am Ende habe ich sie recht gut umgesetzt bekommen, nachdem ich sie mit Hilfe von Mitschreibern umdisponiert habe. Grüße gehen raus an Jule.

Ansonsten fand ich die Anfangsphase mit den Berichten auch sehr interessant, da es mal etwas anderes war und wir somit gezwungen waren, uns schon früher mit unserer Geschichte auseinanderzusetzen.

Ich bin sehr gespannt, wie die anderen jedes einzelne Land beschreiben und was für Geschichten dabei rauskommen.

Pia Vahl

Es ist jedes Jahr wieder eine aufregende Erfahrung, am Storytausch mitzuwirken. Auch dieses Jahr kam mit dem Schwerpunkt auf Fantasy etwas Neues dazu, was mir unglaublich viel Spaß gemacht hat.

Dafür müssen wir vor allem Renate danken, die sich jedes Jahr wieder dafür einsetzt, einen neuen Autor mit ins Boot zu holen und unsere verspäteten Abgaben der Texte erträgt. Danke auch dieses für die großartige Erfahrung!

Mara Helena Weinkauff

Ich bin jetzt zum zweiten Mal dabei gewesen. Dennoch war es das erste Mal, dass ich eine Geschichte (innerhalb einer gemeinsamen Welt) unabhängig von den anderen schreiben sollte. Besonders dankbar bin ich für die Möglichkeit, dass wir bei der Gestaltung der Welt mithelfen konnten, indem wir die Länder, Inseln und so weiter selbst erkundeten. Auf jeden Fall hat es mir wieder großen Spaß gemacht.

FEEDBACK SCHREIBWERKSTATT STORYTAUSCH 2022/23

Markus Heitz, Herbst 2023

Die Parameter:

- eine Fantasygeschichte
- eine leere Landkarte mit Länderumrissen: die unbekannt Lande
- Die jungen AutorInnen können aus einem Pool Figuren ziehen, um die sich ihre Story dreht, oder selbst eine ausdenken
- Grundansatz: Die Figuren ziehen im Auftrag eines Rates in die unbekannt Lande, um sie zu ergründen. Die jeweiligen Länder auf der Karte werden gelöst.
- Danach beschreiben die AutorInnen die Abenteuer der Figuren in diesen Ländern, die sie selbst grob entwerfen sollen. Dabei ist alles möglich.
- Zwischendurch erreicht sie ein Bote des Rates, der ihnen einen Auftrag mitten im Erforschen erteilt, um einen neuen Impuls zu geben: Ausschau halten nach xxx oder ähnliches.
- Der Impuls kann ignoriert oder eingebaut werden.
- Am Ende kehren sie zum Rat zurück und erstatten Bericht – oder vielleicht sterben sie auch unterwegs? Oder bleiben dort und kehren nie zurück?

Das Konzept bot den Vorteil:

- erzählendes Abenteuer
- Weltenentwurf mit Ausmalen/ gestalten der Landkarte je nach Können
- Impulse von außen, um Improvisation zu üben

Mein Anteil:

- setzte den Rahmen (Backstory, leere Landkarte)
- schickte über das Jahr individuelle Impulse an die TeilnehmerInnen, passend zu deren Geschichte, als Anweisungen des Rates

Der Verlauf:

Der Kontakt und die Organisation via Projekt- und Schreibwerkstattleiterin Renate Zimmermann lief ausgezeichnet und schnell. Es gab keinerlei Zeitverluste oder Kommunikationsschwierigkeiten. Danke dafür. :)

Beim Kennenlernetreffen mit den Jugendlichen kamen sofort detaillierte Rückfragen zum Konzept, zu Volkesland selbst, dessen Zusammensetzung etc., woran deutlich ablesbar war, dass Interesse am Projekt gegeben war.

In den Folgemonaten gab es regelmäßig Berichte der ForscherInnen und im Gegenzug Impulse von mir durch den Rat, um die SchreiberInnen zu lotsen oder sie auf andere Ideen zu bringen.

Bei den Berichten war mitunter starkes Gefälle zu erkennen, sowohl im Umfang (knappe unausformulierte Stichworte, wenige handschriftliche Sätze, seitenweise Handlung mit dramatischer Handlung) als auch in der Sprache (Umgangssprache, gute Formulierungen mit Umgangssprache, fast druckreif).

Ebenso erwähnenswert: Während manche sich auf die Erkundung und Beschreibung der zu ergründenden Länder/ Inseln/ Fluss/ unterirdisches Reich beschränkten, fuhren andere komplette Handlungen auf, die durchaus Seriencharakter entwickelten. Die Erkundung des Neuen geriet dabei mitunter in den Hintergrund.

Genau das ist aber der Vorteil des Konzepts: Die Jugendlichen wählten ihre Schwerpunkte selbst, was wiederum für mich spannend und abwechslungsreich beim Lesen machte. Bestimmte bekannte Motive kehrten bei einigen Berichten übergreifend wieder, in denen sich Popkultur, gesehene Serien und gelesene Bücher spiegelten.

Wiederum andere Berichte entwickelten eigene, hochkomplexe Lebens- und Sozialsysteme in den unbekanntem Ländern, die ausführlich beschrieben wurden. Einige ausgesandte Abenteurer griffen in diese Vorgänge ein.

Umso überraschter war ich, als die letzten Abschlusstexte eingingen. Auch hier herrschte große Vielfalt, von sechs Seiten bis über vierzig und mehr.

Auch dabei schwankten die Texte zwischen einfachen Erkundungsberichten bis zu hochdramatischen, seriell gedachten Handlungen, die einiges an Drama aufzubieten hatten.

In einigen Fällen würde ich etwas mehr Übung und Handwerk empfehlen, und dann steht einem größeren Projekt nichts im Weg.

FAZIT:

Das erkennbare Interesse, die ausführlichen Abschlusstexte, die mitunter sehr detaillierten Beschreibungen der Fremde (Landschaft, Bewohner, Sozialsysteme) und die ersonnenen Abenteuer zeugten von großer Vorstellungskraft und stellenweise überbordender Schreibfreude – und das machte mich wiederum sehr glücklich.

Alle Jugendlichen haben je nach individueller Möglichkeit und Machbarkeit abgeliefert, und das ist das Beste daran.

Auf diese Weise entstand eine einmalige Fantasywelt, ersonnen durch viele Köpfe, in denen sich bereits großartige Abenteuer abgespielt haben.

Wer weiß – vielleicht entstehen nach Abschluss des Projekts noch weitere?